9-7-
940 Rat
K 15 s
v 6-10
K35-12

Frankreich.

I.

Frankreich, das Land der Hofscandale par excellence. — Woher es kommt, daß die Franzosen entsitteter sind als andere Nationen, hauptsächlich der ursprünglich deutsche Stamm, die Franken. — Die Merovinger. — Die beiden weiblichen Ungeheuer, Brunehilde und Fredegonde. — Carl Martel. — Die Carolinger. — Charlemagne und seine Töchter. — Kunigunde und Eginhard. — Hildegarde. — Günther von Hohenstauffen. — Baron Menzin. — Ludwig der Einfältige. — Hermengarde und die Söhne Ludwig's des Frommen. — Pipin und Lothar. — Judith.

Wenn irgend ein Land einen Ruhm darein setzen darf, in irgend einer Beziehung das erste zu sein, so ist es Frankreich für Galanterie seit ewigen Zeiten gewesen. Worin liegt dies? Im Klima, im Genius des Volkes oder in den Verhältnissen, die zusammengewirkt haben, daß das französische Volk seit jeher in der Galanterie und den aus derselben folgenden Scandalen den ersten Platz eingenom-

366437

men hat. Ich will nicht behaupten, daß in Frankreich das Laster in größerer Ausdehnung geherrscht habe, als in Italien, namentlich in Rom und zumal am päpstlichen Hofe, es war aber in einer solchen Permanenz, daß es keine Periode der Geschichte giebt, wo keine großartigen Scandale vorgefallen waren. Am sonderbarsten ist es aber, daß die Immoralität in Frankreich weder von den Ureinwohnern, noch von solchen Nationen eingebürgert wurde, dessen Ursprung in Ländern zu suchen ist, von welchen Lord Byron sagt: „the climate is sultry", sondern von einem deutschen Volksstamme, den Franken.

Es ist nur zu gewiß, daß die alten Gallier in Bezug auf Sittlichkeit viel strenger auf Moralität hielten, als irgend ein anderes Volk, daß sich diese Sittenreinheit sogar später, nach der Invasion und Besitznahme Galliens durch die Römer, aufrecht erhielt, daß sich die Sittenlosigkeit weder in jenen Landestheilen, wo die Ureinwohner von überwiegendem Einfluß blieben, wie in der Bretagne, noch in jenen Provinzen, wo griechische und lateinische Colonien den Ton angeben, wie in der Provence, in Süd-Frankreich, in der Gegend von Marseille u. s. w., sondern, wo die erobernde Race im Uebergewicht war, namentlich in der Isle de France, in Burgund und hauptsächlich in Paris am schnellsten und dauerhaftesten verbreitete. Dies ist ein so unlösliches in der Culturgeschichte der Welt vorkommendes Phänomen, wie wir kein ähnliches anderwärts finden und dieses Problem wartet noch immer auf seinen Oedipus, der es einst lösen soll.

Ich will keine weiteren Worte über diesen Gegenstand verlieren, sondern gehe gleich auf die Könige der ersten Dynastie, auf die Merovinger, über, deren Gründer, eigentlich nicht Meroveus selber, sondern sein Großvater Pharamond gewesen, obschon es Historiker giebt, die behaupten, Meroveus stammte nicht von Pharamond, sondern von Theodemer ab. Meroveus hat jedoch der Dynastie, die im fünften Jahrhundert in Frankreich zu herrschen begonnen und, o Wunder! trotz der großartigsten Sittenlosigkeit sich vier volle Jahrhunderte halten konnte, den Namen gegeben, weil er das Reich noch mehr ausgedehnt hatte, als seine Vorfahren es gethan. In diesen vier Jahrhunderten zählt das franco-gallische Reich 28 Könige, so daß auf ein Jahrhundert 7 Könige fallen, von welchen manchmal vier zu derselben Zeit in dem getheilten Reiche regiert haben. Von diesen Menschen läßt sich wirklich sagen, sie haben von Gottes Gnaden regiert, denn es gehört eine wahrhafte Gnade Gottes dazu, die es gestattet hat, daß Ungeheuer, gleich den Königen aus dem Merovingischen Stamme, auch nur so lange regiert haben.

Ohne mich bei den ersten Königen dieser Dynastie (Pharamond, Clodion, Meroveus, Childeric I., Clodwig I., Theodor, Clodomir, Childebert, Clothar I. und Caribert) aufzuhalten, gehe ich gleich auf die Periode über, in welcher zwei weibliche Scheusale sich für ewige Zeiten einen herostratischen Ruf gesichert hatten. Ich meine die beiden Harpyen: Brunehilde und Fredegonde, wie sie die Weltgeschichte als solche verzeichnet. Es war die traurigste

Epoche Frankreichs in der alten Zeit, wo Bürgerkriege das Land zerrissen, wo die Menschen zufolge der Laune zweier böser Weiber nicht nur zu Tausenden, sondern zu Millionen sich gegenseitig abschlachteten, wo Hungersnoth und Pest den Rest der Bevölkerung beinahe ganz aufrieben, so daß Frankreich kaum den dritten Theil jener Bevölkerung zählte, den es gezählt, ehe Caribert, Gontran, der König von Orleans und Burgund, Siegbert I., König von Metz, und Chilperic, König von Soissons, geherrscht hatten. Es war wie in Süd- und Central-Amerika nach der Eroberung unter den Spaniern.

Daß Brunehilde und Fredegonde jedes Schamgefühl von sich warfen, und ein Leben führten, wie es weder Agrippina, noch Messalina und die anderen berüchtigten Weiber des kaiserlichen Roms gethan, wäre noch vielleicht durch de Sade'sche und einem wüsten Lebenswandel das Wort führende Aftergründe zu bemänteln, daß sie aber in den Eingeweiden ihres Landes wütheten, daß sie es mit Feuer und Stahl verheerten, daß sie gegen ihre Gegner die grausamsten Foltern und Martern ersannen, daß sie das Land zu Grunde richteten, um gegen einander die Oberhand zu erhalten, dies waren Verbrechen, deren sich nicht einmal die vorhin erwähnten beiden römischen Furien in dem Maße schuldig machten, wie Brunehilde und Fredegonde, und es bleibt nur zu entscheiden, welches der beiden Weiber das andere an Schlechtigkeit übertraf und das eigene Volk unglücklicher und elender machte.

Daß sich Brunehilde und Fredegonde in cynischster

Weise im Unflat der sinnlichen und hauptsächlich geschlechtlichen Wollust wälzten, weiß Jedermann, der die Geschichte Frankreichs nur einigermaßen kennt, daß sie es waren, die die Parasitenlaster zu dem Hauptlaster erfunden und eingebürgert, wird wohl auch Vielen, die die Geschichte Frankreichs studirt, bekannt sein, doch aus was diese Parasitenlaster bestanden, dies hat nur ein Geschichtsschreiber zusammengefaßt und in einem Manuscripte der Welt hinterlassen. Es war ein Mönch, der Vertraute Fredegonde's, Namens Egbert Rollo. Dieses Manuscript befindet sich noch heutigen Tages in der Privatbibliothek der Familie Montalembert, welche ihren Ursprung bis auf diese Zeit zurückleitet.

Es wäre für einen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts, trotz der Emancipation der Presse unter der Censur, etwas gewagt, wenn er, das soeben von mir erwähnte Manuscript als Quelle benutzend, die Laster, denen diese beiden Weiber gefröhnt, mit Teniers'schem oder Mieris'schem Pinsel malte, ich darf demnach diese nur andeuten, indem ich sage, daß sie Mord und das bei lebendem Leibe Seciren ihrer Feinde nicht aus Rache, sondern aus Wollust übten, daß sie sich in Menschenblut und anderen menschlichen Säften in wörtlichem Sinne badeten, daß sie alles Das ersonnen hatten, was der oben erwähnte Marquis de Sade in seinem berüchtigten Buche „Justine und Juliette", als ein Produkt seiner eigenen ausschweifenden Phantasie ausgiebt. Brunehilde hatte erst in vorgerückterem Alter ein Studium aus den geschlechtlichen Aus-

schweifungen gemacht, während Fredegonde schon im zartesten Kindesalter ihre Studien begonnen hatte. Die Erstere war sogar in mancher Beziehung eine Schülerin der Letzteren und beneidete diese darum, weil sie die geschlechtlichen Ausschweifungen seit früher her kannte, deshalb trachtete sie auch in späteren Jahren nachzuholen, was sie in ihrer Kindheit versäumt. Von diesen Weibern läßt sich dasselbe sagen, was Menzel von Ferdinand II., römisch-deutschem Kaiser, sagt: „sie haben gleich Hyänen in den Leichnamen gewühlt.“ Brunehilde ließ zwei ihrer Schwestern aus Eifersucht tödten und ihre drei Brüder ebenfalls, weil die letzteren sich geweigert hatten, sich ihren Wüstlingsbegierden willfährig zu zeigen. Sie war ein so entmenschtes Ungeheuer, daß sie Kinder mit eigener Hand erdolchte und gleich einem Vampyr das Blut aussog, weil sie glaubte, das Blut dieser unschuldigen Geschöpfe würde sie verjüngen. Selbst in ihrem hohen Alter, denn sie starb in ihrem 80. Lebensalter gewaltsamen Todes, brüstete sie sich damit, sie habe die Jugend durch Kunst an ihren Körper gefesselt. Der Tod und die Martern, die sie durch Theodor zu erleiden hatte, der sie drei Tage hindurch foltern ließ, war nur eine schwache Sühne für alle von ihr begangenen Verbrechen und als man sie dadurch hinrichtete, daß man sie mit einem Arme an den Schweif eines wilden Pferdes band, erbat sie sich die einzige Gnade, daß man sie nicht gekleidet, sondern nackt durch die Straßen schleifen lasse.

Fredegonde war eine energischere Frau und soll auch mehr Geist besessen haben, als Brunehilde, doch welkte sie

viel früher dahin, als ihre Nebenbuhlerin und sie mußte künstliche Reizmittel, namentlich Brennen mit glühendem Stahl, anwenden lassen, da sogar Geißelhiebe nicht mehr fruchteten, um noch etwas Wollust genießen zu können.

Wie ich oben erwähnt, lassen sich die Ausschweifungen, denen sich diese beiden Weiber hingaben, eben so wenig beschreiben, wie die Mordthaten herzählen, die sie eigenhändig begangen, deshalb mache ich lieber einen Punkt und einen Gedankenstrich und stelle es meinen Lesern frei, sich das Schrecklichste, was ihre Phantasie schaffen kann, zu ersinnen.

Unter den folgenden Königen: Clothar II., Dagobert I., Clodwig II., König von Neustrien, und Siegbert II., König von Austrasien, ihren Nachfolgern Clothar III., Childeric II., Dagobert III., Chilperic II., Theodor IV. und Childeric III. wurde alles das, was unter ihren Vorgängern in die Mode gekommen war, fortgesetzt. Diese Könige glichen den römischen Kaisern Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Domitian, Commodus und jenen des 3. Jahrhunderts nach Christi Geburt, außer Diocletian, Aurelian und Septimius Severus. Sie waren in eben dem Maße feig wie grausam und solche Wüstlinge, die das Geschlecht der Merovinger auf die niederste Stufe der Männlichkeit herunterbrachten, so daß es kein Wunder ist, wie es aussterben mußte, sondern vielmehr, daß sie sich auch nur so lange halten konnten.

Es war eine große Wohlthat für Frankreich, als ein energischer Mann, Carl Martel — oder der Hammer —

die Zügel der Regierung mit eiserner Faust packte, nachdem er die Saracenen bei Avignon schlug, welche Stadt er in Sturm eroberte, dann auch Narbonne einnahm und die Provence bis nach Marseille vom Feinde säuberte. Es ist nicht zu wundern, daß dieser große Mann und Held die rechtmäßige Dynastie absetzte und sich zum König ausrufen ließ, dies war eine sehr verdienstliche Handlung, denn wenn sich diese Dynastie nur noch auf ein Jahrhundert fortpflanzte, so wäre es um Frankreich für ewige Zeiten geschehen, es würde von den Feinden dieses Reichs, den Avaren, Saracenen und Sachsen, zerstückelt worden sein. Carl Martel folgte dem Beispiele seiner Vorgänger aus der Merovingischen Dynastie, indem er das Reich zwischen seinen beiden Söhnen, Charlemagne und Pipin, theilte, welche Theilung aber nach seinem Tode bald wieder aufhörte, da der Erstere, der Regierung überdrüssig, seinen Antheil dem Bruder überließ, der dann die Carolingische Dynastie gründete, nachdem er den Letzten der Merovinger, Childeric III., als einen zur Regierung ganz untauglichen Menschen, den eine schwache Fraction der Franzosen zum König ausgerufen hatte, in ein Kloster sperren ließ, in dem diese elende Dynastie endlich erlosch.

Da dieses Buch keine Weltgeschichte ist, sondern sich nur auf Scandale der europäischen Höfe bezieht, so übergehe ich Pipin den Kurzen, den Vater Charlemagne's oder, wie man ihn in Deutschland nennt, Carl's des Großen, und halte an einer Epoche aus dem Leben des Letzteren.

Die Episode, von welcher ich sprechen will, ist eine

sehr bekannte, sie hat sogar Auber zu einem Sujet seiner Oper „Der Schnee" gedient. Ich bin überzeugt, meine Leser werden es errathen, daß ich hier von der unternehmenden Tochter Carl's des Großen, Kunigunde, und von seinem Geheimschreiber, Eginhard, sprechen will. Die Weltgeschichte hat jedoch bei Erwähnung dieser Facta Etwas vergessen oder geflissentlich beseitigt, was der Sache eine pikantere Beleuchtung giebt. Als sich Kunigunde in Eginhard verliebte und ihn auf ihrem Rücken durch den Hof schleppte, war der Letztere bereits mit einer anderen Frau verheirathet und Vater zweier Kinder. Prinzessin Kunigunde kümmerte sich jedoch nicht viel darum, sie gab der Stimme des geschlechtlichen Triebes Gehör und war eigentlich die Erste, die den Liebesroman anzuspinnen begonnen hatte. Eginhard war ein schüchterner und furchtsamer Mensch, vor einem solchen Manne, wie der Besieger der Saracenen, Avaren und Wittekind's hatte er wohl Ursache zu zittern. Carl hatte unter den Sachsen ziemlich viel Grausamkeiten verübt, er ließ ganze Ortschaften mit allen in denselben befindlichen Einwohnern verbrennen, die avarischen Kriegsgefangenen zu Dutzenden abschlachten, mit einem Worte, er war eben nicht jener großmüthige Löwe, wie man ihn allgemein beschreibt, sondern hatte auch seine Dosis Barbarei an sich, wie die meisten Helden der damaligen Zeit. Kunigunde hingegen mußte sich an den nächsten Besten halten, um die Folgen eines vorhergehenden Fehltrittes zu verwischen.

In einem Buche, welches ich zu Paris in der Gegend

des Pontneuf von einem Antiquarbuchhändler gekauft, der es nicht im Entferntesten ahnte, welchen Schatz er daran besaß, wird behauptet, Charlemagne selber gehörte zu jener Gattung Väter, wie das Alterthum mehre aufzuweisen hat, unter welche auch Jupiter und andere Götter des Olympes, ebenso auch Lot und eine Menge der Patriarchen gehören, die dem Principe des Naturrechts gemäß, wo es heißt: es gäbe keine von dem Naturrechte anerkannten verbotenen Blutsverwandtschaftsgrade, handelten, indem sie Liebe in den Armen ihrer Mütter, Töchter oder Schwestern genossen, mit einem Worte, Charlemagne war nicht zu scrupulös, und nachdem er mit seinen beiden ältesten Töchtern in Liebe geschwelgt, so kam auch später die Reihe an Kunigunde, die hübscheste unter allen, und die Folgen fingen an sich bei ihr einzustellen. Dies war nun eine fatale Lage und zwar um so mehr, weil, wenn sich auch unter den Großen des fränkischen Reichs oder unter den fremden Prinzen Einer gefunden hätte, der Kunigunde Willens gewesen wäre, als Tochter des mächtigsten Monarchen der damaligen Zeit, zu heirathen, so würde ein solcher eine ganz sonderbare Grimasse gemacht haben, wenn er auf die Entdeckung gekommen wäre, er habe bei ihr kein Röschen gepflückt. Solche tolerante Ehemänner, wie später der Marquis von Montespan und auch andere, gab es zu jener Zeit noch nicht, so wie auch die Loyalität sich nicht weiter, als auf das Schlachtfeld, doch eben nicht auf das Ehebett ausdehnte, zudem war Charlemagne der dritte einer neubackenen Dynastie, er mußte also, mehr

als die Merovinger es gethan hatten, dafür Sorge tragen, daß er seine Popularität nicht einbüßte. Aus allem diesen ist es leicht zu erklären, wie es kam, daß der alte Herr sowohl gegen Eginhard, wie auch gegen Kunigunde nachsichtig sein mußte. Das Schwierigste war, eine Scheidung des Ersteren von seiner Gattin ohne genügende Gründe anführen zu können, und Charlemagne war zu gutherzig, als daß er zu jenem desperaten Mittel gerathen hätte, zu welchem schon mancher Ehemann gegriffen, um sich seiner Gattin zu entledigen, nämlich sie zu ermorden. Scheidungen gehörten übrigens auch noch nicht zu den Seltenheiten, zumal wenn der Mann auf eine solche drang. Eginhard aber liebte seine Gattin, es mußten ihm also Daumschrauben angelegt werden. Zu einer Untreue läßt sich ein Mann nicht gar so schwer verführen und nach gepflogener Schäferstunde wurde Kunigunde gewahr, wie der Himmel ihr in doppelter Weise zur Hilfe gekommen, erstens dadurch, daß er ihr einen guten Gedanken eingab, zweitens, daß er ihr einen Schneefall zu Diensten stellte, auf den sie und ihr Vater lange gerechnet hatten.

Die gewöhnlich angenommene Sage ist, daß Charlemagne, von Zipperlein geplagt, sein Bett verließ und sich an's Fenster setzte, von wo er Zeuge der Parodie des Aeneas, ausgeführt von seinem jüngsten Töchterlein, war. Ich weiß nicht, wie es einem Menschen, zumal im Winter, einfallen kann, sich an's Fenster zu setzen, wenn ihn die Gicht plagt? Bei Charlemagne scheint es doch so gewesen zu sein. Noch sonderbarer ist's, daß diese Scene auch von

zwei anderen Cavalieren, dem Baron Menzin und dem Stallmeister Udro, belauscht wurde. Wie kamen diese Herren gerade in diesem Augenblick dahin? Durch Zufall? Das von mir angeführte Buch, unter dem Titel: „Confessions d'Eginhard, Chancelier de Charlemagne", behauptet geradezu, diese beiden Herren seien vom Kaiser dahin gestellt worden, damit sie Eginhard in die Falle bringen. Am nächsten Tage ließ der Kaiser ihn zu sich bescheiden, und fuhr ihn in einer Weise an, daß der arme Eginhard auf's Schlimmste gefaßt sein mußte, er wurde sogar in's Gefängniß geworfen, von wo er nur auf das inständige Flehen seiner Mitschuldigen, Kunigunde, entlassen ward, nachdem er versprochen, er wolle sich von seiner Gattin scheiden lassen, was denn auch geschah, worauf er Kunigunde als Gattin heimführte. In dem Buche wird auch erwähnt, wie die junge Dame viel von einem Drachen an sich hatte, so daß Eginhard sich über eheliches Glück nicht prahlen durfte.

Ein solcher Lüstling, wie Charlemagne — wiewohl diese Eigenschaft bei ihm von anderen Historikern nicht hervorgehoben wird — muß selber darauf gefaßt sein, daß ihm von einem Weibe in ähnlicher Münze gezahlt wird, wie er es bei anderen Ehemännern machte. Und gerade diejenige seiner Gattinnen, die dem Thronfolger das Leben gab, war es, die ihn mit Hörnern schmückte. Hildegarde war sehr eifersüchtig und rachgierig, und als sie wahrnahm, wie sie von ihrem Gatten betrogen wurde, klagte sie ihre Noth dem Bischofe von Torrent, der ihr

einen Rath gab, wie man ihn nur von Pfaffen erwarten kann, nämlich den, Repressalien an ihrem Manne zu üben und zwar mit einem seiner Feinde. Ein solcher war Günther von Hohenstauffen, ein schwäbischer Raubritter, der an den Hof Charlemagne's gekommen war, um sich vor ihm gegen die Anschuldigung, er habe einen kaiserlichen Convoi geplündert, zu vertheidigen. Günther war ein stattlicher bildschöner Mann, er gefiel Hildegarde so gut, daß sie ihn durch ihre Blicke aufmunterte und das Verhältniß zwischen ihr und ihm war ein ausgesprochen unplatonisches. Später, nachdem sich Günther von den gegen ihn erhobenen Klagen gereinigt, reiste er nach der Schweiz und auf die Gunst, in welcher er bei der Kaiserin stand, pochend, begann er neuerdings seine Raubzüge, bis er vom Ritter Menzin, den der Kaiser ausgesandt, um dem Unwesen der Raubritter ein Ende zu machen, geschlagen wurde, er gerieth in Gefangenschaft, Menzin ließ ihm einen Stein um den Hals binden und in die Limmath werfen, ehe dies geschah, rief Günther seinem Feinde zu: „Warte, dies wird Dir mein Sohn, wenn er Deines Kaisers Thron besteigt, mit Wucher bezahlen." Menzin verstand den Sinn dieser Worte nicht, doch hielt er es für seine Pflicht, sie dem Kaiser zu berichten. Charlemagne erröthete vor Zorn und verbot Menzin bei Androhung seines Zornes, darüber vor wem immer zu sprechen und diese Worte zu wiederholen. Die Kaiserin Hildegarde reiste nach Köln, einen schon damals bedeutenden Wallfahrtsort, wo sie sechs Monate blieb, um Buße zu üben, in Wirklichkeit

aber, um einem Kinde das Leben zu geben, das auch später den Thron Charlemagne's bestieg.

Von den vielen Bastardsöhnen Charlemagne's erwähnt nicht nur die Geschichte, sondern es sind auch unzählige Gedichte, sogar Epopeen, auf dieselben gemacht worden, wie namentlich auf Roland und Rinald, von denen der Erstere, als er die Avantgarde Charlemagne's über die Pyrenäen führte, um die Saracenen zu züchtigen, von diesen in der Schlacht von Roncesvalles angegriffen und getödtet wurde. Dieser Roland war es, der Ariosto zum Helden seines prachtvollen Gedichtes gedient hat. Ein anderer der Bastarde Charlemagne's, Azzo, wurde von Hüon, Grafen von Guyenne, in ritterlichem Zweikampf getödtet und dieses diente hinwieder Ch. M. Wieland als Sujet seines zauberisch schönen Heldengedichtes „Oberon".

Charlemagne wußte es sehr gut, daß seine Gattin Hildegarde ihn hintergangen, doch um einen Scandal zu vermeiden und damit es ja Niemand bezweifle, Ludwig sei sein Sohn, setzte er gerade ihn zum Thronfolger ein und wandte Alles an, damit dieser ihm gleiche und er ihm seine Tugenden eben so vererbe, wie seine Macht und seine Besitzungen.

Der große Geist Charlemagne's lebte in diesem Könige nicht mehr, er war mehr schwäch und feig als fromm, wie man ihn nannte, er verzieh jede Beleidigung schnell, doch an seiner Statt regierten die Höflinge und Barone, so daß er bald eine untergeordnete Rolle unter ihnen spielte und zum Spielball seiner eigenen Söhne wurde,

die ihn auf's Schändlichste behandelten, so wie ihn auch seine Gattin Hermengarde in jeder Weise betrog und peinigte. Sie war es, die die Söhne gegen den Vater hetzte. Sie betrieb diese Wühlereien mit noch größerem Feuer, als sie wahrnahm, daß ihre Tage gezählt waren und sie es aus den Gesichtern der Aerzte und jenen aus ihrer Umgebung herausfand, daß keine Rettung für sie vorhanden sei; da ließ sie ihre Söhne Pipin und Lothar schwören, daß sie es niemals gestatten werden, daß Ludwig wieder heirathe. Der jüngste Sohn Ludwig's des Frommen, der Prinz Ludwig, war es nur, der sich ausdrücklich weigerte, an dieser Verschwörung Theil zu nehmen, er entdeckte auch seinem Vater Alles, was er bis dahin erfahren, so daß dieser sich im Geheimen rüsten und Maßregeln treffen konnte, um die schändliche Verschwörung zu Wasser zu machen, was denn auch geschah.

Unter den drei Söhnen Ludwig's des Frommen, oder, wie ihn Viele nennen, des Einfältigen, war Pipin der grausamste, Lothar hingegen der ränkesüchtigste. Nach dem Tode Hermengarde's hatte der Vater mehre Liebschaften und einige Kinder gezeugt, ehe er sich in seine zweite Gattin, Judith, eine sehr schöne und tugendhafte Dame, verliebte, die ihm einen Sohn, Carl, gebar, dem sein Vater einen dem der übrigen Söhne gleichen Antheil von seinen Besitzungen überlassen wollte. Dagegen empörten sich nun Pipin und Lothar, dieser Letztere bewog die Officiere und Soldaten seines Vaters zum Abfall, so daß Ludwig nur noch einen schwachen Anhang hatte und er sich sammt

Gattin und Sohn seinen ältesten Söhnen ergab. Pipin ließ Judith und ihren Sohn Carl in das Kloster St. Radegonde sperren, Lothar aber benutzte die Abwesenheit des älteren Bruders, um sich mit seinem Vater dahin zu vereinigen, daß Pipin aus der Erbschaft geschlossen werde. Da Ludwig es einzusehen anfing, welche zweideutige Rolle Lothar spielte, kehrte er sich gegen ihn und entkam durch Hilfe des Mönchs Gombalt aus dem Gewahrsam, doch nur auf kurze Zeit, denn Lothar bewältigte ihn und ließ ihn nochmals einsperren, so daß der Familienscandal erst mit dem Tode Ludwig's des Frommen endete.

II.

Der Baron Menzin und die Königin Hermengarde. — Carl I., der Kahle. — Seine Großmuth gegen Menzin. — Wie er später aus einem guten König ein schlimmer König wird. — Die Manuscripte und ein Incunabulabuch als historische Quellen. — Der Ursprung der Familie der jetzt herrschenden Dynastie von Oesterreich in Frankreich zu suchen. — Boson und seine Gattin Hermengarde. — König Otto. — Carl IV., der Einfältige. — Hagamon und Ogiva. — Hugo der Große. — Lothar. — Lothringen wird mit Frankreich einverleibt. — Hugo Capet's erstes Auftreten unter Lothar.

Im vorhergehenden Abschnitte habe ich des Barons Menzin erwähnt, der den Geliebten der Kaiserin Hildegarde, Günther von Hohenstauffen, im Limmathflusse ertränken ließ. Die Worte, die ihm der Verurtheilte zugerufen und das Verbot des Kaisers, über diese Sache zu sprechen, zeugten ihm nur zu deutlich, daß er vom Nachfolger Charlemagne's, Ludwig, wenn ihm seine Mutter das wahre Geheimniß seiner Geburt entdeckte, nur Böses zu erwarten haben würde, demnach hielt er es für räthlicher, sich vom Hofe zurückzuziehen. Unterdessen geschah nichts, was Menzin hätte Angst einflößen können, so daß

er die ausgestoßenen Worte Günther's von Hohenstauffen für eitle Prahlerei hielt und sich bei der nächsten Gelegenheit in's Lager Ludwig's begab und namentlich mit seinen beiden älteren Söhnen, Pipin und Lothar, sehr vertraut wurde, wo er sich mit ihnen wider ihren Vater verschwor, so daß er an den blutigen Fehden ebenso, wie an dem Zerwürfniß in der Familie nicht wenig schuld trug und obschon über die Jahre hinaus, wo man noch auf galante Abenteuer ausgeht, entspann sich doch zwischen Hermengarde und ihm ein sonderbares Verhältniß, welches man heutzutage ein platonisches nennen könnte. Sie war durch langes Siechthum beinahe bis zum Gerippe abgemagert, Menzin aber beinahe ein Greis zu nennen; demnach war es nur Ränkesucht, welche hier eine Art Liebe schuf, die vielleicht unter anderen Verhältnissen nicht entstanden wäre.

Nach dem Tode Ludwig's des Einfältigen kam dessen Sohn Carl I., genannt der Kahle, auf den Thron, der einzige, der sich stets als guter Sohn bewährte, dem sein Vater auch deshalb den Thron hinterließ. Carl der Kahle griff die Schaaren seiner Brüder bei Fontenay an und schlug sie derart, daß nur Wenige entkamen; unter den Gefangenen befand sich auch Menzin, damals schon ein Greis von mehr als 80 Jahren. Carl machte ihm Vorwürfe, doch entließ er ihn später wieder, worauf sich dieser zu Lothar begab und ihn dazu bewog, seinem jüngeren Bruder seine Huldigung darzubringen, was Lothar auch that, Pipin allein unterwarf sich nicht und schloß sich den

plündernden Normannen an, mit welchen er wider seine Brüder stritt.

So ritterlich und edelmüthig sich Carl der Kahle als Kronprinz und selbst zu Anfang seiner Regierung benommen hatte, so fing er später an allerhand Lastern, namentlich der Völlerei und den geschlechtlichen Lüsten zu fröhnen, hierdurch wurde er so demoralisirt und zugleich so habsüchtig, daß er seine Popularität überall verlor, zumal nach seiner Krönung zum römischen Kaiser. Er befand sich nun eben so viel in Deutschland wie in Frankreich und während seiner Abwesenheit aus dem letzteren Lande wurde Frankreich von den Normannen und von den Saracenen verheert. Carl kam auf die Nachricht ihrer Invasion aus Deutschland zurück, doch wurde er zu Briosn vom Tode ereilt (878 n. Christi Geburt). Es wird allgemein als constatirt angenommen, er sei von seinem Leibarzte Sedecias vergiftet worden, wiewohl man nicht mit anzugeben vermag, auf wessen Geheiß oder Anstiften dies geschah, denn es ist wohl nicht glaubwürdig, daß dies ein Arzt aus eigenem Antrieb oder aus Ungeschicklichkeit gethan habe.

Unter den vielen Manuscripten, die sich in der Bibliothek des Louvre befinden, wird behauptet, dies sei auf Geheiß der Königin Hermentrude, der Gattin Carl's, geschehen, diese Behauptung ist jedoch sehr gewagt, da, wenn sie stände, die ganze Chronologie eine Veränderung erlitte, Hermentrude soll nämlich nach den meisten Historikern ihrem Gatten um drei Jahre vorangegangen sein, obschon Andere ihren Tod auf das Jahr 881, also vier Jahre

nach dem ihres Gatten setzen. In einem der erwähnten Manuscripte, welches auch einigen historischen Büchern des 17. Jahrhunderts als Quelle gedient, wird noch hinzugesetzt, die Kaiserin-Königin Hermentrude habe im ehebrecherischen Verhältniß mit einem Ritter, Namens Sever, gelebt; dieser habe sich als Arzt verkleidet in Carl's Zutrauen eingeschlichen, um ihn sicher vergiften zu können. Endlich heißt es in einem anderen Manuscripte auch, er sei betrunken gewesen und von seiner Gattin und einem Ritter, Namens Decinwald, mittelst eines Kissens erstickt worden. Daß er gewaltsamen Todes starb, darüber stimmen beinahe alle Geschichtsschreiber jener Zeit überein.

Der Sohn Carl's des Kahlen, Ludwig II., regierte nicht länger als zwei Jahre und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch er nicht natürlichen Todes starb, sondern meuchlings getödtet wurde und zwar auf Anstiften des Markgrafen Bernhard von Septimaine. Obschon Ludwig II. nur seinen älteren Sohn Ludwig III. zu seinem Nachfolger ernannte, so war dieser doch gezwungen, die Macht mit seinem jüngeren Bruder Carloman zu theilen.

Auch der Ruf dieser beiden Fürsten ist nicht ganz makellos. Ludwig, der Landgraf von Sachsen, erließ eine Proclamation, in welcher er die beiden Brüder für untergeschobene Bastarde erklärte. War es, daß die Armee des Landgrafen für Ludwig III. und Carloman zu groß schien, oder daß doch an der gegen sie erhobenen Beschuldigung etwas Wahres war, dies wäre schwierig zu bestimmen, genug, daß sie, anstatt gegen den Landgrafen von Sachsen

in's Feld zu ziehen, ihm die von Lothar I. besessenen Ländertheile anboten, worauf er die Klage zurücknahm.

Es ist geradezu lächerlich, was viele Historiker behaupten, die Guisen stammten von Charlemagne ab, denn die Linie Charlemagne's dehnte sich nicht weiter als bis zum Sohn Lothar's aus. Doch hatte Lothar von einer deutschen Gräfin, Namens Guiza, zwei Bastardsöhne, die er in den Ritterstand erhob, ihnen auch zwei Schlösser in der Lorraine schenkte, Vaudemont und Guiseval, so daß die Nachkommen dieser Bastarde die Namen Guise und Vaudemont annahmen, daher die berühmten Herzöge von Guise und die Lorraine-Vaudemonts stammen. Dies der Ursprung der gegenwärtig in Oesterreich herrschenden Dynastie Habsburg-Lothringen, obschon die Güter der Guisen mit jenen der Vaudemonts in späteren Jahrhunderten in einander verschmolzen, um dann später wieder getheilt zu werden. Ueberhaupt ist der Ursprung der angeheiratheten Linie der Dynastie Habsburg-Lothringen in ein beinahe undurchdringliches Dunkel gehüllt, doch so viel ist immer anzunehmen, daß sie sehr alten Stammes ist und jedenfalls aus dem 10. Jahrhundert herrührt, folglich zu den ältesten dieses Welttheils gehört.

Um auf die beiden Brüder, Ludwig III. und Carloman, zurückzukehren, so bietet ihr Leben für meine Scandalgeschichten zu wenig Stoff, als daß ich länger bei ihnen verweilen sollte. Dies mag als gutes Zeugniß für ihre Sittlichkeit dienen. Dennoch wirft ihr undankbares Benehmen gegen ihren Oheim Boson, der das Königreich

Arles oder die Provence gegründet, in anderer Beziehung auch einen Schatten auf sie. Ihr Leben verfloß in unaufhörlichen Kriegen gegen die Normannen und gegen Boson.

Eine großartige Erscheinung in der Geschichte Frankreichs ist die Gattin Boson's, Hermengarde, eine Heldin, wie es kaum eine größere jemals gegeben, doch weil sie den Pfaffen feind war, wurde sie von ihnen als böses Weib dargestellt und ihr allerhand Laster angedichtet, die ihr fremd waren. Da die Geschichte jener Zeiten bis zur Epoche der Erfindung der Buchdruckerkunst einzig und allein von den Mönchen gemacht wurde, so ist die Charakteristik der meisten Personen falsch angegeben. Wenn eine historische Persönlichkeit sich dazu verstand, dieses faullenzerische Gesindel zu protegiren, es durch Pfründen und Geschenke zu bereichern, lobhudelte man sie, sonst aber war sie historisch verfehmt und verleumdet. So geschah es denn auch Boson's Gattin, Hermengarde. Sie ließ zwei Mönche, die frech genug waren, sich in ihre Schlafkammer mit der Absicht zu schleichen, um sich an ihren Reizen zu sättigen, entmannen, so wie sie auch die Klosterschätze von Vienne zu einem nützlicheren Zweck verwandte, als die Mönche sie bestimmten. Daher die Wuth der Mönche gegen Hermengarde.

Sowohl Ludwig III., wie auch Carloman starben ohne männliche Erben zu hinterlassen, demnach wurde der Thron von Frankreich, mit Beseitigung Carl's, eines Seitenkindes Carloman's (einige Historiker brechen eine Lanze für die

Legitimität desselben), dem Sohne Ludwig's von Deutschland angeboten, weil Frankreich einen Mann brauchte, um die Normannen, deren Macht von Tag zu Tag zunahm, mit Erfolg zu bekämpfen. Man täuschte sich aber in Carl II., genannt den Dicken, sehr, da dieser nur auf kurze Zeit nach Paris kam, um sich krönen zu lassen, dann aber sofort nach Deutschland zurückkehrte und die Vertheidigung dieser Stadt gegen die Normannen dem Bischof Goslin überlassen blieb, der sie auch in jener Weise befestigen ließ, wie dies noch von Carl dem Kahlen entworfen wurde, so daß die Normannen unter der Anführung ihres Herzogs Siegfried acht Monate hindurch die Stadt belagerten, ohne sie einnehmen zu können, was hauptsächlich der Weisheit und Umsicht des Bischofs Goslin und dem Heldenmuthe Otto's, Grafen von Paris, der die Normannen in mehren Ausfällen schlug, zuzuschreiben ist. Als später Carl der Dicke mit seiner zahlreichen Armee aus Deutschland vor Paris anlangte, war er zu feig, um die Normannen anzugreifen, er sandte vielmehr einen Parlamentär in ihr Lager und schloß einen für Frankreich und sich schimpflichen Frieden, indem er ihnen das Gebiet von Brest bis nach Calais (die Departements der Normandie und Picardie) für ewige Zeiten abtrat und ihnen eine Kriegssteuer von 20,000 Mark Silber (nach anderen Geschichtsschreibern nur 14,000 Mark) zahlte.

Dieser schmähliche Friedensschluß und noch mehr ein scandalöser Auftritt, den Carl veranlaßte, indem er die Schwester Otto's, Grafen von Paris, schändlicherweise bin-

den und knebeln ließ, um sie schänden zu können, brachte die Franzosen gegen ihn auf, so daß sie ihn absetzten und den Vertheidiger Frankreichs, den tapferen Grafen von Paris, Otto, zum König ausriefen.

Das Königthum Otto's war kein Bett von Rosen, denn er hatte viele Feinde, die ihm seine Treue zu seiner Gattin zuzog. Otto war nämlich ein sehr schöner Mann und die Gattin des Grafen von Auxerre buhlte um seine Liebe, Otto aber war ungalant genug, den Spröden zu spielen und die Netze, die sie ihm legte, zu zerreißen; dies zog ihm die Rache dieser Dame zu, die ihren Gatten und ihren Sohn gegen Otto hetzte, so zwar, daß der Letztere den einen Theil Burgunds jenseits der Juragebirge besetzte und aus demselben ein Königreich schuf. Walpurgis, die Mutter Conrad's von Auxerre und Burgund, zog ebenfalls dahin und wie einige Historiker behaupten, soll zwischen ihr und ihrem Sohne ein Verhältniß stattgefunden haben, wie weiland zwischen Jocasta und Oedipus. Sie trieb es so auffallend, daß sie mit ihm, obschon er bereits 23 Jahre zählte, noch immer in einem Bette schlief, und wiewohl sie von ihrem Gatten seit länger denn achtzehn Monaten getrennt lebte, kam sie doch wieder in die Hoffnung und gab einem Knaben das Leben, welcher aber das vierte Lebensjahr nicht erreichte, sondern als Kind starb. Der Bischof von Arles legte sowohl sie wie auch Conrad in den Bann, sie aber ging nach Rom, schenkte dem heiligen Vater eine große Summe für den Bau einer Kirche und der Bann wurde vom Papste gehoben.

Das Schicksal hatte keinen König so ungerechter Weise verfolgt, wie Otto. Er hatte die Normannen beinahe in allen Schlachten, namentlich bei Montfaucon, geschlagen und konnte sich seines Sieges nicht freuen, denn durch Verrath eines seiner Unteranführer erlitt er später ebenfalls eine Niederlage. Dies war Wasser auf die Mühle seiner geheimen Feinde, namentlich des Erzbischofs von Rheims, Fulques, der mit mehren unzufriedenen Baronen Carl den Einfältigen zum Thron berief, welcher auch sofort nach Frankreich kam, um davon Besitz zu nehmen, doch von Otto geschlagen, floh er nach Deutschland, um hier eine neue Armee zu sammeln, die derjenigen, die Otto ihm entgegenstellen konnte, bei Weitem überlegen war, so daß dieser gezwungen war, sich mit ihm in der Regierung Frankreichs zu theilen. Der im Jahre 898 n. Chr. Geb. erfolgte Tod Otto's erlöste ihn endlich von den vielen Undankbaren und Verräthern, die ihn während seiner ganzen Regierungszeit umlauert hatten.

Nach dem Tode Otto's blieb Carl IV., der Einfältige, im ungetheilten Besitz von Frankreich. Er hatte seit frühester Jugend Ansprüche auf den Thron Frankreichs erhoben, ohne sie geltend machen zu können; die Schuld daran lag zumeist an seiner Mutter Judith, die man in Frankreich haßte, weil man glaubte, sie wolle dieses Reich dem König von England, Athelstan, in die Hände spielen, mit dem sie in einem Liebesverhältniß stand, obschon er bedeutend jünger war als sie.

Aus Allem, was ich bis jetzt erzählt, ist es klar, daß die

Damen der damaligen Zeit um kein Haar besser waren, als die der späteren Perioden, ja, daß es einige gegeben, die solche ausschweifende Weiber wie Cleopatra, Messalina und Agrippina bei Weitem übertrafen, wie namentlich Brunehilde und Fredegonde, und daß die Immoralität unter den Carolingischen Königen jener der ersten Dynastie, der Merovinger, in nichts nachstand. Wir finden in der Geschichte der älteren Periode nirgends eine solche Consequenz in dieser Beziehung, wie unter den französischen Königen, Königinnen, Prinzessinnen und den übrigen Rittern und Damen, da selbst solche Monarchen, deren Andenken noch jetzt hoch in Ehren steht, von diesen Lastern nicht frei waren und wie ich oben erzählt, Charlemagne selber in blutschänderischem Verhältniß mit seinen Töchtern gelebt. Da jedoch diese Zeiten von den unserigen zu sehr entfernt liegen und, wie ich schon öfters erwähnt, die Geschichte von Pfaffen und Mönchen gemacht wurde, so ist es kein Wunder, daß wenig von dem, was damals geschehen, zu uns herübergekommen, denn jene historischen Werke, die der Wahrheit treu geblieben, sind größtentheils verloren gegangen und es war nur Wenigen geglückt, solche Manuscripte in die Hände zu bekommen, wie ich sie hatte, wie ich dies schon zu wiederholten Malen erwähnt habe und vielleicht noch einigemal zu erwähnen die Gelegenheit haben werde.

Unter jenen Büchern, die mir in Bezug auf die Geschichte der Könige von Frankreich, angefangen von der Zeit Otto's und Carl's des Einfältigen, bis zum Regie-

rungsantritt der Dynastie Valois, als Quellen gedient haben, erwähne ich nur eins, welches den Titel führt: „L'Histoire secréte des Aventures galantes des Roys de France", von Jaques la Boncherie, Syndicus von Paris, welches dann später von Gaston de Lessin, Geheimschreiber des Cardinals la Balue zur Zeit der Regierung Ludwig's XI., fortgesetzt wurde und sogar als eines der wenigen seltenen Incunabulbüchern in ein paar Exemplaren vielleicht noch irgendwo existirt. Jenes Exemplar, welches mir in die Hände gerieth, ward zu Mainz (Moguntiae) gedruckt, obschon es nicht ersichtlich ist, wer es hat drucken lassen können. Auch dieses Buch verdanke ich jenem Antiquarbuchhändler in der Nähe des Pontneuf auf der Citéseite, dessen ich schon früher erwähnt und der es wahrscheinlich nicht ahnte, welchen Schatz er in demselben besaß, sonst hätte er es mir nicht um eine Bagatelle von 13 Francs verkauft.

Ich kehre jetzt zur Geschichte selbst zurück, an jene Stelle, wo ich die Parenthese gemacht.

Carl der Einfältige gerieth in den Besitz ganz Frankreichs, obschon er einen Theil des Gebietes dem Herzoge Rollo überließ, der eigentlich als Gründer der normännischen herzoglichen Dynastie betrachtet werden muß. Der Vertrag zwischen Carl dem Einfältigen und Rollo wurde noch dadurch fester gekittet, daß der König dem Herzoge seine Tochter Gisella zum Weibe gab, unter der Bedingung, daß er und sein Volk sich zur christlichen Religion bekehrten. So sehr das Glück dem Vorgänger Carl's

feind war, ebenso erklärte es sich Carl anfangs günstig, denn auch die Lothringer huldigten ihm nach dem Tode Ludwig's von Deutschland. Carl verstand es aber nicht, die Liebe seiner Unterthanen zu erhalten, denn er wählte zu seinem Rathgeber einen grausamen, intriganten Menschen, Hagamon, der das Volk unterdrückte und durch ungeheuere Abgaben aussog, die Großen des Reichs aber durch seinen Hochmuth beleidigte und als diese seine Entfernung verlangten, wurden sie eingekerkert, einige von ihnen sogar hingerichtet, so daß sie sich wieder den Günstling verschworen und an der Spitze eines zahlreichen Heeres Carl zwangen, Hagamon zu entlassen. Hagamon hatte sich aber bei dem Könige so unentbehrlich zu machen verstanden, daß dieser nicht ohne ihn leben wollte und ihn wieder zurückberief.

In einem der Bücher, namentlich in jenem, welches ich zuletzt erwähnt, wird diese Vorliebe Carl's für Hagamon in einer sehr natürlichen Weise erklärt, denn der König war ein Mensch, der homosexuellen Genüssen lebte und Hagamon ein bildschöner Jüngling. Andere Historiker hinwider behaupten, er sei der Geliebte der Königin Ogiva, Carl's Gattin, gewesen.

Die gleichzeitigen Historiker sind mit einander in ihrem Urtheile über Ogiva in Streit, die französischen sind ihr größtentheils feind, während die englischen sie für eine tugendhafte Dame halten. Es wäre schwer zu entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit ist und ob schon damals der Nationalhaß zwischen Engländern und Franzosen, der

sich eigentlich nur zu Zeiten Edward's III. von England und Johann's von Frankreich ausgebildet, Ursache dieser mit einander streitenden Ansichten ist. Die französischen Schriftsteller (wieder Mönche) gehen zwar so weit, Ogiva jenes geheimen Liebesverhältnisses mit ihrem Bruder Athelstane, König von England, zu beschuldigen, ohne auch nur dafür im Entferntesten plausible Gründe und Inzichten aufzuweisen. Nach ihnen mußte also Ogiva mit zwei Männern im Ehebruch gelebt haben. Ich erwähne dieses Umstandes nur deshalb, weil er auch als Scandal in den Bereich meiner Aufzeichnungen gehört, ohne jedoch die Bürgschaft für die Wahrheit dieser Behauptung auf mich zu nehmen. Es mag einigen meiner Leser vielleicht scheinen, als drängte mich eine Art mephistophelischer Bosheit dazu und um mich gegen diese Verdächtigung zu verwahren, mußte ich die Quellen, die mir gedient, anführen. Daß die Corruption in Frankreich sehr groß gewesen, ist nur zu gewiß und Ogiva mochte von derselben ebenso angesteckt gewesen sein, wie die meisten übrigen Königinnen jener Zeit.

Hagamon's Zurückberufung diente den unzufriedenen Baronen zum Vorwand für eine Rebellion. Sie beriefen den Herzog der Franken, Robert, dieser (ein Bruder des Königs Otto) verband sich mit den Rebellen, und stellte eine bedeutende Armee in's Feld, wurde aber von den königlichen Truppen bei Soissons geschlagen und büßte auch sein Leben in der Schlacht ein. Sein Sohn H[illegible] einer der größten Helden Frankreichs, der die Re[illegible]

fehligte, sammelte die zerstreute Armee seines Vaters neuerdings und griff den König an, während dieser einen Theil seiner Truppen aufgelöst hatte; diesmal wurde der Letztere geschlagen, daß er fliehen mußte und bei dem Grafen Herbert von Vermandois Schutz suchte. Er würde hier Gastfreundschaft gefunden haben, hätte er sich nicht an der Ehre Herbert's vergriffen, indem er dessen Gattin zum Ehebruch verführen wollte. Diese Dame aber liebte ihren Gatten zu sehr, als daß sie den Versuchungen nicht widerstanden hätte, sie beklagte sich über die Zudringlichkeit des königlichen Gastes bei ihrem Gatten, der darüber in Wuth gerieth und Carl im Schlosse Thierry, später aber zu Peronne gefangen hielt, wo Carl im Jahre 929 n. Chr. Geb. starb. Seine Gattin Ogiva floh hierauf nach England, zu ihrem Bruder Athelstane, wo ihr Sohn auferzogen wurde.

Der Nachfolger Carl's des Einfältigen, Raoul, den die Franzosen auf Anrathen des Herzogs Hugo zum König wählten, war ein tüchtiger und tapferer Regent, der die Normannen bei Limoges schlug und sie zwang, daß sie Frieden hielten und auch gegen Carl, seinen Vorgänger, sich edel benahm, indem er den Grafen von Vermandois dahin vermochte, daß er ihn zu Peronne besser hielt, als er ihn zu Thierry gehalten hatte, er würde sogar seine Freiheit erwirkt haben, wenn der Tod nicht dazwischen [illegible]treten wäre, um Carl von der Erde abzurufen. Raoul [illegible]rt meinen Scandalgeschichten kein Material. Er re[illegible]in Allem nur 7 Jahre, denn er starb im Jahre

936 n. Chr. Geb. Seine Regierung ist für die Heraldik von großer Wichtigkeit, so wenig diese Wissenschaft auch in gegenwärtigen Zeiten gilt, so wichtig war sie es in den früheren feudalen Jahrhunderten, denn die adeligen Wappen kamen unter seiner Regierung auf.

Der Nachfolger Raoul's war Ludwig, genannt der Ueberseeische, weil er lange Zeit in England gelebt hatte und von dort nach Frankreich herüber kam. Er war der Sohn Carl's des Einfältigen und Ogiva's. Obschon der größte Theil der französischen Barone sich für Ludwig erklärt hatte, so wollte ihn Hugo der Große nicht als König anerkennen und lehnte sich gegen ihn auf. In einer Schlacht in der Gegend von Laon wurde die Armee Ludwig's geschlagen und er zur Flucht gezwungen, doch bequemte sich Hugo zufolge der Dazwischenkunft des Papstes Stefan VIII. und des Herzogs der Normandie, Wilhelm I., zur Huldigung. Später, als Hugo wahrnahm, daß Ludwig sich gegen seinen Freund Wilhelm von der Normandie undankbar benahm, indem er ihn mit Hülfe Hugo's um seine Länder bringen wollte, ließ er ihn gefangen nehmen und entließ ihn erst, nachdem er die Normandie für Wilhelm's Sohn, Richard, gesichert hatte. Ludwig fand seinen Tod auf einer Jagd durch einen Sturz vom Pferde im Jahre 954, den Thron seinem Sohn Lothar hinterlassend. Von diesem läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß er sich die Freundschaft und Anhänglichkeit Hugo's des Großen dadurch sicherte, daß er ihm Burgund und die Provence abtrat. Nach dem Tode dieses Letzteren war ein

gleichen Namens, in der Geschichte Frankreichs unter dem Namen Hugo Capet bekannt, der treueste Anhänger Lothar's und rettete seinen Thron, indem er seine Feinde, namentlich den Herzog Otto, schlug, dann aber Lothringen in Frankreich einverleibte. Lothar regierte länger, als die meisten seiner Vorgänger, volle 36 Jahre (vom Jahre 954 bis zum Jahre 986), seinen Thron seinem Sohne Ludwig dem Fünften zurücklassend.

In diesen ersten Abschnitten ließ ich mich zum Schreiben der Geschichte hinreißen und dies mag meinen Lesern vielleicht mißfallen haben. Als Entschuldigung diene der Umstand, daß ich für die zwei Reiche England und Frankreich eine besondere Vorliebe habe, keine andere vermag ich nicht zu geben.

III.

Ludwig V. ein guter König. — Seine kurze Regierung. — Er wird vergiftet. — Der Major Domos. — Hugo Capet. — Gefangennahme Carl's von Lothringen und seiner Gattin. — Der verrätherische Bischof von Laon. — Des Grafen von Toulouse Antwort. — Geschichte der Henker. — Robert II. — Die böse Königin Constantia. — Ihr Sohn Robert. — Philipp I. — Krieg zwischen Philipp und Wilhelm den Eroberer. — Bertha und Bertrade. — Ludwig VI. — Intriguen Bertrade's. — Schlacht bei Brenneville. — Friede zwischen Ludwig VI. und Heinrich I. von England. — Ludwig VII. — Sein Kreuzzug nach Palästina. — Eleonore von Portugal. — Der Abt Suger.

Die Geschichte Frankreichs liefert so wenige wahrhaft gute Monarchen, daß der Historiker eine Erholung fühlen muß, wenn er nach einer Reihe von Ungeheuern und unfähigen Regenten einmal auf eine Persönlichkeit stößt, deren Lebensbahn nicht voll mit Blutpfützen ist. Ein solcher ausnahmsweiser Charakter war der letzte König der Carolingischen Dynastie, Ludwig V. — Sein Vater, Lothar, ebenso wie seine Mutter, Gerberge, wandten Alles an, um aus ihm einen tüchtigen Mann zu bilden und er begleitete

seinen Vater bereits in allen Feldzügen, als er kaum mehr denn 12 Jahre zählte. Man kann ihn in der Weltgeschichte mit zwei Helden vergleichen, mit Eduard, dem schwarzen Prinzen (Sohn Eduard's III. von England), und mit dem Ungarkönig Mathias Corvinus. Er regierte nicht länger als 15 Monate und seine Gattin ward von einigen Historikern damit verdächtigt, daß sie ihn vergiftet habe. Dies ist jedoch falsch, und wenn man den Quellen trauen darf, von denen ich gesprochen, so konnte dies nicht geschehen, weil zwischen dem Zeitpunkt seines Scheidens von ihr und seinem Tode der Raum zu groß ist, als daß man auf eine verspätete tödtliche Wirkung glauben könnte, denn zu jener Zeit hatten es die Menschen in der Handhabung der Gifte noch nicht so weit gebracht, wie dies in Italien zur Zeit der Borgia der Fall war. Sein Tod war ein plötzlicher, als er dem Grafen von Barcelona zu Hilfe eilte, um die Saracenen aus dem nördlichen Spanien hinaus zu treiben. Daß er wirklich zufolge erhaltenen Giftes starb, ist also nicht erwiesen, wiewohl die Historiker, deren Werke mir als Quelle dienten, ziemlich einstimmig in dieser Behauptung sind. Einer dieser Geschichtsschreiber weist auf die Vergiftung Ludwig's V. durch den Gründer der neuen Dynastie, Hugo Capet, hin, indem er behauptet, dieser habe ihm während des Zuges, um dem Grafen von Barcelona Succurs zu bringen, vergiftet, so wie auch das, daß zwischen Hugo Capet und der Gattin Ludwig's V. ein geheimes Liebesverhältniß bestanden. Wenn es wirklich so ist, dann ist dies die Be-

stätigung eines von Schiller ausgesprochenen Satzes, den er in den Mund einer seiner dramatischen Personen (Verrina in Fiesco) legt, der sagt: „Der erste König war ein Mörder, der den Purpur nahm, damit man die Blutflecken nicht sehe.“ Wie wenige Könige giebt es, die unter ihren Ahnen nicht wenigstens einen zählten, der durch Mord des Letzten einer Dynastie den Thron bestieg. — Mit Ludwig V. endet die Dynastie der Carolinger.

Zur Zeit der Regierung Lothar's wurden die erblichen Pairswürden eingeführt, man nannte sie Major Domo's. Einer der mächtigsten und tapfersten dieser erblichen Aristokratie war der von mir öfters erwähnte Hugo Capet. Er erhielt seinen Namen von der Form und Größe seines Schädels, denn er hatte einen sehr großen Kopf. Der Thron gebührte eigentlich dem Oheime des verstorbenen Ludwig's V., Carl, Herzog von Lothringen. Während dieser die Gelegenheit entschlüpfen ließ, indem er die Zeit in Berathungen versplitterte, war es Hugo Capet, Grafen von Paris und Orleans, Sohn Hugo's des Großen und Hatviga's, gelungen, die meisten der Barone Frankreichs durch Beredtsamkeit und List auf seine Seite zu bringen, so daß sie ihn zum König von Frankreich ausriefen, dies zwar um so mehr, da Hugo Capet mütterlicherseits der Enkel eines Kaisers, Heinrich's des Voglers von Deutschland, war. Die Ausrufung Hugo's zum König fand zu Noyon statt, wohin er die Großen des Reichs berufen hatte. Carl von Lothringen war aber nicht der Mann, der seinen Rechten so leicht entsagt hätte, er griff zu den Waffen und

nahm Laon ein, zwang auch seinen Nebenbuhler Hugo zur Flucht und drang bis Reims vor, welche Stadt ihn durch den Verrath des Erzbischofs Arnold in die Hände fiel.

Es kommt nur zu oft in der Geschichte vor, daß Menschen, die sich den Verrath zum Verbündeten machen, selber durch einen solchen fallen. Dies war auch bei Carl von Lothringen der Fall. Eines Morgens, als er mit seiner Gattin noch im Bette lag, wurde er aus seinen idyllischen Träumereien, denn er liebte sie wie ein Schäfer seine Nymphe, durch ein Getümmel herausgerissen, so daß er kaum Zeit hatte, sich aus den Armen der schönen Dame zu entwinden und sein Schwert zu ergreifen. Hugo Capet drang mit seinem Gefolge in's Schlafgemach und während das letztere sich auf Carl warf, um ihn entwaffnen, war Hugo an's Bett gedrungen und da er ein riesenstarker Mann war, so gelang es ihm ohne viel Mühe, ein schwaches, wehrloses Weib zu bezwingen und die Bisse und ihre Nägel nicht achtend, über sie zu triumphiren, so wie er sich auch von der Anwesenheit so vieler Zeugen nicht genirte. Er ließ dann Carl und seine Gattin zu Orleans in einen engen Kerker werfen und damit die Schändlichkeit, die er an ihnen begangen, nicht später gerächt werde, wurde auf sein Geheiß Gift in die Nahrungsmittel beigemischt, so daß sie dort starben und er im Besitze des durch Verrath und Mord eroberten Thrones blieb.

Jener Verräther, der ihm eines der Thore von Reims öffnete, damit er mit seinen Soldaten eindringen könne, war der Bischof von Laon, den Carl von Lothringen, seines

lasterhaften Lebenswandels und seiner Grausamkeit wegen seines Amtes entsetzte und ihn nach Reims verwies, wo aber der Bischof, Treue gegen Carl heuchelnd, von dem Letzteren wieder in Gnaden aufgenommen wurde.

Hugo Capet besaß eigentlich nur Orleannais, Isle de France und die Picardie und mußte seine Macht mit den übrigen Großen des Reichs theilen, so daß für ihn eigentlich sehr wenig davon blieb. Einmal sandte er an den Grafen von Toulouse einen Aufruf, er möge sich in sein Hoflager begeben und Truppen mitbringen; dieser Letztere weigerte sich dies zu thun. Hugo ließ ihn fragen: „Wer ihn zum Grafen gemacht habe?" worauf ihm der Graf von Toulouse mit der Gegenfrage: „Wer hat Dich zum König gemacht?" antwortete. Hugo Capet regierte indessen doch besser, als sich dies von einem Manne, dessen Vergangenheit von Makeln nicht frei war, voraussetzen ließ, so daß sein Andenken von seinen Nachkommen und beim Volke ziemlich geehrt blieb, weil die Schändlichkeiten, deren er sich gegen Carl von Lothringen und dessen Gattin schuldig gemacht, niemals an's Tageslicht kamen und nur Wenige davon wußten.

Voltaire nennt die Geschichte Englands die Geschichte der Henker. Ist es die Geschichte von Frankreich vielleicht nicht eben so, wenn nicht noch ärger? In der Geschichte Englands finden wir doch in der Person Heinrich's I. und II., Richard's I., der drei Eduarde, Heinrich's V. und VI. und selbst in derjenigen Wilhelm's III. Monarchen, die man zu den besseren zählen kann, selbst Stefan, Heinrich III.,

Richard II. und Eduard VI., endlich auch Elisabeth, können mit den unzähligen schlimmen Königen, die Frankreich aufweisen kann, nicht verglichen werden. Der große philosophische Geschichtsschreiber hat sich also durch Vorurtheile eben so hinreißen lassen, wie es andere Historiker vor und nach ihm gethan.

Der Sohn und Nachfolger des Ersten unter den Capets liefert der Geschichte noch mehr Stoff an Scandalen, als sein Vater und die meisten seiner Vorgänger. Es war Robert II., genannt der Gottesfürchtige.

Robert hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten. Sein Mentor war der berühmte Bischof Gerbert und nachmals Papst, unter dem Namen Silvester II., ein sehr gelehrter Mann, der den Gebrauch der arabischen Zahlen und der Uhren, ein Werk seiner Erfindung, in Frankreich einbürgerte, von wo dieselben sich überallhin in Europa verbreiteten. Der Erziehung dieses Mannes hat es Robert zu danken, daß er selber ein Gelehrter wurde, wiewohl sich seine Gelehrsamkeit nur darauf beschränkte, daß er geistliche Hymnen und Gebetbücher schrieb. Seine erste Gattin war Bertha, seine Cousine, ein sanftes, edles Geschöpf, mit welcher er sehr glücklich lebte.

Wie sich die Kirche in jeder Beziehung in das Privatleben der Menschen mischt, so war es auch diesmal. Der Papst belegte Robert mit dem Banne, weil dieser seine Cousine geheirathet. Es kam so weit, daß der König nur noch zwei Diener behielt, die übrigen flohen ihn, selbst die übriggebliebenen reinigten Alles, was er in den Händen

gehabt, mittelst Feuer, ehe sie es berührten. Hierüber entsetzte sich der bigotte Monarch derart, daß er endlich Bertha von sich entfernte und eine andere Dame zur Gattin nahm.

Constantia, die zweite Gattin Robert's II., war eines der bösesten Weiber, die es jemals gegeben, eine herrschsüchtige, ränkevolle und herzlose Frau, nebenbei auch keine Lucretia, denn sie zählte Liebhaber nach Dutzenden und verthat viel Geld, um sich solche zu schaffen, denn sie war weder sehr jung, noch auch schön. Von Seite Robert's war es eine Heirath aus Verzweiflung, und er kümmerte sich auch niemals viel darum, ob sie ihm treu blieb oder nicht, denn er war ganz Pietist geworden. Trotz seiner Bigotterie war Robert dennoch ein tapferer Mann und hatte sein Herz auf dem rechten Flecke. Er war es, der nach dem Tode Heinrich's des Großen Burgund wieder mit Frankreich verband und die Statthalterschaft über diese Provinz seinem zweitgebornen Sohne Heinrich gab, während er den älteren, Hugo, zum Mitregenten nahm.

Hugo war ein tapferer und sehr schöner Jüngling und seine Mutter entbrannte in Liebe für ihn, er wollte aber die Winke und ihre Annäherung nicht verstehen, sondern verschenkte sein Herz einer reizenden Dame, der Tochter des Grafen von Maine, Clotilde, die er zur Gattin nehmen wollte. Als Constantia sah, wie alle ihre Bemühungen, den Sohn auf Abwege zu bringen, vergebens waren, sandte sie einen Mönch nach Tours, wo sich Clotilde mit ihrem Vater aufhielt, um diese zu vergiften. Das Attentat gelang zur Hälfte, doch war die Dosis, die

der Mönch der jungen Dame beigebracht, nicht stark genug, um sie zu tödten, wohl aber, um ihre Verstandeskräfte zu erschüttern, so daß sie in Tobsucht verfiel. Hugo erfuhr, was geschehen und eilte zu seinem Vater, dem er Alles entdeckte und auf die Bestrafung seiner Mutter drang. Robert war zu wenig energisch, um dies zu thun und der Sohn nahm sich vor, auf eine widernatürliche Weise Rache an seiner Mutter zu nehmen. Er gab ihr in Gegenwart aller Hofherren einen Schlag in's Gesicht, nannte sie eine Giftmischerin und Mörderin, widersetzte sich auch seinem Vater, gegen den er eine Rebellion anzettelte, und seine südlichen Provinzen zu verwüsten begann. Später jedoch reute ihn die That, zumal als man ihm meldete, Clotilde sei in ein Kloster getreten, nachdem sie von ihrem Wahnsinn geheilt ward. Es fiel ihm nicht schwer, die Verzeihung seines Vaters zu erlangen und er selbst versöhnte sich mit ihm zum Schein. Von nun an intriguirte das böse Weib so lange, daß sie ihn und seinen jüngeren Bruder Heinrich gegen den Vater aufhetzte, so daß sie sich empörten. Hugo zog sich durch eine Erkältung ein heftiges Fieber zu, von welchem er niemals genas. Auf seinem Todtenbette bat er seinen Vater das unkindliche Benehmen ab und beredete seinen Bruder zur Huldigung und zur Erfüllung seiner Sohnespflichten. Der Vater war davon so gerührt, daß er Heinrich zur Mitregentschaft berief und Constantia für einige Zeit in ein Kloster sperren ließ. Auf ihre wiederholten Versicherungen und Betheuerungen ihrer Reue, wurde sie wieder in Frei-

heit gesetzt, doch blieb sie bis an ihr Lebensende ihrem schlimmen Naturell consequent. Sie überlebte nämlich ihren Gatten, der im Jahre 1031 starb, und machte ihrem Sohne Heinrich, der noch zu Lebzeiten seines Vaters zum König von Frankreich gesalbt wurde, viel zu schaffen.

Constantia hatte außer den genannten Söhnen, Hugo und Heinrich, noch einen dritten, Namens Robert, von dem man glaubt, er sei die Frucht eines Ehebruchs, obschon dies auch bei Hugo und Heinrich der Fall sein konnte, denn Constantia war von Anbeginn her eine sehr ausschweifende Person. Diesen jüngsten Sohn wollte Constantia zum Thron verhelfen, sie zettelte unter den Unzufriedenen, deren es doch immer einige giebt, eine Verschwörung an und Robert warb eine sehr bedeutende Armee an, die immer mehr anwuchs, so daß Heinrich I. nur mit Hilfe des Herzogs der Normandie, Robert's des Teufels, seinen Gegner besiegen konnte. Die Anhänger des legitimen Königs und die Armee Robert's des Teufels lieferten dem Prätendenten bei Villeneuve St. Georges eine Schlacht, in welcher der Letztere besiegt und gezwungen wurde, sammt seiner Mutter Frieden zu schließen. Constantia, als sie sah, daß alle ihre Intriguen nichts fruchteten, daß sie von der ganzen Welt verachtet und gemieden wurde, zog sich vom Hofe zurück, die Vernichtung ihrer Ränke nagte an ihrem Herzen, so daß sie darüber krank wurde und ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten — im Jahre 1032 — starb. Sie war das geizigste, habsüchtigste, ränkevollste und grausamste Weib, das jemals an der Seite eines

Königs auf dem Throne saß, man nannte sie nur die Geißel Frankreichs.

Diese Furie hatte außer den bereits genannten Prinzen, deren Legitimität von vielen Historikern in Zweifel gestellt wird, auch noch andere Bastarde. Der jüngste derselben war Otto, der ebenfalls eine Rebellion gegen seinen Bruder zu Stande brachte, doch von diesem besiegt und eingekerkert ward, indessen Heinrich in seinem Kriege gegen den anderen Bastard, Wilhelm, minder glücklich war, denn er mußte sich vor der Uebermacht zurückziehen und Frieden schließen. Ueberhaupt wurde das Gebiet des Königs durch Abtretungen mehrer Provinzen bedeutend geschmälert, denn Heinrich war genöthigt, seinem Bruder Robert Burgund, dem Herzog der Normandie Vexin abzutreten. Alle Feinde Heinrich's I. waren nur dadurch so stark geworden, weil sie sich den Beistand der Großen des Reichs zu sichern verstanden, deshalb trachtete auch der König darnach, diese rebellischen Großen unschädlich zu machen, was nur so geschehen konnte, daß er die Majordomuswürde abschaffte und eine Art beweglicher Aristokratie schuf, die mit gewissen Hofämtern verbunden war, wie die Würden eines Kanzlers, eines Mundschenken und eines Connetables.

Heinrich's Nachfolger war sein Sohn Philipp I., der noch unmündig war, als sein Vater starb, so daß Balduin, Graf von Flandern, sein Großoheim, die Regentschaft bis zur Volljährigkeit Philipp's I. führte. Als der Letztere mündig wurde, wollte er Arnold beistehen, Flandern, wel-

ches der Graf von Holland, Robert, in Besitz genommen, zurück zu erobern, doch mußte er von diesem Vorhaben, nach einer bei Mont-Cassel erlittenen Niederlage abstehen und mit Robert Frieden schließen. Damit dieser Friede dauerhaft werde, nahm er Robert's schöne Tochter, Bertha, zur Gattin. Später verband er sich mit dem Herzog von Burgund gegen Wilhelm, Herzog der Normandie, den er zwang, daß er die Belagerung von Dole aufhob. Später, nachdem Wilhelm England erobert, fühlte er sich durch einen Scherz Philipp's über seine Beleibtheit beleidigt, so daß er Frankreich neuerdings mit Krieg überzog, die Gegend von Vexin verheerte und die Stadt Mantes in Brand steckte, wo er aber vom Schlag getroffen ward. Die Feindschaft währte aber zwischen Philipp und dem Nachfolger Wilhelm's des Eroberers, Wilhelm den Rothen, fort und sie äußerte sich auch darin, daß Philipp den ältesten Sohn Wilhelm's des Eroberers, Robert, gegen Wilhelm den Rothen unterstützte. Später jedoch wurde er vom Letzteren bestochen und ließ seinen Verbündeten in Stich, so daß dieser aus Lebensüberdruß Europa verließ und nach Palästina zog, um dort für das Kreuz zu kämpfen.

Philipp's I. Regierung ist auch nicht frei von Scandalen. Er verbannte seine Gattin Bertha, die mit voller Liebe an ihm hing, nach Montreuil, um die Gattin des Grafen Fulques von Anjou, Bertrade, zu heirathen, die ihm durch ihre Schönheit und Koketterie an ihren Triumphwagen gefesselt hatte. Der Graf von Anjou war zu schwach und zu feig, um seine Ehre gegen Philipp zu

wahren und überließ ihm seine Gattin, so daß dieser eine doppelte Polygamie beging, indem er, selber verheirathet, die Gattin eines verheiratheten Mannes zur Gattin nahm. Die Scheidung von Bertha war eine willkürliche und durchaus unformelle, weshalb er auch vom Papste Urban II. mit dem Kirchenbanne belegt wurde. Nachdem er sich an Bertrade satt geschwelgt, schickte er sie ihrem ersten Gatten zurück. Kaum war sie fort, als er an sich die Bemerkung machte, wie Das, was er für Bertrade empfand, dennoch ein tieferes Gefühl war, als daß er es sich aus dem Herzen reißen konnte, demnach rief er sie wieder trotz Bannfluches zurück. Erst dem Papste Pascalis II. gelang es, Philipp mit der Kirche zu versöhnen, dies geschah aber in einer Weise, daß damit nur der Welt Sand in die Augen gestreut wurde. Philipp rief nämlich auch Bertha aus Montreuil zurück, erklärte in Gegenwart des ganzen Hofes, wie es ihn reue, sich an ihr vergangen zu haben und wie er gesonnen sei, Alles wieder gut zu machen. Das Leben, welches Bertha an der Seite ihres sie nicht mehr liebenden Gatten durchmachte, war durchaus kein glückliches, denn obschon Bertrade nicht mehr den Titel einer Königin von Frankreich führte, war sie doch mehr als ihre Nebenbuhlerin. Philipp hatte in dem Dorfe Sévres für Bertrade einen Palast mit einem prachtvollen Garten einrichten lassen und brachte alle Nächte bei ihr zu. Philipp I. war ein so schöner Mann, daß es nicht zu wundern ist, wie die Weiber, wenn er sie mit seiner Liebe beglückte, nicht von ihm lassen wollten, und er erhielt sein blühendes

Aeußeres bis in sein vorgerücktes Alter. Er war sonst kein schlimmer Regent und sammelte Verdienste im Andenken der Pariser dadurch, daß er in der Hauptstadt eine Universität gründete.

Der Nachfolger Philipp's I. war dessen Sohn, Ludwig VI., genannt der Dicke, von der ersten Gattin, Bertha. Er bestieg den Thron Frankreichs im Jahre 1108. Er hatte an seiner Stiefmutter Bertrade eine gefährliche Feindin, denn diese trachtete ihren und Philipp's I. Sohn Philipp, Grafen von Mantes, auf den Thron zu heben. Diese Frau war eine große Intrigantin und verfolgte Ludwig während den Lebzeiten seines Vaters auf's Erbittertste, so daß Ludwig, um sich an ihr zu rächen, sie sofort bei seiner Thronbesteigung aus Paris vertrieb, daß sie genöthigt war, nach England zu fliehen. Aus dem sicheren Port spann sie neuerdings Intriguen, und während sie einerseits ihrem Stiefsohne die schönsten rührendsten Briefe schrieb und alle Verdächtigungen, als trachtete sie nach seinem Leben und nach seinem Thron, durch Betheuerungen ihrer Liebe und Anhänglichkeit von sich wies, stand sie auch mit einigen Baronen der Isle de France und der Picardie im Briefwechsel und verschwor sich mit ihnen gegen Ludwig VI. Dieser Letztere ließ sich endlich durch ihre Heuchelei täuschen und gestattete ihr die Rückkehr nach Frankreich. Er ging ihr sogar bis nach Amiens entgegen, wo eine rührende Versöhnungsscene, bei welcher sie ihre Rolle trefflich spielte, stattfand und sie mit ihm einen glänzenden Einzug in Paris hielt. Sie hatte ihr Haus

in Sévres für ein anderes in Paris vertauscht, wo sie glänzende Gastereien gab, an welchen der König ebenfalls Theil nahm. Bei Gelegenheit eines dieser Bankete mischte sie Gift in den Wein Ludwig's, um ihn zu tödten, doch seine Natur widerstand dem Gifte, so daß er nach einer langen Krankheit wiederum zu sich kam, obschon sein Organismus doch so stark gelitten hatte, daß er sein ganzes Leben hindurch an den Folgen dieses schändlichen Attentates zu leiden hatte, obgleich er an allen Feldzügen theilnahm.

Während der ersten Krankheit Ludwig's VI. hatte Bertrade die Barone Frankreichs gegen den König gehetzt und es brachen Aufstände und ein langwieriger Bürgerkrieg aus, welchen Ludwig zehn volle Jahre bekämpfte, ehe er die rebellischen Barone überwand und sie zum Gehorsam zwang. Kaum war der Frieden im Innern hergestellt, als Heinrich I. von England in Frankreich einbrach und Gisors einnahm. Ludwig forderte ihn zum Zweikampf heraus, Heinrich aber lehnte denselben ab, und es kam zwischen den beiden Armeen zu einer Schlacht, die in Bezug auf den erlittenen Verlust vielleicht die unbedeutendste war, die jemals geschlagen worden war, denn die Franzosen verloren nur zwei, die Engländer nur einen Ritter, selbst von diesen war nur einer durch das Schwert gefallen, die beiden anderen stürzten von ihren Rossen und wurden von der über sie trampelnden Cavalerie zertreten. Dies war die denkwürdige Schlacht bei Brenneville, die nur insofern für die Franzosen eine Niederlage war, daß

sie aus ihren Stellungen gedrängt wurden. Bei dieser Gelegenheit gerieth Heinrich I. beinahe in Gefangenschaft, indem ein französischer Soldat den Zügel seines Pferdes erfaßte und ihn aufforderte, er möge sich ergeben, Heinrich aber hieb des Feindes Arm vom Rumpfe, indem er ausrief: „Lerne, daß man einen König niemals fängt, nicht einmal im Schachspiel.“ Dies erzählen die englischen Historiker, während die französischen dieselben Worte in den Mund Ludwig's VI. legen, den der Graf von Pembroke beinahe gefangen.

Nach dieser Schlacht wurden Friedensverhandlungen angesponnen und ein Vertrag zwischen Heinrich I. und Ludwig VI. geschlossen, nach welchem Ludwig dem König von England einen kleinen Strich Landes zwischen der Normandie und der Bretagne abtrat, dafür aber die Huldigung des Königs von England als Herzogs der Normandie entgegennahm.

Nach dem Abzug Heinrich's waren Bertrade und ihr Sohn Philipp, der Stiefbruder Ludwig's, auf ihre eigenen Hülfsmittel beschränkt, sie versuchten es neuerdings, die Großen des Reichs gehen den König aufzubringen, konnten jedoch nur wenige Anhänger gewinnen und wurden geschlagen, so daß Philipp Mantes verlor. Ludwig VI. hatte auch Heinrich V., römisch-deutschen Kaiser, besiegt, der, von Philipp in's Land gerufen, in die Champagne einbrach, doch nach erlittener Niederlage nach Deutschland zurückkehrte und jede Lust verlor, Ludwig noch einmal anzugreifen.

Ludwig VI. gehört zu den besten Königen Frankreichs, er war ein tapferer und weiser Regent und that Alles, um Frankreich groß und glücklich zu machen. Zur Zeit seiner Regierung wurde das Pariser Stadtparlament eingesetzt und die Abelardschule gegründet. Er starb im Jahre 1137.

Sein Sohn, Ludwig VII., genannt der Junge, wurde im Kloster Notre-Dame von Paris erzogen und noch bei Lebzeiten seines Vaters vom Papste Innocenz II. zu Reims zum König gesalbt. Ludwig war ein Mann der ersten Impulse, es war viel Gutes in ihm, doch war er zuweilen unbedacht, aufbrausend und jähzornig, was ihn öfters zu Ungerechtigkeiten hinriß. So gerieth er wegen der Ernennung des Erzbischofs von Bourges mit dem Papste, der ihn bis dahin begünstigte, in Streit und zog mit einer beträchtlichen Armee nach der Champagne gegen den Grafen Theobald, der den vom Papste ernannten Erzbischof bei sich aufnahm. Ludwig VII. ließ die Kirche von Vitry in Brand stecken, daß in derselben 1300 Menschen, die sich dahin geflüchtet hatten, verbrannten. Um diese That zu sühnen, befolgte er den Rath des heiligen Bernhard und unternahm den zweiten Kreuzzug nach Palästina, so sehr auch der Abt Suger die persönliche Theilnahme des Königs an demselben mißbilligte; Ludwig empfing das Kreuz vom heiligen Bernhard und übergab die Regentschaft über Frankreich dem Abte Suger und dem Grafen Raoul von Vermandois, worauf er an der Spitze einer Armee von mehr als 200,000 Streitern nach Palä-

stina zog, bei welchem Zuge ihn auch seine Gattin, Eleonore von Portugal, begleitete. Der Feldzug gegen die Saracenen mißglückte und als er aus dem heiligen Lande zurückkehrte, wurde er von den Griechen gefangen genommen, aus welcher Gefangenschaft ihn nur sein Admiral, Roger II., König von Sicilien, befreite, worauf er ohne fernere Ungelegenheiten zu erleben nach Frankreich kam, wo er glücklich genug war, einen solchen Mann wie der Abt Suger an seiner Seite zu haben, der ihm mit den besten Rathschlägen die Sorgen der Regierung erleichterte.

Im zweiten Bande meiner Scandalgeschichten habe ich bereits Eleonorens, der Gattin Heinrich's II. Plantagenet, erwähnt. Ehe sie dieses Letzteren Gattin wurde, war sie mit Ludwig VII. vermählt. Sie war nicht ein Weib, das einen Mann von Gefühl glücklich machen konnte, denn sie war herrschsüchtig und in einem Maße eifersüchtig, daß dies den geduldigsten Mann aus der Fassung bringen mußte, sie peinigte sich und ihren Gatten in einer Weise, daß dieser an ihrer Seite keinen einzigen frohen Augenblick genießen konnte. Die Reibungen zwischen dem Gatten und der Gattin nahmen endlich so sehr zu, daß Ludwig es nicht mehr vertragen konnte und auf eine Scheidung drang. Da sein bester und weisester Rathgeber, der Abt Suger, nicht mehr an seiner Seite stand, weil er gestorben war, so hatte er Niemanden, der ihm die Scheidung ausgeredet hätte, und nachdem diese vollzogen war, mußte er ihr die große Mitgift, die er mit ihr erhalten, zurückzahlen. Eleonore aber heirathete den König von England, Hein-

rich II. Plantagenet, und dieser Letztere erhielt den Reichthum, der auf diese Weise Frankreich entging. Ob Heinrich mit ihr glücklich war, darüber mögen diejenigen urtheilen, die die Scandalgeschichten von England (Band II.) gelesen und die nicht vergessen haben, was ich von Rosamunde Clifford geschrieben.

Die Scheidung Ludwig's VII. von Eleonore zog ihm den Haß und die Verfolgung des Papstes zu, denn dieser belegte ihn mit dem Bann, und als Ludwig Constantia geheirathet hatte, wanderte er mit ihr zu Fuße an das Grab des heiligen Jago von Compostella, um den Papst zu versöhnen.

Diese Wallfahrt war für ihn und für seine Gattenehre sehr verhängnißvoll. Als er in die Gegend von Corunna kam, wurde er sammt seiner Gattin von einer Bande Räuber angefallen und seiner Schätze, die er mitgenommen hatte, um sie dem spanischen Heiligen am Altare darzubringen, beraubt; ja den Räubern genügte der Schmuck, den das Königspaar bei sich führte, nicht, sie setzten ihn auf Ranzion und forderten nicht weniger als 50,000 Goldkronen für seine und Constantia's Freiheit. Der Bote, den man nach Frankreich senden wollte, hatte sich schon auf die Reise begeben, doch wurde er von dem Sohne eines anderen Freibeuters, Gilford Cormon, angefallen, der ihn um den Zweck seiner Reise befragte, und als er von Constantia's Schönheit hörte, entließ er ihn und begab sich mit seiner der ersteren Bande bei weitem überlegenen Schaar dahin, wo er wußte, daß sich das Königs-

paar befand, fiel die Banditen an und zerstreute sie. Er fand auch die geraubten Schätze und auch andere Reichthümer, die er mit Beschlag belegte, worauf er dem König Alles zurückgab, was dieser verloren. Cormon war ein schöner junger Mann, besaß viel natürliche Anmuth, war tapfer, wie kaum ein Ritter es mehr sein konnte, mit einem Worte, ein Jüngling, der ganz geschaffen war, den Kopf einer Dame zu verrücken.

Damit das Königspaar keiner weiteren Gefahr ausgesetzt sei, gab er demselben das Geleite und brachte sie glücklich nach Compostella, wo Ludwig und Constantia eine Woche verweilten. Die Letztere hatte Gelegenheit, Cormon alle Tage zu sehen. Ihr zu Liebe lernte er die Laute schlagen und da er eine gute Stimme besaß, sang er dazu. Alles dies machte auf die Königin einen solchen Eindruck, daß sie ihren Gatten in den Ohren lag, er möge Cormon zum Ritter schlagen und seine Bande bei sich in Sold nehmen, was der König auch bewilligte, so daß der ehemalige Räuber an den Hof gezogen wurde und nachmals einer der bevorzugtesten Günstlinge ward. Zu seinem Unglück erregte er die Eifersucht vieler Großen am Hofe, die ihn dann bei dem Könige anschwärzten und selbst die Königin damit verdächtigten, sie unterhalte mit Cormon ein ehebrecherisches Liebesverhältniß, worauf Cormon vom Hofe verbannt wurde und es hatte wenig gefehlt, daß ein ähnliches Schicksal die Königin traf, weil sie sich seiner zu warm angenommen. Es hieß auch, daß Cormon nach seiner Verbannung bei einer Hofdame Stelldicheins mit

der Königin hatte. So lauerte man ihm in einer Nacht auf und er wurde von Meuchelmördern erdolcht. Die Königin nahm sich dies so sehr zu Herzen, daß sie erkrankte und bald darauf starb. Ihr Tod, der demjenigen des Lieblings so bald gefolgt war, gab zu verschiedenen Gerüchten Veranlassung, so daß man an einen von Constantia begangenen Ehebruch fest glaubte, ja Ludwig war davon sogar überzeugt.

Trotz alledem ist es noch nicht erwiesen, ob an allen diesen Gerüchten etwas Wahres ist, es genügt, daß sie auftauchten und jedenfalls gehören sie in die Kategorie der Scandale.

Ludwig VII. ward später in einen Krieg mit Heinrich II. Plantagenet verwickelt, doch wurde bald ein Friede geschlossen und Ludwig heirathete zum dritten Male. Es war die Mutter eines der klügsten und politischsten Könige Frankreichs, Philipp August's II., Alice. Ludwig starb im Jahre 1179.

IV.

Philipp August II. — Judenverfolgung. — Inwiefern diese gerechtfertigt werden kann. — Er vergrößert das französische Reich. — Seine Gattinnen. — Kreuzzug nach Palästina. — Was Philipp bewog, nach Frankreich zurückzukehren. — Ingeberge, seine zweite Gattin. — Ihr Liebesverhältniß mit Waldeborg. — Ihre Internirung zu Tournay. — Wie sie gerettet wird. — Zwist Philipp August's mit den Päpsten. — Ludwig VIII., der Löwe. — Ludwig IX., der Heilige. — Seine Gattin. — Abu Djermid. — Philipp III. — Der Barbier La Brosse. — Maria von Brabant. — Philipp's III. plötzlicher Tod.

Philipp August II., von dem ich zu Ende des vorhergehenden Kapitels gesagt, er sei einer der klügsten und weisesten Regenten gewesen, wird von einigen, namentlich englischen Geschichtsschreibern als ein feiger, hinterlistiger, tückischer König geschildert, was jedoch übertrieben ist, denn Philipp besaß viel persönliche Tapferkeit, ohne so tollkühn zu sein, wie sein Zeitgenosse Richard I. von England. Wahr ist es allerdings, daß Philipp August sich zuweilen stellte, als wäre er den Regentenschwächen unterworfen, ja seine Thaten ließen auch manche schlimme Eigenschaft ahnen, die aber, wenn man die Beweggründe seiner Handlungs-

weise untersucht, bald schwinden und man kann diese durch die damaligen Verhältnisse nur zu leicht entschuldigen. Man wirft diesem König die Verbannung der Juden aus Frankreich vor, dies war jedoch eine Maßregel, die unter dem Drucke der Verhältnisse in Frankreich durchaus nothwendig war. Eine Classe der Bevölkerung — die Juden — litt zwar dadurch, doch war es eine gerechte Strafe für all das Schlimme, dessen sie sich schuldig machte. Man muß nämlich wissen, daß Frankreich zur Zeit der Regierung sehr vieler Könige der drei Dynastien (der Merovinger, Carolinger und Capets) zu wiederholten Malen in größter Gefahr schwebte, den beträchtlichsten Theil seiner Bevölkerung zu verlieren. Es traten Mißjahre ein, das Korn ward überall von den Juden angekauft und nur für sehr hohe Preise feil geboten, so daß nur sehr reiche Menschen im Stande waren, ihre Familien mit den nothdürftigsten Lebensmitteln zu versorgen. Philipp August verfiel auf ein verzweifeltes Mittel, um die Juden los zu werden, indem er den alten Aberglauben aufwärmte und ausprengen ließ: die Juden tödteten alljährlich zum Osterfest ein Christenkind, worauf denn die Judenverfolgung in ganz Frankreich ihren Anfang nahm. Die Edicte Philipp August's gegen die Juden sanctionirten diese Verfolgung; alle Schuldner wurden durch dieselben von ihren Schulden den Juden gegenüber freigesprochen, der Letzteren Vermögen zu Gunsten des Staates confiscirt und die jüdischen Familien aus dem Lande vertrieben. Diese Verfolgung währte mehre Jahre, so daß es in Frankreich nur

noch wenige Juden gab, ebenso waren es nur Wenige unter diesen Unglücklichen, die, dem Drucke nachgebend, sich zur christlichen Religion bekehren ließen. Der Staatssäckel aber hatte ungeheure Reichthümer gewonnen, deren großer Theil dazu verwendet werden sollte, einen neuen Kreuzzug nach Palästina in's Leben zu bringen. Immerhin bleibt diese Judenverfolgung, so gerechtfertigt sie auch durch die Umstände, um die Finanzen Frankreichs zu ordnen, zu sein schien, ein Nebelflecken auf der Regierung Philipp August's und sie muß von der Nachwelt verdammt werden.

Wenn man von dieser Ungerechtigkeit absieht, so muß man bekennen, daß Philipp August sonst ein weiser und gerechter, ja auch ein tapferer König war und der andere dunkle Punkt in seinem Leben, das Verstoßen seiner zweiten Gattin, von welcher ich sehr bald etwas ausführlicher sprechen will, ist bei weitem leichter zu entschuldigen, als diese große Barbarei. Philipp August's Regierung war jedenfalls für Frankreich eine gute, denn er vergrößerte das Reich, indem er Vermandois und Artois Frankreich einverleibte, ebenso that er auch sehr viel für die Verschönerung von Paris, da diese Stadt auf seinen Befehl zum ersten Mal eine leidlich gute Steinpflasterung erhielt. Ein weiteres Zeugniß von der Weisheit dieses Königs ist der Umstand, daß er das Schalksnarrenthum am Hofe abschaffte und eine Menge Umsonstesser aus der Umgebung des Thrones vertrieb und sie zwang, eine dem Lande nützlichere Lebensweise zu wählen.

Die beiden ersten Kreuzzüge — zumal der letztere —

trieben drei Fürsten Europa's, ihn, Heinrich II. von England und den Grafen von Flandern, dazu, daß sie zu Gisors eine Zusammenkunft verabredeten, wo ein neuer Kreuzzug gegen die Ungläubigen beschlossen wurde. Die drei Kreuzzüglerarmeen unterschieden sich dadurch, daß die Franzosen rothe, die Engländer weiße und die Flandern grüne Kreuze auf ihren Kleidungen trugen. Ehe aber der Kreuzzug begann, verfloß eine geraume Zeit und Heinrich II. nahm nicht mehr Theil daran, da der Tod seinem bewegten Leben ein Ende machte.

Philipp August nahm sich des Grafen von Toulouse, Alfons, an, den der Nachfolger Heinrich's Plantagenet seiner Länder berauben wollte. Hierdurch sicherte er sich einen mächtigen Alliirten, und nachdem er zu St. Denis das geheiligte Banner Frankreichs, die Oriflamme, ergriffen, begann er seinen Kreuzzug, indem er mit seiner Armee nach Veselay aufbrach, wo der König von England, Richard Löwenherz, zu ihm stieß. Da es doch ziemlich spät in der Jahreszeit war, überwinterten die vereinigten Armeen der Kreuzzügler in Sicilien und brachen von dort erst im nächsten Frühjahr auf. Dies geschah am Ostermontag des Jahres 1191.

Die Heerführer des Christenheeres hatten jedoch im heiligen Lande auf viel größere Schwierigkeiten gestoßen und sahen es bald ein, daß einer der Saracenensultane, der tapfere Salaheddin, ihnen nur zu sehr gewachsen war, so daß sie dort nicht viel ausrichten konnten und wenn die Erfolge solche ungeheure Opfer an Zeit, Mannschaft und

Geld erheischten, so war auch dieser Feldzug ein verunglückter zu nennen. Sie brauchten nämlich volle 8 Monate, um die Festung St. Jean d'Acre einzunehmen und das Christenheer ward durch Siechthum stark mitgenommen. Außerdem verbreitete sich das Gerücht, ein Saracenenhäuptling, den man unter der Benennung „der Greis vom Berge" kannte, habe eine Bande von Mördern aufgebracht, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, den obersten Feldherrn der Christen, Philipp August, zu tödten; Philipp August's Gesundheit hatte aber auch sonst unter der heißen Sonne bedeutend gelitten und seine und der übrigen Heerführer Schaaren waren durch Krankheiten und Todesfälle stark gelichtet, endlich aber brachen Uneinigkeiten zwischen den Führern, namentlich zwischen Richard von England, Leopold von Oesterreich und Conrad von Montserrat, aus, die Philipp August dazu bestimmten, sich nach Frankreich zu begeben und die Eroberung des heiligen Grabes aufzugeben. Ein hundertjähriger Waffenstillstand kam zwischen den Kreuzzüglern und Salaheddin zu Stande und Philipp August trat mit seiner Armee die Heimreise an.

Kaum zurückgekehrt, verlor Philipp August seine Gattin Isabella durch den Tod und vermählte sich mit der Schwester des Dänenkönigs Kanut VI., welche Heirath aber von sehr kurzer Dauer war. Die Ursachen des Zerwürfnisses und die Umstände, wie die baldige Scheidung geschah, sind ziemlich unbekannt und ich muß mich wieder auf die Autorität jener Bücher berufen, die mir bis jetzt

als Wegweiser in dem weltgeschichtlichen Labyrinth der Hofscandale gedient hatten.

Die Prinzessin Ingeberge, so hieß die Schwester Kanut's VI., war in eben dem Maße schön wie auch liebenswürdig, doch hatte sie, noch ehe sie sich mit Philipp August vermählte, sich in einen Neffen ihres Schwagers Björn, Prinzen von Gothaborg, in den Ritter Waldeborg, verliebt und ihm am Altare ewige Liebe und Treue zugeschworen, ohne daß dieses Gelöbniß jemals zur Oeffentlichkeit kam. Als sie in Frankreich angelangt, wohin sie unter den übrigen Rittern auch Waldeborg begleitet, erbat sie sich vom König Philipp August eine Privataudienz und forderte ihm das Versprechen ab, er möge ihr die erste Bitte, die sie an ihm nach vollzogener Trauung richtete, gewähren. Philipp willigte darein, ohne zu ahnen, wie diese Bitte beschaffen sein könne und als er in's Brautgemach treten wollte, eröffnete sie ihm, daß sie sich entschlossen, eine Jungfrau zu bleiben, weil sie bereits einem anderen Manne Treue gelobt. Philipp ward aber immer zudringlicher und vergaß sich endlich so weit, sie mit einem Faustschlag zu Boden zu schlagen, daß sie ohnmächtig ward. Im Momente, als sie zu Boden sank, reute ihn die vorschnelle That, er rief um Hilfe und es währte einige Zeit, ehe sie wieder zum Leben zurückgebracht wurde. Es ist vielleicht möglich, daß er mit der Zeit ihr Herz erweicht und über ihren Widerwillen triumphirt hätte, wenn er ihr zarter begegnet wäre, so aber war von einer ferneren Annäherung keine Rede mehr und Ingeberge bestand

darauf, zu ihrem Bruder zurückgesandt zu werden. Philipp erschwerte eine Versöhnung noch dadurch, daß er sie nach Tournay bringen und beinahe wie eine Gefangene behandeln ließ, dabei überall ausſprengte, er habe vor ihr einen unüberwindlichen Ekel. Er selbst strafte sich hierbei Lügen, denn er kam zu wiederholten Malen nach Tournay und als sie noch immer unerbittlich blieb, versagte er ihr das Nothwendigste, so daß sie vor Hunger und Kälte gestorben wäre, wenn sie ihre Juwelen nicht verkaufte. Ihr Geliebter Waldeborg kundschaftete endlich ihren Aufenthaltsort aus und kam nach Tournay, doch auch diesem ließ Philipp August nachspüren und sandte Meuchelmörder gegen ihn aus. Waldeborg wurde von ihnen schwer verwundet, doch nicht getödtet, und ein englischer Ritter, Ralph von Gurney, rettete ihn. Waldeborg kam endlich nach Tournay, hatte eine Zusammenkunft mit Ingeberge und reiste nach Dänemark zurück, wo er dem Könige die traurige Lage Ingeberge's in lebhaften Farben malte, worauf dieser seinen Gesandten beauftragte, Ingeberge vom Könige von Frankreich zurück zu fordern. Es fand ein sehr gereizter Briefwechsel zwischen den beiden Monarchen statt und der König von Dänemark drohte Philipp August mit Krieg, wenn dieser Ingeberge nicht sofort zurücksandte. Philipp August hatte schon an Richard von England einen sehr mächtigen Feind, er hatte von diesem bei Fréteval eine Niederlage erlitten und dachte, eine Allianz des Dänenkönigs würde seine und Frankreichs Lage nur verschlimmern, da noch obendrein die Normandie sich auch für

Richard erklärt hatte. Er gab demnach Ingeberge frei, und zahlte eine bedeutende Summe an Kanut als Schadloshaltung. Die Geschichte schweigt von den weiteren Schicksalen der unglücklichen Ingeberge und man weiß nicht, ob sie ihren ersten Liebhaber geheirathet.

Der Krieg gegen Richard wurde noch eine Weile fortgesetzt, bis Philipp endlich bei Gué d'Amour mit Richard zusammentraf, wo sie endlich Frieden schlossen.

Philipp heirathete später Agnes von Meran, doch da er von Ingeberge nicht kirchlich geschieden war und der Papst Celestin II. diese Heirath für ungesetzlich erklärte, wurde Frankreich und Philipp August vom Nachfolger Celestin's II., Innocenz III., mit dem Kirchenbanne belegt, der so lange währen sollte, bis er sich von Agnes scheiden ließ und Ingeberge in ihre Rechte wieder einsetzte. Philipp August kümmerte sich wenig um die Bannflüche der Päpste, und nachdem Johann ohne Land seinen Neffen Arthur, Herzog von Bretagne, durch Meuchelmörder umbringen ließ, worauf er von Philipp August als Vasall der französischen Krone vor ein Gericht geladen wurde, doch nicht erschien, wurde er seiner französischen Besitzungen verlustig erklärt und diese zu Frankreich geschlagen. Mittlerweile hatte der Graf von Flandern mit dem deutschen Kaiser ein Bündniß geschlossen, doch ehe er in Frankreich einzumarschiren Zeit hatte, war auch Philipp August in Flandern eingedrungen und schlug seine Feinde bei Bouvines. Dies war ein großer Sieg für die Franzosen, obschon Philipp August selber in große Gefahr gerieth, denn er

stürzte vom Pferde und ward nur mit Mühe von einem seiner Ritter, den Connetable d'Etaing, herausgehauen. Ferrand von Flandern und der Graf von Boulogne geriethen in Gefangenschaft und der Erstere wurde barfuß in einem Wagen im Triumph durch die Straßen von Paris geschleppt, so wie auch Philipp August's Sohn, Ludwig, über die Engländer bei Roche-au-Moine einen Sieg errang.

Diese beiden Siege und jener bei Parthenay, in welchem Johann ohne Land in Gefangenschaft gerieth, so daß er nur gegen Entrichtung eines ungeheuren Lösegeldes von 60,000 Pfund Sterl., zu jener Zeit einer riesigen Summe, wieder seine Freiheit zurückgewann, hatten Ludwig, dem Sohne Philipp August's, den Beinamen eines „Löwen" eingebracht und dem Könige selbst eine solche Macht verliehen, daß alle seine Feinde froh waren, wenn sie Frieden erlangen konnten. Nach der großen Zusammenkunft der englischen Barone zu Runnimede empörten sich diese gegen Johann ohne Land und beriefen Ludwig den Löwen auf den englischen Thron, der auch sofort nach London reiste, hier einen glänzenden Einzug hielt und sich zum König von England krönen ließ. Er wurde sofort nach dem Tode Johann's von den Baronen im Stich gelassen und der größte Theil derselben erklärte sich für den unmündigen Sohn Johann's ohne Land, den neunjährigen Heinrich III., so daß Ludwig es für besser hielt, nach Frankreich zurückzukehren und den Krieg gegen die Albigenser fortzusetzen, den er auch glücklich zu Ende führte.

Philipp August war nächst Charlemagne der erste König, der den Grundstein zur zukünftigen Größe Frankreichs legte. Während seiner 45jährigen Regierung (vom Jahre 1178 bis 1223) hatte er die Normandie, Anjou, Maine, die Touraine, Berry, Poitou, die Auvergne, Vermandois und Artois mit Frankreich vereinigt. Unter seiner Regierung wurden die ersten öffentlichen Krankenhäuser gebaut, so wie auch der Gebrauch der Magnetnadel in dieser Zeit erfunden wurde, auch die Fisch- und Fleischhallen wurden in Paris zur besseren Bequemlichkeit der Käufer eingerichtet, endlich aber die Hauptstadt zum ersten Male befestigt. Außer dem Scandal mit Ingeberge gab es keinen anderen am Hofe, wohl aber unter den Baronen mehre solche, namentlich wurde ein Baron von Couch von einem nubischen Sclaven, der der Geliebte der Baronin war, meuchlings ermordet, sie selber entfloh mit dem Mörder nach Spanien und trat zum Islam über.

Von seinem Sohne, Ludwig VIII., dem Löwen, läßt sich nicht viel sagen, wenigstens nichts, was in meine Scandalgeschichten paßte. Er regierte übrigens nur drei Jahre lang, hatte also keine Zeit, solche zu machen, auch nahmen ihn die Kriege zu sehr in Anspruch. Seine Gattin Blanca war eine über jeden Verdacht erhabene Frau, so daß ihr nichts Uebles nachgesagt werden kann.

Ludwig VIII. folgte dessen Sohn Ludwig IX., genannt der Heilige; er bestieg den Thron noch als unmündiger Knabe und seine Mutter führte die Regentschaft. Mehre der Großen glaubten die Minderjährigkeit des Königs

dahin ausbeuten zu können, daß sie sich gegen die königliche Macht auflehnten, namentlich Raimond VII., Graf von Toulouse, sie wurden jedoch durch das energische Auftreten Blanca's sehr bald zum Gehorsam gezwungen und Raimond verlor einen großen Theil seiner Besitzungen. Auch in Paris waren Unruhen entstanden, namentlich zwischen den Studenten der Pariser Universität und den Bürgern; es kam zu einer großartigen Schlägerei, bei welcher mehrere der Studenten erschlagen wurden, worauf die Uebrigen sich zur Königin-Wittwe begaben, um von ihr eine Genugthuung zu fordern, die sie aber nicht erhielten, was sie in eine solche Wuth versetzte, daß sie sie auf's Gröblichste beleidigten, ja sogar ihr Leben bedrohten, doch war keiner muthig genug, den Blick der Majestät auszuhalten, den sie ihnen zuwarf. Sie faßte ihren Sohn mit der linken Hand und trat auf die Wüthenden zu, entriß einem von ihnen den Dolch und rief: „Diese Waffe genügt mir, um Denjenigen zu tödten, der seine Hand gegen den Gesalbten des Herrn erhebt. Fort aus dem Palast, Rebellen!" Der Ton ihrer Stimme war von so außerordentlicher Wirkung, daß sie wie vor der Posaune des Engels erzitterten und das königliche Gemach verließen, worauf die Universität für einige Zeit geschlossen wurde.

Als der König seine Großjährigkeit erreicht hatte, vermählte er sich mit Margarethe von Provence und nahm auch die Zügel der Regierung in die Hand. Ludwig war ein sehr gottesfürchtiger König, er löste die Dornenkrone

des Heilands mit Einwilligung des Kaisers von Constantinopel von den Venetianern ein und holte sie selber nach Vincennes, indem er die ganze Reise barfuß machte; dann hielt er — wieder barfuß — seinen Einzug in Paris in eine Kapelle an der Notre-Damekirche, die eigens dafür gebaut worden war, um diese Reliquie aufzunehmen.

Die Bigotterie Ludwig's des Heiligen und ein über die Engländer und den Grafen von March erfochtener Sieg veranlaßten ihn das Kreuz zu nehmen und in's heilige Land zu ziehen; ein für seine eigene Person und für die Wohlfahrt Frankreichs höchst verderblicher Gedanke, in welchem er noch durch das Zureden seiner Gattin und des Bischofs von Paris bestärkt wurde. Ludwig hatte bei dieser Gelegenheit an den Baronen einen sogenannten frommen Betrug verübt, indem er auf die bei den Hofvorstellungen auszutheilenden Hüte und Barets Kreuze nähen ließ und da die königlichen Gemächer nur sehr spärlich erleuchtet waren, so merkte man den Betrug erst, als es bereits zu spät war, so daß die Betheiligten nichts Anderes thun konnten, als dem König nach Palästina zu folgen. Während seiner Abwesenheit sollte seine Mutter, die Königin Blanca, die Regentschaft führen. Er selbst bestieg das Schiff, welches ihn fortführen sollte, bei Aigues-Mortes und seine Gattin, wie auch seine beiden Brüder begleiteten ihn nach Palästina.

Zu Anfang dieses Kreuzzuges lächelte das Kriegsglück Ludwig und den Franzosen, denn sie nahmen in kürzester Zeit Damiette, doch ward dies eben zum Verderben der

Christen, weil sie, durch diesen ersten Erfolg aufgebläht, unthätig blieben und auf das Eintreffen des Grafen von Poitiers warteten, indessen die Saracenen Zeit gewannen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um die Eindringlinge hinaus zu treiben; im Lager Ludwig's aber brachen gefährliche Seuchen aus, die die Zahl der Streiter bedeutend verminderten. Endlich begann das Vorrücken gen Kairo und ein Zusammenstoß fand statt, in welchem die Avantgarde der Christen einige Vortheile errang, doch ließ sich der Führer derselben hinreißen, die Saracenen zu verfolgen; hierdurch zerstreute er seine Truppen, welchen Umstand seine Feinde benutzten und zum Angriff zurückkehrten, was dann die Niederlage der Franzosen nach sich zog, so daß selbst der König in Gefangenschaft gerieth. Seine Gattin war mittlerweile in Damiette zurückgeblieben, welche Stadt von den Ungläubigen belagert wurde, wo die Königin von dem Feinde sehr stark bedrängt wurde, so daß sie es nur der Liebe und Aufopferung eines jungen Emirs zu verdanken hatte, daß diese Stadt nicht genommen und sie nicht auch in Gefangenschaft gerieth. Dieser Emir hieß Abu Djermid und war ein naher Verwandter des Sultans von Tunis. Er machte sich anheischig, einen Frieden und die Freiheit Ludwig's zu vermitteln, wenn die Königin ihm gestattete, daß er ihre entblößten Füße küssen durfte. Sie zauderte eine Weile, ehe sie sich dazu entschloß, ihn eines Abends bei sich zu empfangen, um seinen Wunsch zu gewähren. Eine ihrer Zofen aber ließ sich vom Saracenen bestechen und schmuggelte ihn bei Nacht in die Schlaf-

kammer Margarethens, als diese eben ein Bad nahm, so daß er auch seine Augen an den entblößten Reizen der Königin weiden konnte. Abu Djermid war eben so glücklich wie ehemals Giges und als die Königin aus der Kufe stieg, um sich abzutrocknen, stürzte auch der Saracene hervor und ihr zu Füßen, worauf sie so heftig erschrak, daß sie in Ohnmacht fiel. Was später geschah, darüber schweigen die Chroniken, wiewohl es in einem jener Bücher, die mir als Quelle dienten, heißt, er habe die Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberstreichen lassen und sich erst entfernt, nachdem er sie wieder zu sich gebracht. Der Autor des Buches ist boshaft genug, auf die Illegitimität des Sohnes Margarethens, Johann Tristans, anzuspielen, indem er behauptet, Margarethe sei volle fünf Monate von ihrem Gatten getrennt gewesen, als sie neuerdings empfangen und daß dieser Prinz erst neun Monate später, in Allem also im 14. Monate geboren war. Ich will weder eine Lanze für den Ruf Margarethens einlegen, noch auch behaupten, meine Quelle sei eine unexceptionable Autorität, sondern wiederhole allein Das, was ich gelesen. Die Bedingungen, unter welchen Ludwig der Heilige seine Freiheit zurückerlangte, waren hart genug, denn die Franzosen mußten für ihren König ein Lösegeld von 6 Mill. Francs zahlen und Damiette zurückgeben. Die Nachricht seiner Befreiung kam mit jener, in welcher man ihm meldete, seine Mutter Blanca sei gestorben, gleichzeitig an. Nun mußte er nach Frankreich zurück und, damit der von mir erwähnte boshafte Historiker in seinem Rechte sei,

stimmen die übrigen Geschichtsschreiber darin überein, daß seit seiner Rückkehr aus Palästina zwischen dem König und der Königin eine gewisse Spannung herrschte, die Niemand genugsam zu erklären im Stande war, ja, sie soll zu derselben Zeit, nach der Geburt des oben erwähnten Prinzen Johann Tristans, das Gelübde der Enthaltsamkeit von fleischlichen Genüssen abgelegt haben.

Im Jahre 1270 unternahm Ludwig der Heilige seinen zweiten Kreuzzug nach Palästina, wobei ihn seine Gattin wiederum begleitete. Auch diesmal war ihm das Glück nur zu Anfang des Feldzuges hold, denn er eroberte Tunis in kurzer Zeit, dann aber brach die Pest im französischen Lager aus; die Seuche ergriff auch den König und die Königin. Er starb in einigen Tagen an dieser fürchterlichen Krankheit, seine Gattin folgte ihm einen Tag darauf in's Grab.

Sein Nachfolger war Philipp III., auch der Tapfere oder der Löwenherzige genannt, der schon in Tunis nach dem Tode Ludwig's des Heiligen zum König ausgerufen wurde. Seine erste Handlung war das Abschließen eines 10jährigen Waffenstillstandes mit den Saracenen, worauf er nach Frankreich zurückkehrte.

Philipp III. war schon über die ersten Jünglingsjahre hinaus, als er zu regieren anfing, und seine zweite Gattin, Maria von Brabant, gehörte zu den schlimmsten Personen ihrer Zeit. Man glaubt, sie habe ihren Stiefsohn, den Kronprinzen Ludwig, durch Gift getödtet. Ein gewisser La Brosse, der Barbier des Königs, soll es gewesen sein,

der ihr dabei hilfreiche Hände reichte. Diese Schändlichkeit wurde durch eine Beguine von Nivelles entdeckt, die eine besondere Sehergabe besaß und den Mörder bezeichnete. La Brosse wurde dann auf diese Aussage hin in Montfaucon gehangen und Philipp verbannte Maria von Brabant eben dahin, so daß sie den Leichnam des Gehängten, der gleichzeitig ihr Liebhaber war, stets vor den Augen hatte. Sie blieb aber nicht lange hier, da der König derart in sie vernarrt war, daß er seine That bereute, La Brosse's Leichnam vom Galgen nehmen und ihn begraben ließ, seine Gattin aber zurückholte.

Maria verzieh ihrem Gatten die Hinrichtung des Geliebten niemals, sondern sann auf Rache. Sie hatte von La Brosse eine große Quantität Giftes erhalten, daß ihr noch genug blieb, um damit noch mehre ihrer Feinde zu vergiften und kühlte ihre Rache sowohl an den Richtern, die La Brosse zum Galgen verurtheilt hatten, wie auch an der Beguine von Nivelles, endlich sogar an ihrem Manne, der, als er in den Krieg zog, um Pedro von Aragonien zu züchtigen, den man allgemein für den Urheber der Sicilianischen Vesper hielt, plötzlich erkrankte und unter heftigen Krämpfen starb, so daß man allgemein glaubte, er müsse vergiftet worden sein (im Jahre 1285). Unter seiner Regierung wurden die ersten Adelsdiplome in Frankreich ausgefertigt.

V.

Philipp der Schöne. — Die Hinrichtung der Templer. — Philipp's Händel mit dem Papst Bonifaz VIII. — Beliebtheit des Königs bei den Damen. — Jolanthe d'Estournay. — Guido von Auvergne. — Ludwig X. — Margarethe von Burgund. — Ihre Erziehung und frühzeitige Entsittlichung. — Ihr Gespräch mit Ludwig auf der Terrasse zu Arles. — Der Thurm von Nesle. — Ihre Ausschweifungen mit Studenten. — Ersäufungen und Ermordungen. — Buridan. — Entstehung des Verbrechens. — Margarethens Hinrichtung. — Unzuverlässigkeit der Geschichtsschreiber. — Philipp V. der Lange. — Ende des Hauses Capet.

Vom Nachfolger Philipp's III., Philipp IV., genannt dem Schönen, habe ich bereits Einiges im IV. Bande meiner Scandalgeschichten erwähnt. Er war einer der energischsten und klügsten Regenten Frankreichs, wiewohl er nicht auch immer gerecht war, wie dies aus seinem Verfahren gegen Jakob Bernhard Molay, den Großmeister des Tempelordens, klar hervorgeht. Dies war eine Handlung, die ganz als Gegenstück der Judenverfolgung unter seinem Vorfahren Philipp August gelten kann. Sie mag zwar von den Umständen gerechtfertigt werden, da sowohl die Juden wie die Templer in Frankreich viel Unheil

stifteten, doch blieb sie immer eine Grausamkeit, die auf die Sitten der damaligen Zeiten ein nur zu trauriges Licht wirft.

Philipp der Schöne war, noch ehe er den Thron von Frankreich bestieg, zufolge seiner Ehe König von Navarra und gleich zu Anfang seiner Regierung in einen Krieg mit England verwickelt, der aus einer nichtigen Ursache, einem Streite zwischen einem französischen und einem englischen Matrosen, entstanden war.

Philipp ließ Eduard I. von England als Hochverräther vor's Gericht laden, worauf dieser König damit antwortete, daß er die Festung La Rochelle einnahm. Er hatte auch mit dem deutschen Kaiser Adolf von Nassau ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen, wurde aber von Philipp IV. geschlagen. Dieser war jedoch großmüthig genug, seinem Feinde einen Waffenstillstand von 2 Jahren zu gewähren. Dieser Umstand war es, der Guido, Grafen von Flandern, bewog, daß er sich den Befehlen Philipp's fügsam zeigte. Nicht so die Flamänder. Diese empörten sich zufolge der Tyrannei des königlichen Statthalters, Grafen von St. Pol, und brachten dem gegen sie entsendeten Grafen von Artois eine bedeutende Niederlage bei, wobei auch Artois fiel.

Nach dieser mißlungenen Expedition begannen die Händel zwischen Bonifaz VIII. und Philipp IV. Die Erbitterung der beiden Gegner war eine sehr große und Philipp war so glücklich, den Streit zu seinem Vortheil beizulegen, indem er den Papst gefangen nahm.

Philipp war ein sehr aufgeklärter Mensch und hätte er zu Zeiten Johannes Huß', Luther's und Chauvin's gelebt, so ist es nicht zu bezweifeln, daß Frankreich sich jetzt zum protestantischen Ritus bekennte, doch in jener Zeit war es noch nicht möglich, das päpstliche Joch abzuschütteln, Philipp mußte sich sogar stellen, als sei er ein sehr eifriger Christ; er zeigte dies dadurch, daß er nach seinem zweiten Feldzuge gegen die Flandern, den er selber befehligte, nachdem er den Feind bei Mons-en-Pucelle geschlagen, sein Schwert auf den Altar der Jungfrau Maria niederlegte und sich ihren Ritter nannte.

Wenn irgend ein König, so hatte Philipp IV. den Beinamen des Schönen verdient. Seine Schönheit wurde noch durch seinen Geist, seine Galanterie und seine Tapferkeit erhöht, so daß ihm kein Weib widerstehen konnte und er mit den Herzen der Damen spielte; ein Glück, daß er von Natur aus nicht ein solcher Wüstling war, wie unzählige weniger schöne, weniger geistreiche und weniger galante Könige, ja daß er in mancher Beziehung bis zur Verschämtheit zurückhaltend und ein Idealist war. Ihn hatte namentlich eine Dame aus der Bourgeoisie, die Gattin eines Syndicus von Paris, Namens Jolanthe Estournay, so sehr gefesselt, daß er ihr bis an sein Lebensende treu blieb. Jolanthe war nicht nur eine Frau von seltener Schönheit, sondern auch sehr geistreich, wohlthätig und, wenn man ihr Verhältniß mit dem Könige nicht in Anschlag bringt, auch eine tugendhafte Frau. Einer der Templer, Guido, Bruder Robert's III., Dauphins der

Auvergne, hatte sich ebenfalls in sie verliebt und fand einmal Gelegenheit, durch Vermittlung ihres Kammermädchens sich in Jolanthe's Schlafkammer zu schleichen, wo er auf den Punkt kam, die Schlafende zu übermannen, als Philipp, der von der Dame einen Nachschlüssel besaß, ebenfalls unerwartet eintrat und sie rettete. Guido entwischte zwar durch's Fenster, doch blieb sein Hut zurück, in welchem sein Name eingeschnitzt stand. Dies war die Ursache der gräßlichen Rache Philipp's an den Templern, die er opferte, um den guten Ruf seiner Geliebten zu bewahren, denn er fürchtete sich, Guido würde es ausplaudern, daß er den König eintreten gesehen.

Vierzig Tage nach dem Autodafé der Templer starb Philipp der Schöne, durch den Sturz von einem Pferde, als er in Fontainebleau ausritt (im Jahre 1316), vom ganzen Volke aufrichtig betrauert, das, hätte es das Recht dazu besessen, ihn unfehlbar canonisirt haben würde. Philipp der Schöne war der erste König von Frankreich, der die Vertheidigung des Vaterlandes ausländischen Söldlingen in die Hände legte, ebenso wie er dem dritten Stande, der Bürgerschaft, besondere Rechte einräumte, die er bis dahin noch nicht besessen. Dies Letztere geschah zumeist Jolanthen zu Liebe, die ebenfalls dem bürgerlichen Stande angehörte. Er kann eben so ein Mehrer des Reichs genannt werden, da er Angoumois, Marche, Lyonnais und Flandern Frankreich einverleibte.

Sein Nachfolger war Ludwig X., ebenfalls schon König von Navarra, ehe er den Thron Frankreichs bestieg.

Wie wenig zuverlässig die Weltgeschichte in den Daten ist, dies zeigt sich eben in der Schilderung dieser Zeit, namentlich was Ludwig X. und seinen Sohn Philipp V., genannt den Langen, betrifft. Es ist nämlich nicht constatirt, ob die berüchtigte Margarethe von Burgund, die eine Theaterfigur im Drama „Der Thurm von Nesle" abgiebt, die Gattin Ludwig's X. oder seines Sohnes Philipp's V. gewesen.

Da ich nicht jene Quellen benützt, die dem Lesepublikum als Autorität dienen, sondern Bücher, die für die Welt so zu sagen begraben sind, so halte ich mich an diese, weil ich die Richtigkeit der in denselben vorkommenden Daten geprüft und sie mit der Wahrheit harmonirend gefunden. Nach dieser Autorität also war Margarethe nicht Philipp's V., sondern Ludwig's X. Gattin, obschon die meisten Historiker und auch die Tradition sie dem Sohne Ludwig's zur Gattin giebt.

Margarethe von Burgund ist eine jener Erscheinungen in der Weltgeschichte, bei welchen der Psycholog auf ein unlösliches Räthsel stößt, denn er geräth in Verlegenheit darüber, ob er die Ursache ihrer Verderbtheit in ihrer Erziehung oder in ihrem Temperamente oder endlich in den Sitten jener Zeit, in welcher sie lebte, suchen soll. Gleichwie eine große kriegerische Epoche Helden schafft, so mag die eintretende Sittlichkeit oder Unsittlichkeit in einem Lande tugendhafte oder lasterhafte Personen schaffen, wiewohl das Letztere viel öfter geschieht. Es bleibt dem Historiker und Philosophen nichts Anderes übrig,

als alle drei Ursachen in gleichem Maße wirkend anzunehmen.

Margarethe hatte am Hofe ihres Vaters, des Herzogs von Burgund, keine schlimmere, noch auch eine bessere Erziehung bekommen, als die meisten Prinzessinnen jener Zeit. Wahr ist es allerdings, daß sie von ihren Eltern auf jede mögliche Weise verhätschelt wurde. Sie war ein so selten schönes Kind, daß selbst die gemeinsten, ungebildetsten Menschen, die durchaus keinen geläuterten Geschmack besaßen, sie mit Verwunderung anblickten und auf den Straßen stehen blieben, wenn sie sich blicken ließ. So währte es bis in ihr Adolescentenalter, wo sie für einige Zeit in das Carmeliterinnenkloster zu Arles trat und hierselbst zwei Jahre zubrachte. Sie empfand eine besondere Vorliebe für classische Literatur, lernte lateinisch und griechisch, um Anakreon und die römischen Dichter zu verstehen, unter deren Werken sie nur die die Sinne am meisten reizenden Liebesgedichte las, so daß sie, noch ehe sie heirathete, in der Theorie vollkommen demoralisirt war und bereits auch in der Praxis in Bezug auf homosexuelle und monosexuelle Ausschweifungen Erfahrungen gemacht hatte, denn ein Nonnenkloster ist in dieser Hinsicht der geeignetste Platz, um ein Mädchen zu verderben.

Ludwig X. hatte Margarethe in Arles kennen gelernt und entbrannte beim ersten Anblick in eine heftige Liebe für sie, die beinahe bis zur Raserei stieg. Wenn ich den Angaben trauen darf, die sich in den von mir öfters erwähnten Werken befinden, so mußte Ludwig X., noch ehe

er sie heirathete, darauf gefaßt sein, daß sie ihn zum Hahnrei machen würde, so wie diese Angaben auch auf's Klarste beweisen, welcher Mißbräuche sich die Pfaffen bezüglich der Beichtgeheimnisse schuldig machten. Die Zahl jener Werke, sowohl im Vatikan, wie in den verschiedenen Klöstern und an anderen Orten, die hier und da in Privatbüchersammlungen dem Lichte der Welt entzogen werden, ist eine ungeheure und sie enthalten nichts als die Register der Beichten verschiedener Personen. In diesen ist auch der Ursprung des neueren Spioniersystems zu suchen. So wird auch das Zwiegespräch, welches Ludwig X. mit Margarethe auf einer Terrasse des herzoglichen Schlosses zu Arles hielt, als sie bei Mondschein daselbst verweilten, erwähnt. Sie soll ihm das Versprechen abgenommen haben, daß er ihr vollkommene Freiheit gönnen möge, Alles zu thun und sich Liebhaber zu halten, so viele ihr gefällig waren. Der bis zur Raserei entflammte König beschwor Alles, was sie von ihm forderte und sie stellte ihn sofort auf die Probe, dadurch, daß sie mit einem schönen Pagen in seiner Gegenwart eine Schäferstunde hatte. Mehr wollte sie nicht. Ludwig war ihr nicht mehr und nicht weniger, als der nächste beste schöne Mann, und sie bemaß den Werth der Männer nach ihrer Kraft in erotischen Ausschweifungen. Ludwig X. hatte sich nur das Einzige ausgebeten, daß sie durch ihren liederlichen Lebenswandel kein öffentliches Aergerniß geben möge und sie hatte es ihm zugestanden, so daß er einigermaßen vor dem Leumund der Welt geschützt zu sein glaubte.

Anfangs hielt Margarethe ihr Versprechen und obschon man am Hofe des Königs von gewissen geheimen Liebesabenteuern der Königin munkelte, so kam dieses Gerede doch wenigstens nicht unter das Volk. Später jedoch äußerte sich ihre geile Natur auch in anderer Weise, namentlich erwachten in ihr gewisse krankhafte Gelüste, sich an den Schmerzen ihrer Mitgeschöpfe zu weiden. Anfangs beschränkte sie sich auf Thiere; sie war nämlich eine große Liebhaberin des Jagdvergnügens und stets gegenwärtig, wenn das Wild gestellt und erlegt wurde; später besuchte sie auch die Schlachtbänke und sah zu, wie das Vieh geschlachtet wurde, namentlich machte es ihr Vergnügen, Schweine schlachten zu sehen, endlich aber wohnte sie allen öffentlichen Hinrichtungen und dem Foltern der Verbrecher bei, um sich an den Verrenkungen der Glieder solcher Unglücklicher zu weiden. Wenn sie dann von solchen Executionen nach Hause kam, veranstaltete sie Orgien, wobei sie äußerte, sie wünsche nichts Anderes, als daß sie die beiden Vergnügen, das der geschlechtlichen Ausschweifung und des Genusses des Sehens einer Hinrichtung gleichzeitig haben könnte.

Sie trieb es endlich so arg und brach auch ihr Versprechen, daß sie kein Aergerniß geben würde, daß der Hof sich wider sie verschwor und beim König auf ihre Verbannung antrug; dieser mußte also, ob es ihm gefällig war oder nicht, der Volksstimme nachgeben und schickte sie nach dem Thurm von Nesle, wo sie ihren vom königlichen getrennten Hofstaat besaß und der König besuchte sie an-

fangs ziemlich oft, bis er auch für andere Damen Augen zu haben begann und seine häufigen Besuche nach und nach aufgab. Er fing an, die ganze Sache anders zu betrachten, als er es anfangs gethan hatte und die Erinnerung daran, wie er mit einem so verworfenen Weibe Ehren, Macht und Reichthum getheilt, fing ihm nachgerade an drückend zu werden, er würde es am liebsten gehabt haben, wenn sie gestorben wäre.

Margarethe legte auch ihren Lüsten keine Fesseln an, ja das Leben, welches sie im Thurm von Nesle führte, war ein bei Weitem ärgerlicheres, als sie jemals früher gelebt. Sie hatte ihre eigenen Vertrauten, die ihr allnächtlich junge Männer zuführten, welche sie nach durchschwelgter Nacht am nächsten Morgen, wenn sie noch in Träume versunken waren, eigenhändig mit Dolchstichen tödtete und in die Seine werfen ließ. Sie that also noch mehr, als im Drama gleiches Namens (der Thurm von Nesle) angegeben ist, wo es heißt, sie habe die jungen Leute umbringen lassen, wo sie's doch selber gethan. Sie führte dieses verbrecherische Leben mehre Jahre hindurch, ohne daß man davon gesprochen hätte, erst später fiel das Verschwinden mehrerer Jünglinge, deren Leichname später in der Seine gefunden worden, auf und man wußte, daß sie nach dem Thurm von Nesle gegangen waren. Dunkle Gerüchte tauchten auf, die aber mehr den König als Margarethe trafen, man glaubte nämlich, er habe die Söhne solcher Männer, von denen er glaubte, sie könnten ihm gefährlich werden, tödten lassen, Andere meinten, es ge-

schähe aus Eifersucht, und nur die wahre Ursache und die Urheberin dieser Schandthaten kannte man nicht.

Unter den jungen Leuten, die Margarethe besonders aufgefallen waren, befand sich ein junger Student der Pariser Universität, Namens Buridan, ein Bürschchen, wie man sich kein schöneres vorstellen kann. Er war kaum mehr als 18 Jahre alt. Nebst seinem schönen Aeußern hatte er etwas Herausforderndes an sich, was geilen Weibern besonders gefällt, außerdem war er in allen ritterlichen Uebungen ausgezeichnet, endlich aber reizte sie noch der Umstand, daß er gegen ihr erstes Entgegenkommen ganz kalt blieb und, als sie einmal vor dem offenen Fenster ihres Palastes stehend eine schmelzende Romanze sang und die Vorübergehenden stehen blieben, um sie zu hören, er allein weiter ging, ohne sich vom Gesang der Sirene verlocken zu lassen. Ihr Factotum wurde endlich entsendet, um Buridan zu einem verliebten Rendezvous einzuladen. Dem jungen Mann mußte ein Vorgefühl gesagt haben, in welche Gefahr er sich begebe, wenn er nach dem Thurm von Nesle eile und er war klug genug, einige Bedingungen zu machen, ehe er dahin ging. Diese Bedingungen waren es, die ihm das Leben retteten, so wie auch der Zufall sich mit ihm gegen die königliche Mörderin verschwor, endlich aber hatte er einige Vorsichtsmaßregeln gebraucht, die ihm von Nutzen sein sollten.

Buridan war der einzige Jüngling, der dieser Messaline wenigstens auf einige Zeit ein tieferes Gefühl der Liebe einflößte, als alle übrigen. Es ist möglich, daß

sie ihn kennen lernte, ehe sie auf eine so niedere Stufe der Moralität gesunken war, sie sich für immer an ihn gehalten hätte und aus ihr kein solches Ungeheuer geworden wäre, wie es wirklich der Fall war. Gewiß ist's, daß Buridan der letzte Mann war, der sich ihrer Liebesgunst rühmen konnte, denn er besuchte sie einen Monat hindurch, ohne daß sich ihre Liebe für ihn vermindert hätte, im Gegentheil, sie stieg bis zur Raserei, so daß sie in ihrer Liebesbrunst so weit ging, wie selbst der entnervteste Greis, um seine ausgestorbene Manneskraft zu restauriren, nicht gehen kann. Endlich, in einem Moment der Liebesraserei gestand sie ihm Alles, folglich auch das, wie viele Jünglinge sie ermorden ließ. Buridan erfuhr also, welch Schicksal ihn erwartete, wenn sie seiner überdrüssig würde.

Dem König eine Anzeige zu machen und keine Beweise zu besitzen, würde Buridan in eine arge Verlegenheit und große Gefahr gebracht haben, wo sollte er aber Beweise suchen und finden? Er zeigte die Sache seinem Oheim, dem Prévot von Paris, an, der den Ritter Gilbert Fortanges, den Vertrauten Margarethens, insgeheim arretiren, ihn auf die Folter spannen ließ und ihm das Versprechen gab, er würde frei ausgehen, wenn er umfassende Geständnisse machte. Der niederträchtige Feigling unterlag den Qualen und legte die gewünschten Geständnisse ab, worauf der Prévot zum König ging und Buridan mit sich nahm. Die Ermordungen konnten bewiesen werden, denn von den Ermordeten gab es mehre, die nicht in die Seine geworfen waren, sondern in unterirdischen

Gewölben, sogenannten Sensenkerkern, zerrissen worden waren. Der König selber stellte sich an die Spitze einer Commission, und nachdem die Thatsachen erhellt waren, trat er bei Margarethe ein, warf ihr die Mordthaten, die sie begangen, vor, hielt über sie Gericht und verurtheilte sie zum Tode. Die Strafe war eine viel gelindere, als sie sich einer schuldig gemacht, sie wurde nämlich mit ihren eigenen Haarflechten erdrosselt, so daß sie nicht lange zu leiden hatte. Dies war das Ende dieses verruchten Weibes, es war kein schlimmeres als jenes, welches vor ihr Messalina und Agrippina erreicht hatten.

Vom Nachfolger Ludwig's X., Philipp dem Langen, läßt sich nicht viel sagen. Er hatte an der Tochter Ludwig's X., Johanna, eine mächtige Nebenbuhlerin, denn diese Dame gab sich zweien der mächtigsten Barone Frankreichs, dem Grafen Carl von der Marche und dem Herzog Otto von Burgund, hin, um den Thron besteigen zu können, Philipp V. aber berief das Parlament, welches erklärte, das salische Gesetz schlösse alle Weiber von der Thronfolge aus.

Eben so wenig wie Philipp der Lange, liefert der Letzte der geraden Linie der Capet's, Carl IV., der Schöne, Material zu meinen Scandalgeschichten. Obschon verheirathet, war er kein Mensch, der, gleich den übrigen Monarchen, entweder ein häusliches oder, wie es noch öfters der Fall war, ein ausschweifendes Leben geführt hätte (das erstere wäre ein großes Wunder gewesen), er liebte auch seine Gattin nicht, sondern schwärmte für ein Mädchen aus dem

Volke, für die berühmte Clemence Isaure, die er zu den höchsten Stufen der Aristokratie erheben wollte, ja er würde sie sogar geheirathet haben, doch sie wollte keine dieser Gunstbezeugungen annehmen und war damit zufrieden, daß der König ihr einen Freibrief zur Einführung gewisser jährlicher Festlichkeiten, die man die Blumenfeste nannte, ausstellen ließ und in platonischem Verhältnisse mit ihr lebte. Ob die Liebe an ihm zehrte, oder ob er sonst in eine andere Krankheit verfiel, darüber weiß man nichts, nur so viel, daß er nach einer sechsjährigen Regierung und halbjährigem Siechthum — im Jahre 1328 — starb. Es wird von diesem König auch gesagt, er habe ein minder platonisches Verhältniß mit der Königin Isabella, Gattin Eduard's II. von England, unterhalten.

VI.

Die Valois. — Philipp VI. — Johann II., der Gutherzige. — Carl V., der Weise. — Carl VI. — Seine Vormünder. — Der Herzog Johann von Burgund. — Desorganisation des Staats. — Isabella von Bayern. — Erster Wahnsinnsanfall des Königs. — Erfindung der Spielkarten und des Piquetspiels durch Stefanie, Krauthändlerin des Chatelet. — Gefahr durch Verbrennung. — Andauernder Wahnsinn des Königs. — Stefanie als Zauberin verbrannt. — Die drei Dauphins. — Ermordung Johann's des Kühnen von Burgund. — Philipp der Gute von Burgund. — Carl VII. — Agnes Sorel und die Jungfrau von Orleans. — Ludwig XI.

Die Seitenlinie der Capet's, die ersten Valois, angefangen mit Philipp VI., waren, wie das Sprichwort zu sagen pflegt: „Neue Besen kehren gut", solche Regenten, daß Frankreich froh sein konnte, daß sie den Thron eingenommen hatten, als die vorhergehende Dynastie in directer männlicher Linie ausgestorben war. Philipp VI. war zwar auch ursprünglich ein Capet, doch von älterer Abzweigung, nämlich ein Urenkel Philipp's III. und Sohn des Grafen von Valois, folglich der Abkomme einer Secundogenitur, immerhin in gerader Linie von Hugo Capet abstammend.

Alle Gründer der französischen Dynastien waren in ihrer Art groß, Moreveus — oder, wenn man die erste Dynastie mit Pharamond anfängt — auch dieser, Charlemagne nicht weniger und sogar Hugo Capet, der, wenn er auch sonst keine anderen Verdienste gehabt hätte, doch viel besser war, als die letzten der Carolinger, nicht anders der so eben genannte Philipp VI., später der erste der Bourbons, Heinrich IV. und endlich Napoleon I. Wer hätte unter diesen Königen daran gedacht, daß diese Dynastien mit einem Childeric III., daß der letzte Carolinger, an und für sich ein Held, durch Gift enden würden, ohne ihre Familien fortzupflanzen? Wer konnte eine solche Degeneration, wie sie unter Heinrich III. und Ludwig XVI. stattfand, voraussehen? Wer konnte ahnen, daß die Könige der fünf Dynastien, ob sie nun zahlreich oder wenige waren, der Nation so viel Schaden zufügen würden, daß die Letzten nur noch wenig zu begehen brauchten, damit das Volk ihrer überdrüssig werde, um sie davon zu jagen, zu köpfen, zu meuchelmorden und ihr Andenken zu verfluchen, wie dies bei Heinrich III., Ludwig XVI., Carl X. und Ludwig Philipp der Fall war. Daß alle diese Dynastien sich nur deshalb so lange hielten, weil das Volk mit einer gewissen Pietät an dem Andenken der Gründer hing, ist gewiß.

Ich habe demnach über Philipp VI. und zwei seiner Nachfolger, Johann II., den Gutherzigen, und Carl V., genannt den Weisen, nichts zu sagen. Ohne gerade behaupten zu wollen, sie und ihre Weiber seien ganz untadelhaft in ihren Sitten gewesen — welcher Regent, ja

welcher Mensch ist's, der dies von sich sagen könnte? — doch blieben diese kleinen Scandale ohne Folgen oder sie bestraften sich in sich selber, auch drangen sie nicht in die Oeffentlichkeit und nur die Verfasser jener Bücher, die mir als Quelle dienen, erwähnen einiger kleiner Peccadillen, die kaum zur Ausführung kamen, so daß ich es nicht der Mühe werth halte, derselben zu erwähnen und einen Zeitraum von beinahe einem Jahrhundert übergehe; meine Leser, die Mehres über die drei ersten Könige der Dynastie Valois wissen wollen, an jene Historiker verweisend, die ihr Leben und ihre Handlungen aus weltgeschichtlichem Standpunkte aufgefaßt und wiedergegeben haben. So wie ich es auch bisher für überflüssig gehalten habe, überall die Jahreszahlen anzusetzen, so werde ich es auch fortan nur dann thun, wenn es durchaus zur Orientirung nothwendig ist, indem ich voraussetze, daß diejenigen, in deren Hände meine Aufzeichnungen fallen, die Weltgeschichte entweder schon kennen oder sich doch nicht vornehmen, diese aus meinem Buche studiren zu wollen.

Nach allen dem halte ich bei Carl VI. an. Seine Geschichte ist zu bekannt, als daß ich viel zuzusetzen brauchte, so wie auch alle Welt es nur zu gut weiß, wie sich die Scandale unter seiner Regierung wieder aus dem Grabesdunkel, in welches sie nach dem Tode der berüchtigten Margarethe von Burgund gesunken waren, unter einer Isabella von Bayern wieder an die Oberfläche hervorgearbeitet hatten, um dann unter seinen Nachkommen, mit

wenigen Ausnahmen und kurzen Zwischenräumen, in Permanenz zu bleiben.

Schon während der Minderjährigkeit Carl's VI., unter der Vormundschaft der Herzöge von Anjou, Berry und Burgund, zeigte es sich, was Frankreich später zu erwarten hatte. Es ist ein großes Unglück für ein Land, wenn eine derartige Vormundschaft die Regierung führt. Alle drei Vormünder stritten sich darum, die Macht an sich zu reißen, und sich und ihrer Sippschaft Vortheile und Rechte zu sichern. Es bildeten sich um sie und außer ihnen Parteien, so daß das Land, noch ehe Carl VI. volljährig wurde und zur Regierung kam, von einer Menge derselben zerrissen war. Namentlich waren es die Parteien der Herzöge von Orleans und Burgund, die sich gegenseitig verfeindeten, und man hörte von nichts Anderem als davon, wie heute dieser und morgen jener der Anhänger der einen oder der anderen Partei von seinen Gegnern erschlagen wurde. Es war eine sehr schlimme Zeit, der Staatsschatz wurde von den Großen bestohlen, namentlich vom Herzog von Anjou, der ihn dazu verwenden wollte, um das ihm von der Königin Johanna vermachte Königreich Neapel im Besitz zu nehmen. Seine Pläne wurden jedoch zu Wasser und nachdem er das Geld und seine Schätze verloren hatte, zog er sich nach Biselia zurück, wo er in größter Dürftigkeit starb, mit den Flüchen des französischen Volkes, das er beraubt, beladen.

Carl VI. fand, als er seine Großjährigkeit erlangt hatte, überall Verwirrung, einen so desorganisirten Staat,

wie kaum einer seiner Vorgänger einen bei seiner Thronbesteigung gefunden. Er wollte sich energisch zeigen und machte sich die Pariser zu Feinden, indem er den königlichen Anwalt Desmarets auf Einflüsterung seines Oheims, des Herzogs von Burgund, hinrichten ließ.

Das größte Unglück, welches Carl VI. und Frankreich treffen konnte, war aber die Vermählung des Ersteren mit Isabella von Bayern, einem Weibe, welches alle schlimmen Eigenschaften, die das schwächere Geschlecht nur besitzen kann, in übergroßer Menge in sich hatte. Der Ruf ihrer Bosheit drang überallhin in Europa und die Erinnerung an sie erhielt sich bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Isabella von Bayern war ziemlich schön, doch hatte sie einen Zug von Hochmuth, Tücke und Grausamkeit in ihrem Gesichte, aus welchem man ihr schlimmes Gemüth auf den ersten Anblick erkennen konnte. Die Weltgeschichte kennt sie nur als eine grausame Intrigantin, die ihren Gatten und ihren Sohn, den Dauphin und nachherigen König Carl VII., auf das Erbittertste verfolgte. Daß Isabella aber nicht nur grausam, herrschsüchtig und hinterlistig, sondern auch eine ausschweifende Person war, davon sprechen die Historiker nicht. Dennoch ist es so. Ihr erster Liebhaber war der Herzog von Orleans, der aber die Indiscretion beging, sich mit den Gunstbezeugungen Isabella's zu brüsten und da sie eines jener Weiber war, welches der Sünde nicht abhold, doch dieser nur im Geheimen fröhnte, d. h. eine Heuchlerin, so nahm sie sich vor, sich an dem, der das Geheimniß der Liebe ausgeplaudert, eben

so zu rächen, wie an dem, der es gehört, demnach wurde der Erstere von den Leuten des Herzogs von Burgund und der, dem der Ermordete das galante Geheimniß mitgetheilt, der Connetable Ollivier von Clisson, von Peter Craon, auf Anstiften Isabellens erdolcht. Der Letztere floh sofort nach Burgund, wo er auch Schutz fand. Der König war wüthend gegen seinen Oheim, den Herzog, daß er dem Mörder eine Freistätte gab, er nahm sich vor, ihn zu züchtigen und stellte sich an die Spitze eines Heeres. Als er auf dem Wege durch einen Wald kam, wo er seinen Truppen so weit vorgeritten war, daß seine Leute ihn aus den Augen verloren, trat ein in Fetzen gekleideter Mann, der auf ihn zu lauern schien, aus dem Dickicht hervor, erfaßte die Zügel seines Pferdes und indem er seine Rechte mit drohender Miene erhob, rief er dem König zu: „Gehe nicht weiter, edler König, sondern kehre heim, denn Du bist verrathen!“ Die Erscheinung und die Worte dieses Mannes erschreckten den König so sehr, daß er beinahe vom Pferde gefallen wäre. Er blieb sprachlos auf seinem Pferde sitzen, als der Mann bereits die Zügel losgelassen und wieder verschwunden war. Sein Gefolge kam heran und Alle nahmen zu ihrem größten Entsetzen aus der verstörten Miene des Königs wahr, daß seine Verstandskräfte durch einen plötzlichen Schrecken gelähmt waren. Er sprach einige unzusammenhängende Worte von einem Riesen, von Verrath, von seiner Gattin Isabella und sank ohnmächtig in die Arme seiner Begleiter. Die Verwirrung war namenlos und

die Herzöge von Berry und Orleans riethen dazu, ihn wieder nach Paris zurückzuführen und den Zug gegen den Herzog von Burgund aufzugeben.

Das fürchterliche Geheimniß, wer der Mann gewesen, dem der König begegnet, wurde niemals aufgehellt, es gab sogar Menschen, die an dieser Erscheinung ganz und gar zweifelten und den plötzlichen Wahnsinnsanfall den Folgen eines Sonnenstichs zuschrieben, der den König getroffen, so wie daß die Erscheinung, von der er fortwährend sprach, die Ausgeburt seiner erhitzten Phantasie gewesen. Andere hinwieder meinen, daß der Mann, der den König angeredet, vom Herzog von Burgund dahin geschickt wurde, um auf den Aberglauben Carl's VI. zu wirken, weil der Herzog recht gut wußte, wie er dem König keine Armee entgegen zu stellen im Stande war. Das Eine ist innerhin gewiß, daß es eine zwischen dem Herzoge und der Königin abgekartete Sache war, denn der Erstere machte nicht die geringsten Anstalten zum Widerstand, und als man ihn fragte, weshalb er unthätig bleibe, entgegnete er: „Wozu mich rüsten? Meine Freundin Isabella wird schon dafür sorgen, daß ihr Mann mein Gebiet nicht betrete.“ Die Königin hingegen erzählte, sie habe den ganzen Auftritt im Walde in einem Traume gesehen.

Von diesem Zeitpunkte an stellte sich eine große Veränderung am Hofe des Königs ein, er blieb wahnsinnig und hatte nur selten lichte Momente, sie aber hatte die Maske ganz abgeworfen und indem sie sich von einigen

ihrer Anhänger zur Regentin ausrufen ließ, gab sie sich den sinnlichen Ausschweifungen hin, veranstaltete Bälle und Bankete, stets unter dem Vorwand, damit durch dieselben das Gemüth ihres Gatten aufgeheitert werde, und der größte Theil der Staatseinkünfte floß in ihren Säckel.

Bei Gelegenheit eines solchen Balles, als der König in seiner Reconvalescenz schon ziemlich vorgeschritten, so daß er an einer Maskerade theilnehmen konnte, wurde ein Tanz von wilden Männern aufgeführt, der König selber war einer derselben und sie waren mit Ketten von Epheu miteinander verbunden. Der Herzog von Orleans nahte diesen Masken mit einer Fackel, um sie zu erkennen und kam mit derselben der Kleidung einer der Masken so nahe, daß sie in Brand gerieth und nur dadurch gelöscht wurde, daß sich die Herzogin von Berry, die in dem brennenden Vermummten den König erkannt hatte, mit dem sie, noch ehe er sich verheirathet, in einem geheimen Liebesverhältniß stand, auf ihn warf und ihn rettete. Der neue Schrecken und einige erhaltene Brandwunden warfen den König neuerdings aufs Krankenlager und er genas niemals mehr aus seinem Wahnsinn, was für seine böse Gattin ein gefundener Handel war.

Sowohl die Hofleute, als auch die Stadtbehörden interessirten sich für den König und es wurde ein Preis ausgeschrieben, nach welchem Derjenige, der im Stande sein würde, den König zu zerstreuen, aufgefordert würde, dies zu thun und es ließ sich bald darauf ein Mädchen, eine Krauthändlerin am Chatelet, Namens Stefanie,

melden, die dies unternehmen wollte. Die Erfindung, die sie gemacht hatte, war wirklich eine solche, daß der König davon zerstreut wurde. Es waren die ersten Spielkarten und das älteste Kartenspiel, das edle Piquet, welches sich bis auf den heutigen Tag an der Spitze aller Kartenspiele erhalten hat.

Der König sah nun selten jemand Anderen um sich, als das hübsche Mädchen, welches mit ihm Karten spielte, und es entspann sich zwischen diesen beiden harmlosen Geschöpfen ein inniges Freundschaftsbündniß, welches nahe an eine platonische Liebe streifte. Die böse Isabella, die sich davor fürchtete, der König könnte doch am Ende genesen und, wenn dies geschähe, sie für ihre Ausschweifungen und Verschwendung zur Rechenschaft ziehen, da sich deutliche Spuren der Wiedergenesung beim König einstellten, klagte nun Stefanie der Zauberei an, sie wurde vor ein Gericht gestellt und obgleich man nichts gegen sie beweisen konnte, wurde sie doch zum Tode verurtheilt und als Hexe am Grèveplatze lebendig verbrannt, eine Grausamkeit und Ungerechtigkeit, die ganz in Harmonie mit der Barbarei der damaligen Zeiten stand.

Von diesem Momente an war der König das elendeste Geschöpf in Frankreich, er hatte kaum Kleider zum Wechseln, so wie auch keine Bettwäsche, so daß sich das Ungeziefer an seinem Leibe in furchtbarer Menge vermehrte, ebenso erhielt er die dürftigste Kost, die sogar für einen Bauer zu schlecht gewesen wäre. Wenn irgend Jemand, so hätte Carl VI. es verdient, für die Leiden, die er aus-

zustehen hatte, zum Heiligen und Märtyrer canonisirt zu werden. Es kam so weit mit ihm, daß er fünf volle Monate weder ein Hemd, noch ein Betttuch zum Wechseln erhielt, während die Königin das üppigste Leben führte.

Sogar der Herzog von Burgund fühlte nun Mitleid mit dem König, und als er nach Paris kam und die heillose Wirthschaft gewahr wurde, mißbilligte er die Handlungsweise der Königin aufs Entschiedenste. Diese und der Herzog von Orleans, die im ehebrecherischen Verhältnisse mit einander lebten, zogen sich nach Melun zurück, weil sie befürchteten, der Herzog von Burgund würde sie gefangen nehmen lassen. Auch der Dauphin Ludwig und deren Gattin, die Tochter des Herzogs von Burgund, sollten dahin gebracht werden. Dieser Plan mißglückte aber am Vorabend der vorgehabten Reise, denn als der Herzog von Orleans die Königin verließ, wurde er von den Leuten des Herzogs von Burgund in der Straße Barbette ermordet. Sein Sohn, die Herzöge von Bourbon, der Bretagne und von Berry verschworen sich nun gegen den Herzog von Burgund und ließen ihn, während er gen Lüttich zog, zum Landesverräther erklären, als er aber zurückkehrte, flohen sie, den König mit sich nehmend, nach Tours. Nun fing der große Bürgerkrieg, von zwei Parteien angefacht, an. Die eine Partei war die der Armagnacs oder des Herzogs von Orleans, die andere die des Herzogs von Burgund. Mord und Raub, Heiligthumsschändung und alle möglichen Verbrechen wurden ungeahndet begangen; das Land aber sank immer in

tieferes Elend. Der Herzog von Burgund wiegelte die Pariser auf, diese, unter Anführung des Fleischers Simon Caboche, bemächtigten sich der Personen des Königs, der Königin und des Dauphins und hielten sie bis zum Frieden von Pontoise in Gefangenschaft. Alle diese Wirrnisse hatte Heinrich V. von England trefflich zu benutzen verstanden, und nachdem er die Franzosen in der Schlacht bei Agincourt, wobei die Herzöge von Orleans und Bourbon in Gefangenschaft geriethen, total geschlagen, drang er bis Paris vor.

Zwei der Dauphins, Ludwig und Johann, starben in kurzen Zwischenräumen nach einander und die Reihe der Thronfolge kam auf einen Dritten, Carl, einen verweichlichten jungen Mann, der nur dem Vergnügen lebte und von dem keine der Parteien etwas zu erwarten hatte.

Dennoch wollte sich der Herzog von Burgund mit ihm gegen Heinrich V. von England, dessen wachsende Macht der Unabhängigkeit Frankreichs verderblich zu werden drohte, verbünden und es fand zwischen diesen Beiden eine Zusammenkunft in der Nähe der Brücke von Montereau statt. Die Bedingungen, die der Herzog dem Dauphin machte, waren aber zu drückend, als daß dieser sie anerkennen konnte, es entspann sich zwischen den Anhängern beider Parteien ein heftiger Wortwechsel, der damit endete, daß einer der Anhänger des Dauphins, der Breton Tanneguy Duchâtel, dem Herzog das Schwert durch den Leib rannte, so daß dieser augenblicklich starb.

Der Sohn des ermordeten Herzogs, Johanns des Kühnen, Philipp der Gute, verband sich nun mit der

Königin und mit Heinrich V. von England, während der Dauphin ebenfalls eine Partei um sich bildete, die zunächst aus Rittern und Baronen der Bretagne und Orleannais bestand. Der wahnsinnige König wurde dahin bewogen, daß er den König von England, dem er seine Tochter Katharina zum Weibe gab, noch bei Lebzeiten zum Regenten von Frankreich, nach seinem Tode aber zu seinem Nachfolger bestimme, so daß der Dauphin von der Thronfolge ganz ausgeschlossen bliebe. Heinrich V. hinterließ den Herzog von Clarence als seinen Statthalter in Frankreich und kehrte selber nach England zurück, wo er kurze Zeit darauf starb. Der Dauphin sammelte eine kleine Armee, in welcher auch 7000 Schotten dienten, griff den Herzog von Clarence bei Bougé an und errang einen glänzenden Sieg über ihn. Kurze Zeit darauf starb auch Carl VI. (im Jahre 1442) und der neue englische Statthalter in Frankreich, der Herzog von Bedford, ließ den damals noch unmündigen Heinrich VI. von England zum König von Frankreich ausrufen und Carl VII. des Thrones verlustig erklären; dieser hingegen ließ sich ebenfalls zum König ausrufen und zog aus dem Schlosse Espali nach Poitiers, wo er gekrönt wurde.

Carl VII. war in seinen Unternehmungen viel glücklicher als er es zu sein verdiente. Er war ein verweichlichter, leichtsinniger Mensch, wiewohl nicht eben feig, doch verstand er von Kriegskunst sehr wenig und würde Verzicht auf die ihm rechtmäßig gebührende Krone geleistet haben, hätten ihn seine Anhänger, der Bastard von Or-

leans, der ritterliche tapfere Dunois, der Herzog von Trimouille und der Breton Tanneguy Duchatel davon nicht abgehalten. Er verschwelgte seine Zeit in den Armen der schönen Agnes Sorel, seiner nachmaligen Maitresse, die ihn seit seiner Verwundung in der Schlacht von Bougé auf das Sorgfältigste pflegte und ihn, als er sich endlich entschloß, das Sybaritenleben einstweilen für ein gefahrvolles im Felde zu vertauschen, überallhin begleitete, so daß selbst Dunois und Tanneguy Duchatel, die bis dahin Feinde der schönen Maitresse waren, weil sie glaubten, sie halte den König ab, daß er das Schwert ergreife, sich nach und nach mit ihr aussöhnten und ihre Feindschaft sich in Wohlwollen verwandelte, die beinahe bis zur Hochachtung sich steigerte.

Das erste Schlachtendebüt Carl's VII. als König war übrigens ein sehr mißlungenes, denn er wurde von den Engländern bei Crévaut geschlagen, und obschon er in einer späteren Schlacht, bei Gravelle, einige Vortheile errang, so wurde er bei Verneuil neuerdings geschlagen, verlor sogar seine ihm noch übrig gebliebenen Schätze, die als Deckung für den Sold, den er seiner Mannschaft schuldig war, diente. Sein Glück war es, daß der Herzog von Brabant, so wie auch der Graf von Richencont und der Herzog von Bretagne sich für ihn erklärt hatten und das Volk von der berühmten Johanna d'Arc, dem Mädchen von Orleans, derart fanatisirt wurde, daß es in Masse aufstand, um gegen die Engländer zu kämpfen, sogar Weiber und Mädchen griffen zu den Waffen und

nachdem sie die Engländer bei Patai geschlagen und ihren Feldherrn Talbot gefangen genommen hatten, zogen sie nach Orleans, welches vom Herzog von Bedford belagert wurde, der nun diese Belagerung aufgeben mußte und darauf bedacht war, die verlornen Vortheile wieder zu erringen.

Die Meinungen über die Befähigung der Jungfrau von Orleans, so wie über ihren Charakter und ihren moralischen Lebenswandel sind sehr getheilt. Während sie von den Franzosen als eine Heroine dargestellt wird, suchen die Engländer ihre Verdienste auf ein gewisses Minimum zu reduciren und freuen sich, daß sie in Voltaire auf eine Autorität stoßen, auf die sie sich berufen können.

Daß die Jungfrau von Orleans ein Mädchen von seltenem Muthe und erhabenen Gefühlen gewesen, läßt sich nicht bestreiten, so wie man auch über ihren moralischen Lebenswandel nichts einwenden kann. Die glühendste Vaterlandsliebe schwellte ihr Herz und sie dachte niemals auch nur im Entferntesten daran, ihre Keuschheit an den nächsten Besten hinzuwerfen, wie Voltaire es in seiner „Pucelle", einem sehr witzigen, doch äußerst frivolen — ja beinahe obscönen Heldengedicht, den Lesern glauben machen will, in welchem nur die die Maitresse des Königs, Agnes Sorel, betreffenden Episoden der Wahrheit getreu geschildert sind, denn es ist gewiß, daß diese Letztere einmal in englische Gefangenschaft gerieth und von einer Menge englischer Officiere und Soldaten gemißbraucht wurde. Nicht weniger wahr ist ihr Abenteuer im Nonnenkloster, wohin sie geflohen war, um ihre Treue Carl VII.

zu bewahren und Aehnliches erlebte, wie im Lager der Engländer, als das Kloster vom Feinde erstürmt wurde, nachdem sie schon am Vorabend von einem Mönche im Bette überrascht wurde und einen Auftritt durchmachte, wie ehemals Lucretia und Caba. Mit ihrer Treue zu Carl VII. war es übrigens auch nicht sehr weit her, denn sie ergab sich theils freiwillig, theils gezwungen dem Engländer Chandos, dem Grafen von La Trimouille und dem Herzog von Brabant, dem tapferen Dunois und einem schönen Pagen, Gaston de Martigny, ja, wie meine geheimen Quellen angeben, auch noch anderen Cavalieren und sogar wandernden Sängern und Possenreißern.

Weitere Scandale erwähnt die Weltgeschichte aus der Regierungszeit Carl's VII. nicht. Er war es übrigens, der die wahre ritterliche Galanterie und das herrschende Maitressenthum in Frankreich einbürgerte. Auch er endete traurig. Sein undankbarer Sohn, der Dauphin, nachmals Ludwig XI., zettelte mehre Verschwörungen gegen ihn an und Carl lebte auf seine alten Tage ein elendes Leben in fortwährender Angst vor Vergiftung, so daß er beinahe gar keine Nahrung zu sich nahm, was ihn derart schwächte, daß er auf das Siechbett geworfen ward und nicht mehr lange lebte.

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig XI. trat in Bezug auf Galanterie nicht in die Fußstapfen seines Vaters, und der Geschichtsschreiber findet in seinem Leben keine sogenannten geschlechtlichen Scandale, wohl aber andere, die tausendmal schlimmer waren. Er war der cy-

nischste Mensch, den Frankreich auf dem Throne sah, heuchlerisch, abergläubisch, perfid und trotzdem ein sehr weiser Regent und großer Politiker. Man wirft ihm auch Grausamkeit vor, wiewohl mit Unrecht, denn er war es nicht; da man nur das eine Grausamkeit nennen darf, wenn Jemand aus Laune oder aus Hang dazu grausam ist. Dies war aber bei Ludwig nicht der Fall, er würde niemals Jemanden haben hinrichten lassen, wenn er ein anderes Mittel gefunden hätte, um seine Feinde schnell und so sicher unschädlich zu machen, wie dies durch den Tod derselben geschehen konnte. Sein grausamster Act war die Einsperrung des Cardinals la Balue in einen Käfig und zwar in einen solchen, wie dieser ihn selber erfunden. Er war wie Perillus mit dem Broncestier. Der größte Scandal in der Regierung Ludwig's XI. war der, daß er sich mit Leuten, wie der Henker Tritau l'Hermite, mit dessen Knechte, Trois-Echelles, von denen der Erstere sein Gevatter war, ferner seinem Barbier Olivier le Daim, seinem Wappenherold Johann Doyac und Johann Cottier umgab. Die Letzteren litten dafür unter seinem Nachfolger Carl VIII., denn Olivier le Daim wurde in den Hallen gehangen, Doyac die Zunge durchgestochen und die Ohren abgeschnitten, Cottier aber ward zu einer Geldbuße von 150,000 Livres verurtheilt.

Die beiden Nachfolger Ludwig's XI., Carl VIII. und Ludwig XII., der Vater des Volks, liefern weder der Weltgeschichte noch mir ein Material zur Beschreibung unter ihrer Regierung vorkommender Scandale.

VII.

Franz I. — Sein Sieg bei Marignano. — Kaiserwahl in Aachen. — Friedrich der Weise von Sachsen. — Franz I. fällt durch. — Krieg zwischen Franz I. und Carl I. von Spanien. — Lautrec und der Minister Semblençai. — Dieser wird unschuldig hingerichtet. — Der Connetable von Bourbon. — Bayard's Tod während der Retirade von Rebec. — Franz I. bei Pavia gefangen. — Reformation in Frankreich. — Triboulet, der Hofnarr Franz' I. — Der rebellische Graf von Poitiers und seine schöne Tochter Diana. — Triboulet's Rache. — Jungfrauschaftsmittel für 7000 Francs. — Die Gattin des Advocaten Ferronière. — Tod Franz' I.

Die Dynastie Valois wechselte nach dem Tode Ludwig's XII. die Linie, indem diesem Könige kein Abkomme in gerader abwärtsgehender Reihe, sondern ein Neffe, Franz I., der Sohn des Herzogs Carl von Orleans und Louisens von Savoyen folgte, der die Franzosen daran gewöhnen wollte, den König als den galantesten Menschen, als den Ersten des Adels und der Ritterschaft zu betrachten, ob er nun Regententugenden besaß oder nicht, und fürwahr Franz I. hatte zu der gänzlichen Demoralisation der französischen Ritterschaft mehr beigetra-

gen als der despotischste seiner Vorgänger. Nach dem Tode Carl's VII. erhielt Frankreich an Ludwig XI. einen Regenten, der trotz aller seiner schlimmen Eigenschaften unstreitig ein tiefdenkender Politiker und weiser König war, so zwar, daß seine besseren Nachfolger, Carl VIII. und Ludwig XII., schon leichteres Spiel hatten, um ihren Nachkommen einen der geordnetsten Staaten zu hinterlassen. Wie sehr Franz I. dieses Vermächtniß benutzt, lehrt die Geschichte Frankreichs.

Franz I. glich dem Könige der alten Zeit, dem Solon den weisen Satz einprägte, daß Niemand vor dem Tode glücklich zu erachten sei. Im Beginne seiner Regierung lächelte ihm das Waffenglück, diese verführerische Göttin, die eben so schlimm ist wie die Furie des Hazardspieles und einen nur verläßt, wie Mephistopheles Faust, wenn sie ihn ganz zu Grunde gerichtet hat. Kaum zum König gekrönt, trieb ihn sein Ehrgeiz nach Italien, da er sich die Eroberung von Mailand in den Kopf gesetzt hatte. Er war in der ersten Schlacht Sieger, indem er die Schweizer und Savoyer bei Marignano derart schlug, daß ihm der Weg nach Italien offen stand und er, die Gelegenheit benützend, von dem schönen Lande so viel eroberte, daß er ganz ernstlich daran dachte, seine Eroberungen noch weit über Rom auszudehnen.

Nach dem Tode des römisch-deutschen Kaisers Maximilian I. trat Franz ebenfalls als Candidat zur deutschen Reichskrone auf. Er zweifelte nicht im Entferntesten daran, daß es ihm glücken müsse, seine beiden Rivalen aus

dem Felde zu schlagen, obschon sowohl der Eine wie der Andere in Deutschland viel populärer waren als er. Der eine dieser beiden Bewerber war der Churfürst Friedrich von Sachsen, genannt der Weise, der eben dadurch, daß er von seiner Candidatur zurücktrat, und selbst als ihm die Krone angeboten wurde, nicht neuerdings als Rival Franz' I. aufzutreten beabsichtigte, Vortheile errang. Die Deutschen sandten ihm mehrere Botschafter zu und baten ihn am Eindringlichsten, die Kaiserkrone anzunehmen, er jedoch weigerte sich standhaft, und als man weiter in ihn drang, erklärte er, er wolle seine Stimme dem Sohn Maximilian's I. geben, so wie er auch von diesem Vorhaben nicht abzubringen war, so daß Carl V. die Kaiserkrone zunächst dem Umstande zu verdanken hatte, daß Friedrich von Sachsen zurücktrat und sich dahin äußerte: „Die Deutschen müßten einem Landsmanne den Vorzug vor einem Ausländer geben." So kam es denn, daß die übergroße Menge der Stimmfähigen sich für Carl V., einem Sohn Maximilian's I., erklärte, da alle diejenigen, die sonst für Friedrich den Weisen gestimmt haben würden, zu Carl V. übertraten. Es war sowohl unter den Churfürsten verabredet worden, wie es auch das Volk wußte, wie die geschehene Wahl bekannt gemacht werden sollte. Falls Friedrich sich entschlösse, die Kaiserkrone anzunehmen, dann sollte ein einziger Kanonenschuß dem Volke als Zeichen dafür dienen, im Falle Franz I. von Frankreich gewählt wurde, zwei, endlich aber, wenn Carl gewählt ward, drei Kanonenschüsse die letztere Wahl verkünden. Alles war

in höchster Spannung im Volke, denn Niemand erwartete etwas Bestimmtes, da die Verhandlungen geheim gehalten wurden. Endlich am Tage der Wahl gegen 12 Uhr Mittags ertönten in Zwischenräumen von mehren Minuten die drei Kanonenschüsse und die Agenten Franzens waren ziemlich unangenehm überrascht, als nach dem ersten Kanonenschuß lange Zeit kein zweiter erscholl, denn Friedrich hielt seine die Kaiserwürde ablehnende Rede, worauf dann bald hinter einander zwei andere Schüsse abgefeuert wurden, worauf das Volk in Jubel ausbrach und Franzens Anhänger Aachen verließen, um ihrem König zu melden, wie er bei der Wahl durchgefallen war. Franz grollte zeitlebens seinem Nebenbuhler und es kam bald zu einem Kriege, da auch Carl Ansprüche auf den Besitz Mailands erhob und durchaus nicht geneigt schien, dieselben aufgeben zu wollen.

Es war einer der blutigsten und langwierigsten Kriege. Beide Monarchen hatten die tapfersten Feldherren einander gegenüber gestellt. Von Seite Frankreichs war es Bayard, der berühmte Ritter ohne Furcht und Tadel, von dem auch Franz I. zum Ritter geschlagen wurde. Der Krieg dehnte sich von der niederländischen Grenze bis nach Italien aus und er wurde mit einer Erbitterung und einer Barbarei geführt, wie man eine solche nicht einmal zu Zeiten der Völkerwanderungen erlebte. Die Italiener, namentlich die Einwohner der Lombardei, schwankten einige Zeit, zu welcher Partei sie sich schlagen sollten, und während Franz I. nichts that, um die Herzen

der Italiener zu gewinnen, waren die Führer des spanisch-deutschen Heeres darauf bedacht, die Sympathie der Bevölkerung für sich zu erobern. Dies geschah zuweilen auch durch Bestechung und durch Anfeinden der Franzosen. Die Einwohner von Navara tödteten mehrere Franzosen, rissen ihnen die Herzen aus den Leibern und aßen dieselben. Die Franzosen übten fürchterliche Repressalien und es wurden hierselbst die größten, kannibalischsten Schändlichkeiten verübt, die alle Italiener auf's Grausamste erbitterten, so wie der Name Franzens in ganz Italien verflucht wurde, weil man wußte, wie die Befehle zu diesen Grausamkeiten von ihm gegeben worden waren.

Der Krieg in Italien deckte mehre Hofscandale auf, namentlich kam ein solcher ans Tageslicht durch die Verluste, die die Franzosen unter Lautrec erlitten. Dieser Feldherr wurde, nachdem ihn die schweizer Truppen verlassen, vom Feinde bei Bicoc geschlagen, und als ihm Franz darüber Vorwürfe machte, schob der General die Schuld auf den Minister Semblençai, der ihm den nöthigen Sold für die Schweizer nicht gesendet hatte. Nun wandte sich Franz gegen diesen, der aber die Schuld ebenfalls von seinen Schultern auf diejenigen der Mutter des Königs warf, die ihm 400,000 Francs als zeitweilige Regentin Frankreichs während der Abwesenheit ihres Sohnes abgefordert hatte, um sie theils in Lustbarkeiten zu verschwenden, theils einigen ihrer Günstlinge geschenkt hatte, so daß es sich herausstellte, welch ausschweifendes Leben sie führte. Franz hatte mit ihr einen heftigen Auf-

tritt und als er ihr mit Blosstellung drohte, antwortete sie ihm aufs Aeußerste getrieben: „Du wirst schweigen, so lange ich das Geheimniß Deiner Geburt in meinem Busen verberge, wenn Du nicht willst, daß die französische Nation Dich als illegitimen Bastard vom Throne stoße.“ Worauf sie ihm mittheilte, daß er nicht der Sohn des Mannes war, den man für seinen Vater hielt, sondern eines savoyischen Ritters, Namens Miquelet. Somit gab sich Franz zufrieden und es wurde weder der Herzogin, seiner Mutter, noch Semblençai, noch auch Lautrec der Proceß gemacht, wie Franz gedroht hatte. Später jedoch wandten sich sowohl die Herzogin wie auch Franz I. gegen Semblençai, dessen Geheimschreiber bestochen wurde, daß er die Quittungen des Ersteren, die sich in einem Schranke des Ministers befanden, aus demselben stahl und sie unterschlug, daß Semblençai keine Beweise seiner Unschuld, um sich zu rechtfertigen, in den Händen hatte, worauf er von einem vom König ernannten Gerichte zum Tod verurtheilt und hingerichtet wurde. Während seines Ganges zum Hochgericht hielt er eine Anrede an das Volk, in welcher er seine Unschuld betheuerte, und es kam erst nach mehren Jahren heraus, daß an ihm einer der himmelschreiendsten Justizmorde begangen worden war. Die Wahrheit kam durch den Geheimschreiber ans Tageslicht, der auf seinem Todtenbette in Gegenwart vieler Zeugen ein reuevolles Geständniß ablegte und die vermißten Quittungen vorwies, da er der Herzogin ähnliche von ihm ge-

fälschte zurückgegeben, die wirklichen Originale aber zurückbehalten hatte.

Unter den Zeugen, die bei dem so eben erwähnten Geständnisse gegenwärtig waren, befand sich auch der Connetable von Bourbon, der sich sofort zum König begab und ihm den Hergang der Sache erzählte, ohne ihn bewegen zu können, daß dieser seine böse Mutter vom Hofe verbanne; ja diese Frau intriguirte nun so lange gegen den Connetable, daß dieser den König verließ und sein Schwert Franzens Gegner, dem Kaiser Carl, anbot und von diesem ein Commando erhielt, endlich auch zum Oberfeldherrn der spanisch-italienischen Armee ernannt wurde und als solcher seinem ehemaligen König manche Niederlage beibrachte, da er unstreitig der tapferste und zugleich umsichtigste Feldherr war, den Franz jemals gehabt und durch die Schuld seiner Mutter verloren hatte, ohne die Hoffnung zu haben, ihn jemals wieder für sich zu gewinnen.

Nachdem auch Bayard, der berühmteste Degen Frankreichs, während der Retirade von Rebec gefallen war, verlor Franz I. beinahe alle festen Plätze in Mailand, die er der Führung Bayard's zu verdanken hatte, und es gelang ihm nur mit Mühe, seine geschlagene Armee zu sammeln.

Ein Jahr später (1525) entbrannte der Krieg zwischen den beiden Monarchen neuerdings, war aber für die Franzosen und namentlich für Franz I. verhängnißvoll, denn dieser wurde in der Schlacht bei Pavia total ge-

schlagen und gerieth in spanische Gefangenschaft. Bei dieser Gelegenheit war es, als er seiner Mutter den Brief schrieb, von dem jeder Franzose weiß, in welchem es hieß: „tout est perdu, hors l'honneur“ (Alles ist verloren, nur die Ehre nicht). Es war eine schöne Phrase, weiter nichts und die Folge zeigte, daß Franz I. anstatt des Wortes: „hors“ „nême“ hätte setzen sollen, denn die rohe Behandlungsweise, die er zu erdulden hatte, zwang ihn zum Unterzeichnen eines schimpflichen Friedens, in welchem er seinem Gegner Burgund und andere Provinzen abtreten, seinen Rechten auf Italien entsagen und seinen Sohn und den Herzog von Orleans als Geißel hingeben mußte, um seine Freiheit wieder zu erlangen.

Kaum nach Paris zurückgekehrt, schloß Franz I. ein Bündniß mit dem Papste, mit Heinrich VIII. von England und den Venezianern gegen den Kaiser und der dritte Feldzug wurde begonnen, wobei der Connetable von Bourbon während der Belagerung Roms fiel, doch wurde die heilige Stadt von den Kaiserlichen erobert. Der Krieg wurde noch einige Zeit mit wechselndem Glücke geführt, bis endlich der Friede von Cambrai, den man auch den Frauenfrieden genannt, weil er von Margaretha von Oesterreich, Statthalterin der Niederlande, und der Herzogin von Angoulême geschlossen ward, dem Kriege ein Ende machte, infolge dessen Franz I. die Schwester Carl's V., Eleonora von Oesterreich, zur Gattin nahm und ihm die Geißeln zurückgesandt wurden.

In diese Zeit fällt die Reformation Martin Luther's sowohl in Deutschland wie in Frankreich.

Es ist sonderbar, wie sowohl Carl V., wie auch Franz I. sich in vertrauten Kreisen dahin aussprachen, daß sie der neuen Lehre gewogen waren und dennoch Ketzer verbrennen ließen, die sich für die neue Lehre erklärten, während der fanatisirteste Anhänger des Papstes, Heinrich VIII. von England, später der katholischen Religion abtrünnig wurde. Dies beweist nur so viel, daß sowohl in der Politik wie in Religionssachen das Gewissen und die Grundsätze der Könige sehr dehnbar sind.

Obschon verschwägert, betrachteten Franz I. und Carl V. einander fortwährend mit mißtrauischen Augen, doch war Carl von der Ritterlichkeit und Redlichkeit seines Schwagers so sehr überzeugt, daß, als in den Niederlanden, namentlich zu Gent, Aufstände ausbrachen, die Carl nöthigten, dahin zu gehen, er an Franz die Bitte richtete, dieser möge gestatten, daß er die Reise über Frankreich mache. Damals war es, als Triboulet, der Hofnarr Franzens, in jenes Buch, in welches er die Namen aller seiner Collegen verzeichnete, auch denjenigen Carl's eintrug. Der König lachte darüber und frug seinen Narren: „Und was würdest Du thun, wenn ich ihn ungefährdet durchziehen lasse?"

„Dann schreibe ich an seiner Stelle Ihren Namen, Sire," versetzte Triboulet.

Der König brach in ein helles Lachen aus, ohne jedoch das, was Triboulet gesagt hatte, verstehen zu wollen.

Er ließ den Kaiser durchziehen, veranstaltete sogar große Festlichkeiten zu seinen Ehren, ja er ging in seiner Gastfreundschaft sogar so weit, daß er zwei seiner schönsten Maitressen, die Carl in die Augen gestochen hatten, eine Gräfin von Montecuculi und eine Marquise von La Ferté, seinem Schwager zeitweilig abtrat. Kaum aber war Carl in Flandern angelangt, als Franz ihn durch seinen Gesandten bezüglich seiner Versprechungen Mailands wegen mahnen ließ, Carl aber, jetzt schon in sicherem Port, lachte ihn aus und leugnete, etwas versprochen zu haben, auch wurden die französischen Gesandten, die von Franz I. nach Constantinopel und Venedig geschickt worden waren, dortselbst ermordet und die ganze Welt schob die Schuld auf Carl, auf dessen Geheiß oder Anstiftung dies geschehen sein soll. Nun brach der Krieg zwischen Franz I. und Carl V. neuerdings aus. Diesmal schien das Glück den Franzosen günstiger zu sein als bisher, obschon sie auch gegen die Engländer zu kämpfen hatten. Der Feldherr der Franzosen, der Herzog von Enghien, schlug die Kaiserlichen bei Cerisoles, während der Admiral Annebaut einen Sieg gegen die Engländer erfocht und die Insel Wight eroberte. Andererseits aber brachen die Spanier in die Provence ein, die auf die barbarischste Weise verheert wurde. Dieser Krieg ward eigentlich geführt, ohne daß man wußte, welch anderes Ziel die kriegführenden Parteien verfolgten, als höchstens um ihre Völker auf die Schlachtbank zu führen.

Außer den Kriegen gegen äußere Feinde, hatte

Franz I. auch gegen meuterische Barone zu kämpfen, namentlich brach in den westlichen Provinzen Frankreichs eine vom Grafen von Poitiers angezettelte Rebellion aus und zwar wurde dieselbe von Carl V. insgeheim unterstützt. Franz aber war nur zu bald an Ort und Stelle, noch ehe der Graf von Poitiers eine Armee ins Feld stellen konnte, so daß es nicht einmal zu Scharmützeln kam und das Haupt der Verschwörung dem Könige ausgeliefert wurde. Ein vom König eingesetztes Gericht verurtheilte den Grafen und seine beiden Söhne zum Tode, während die übrigen Verschwörer, in Anbetracht ihrer Willfährigkeit, den königlichen Befehlen Folge zu leisten, begnadigt wurden.

Franz I. quartierte sich im Schlosse des Grafen ein und das Schafot für die Hochverräther wurde vor seinem Fenster aufgeschlagen. Am Morgen des Tages, an welchem die Hinrichtung stattfinden sollte, wurde der König durch die Töne einer Laute und einen traurigen Gesanges geweckt, der offenbar aus der Kehle eines Mädchens kam. Es war das herzzerreißendste Wehklagen einer silberhellen Mädchenstimme und aus den Worten ließ sich entnehmen, daß die Sängerin das Lied für die gegenwärtige Gelegenheit componirt und darauf gerechnet hatte, das Herz des Königs zu rühren. Franz sprang aus seinem Bette, folgte den Tönen, die nicht sehr ferne klangen. Es war vor Sonnenaufgang, im Schlosse noch Alles stille, eben deshalb der Gesang auch vernehmbarer, als er sonst geklungen hätte. Er durchwanderte einige Gemächer, kam in einen Corridor und endlich an eine Trüh, die in ein

Gemach führte, aus welchem die Töne kamen. Franz war kein schüchterner Mondscheinritter, demnach öffnete er die Thür, die von innen nicht geschlossen war und als er eintrat, erblickte er eine Jungfrau von kaum mehr als fünfzehn Jahren; es war eine Schönheit, wie er noch niemals eine ähnliche gesehen. Das Mädchen lag auf den Knieen vor einem Gnadenbilde, ihre Haare aufgelöst, die Laute ihren Händen entsinkend, die Augen in Thränen, die in großen Perlen über den Sammet ihrer blaßrothen Wangen herab träufelten, die Gestalt beinahe gebrochen, doch unendlich graziös, die Töne hinsterbend, mit einem Worte ein Ideal der höchsten jungfräulichen Vollkommenheit.

„Gnade meinem Vater!“ rief das schöne Kind, als sie in dem Eintretenden den König erkannt.

Diana von Poitiers, sie war es nämlich, die Tochter des Verurtheilten, besaß von Anbeginn her über Franz I. und alle Männer, die sie anblickten, eine solche Macht, daß es nicht möglich war, ihren Bitten zu widerstehen, und ihre Schönheit flößte dem leichtsinnigen und für sinnliche Genüsse empfänglichen König nicht solche Begierden ein, wie jene gewesen waren, von welchen er sich bis dahin hinreißen ließ, sondern eine Art Achtung und Verehrung, wie man sie nur beim Anblicke eines Heiligenbildes empfinden kann, so daß selbst Franz, dieser Wüstling in höchster Potenz, in diesem Augenblicke durch die ihm neuen Empfindungen gleichwie veredelt schien. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtete er die Grafentochter, die

er in einen Blick einschloß, und verließ das Gemach, um zurückzukehren, woher er gekommen war. Er ertheilte sofort den Befehl, die Hinrichtung möge aufgeschoben und das Schafot abgetragen werden, worauf er sich den Grafen von Poitiers vorführen ließ und, nachdem man diesem die Fesseln abgenommen, blieb er mit dem König über eine Stunde eingeschlossen. Als dieser den Grafen entließ, wurden neue Befehle gegeben und das Haus der Trauer verwandelte sich in eines der Lustbarkeiten. Der Graf selber wurde sammt seinen beiden Söhnen aus Frankreich verbannt, sie erhielten aber vom König eine so reichliche Pension, die den Verlust ihrer Güter aufwog, und zogen nach Mailand, wo sie bis ans Lebensende des alten Grafen blieben, dann aber erhielten die Söhne die confiscirten Güter und kehrten nach Frankreich zurück.

Franz I. brachte Diana nach Paris und als sie seinen Bewerbungen jenen Widerstand entgegensetzte, wie ihn jedes auch nur halbwegs sittsame Mädchen entgegensetzt haben würde, war er blöde genug, nicht zu jenen energischen Mitteln zu greifen, wie er es bis dahin gethan, ein Zeichen, daß er wirklich ganz in sie vernarrt war, während sie, nachdem sie sich entschlossen, in den Augen der Welt als Maitresse des Königs zu gelten, nichts sehnlicher erwartete, als jenen Schatz zu verlieren, nach dem Franz lüstern war, doch den Muth nicht besaß, ihn zu heben, weil bei ihm die platonische Liebe die Willenskraft gelähmt hatte.

Ein Roué, der sich platonisch verliebt, treibt es noch

tausendmal ärger als ein Bursche wie Werther. Das neue Gefühl der reinen keuschen Liebe gewährt seinem blasirten Naturell eine Nahrung, die wohlschmeckender ist als alles Andere, was er bis dahin genossen; er wird dieses neue Gefühl in sich zu erhalten trachten, weil er weiß, daß er im ersten Momente der Befriedigung es vielleicht für ewig und unwiederbringlich verloren hat. Dies war auch bei Franz I. der Fall, ohne daß er dem sinnlichen Vergnügen bei anderen Weibern entsagte, demnach war es ihm auch nicht schwer, das neue Gefühl — die platonische Liebe — ungeschwächt und längere Zeit hindurch zu bewahren. Diese Wertherlaune kostete aber einem unschuldigen Kinde das Leben und ich halte es nicht für nothwendig, die traurige Episode aus Franzens Leben, die Victor Hugo in seinem Drama: „Der König unterhält sich", dem Verdi's wundervolle Oper „Rigoletto" nachgebildet worden ist, dem Publicum vorgeführt hat, noch einmal aufzuwärmen, bestätige jedoch, auf die von mir angegebenen Quellen gestützt, das Buchstäbliche derselben. Triboulet war nämlich eben so wie seine berühmten Nachfolger am Hofe der Valois und Bourbon, Chicot und Angely, Männer von gutem alten Adel, und der erste der Genannten sehr empfindlich im Punkte der Ehre, dies war die Ursache, daß er seine Ehe vor der Welt und namentlich vor dem König geheim hielt, weil er zu gut wußte, daß diesem demoralisirten Hofe kein Gefühl heilig war. So wickelte sich denn das blutige schreckliche Drama in derselben Weise ab, wie wir es auf der Bühne sehen,

und Triboulet ward zum Mörder seiner eigenen Tochter. Daß ein solcher Schlag den Vater nicht tödtete, ist immerhin ein großes Wunder und er mußte eine sehr starke Seele besessen haben, eine Seele, deren Spannkraft nur das Gefühl der Rache zu erhalten im Stande war. Es sollte eine Zeit kommen, wo er diese befriedigte, er übte sich täglich darin, dieselbe munter zu erhalten, und sie gewann so sehr an Ausdehnung, daß er sie auch Menschen fühlen ließ, die nichts gethan, um ihn so elend zu machen, als er durch die Schande und den Tod seiner Tochter geworden war; es genügte ihm, wenn Jemand zum Hofe gehörte, um von ihm eine der Furienschlange der Vergeltung eingelegt aus seinen Händen zu erhalten.

Die erste Rache, die er an Franz I. nahm, war, daß er ihn zu einem noch größeren Wüstling machte, als er an und für sich gewesen, die zweite, daß er ihm die Illusion, die er sich von der Liebe und Tugend Diana's von Poitiers machte, zerstörte, indem er den Gelegenheitsmacher seines Sohnes, des Dauphins Heinrich, spielte, der, eben so wenig scrupulös wie sein Vater, doch weniger vernarrt in Diana, sie dem Vater vor der Nase wegschnappte und die Erstlinge ihrer Liebe genoß. Es gab auch schon zu jener Zeit gewisse geheime Mittel, um verliebte Narren in diesem Punkte zu täuschen und Diana erkaufte sich ein solches von einer Zigeunerin um den Preis von 7000 Livres. Triboulet hatte ihr selber dazu verholfen und der König wurde zum Besten gehalten, später jedoch spielte Triboulet die Rolle eines Mephi-

stopheles und der König ward Zeuge einer zwischen ihr und seinem Sohne verabredeten Schäferstunde, so zwar, daß er bei dieser Gelegenheit, wo er das girrende Paar belauschte, auch die Gewißheit erhielt, auf welche Weise er nur eine Nachahmung der Jungfrauschaft erhalten hatte, so daß er aus seinem Himmel stürzte und aus Aerger darüber der schönen Dame, die sich nun ganz an den Sohn hielt, für immer entsagte, sie dem Letztern überlassend.

Trotz seines ausschweifenden Lebenswandels hatte Franz I. doch immer den Schein der Galanterie und Ritterlichkeit bewahrt und hielt streng darauf, daß sein Hofstaat seinem Beispiele folge. Einige Cavaliere zogen sich seine Ungnade auf den Hals, weil sie weniger scrupulös in Bezug auf Etikette waren als er, während es genügte, den Ruf der Galanterie zu besitzen, um an seinem Hofe vorwärts zu kommen.

Das letzte Liebesverhältniß, das Franz hatte, war jenes mit der Gattin eines Advokaten, Namens Ferronière, welches ihm das Leben kostete. Auch hierbei hatte Triboulet seine Hand im Spiele. Er war es, der den König auf die schöne Frau aufmerksam machte. Er war es, der zwischen ihr und dem König die Rolle eines Liebesboten spielte und dem Letzteren ein Stelldichein verschaffte. Er war es, als der König der Gattin des Advokaten ein kleines Haus zum Geschenk machte, den Verräther spielte und dem Advokaten Alles entdeckte, ihn auch mit sich nahm, damit er sich von der Untreue seiner

Gattin überzeuge. Er war es, der Ferronière den Rath gab, wie er sich an dem König rächen solle, indem er der Maitresse jene giftige Krankheit, die, sammt den Blattern, eine aus dem neuentdeckten Welttheil herübergebrachte Pest war, mittheilte und so den König selbst ansteckte, daß er an derselben starb, weil die Behandlung dieser schändlichen Krankheit zu jener Zeit noch nicht sehr bekannt war, obschon sowohl Ferronière, wie auch Andere davon genasen, wahrscheinlich weil sie das Uebel nicht vernachlässigten und schon kannten, wogegen sowohl die Ehebrecherin wie der Verführer an demselben starben. Triboulet hatte also zum Theil seine Rache gekühlt, obschon er sie nicht vollkommen sättigte und sie auch auf Franzens Nachfolger, Heinrich II., und Diana von Poitiers, die unmittelbare Ursache der Schande und des Todes seiner Tochter, ausdehnte. Franz starb kurze Zeit nach dem mit Heinrich VIII. von England geschlossenen Frieden, im Jahre 1547.

VIII.

Degeneration der Ritterlichkeit nach dem Tode Franz' I. unter Heinrich II. — Die Königin Claudia. — Die Günstlinge Heinrich's II. — Die Guisen und Ane von Montmorency. — Der Graf von Montgomery und seine Gattin. — Rache Diana's von Poitiers. — Gabriel von Montgomery. — Gaspard de Coligny. — Einnahme von Calais durch die Franzosen. — Katharina von Medici. — Sie verliebt sich in Gabriel von Montgomery. — Geheimniß der Geburt der jüngeren Diana von Poitiers. — Gabriel im Schlosse Montmorency's. — Diana und Ane von Montmorency fallen in Ungnade. — Tod Heinrich's II. — Rache Katharina's an Montgomery.

Die unter Franz I. vorgefallenen Scandale, bei welchen die Ritterlichkeit und die Galanterie den hervorragendsten Typus der damaligen Zeit gaben, bildeten so zu sagen die Grenzmarke der mittelalterlichen Sittencorruption zu jenen Zeiten, wo die wahre Ritterlichkeit langsam auszusterben anfing, um Parteiintriguen und gefährlichen Einflüssen Platz zu machen. Alles, was an das eiserne Mittelalter mahnte, kam in Verfall. Es war in mancher Beziehung noch viel schlimmer als ehe-

dem, wie überhaupt die schlimmsten Epochen eines Staats diejenigen sind, wo ein solcher Uebergang geschieht, und diese schlimmen Zustände währen so lange, bis Alles, was vom Alten dagewesen, aufgehört und der Staat in eine neue von der ehemaligen ganz verschiedene Phase der Lebensfähigkeit tritt. Dieses Phänomen der Uebergänge bemerken wir überhaupt auch sonst in der Natur und im Menschen, diesem in sich sonnenden egoistischen Microcosmos, der sich das Universum unterthan machen wollte, wenn er es vermöchte.

Gleichwie wir in den Jahreszeiten von den Uebergängen am unangenehmsten berührt werden, in den Monaten März und November, wenn Aequinoctialstürme, Nebel, Regenwetter, lang währendes Zwielicht, selbst die durch das Christenthum eingeführten Feste oder, um mich deutlicher auszudrücken, Langeweilen- und Selbsttödtungswochen (der Fastenzeit und des Advents) eintreten, so ist das Uebergangsalter bei dem männlichen und weiblichen Geschlechte, die Flegel- und Backfischleinjahre, die Alte-Jungfernschaft- und die Geckenjahre der überreifen Männer, ehe die Menschen zu Greisen und Greisinnen werden. Es ist der Kampf des Nochnichtseins mit dem Werden und des Gewesenseins mit dem Erkennen der Hinfälligkeit. Eben so ist es in den Staaten, der Uebergang aus Barbarei und Rohheit in den civilisirten Zustand, des Emporringens aus der Unbedeutendheit der Macht, so wie die Epoche des Verfalls einiger Staaten.

Es giebt beinahe kein Land der Welt, welches nicht

solche Phasen durchgemacht, um einen Höhepunkt zu erreichen, von welchem es wieder nach dem im Universum überall bemerkbaren System der Rotation, abwärts eilt, um nicht so bald wieder aufwärts zu kommen.

In einigen Staaten ist diese Rotation kaum wahrnehmbar, während sie in anderen sehr schnell vor sich geht, gleichwie in der Mechanik das kleine Rad in gleicher Zeit mehre Umdrehungen macht als das große, ohne deshalb einen weiteren Weg zurückgelegt zu haben.

Die schnelle Veränderungsfähigkeit in der Culturgeschichte der Menschheit liegt zumeist im Nationalcharakter eines Volkes, so wie auch die Steigung und das Fallen, eben so auch das Verweilen im Zustande einer gewissen Stagnation von längerer oder kürzerer Dauer ist. Es ist wieder wie in der Mechanik, wenn die Maschine zufolge des Eintretens hindernder Umstände in Stockung geräth oder durch fördernde in größere Schnelligkeit versetzt wird.

Bei keinem Volke sieht man solche Veränderungen im staatlichen Leben, wie bei den Franzosen, welches Regenten wie Meroveus, Charlemagne, Philipp August, Philipp den Schönen, Ludwig XIV., Napoleon I. und selbst Napoleon III., aufzuweisen hat, unter deren Regierung Frankreichs Macht auf das Glänzendste entfaltet war, obschon diese Glanzepochen von keiner so langen Dauer waren wie in vielen anderen Staaten, namentlich in Athen, Rom und selbst im alten Assyrien und Babylon. Immerhin deutet dieser schnelle Wechsel, ob er nun

zu einem Verfall oder zur höchsten Machtentfaltung führte, von einer Elasticität in der Leistungsfähigkeit eines Volkes, der beispiellos in der Culturgeschichte der Menschheit ist, und man kann mit voller Sicherheit darauf rechnen, daß dieses Volk nicht untergehen wird und nicht untergehen kann.

Ich habe mich vielleicht zu tief in die philosophischen Betrachtungen über dieses Thema eingelassen, wie ich dies kaum gethan in den ersteren Bänden meiner Scandalgeschichten. Werden mir meine Leser dafür grollen oder nicht? Ich weiß es nicht, doch hoffe ich das Letztere.

Nun aber will ich auf die Geschichte und zwar auf diejenige jenes Regenten übergehen, der selber nur eine schwache Nachbildung seines ritterlichen Vaters war, dessen Regierung aber insofern von größerer Wichtigkeit für Frankreich ist, weil unter derselben der Grund zu den späteren Umwälzungen, die Frankreich trafen, gelegt wurde, namentlich in Bezug auf Religionsverfolgungen, die schon unter Franz I. sich zu zeigen begonnen hatten.

Die Mutter Heinrich's II., die Königin Claudia, war eines jener Weiber, die sich an ihren Gatten dadurch rächen, daß sie sich selber erniedrigen und sich aller Art Ausschweifungen hingeben. Sie war eine Schlemmerin, eine Verschwenderin, liebte das Spiel und führte auch sonst ein scandalöses Leben, so daß Heinrich II. an seinen beiden Eltern das schlechteste Beispiel hatte, und wenn in ihm der Keim zur Tugend auch vorhanden gewesen wäre, derselbe aussterben mußte; ein solcher Keim aber fehlte

bei ihm gänzlich, denn er war schon in seinem 11. Jahre in die Mysterien der Venus vulgivaga eingeweiht worden, und kaum vier Jahre später gehörte er zu den größten Roués von Paris. Dieses ausschweifende Leben griff in eben dem Maße seinen Körper wie auch seinen Geist an, so daß er gar keine Selbstständigkeit besaß und sich ganz der Beeinflussung der Weiber und Intriganten überließ. Die gefährlichsten Männer dieser Zeit waren der Connetable Ane von Montmorency und der Cardinal von Lothringen. Durch dieses Letzteren Protection stiegen auch die übrigen Brüder in die Höhe, namentlich der berühmte Heinrich Herzog von Guise und der jüngste unter den Guisen, der Herzog von Mayenne, alle drei Brüder insgesammt besaßen aber nicht so viel Geist, wie der biedere Gaspard von Coligny, Groß-Admiral von Frankreich, einer der ersten Männer, die sich für die neue Lehre erklärten. Die Eifersucht zwischen den Guisen, Ane von Montmorency uud Gaspard von Coligny war Schuld daran, daß Frankreich die Vortheile, die es eben durch diese Eifersucht errang, niemals ausbeuten konnte. Heinrich von Guise gewann mehre Schlachten und eroberte Städte und Festungen in Italien; Coligny schlug die gegen Frankreich aufgebrachten feindlichen Flotten, Gaspard de Tavannes die Kaiserlichen, namentlich bei Renti und nur der von Heinrich II. nach Paris zurückberufene, von Franz I. aus dem Lande verbannte Montmorency vermochte es nicht, Vortheile zu erringen, da er sich aber der besonderen Gunst der Maitresse des Königs, Diana's von

Poitiers, erfreute, konnte er sich am Hofe halten, um so mehr, da die Guisen selbst dahin arbeiteten, ihn zur Folie ihrer Heldenthaten zu erhalten, damit sie neben dem unfähigen Menschen noch mehr glänzten.

Es ist beinahe unglaublich, daß Diana von Poitiers, eine so reizende Dame, deren Schönheit Jahrhunderte hindurch gefeiert ward, einen so ältlichen Menschen wie Montmorency hätte lieben können, wie viele Geschichtschreiber sich die Mühe geben, beweisen zu wollen. Nicht Liebe, wohl aber die Mitwissenschaft an einer Schändlichkeit verband das schöne Geschöpf mit dem Greise.

Ein Waleser Ritter, Namens Graf von Montgomery, kam noch unter der Regierung Franz' I. nach Frankreich, um hier sein Glück zu versuchen. Er war bereits verheirathet und seine Gattin ein Modell für eine Venus, dabei auch von unerschütterlicher Tugend. Montgomery brachte sie niemals zu Hofe, sondern hielt sie auf seinem Schlosse, welches er vom Könige zufolge einer glänzenden Waffenthat zum Geschenk erhielt. Eben so treu seiner Gattin, wie diese ihm, war Montgomery der Koketterie der schönsten Damen am Hofe Franz' I. und später Heinrich's II. unzugänglich geblieben, und gerade diese Kälte pikirte eine dieser Frauen und zwar die schönste von allen, Diana von Poitiers. Sie sandte ihm Liebesbriefe zu, veranstaltete Jagdpartieen, wo sie ohne Zeugen mit dem Waleser sein konnte, machte ihm sogar eine Liebeserklärung, ohne ihn wankend zu machen, er war geschickt genug, selbst diese letztere zu pariren. Hierdurch

aber wurde ihre Eitelkeit beleidigt und sie nahm sich vor, an ihm Rache zu nehmen.

Eines Abends erhielt Montgomery eine Botschaft von Diana, in welcher diese ihm verkündigte, der König und sie wollten sein Schloß mit ihrem Besuche beehren, und Tages darauf befanden sie sich mit ihm und seiner Gattin unter einem Dache. Es war Diana gelungen, eine der Kammerfrauen der Gräfin von Montgomery, die sie in ihr Liebesgeheimniß einweihte, zu bestechen und der Herrin des Schlosses einen Schlaftrunk beizubringen, so daß diese ganz besinnungslos wurde. Während der Nacht schleppten die Leute Diana's die in lethargischen Schlaf versunkene Gräfin nach dem Gemache der Maitresse, während diese selber das Bett der Schloßherrin einnahm. Nun geschah eine Vertauschung, der König Heinrich II. spielte die Rolle eines Tarquin, während Montgomery willenlos seiner Gattin untreu ward. Er schonte nämlich das Zartgefühl seiner Gattin so sehr, daß er sie niemals als nur im Dunkel der Nacht zu besuchen pflegte und erst, als er im letzten Momente, nachdem er untreu geworden, die Täuschung gewahr wurde, machte er einen Höllenlärm, der alle Bewohner des Schlosses weckte. Die Folgen dieser Intrigue waren für Montgomery und seine Gattin höchst tragisch, denn sie wurde wahnsinnig und überlebte ihre Schande nur wenige Monate, er aber war verschwunden, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden, da er von den Söldlingen Diana's nach Montmorency in einen unterirdischen Kerker geworfen wurde, den Ane

von Montmorency der allmächtigen Maitresse zur Verfügung gestellt hatte, wo er länger als zwanzig Jahre schmachtete.

Diana von Poitiers fühlte bald die Folgen dieser Schäferstunde, indem sie einem Mädchen das Leben gab, welches aber auf der Liste der Bastarde Heinrich's II. stand und ebenfalls Diana hieß.

Der Sohn des Grafen von Montgomery wurde von treuen Dienern der Familie ganz insgeheim erzogen und kannte von der Geschichte seiner Eltern beinahe gar nichts, ja er wußte nicht einmal, welchen hohen Rang er von Geburt aus in der Welt einnahm und wann er seine Rechte zur Geltung bringen wollte, auf welchen Reichthum er Ansprüche erheben konnte. Erst nach erreichtem 20. Lebensalter theilten ihm seine Pflegeeltern das Geheimniß seiner Geburt mit, erzählten ihm nebenbei, so viel sie selber vom Ende seiner Mutter und dem ihnen räthselhaften Verschwinden des Vaters wußten, gaben ihm so viel von seinem Vermögen, als sie gerettet hatten und überließen es ihm selber, sich einen Weg in der Welt zu bahnen, nachdem er eine militärische Erziehung erhalten hatte.

Gabriel von Montgomery trat zuerst unter Heinrich von Guise in die königliche Armee ein und zeichnete sich bei der Einnahme von Calais derart aus, daß er vom Herzog dem König besonders anempfohlen wurde, der ihn auch auf das Freundlichste empfing und ihn seines Schutzes versicherte.

Montgomery erbat sich vom Könige die Gnade, den Feldzug unter Guise mitmachen zu dürfen und wurde nach der Armee entlassen, wo er sich auch später mehr als alle Ritter hervorthat und die gefährlichsten, gleichzeitig aber ehrenvollsten Aufträge erhielt.

Zu verschiedenen Zeiten von Heinrich von Guise an den Hof des Königs geschickt, erblickte er hier unter den vielen Schönheiten eine, die ihm besser gefiel, als alle übrigen, weil sie auch Alle an körperlichen Reizen übertraf. Es war seine Halbschwester, die jüngere Diana von Poitiers. Weder die jüngere Diana, noch Gabriel, noch der König, noch auch sonst Jemand wußte davon, welche Gattung Bande die beiden Liebenden von Geburt her verbanden, denn Alle hielten das schöne Mädchen für ein Kind der Liebe des Königs, und dieser ermuthigte Anfangs Gabriel in seinen Bewerbungen, ja, damit dieser seiner Bastardtochter näher stehe, ernannte er ihn zum Capitän der neu errichteten schottischen Leibwache, so daß er stets in der Nähe des Königs und des schönen Fräuleins sein konnte.

Mittlerweile hatte sich auch Heinrich II. mit einer Florentinerin, der Prinzessin Katharina von Medici, vermählt und es wurden ihr zu Ehren große Festlichkeiten und ein Turnier gegeben. Gabriel befand sich unter den Rittern, die sich um den Kampfpreis bewarben und war auch so glücklich, denselben zu erhalten, nachdem er alle seine Gegner aus dem Sattel gehoben hatte. Der eben so tapfere wie schöne junge Cavalier wurde hierdurch zum

Löwen des Tages und von den Personen beiderlei Geschlechts in gleichem Maße bewundert und gepriesen.

Die Demoralisation an den Höfen von Italien und Frankreich war schon so weit eingerissen, daß die Damen es nicht für eine Schande hielten, solchen Männern, die ihnen gefielen, auf halbem Wege entgegen zu gehen. Daß die Familie der Medici niemals eine Ausnahme im Uebertreten des sechsten Gebotes machte, wußte die ganze Welt und nirgends war Buhlerei so sehr zu Hause, als gerade unter den Damen dieser Fürstenfamilie.

Gabriel stach der Königin so sehr in die Augen, daß sie sich sogleich vornahm, ihn mit seiner Liebe zu beglücken, dies zwar um so mehr, da sie in dem Zusammenleben mit ihrem Gatten nicht jene Befriedigung fand, die sie zu finden hoffte, weil sie sich an seinem Besitze mit Diana und vielleicht auch anderen Weibern theilen mußte. Die Manneskraft eines Königs ist aber auch kein Krug der Wittwe von Sarepta. Sie kokettirte mit dem schönen Capitän in auffallender Weise, und als sie sah, daß er diese Zeichen nicht verstand und stets in den Grenzen der Unterthanenachtung sich verschanzte, wagte sie einen Sturm auf ihn, in jener Weise, wie die Gattin des Potiphar auf den keuschen Judenjüngling, doch wurde sie von ihm, wenn auch weniger ungalant, als es der egyptischen Königin widerfuhr, mit ihren Liebesanträgen zurückgewiesen, da sich Gabriel erklärte, er könne keine andere, als die jüngere Diana lieben.

Voll Rache und Bosheit im Herzen, verband sich

nun Katharina mit Ane von Montmorency und selbst mit Diana von Poitiers gegen Gabriel und brachte es durch ihre Intriguen bei dem Könige so weit, daß, als Gabriel um die Hand der jüngeren Diana anhielt, diese ihm unter den nichtigsten Vorwänden rundweg verweigert ward.

Gabriel bat nun um seine Entlassung bei Hofe, und als er auch diese nicht erhalten konnte, einen Urlaub auf einen Monat, während welcher Zeit er in die Gegend des Schlosses von Montmorency kam, wo er durch einen Zufall und durch Vermittelung eines Mannes, der Ursache hatte, dem Connetable gram zu sein, in den Kerker geführt wurde, wo sein Vater seit länger als zwanzig Jahre schmachtete und gerade noch zur rechten Zeit ankam, um aus dem Munde des Sterbenden Alles, mithin auch Das zu erfahren, daß die jüngere Diana seine Halbschwester sei, worauf er zurück eilte und dem König Alles entdeckte, was er erfahren.

Die Wahrheit besitzt eine solche Macht, daß sie den ungläubigsten Menschen überwältigt. Der König ließ die Sache untersuchen und fand, daß das Geständniß Gabriel's die überzeugendste Wahrheit enthielt. Er war über den Betrug, den Diana gespielt, wüthend, er erinnerte sich an einige Umstände, die das Fehlende ersetzten und die beiden Dianen eben so wie Ane von Montmorency wurden vom Hofe verbannt. Die Mutter zog sich einstweilen nach ihrem Besitzthum in Poitiers zurück, die Tochter aber nahm den Schleier, indem sie in das Non-

nenkloster von Painboeuf trat und in der Blüthe ihres Alters vor Liebesgram starb. Montgomery aber ward von diesem Augenblicke an vom Könige mehr denn je begünstigt.

Es flossen Jahre dahin, die Guisen brachten Montmorency und Diana wieder nach Paries und halfen ihnen die Gunst des Königs zu gewinnen, da sie den wachsenden Einfluß Coligny's fürchteten und selbst in Montgomery einen mächtigen Nebenbuhler in der Gunst des Königs erblickten. Dieser war discret genug, seine ärgste Feindin, die Königin, zu schonen und begnügte sich damit, sie in einem ewigen Schach zu halten, was sie aber immer mehr gegen ihn erbitterte.

Die beiden Töchter Heinrich's II., Elisabeth und Margaretha, waren unterdessen herangereift, um sie verheirathen zu können, was denn auch geschah; die erstere wurde mit Philipp II. von Spanien, die letztere mit dem Herzog von Savoyen getraut. Bei Gelegenheit dieser Trauungen wurden glänzende Festlichkeiten und ein Turnier gegeben, in welchem wieder Montgomery die meisten Triumphe erntete. Heinrich II., der sich selber für den ersten Ritter Frankreichs hielt, forderte Montgomery auf, mit ihm eine Lanze zu brechen, und obschon sich der Letztere Anfangs weigerte, mit seinem Monarchen in die Schranken zu treten, mußte er es doch zuletzt thun. Das Kampfspiel endete für den König sehr unglücklich, denn er wurde durch ein Lanzensplitter im Auge schwer ver-

wundet und starb an den Folgen dieser Verwundung. Vor seinem Tode erklärte er Montgomery für unschuldig und befahl, man dürfe ihn dafür nicht zur Verantwortung ziehen. Doch die Königin ließ ihm trotzdem den Prozeß machen, worauf er verurtheilt und geviertheilt wurde.

IX.

Die Söhne Heinrich's II. — Hinrichtung Annes Dubourg. — Verschwörung von Amboise. — Der Prinz von Condé. — Tod Franz' II. — Anton von Bourbon, Vormund Carl's IX. — Condé in La Rochelle. — Sein Tod. — Schlachten von Jarnac, Roche Abeille und Moncontour. — Katharina von Medici und die Herzogin von Montpensier. — Der Friede von St. Germain. — Orgie, von der Herzogin von Montpensier veranstaltet. — Verwundung Coligny's in der Straße Bethizy. — Carl's IX. Verschämtheit. — Die Bartholomäusnacht. — Gegenstücke derselben in den Provinzen. — Der Vicomte von Orthez findet keinen Henker unter den Soldaten und Bürgern.

Mit Heinrich II. starb der letzte der ritterlichen Valois, denn seine drei Söhne und Nachfolger waren die weibischsten Schwächlinge, die jemals auf dem von Charlemagne aufgeführten Throne saßen und Frankreich zu einem am schlechtesten regierten Staat machten.

Heinrich II. hatte von Katharina von Medici vier Söhne und drei Töchter. Von den ersteren kamen drei zur Regierung; Franz II., Carl IX. und Heinrich III., der jüngste, der Herzog von Alençon, später Herzog von

Anjou, würde vielleicht auch auf den Thron gelangt sein, hätte ihn ein frühzeitiger Tod nicht aus der Reihe der Lebenden hinweggerissen.

Der älteste der vier Brüder, Franz II., auf den einige französische Historiker, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde viel halten, weil er nicht Zeit hatte, so viel Schlimmes zu thun, wie seine Nachfolger, war übrigens um kein Haar besser als diese, ja, wenn man die Kürze seiner Regierungszeit in Betracht zieht, so geschahen unter derselben viel mehr Greuel als unter den anderen Königen. Franz II. war kaum großjährig geworden und führte den Titel eines Königs von Schottland ebenfalls, da er Mitregent seiner Gattin Maria — bekannt unter der Benennung Maria Stuart, war, obschon er Schottland niemals besuchte, dennoch regierten über Frankreich an seiner Stelle die Guisen und seine böse Mutter Katharina, die Ersteren wie die Letztere die erbittertsten Feinde der Protestanten und des Papstthums ergebenste und fanatischste Anhänger.

Nach der Hinrichtung Annes Dubourg, eines der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, verschworen sich die Protestanten zu Amboise gegen die Guisen und die verwittwete Königin. Diese Menschen waren verblendet genug zu glauben, Franz II. interessirte sich für die neue Lehre, demnach wurde unter ihnen die Entführung des Königs, die Gefangennahme Katharina's von Medici und die Ermordung der Guisen beschlossen, doch ehe von ihrer Seite etwas unternommen werden konnte, ward die Ver-

schwörung entdeckt und die erste größere Ketzerverfolgung fand statt. Ueber 1200 Hugenotten wurden theils durch Feuer, theils durch Wasser hingerichtet, doch die Häupter der Verschwörung, namentlich der Prinz von Condé, der sich öffentlich für die neue Lehre erklärt hatte, retteten sich und flohen nach Navarra zur Königin Johanna d'Albret, Mutter des nachmaligen Königs von Frankreich, Heinrich's IV., wo sie am gastfreundlichsten aufgenommen wurden.

Wie wenig Ursache die Hugenotten dafür hatten, Franz II. anhänglich zu sein, beweist auch der Umstand, daß dieser, sogleich nach Entdeckung des Complots von Amboise, ein Edict erließ, nach welchem die sogenannten brennenden Kammern, ihrer Grausamkeit wegen so genannt, gegründet wurden, durch welche Frankreich eben so viel zu leiden hattte, wie Spanien von der Inquisiton.

Der Prinz von Condé, den man unter dem Vorwande nach Orleans lockte, daß hierselbst ein Parlament zusammentreten sollte, welches den Hugenotten gewisse Rechte sicherte, wurde gefangen und es wäre um ihn geschehen, wenn nicht die Nachricht vom Tode Franz' II. ihn rettete. Die ganze Welt glaubte, die Glaubensverfolgung würde unter Franz' II. Nachfolger, Carl IX., eingestellt werden und die Mitglieder der Commission, die Condé zum Tode verurtheilen sollten, wagten es doch nicht, einem so mächtigen Manne wie Condé ein Leid zuzufügen, und dies zwar um so weniger, weil auch Gaspard de Coligny mit einem ziemlich starken Heere nahte, der den Tod

Condé's in blutiger Weise gerächt haben würde. Der Tod Franz' II. rettete Frankreich für einige Zeit von einem Bürger- und Religionskriege, denn die Parteien standen gerüstet und gegen einander erbittert da, weil die Verzweiflung die Hugenotten dahin gebracht hatte, daß sie im Auslande Alliirte suchten und solche auch fanden, so daß sie endlich so vermessen waren, an den König ein Gesuch zu richten, in welchem die Entfernung Katharina's von Medici und der Guisen gefordert wurde. Diese Bitte war unter den damaligen Verhältnissen um so gefährlicher, weil der König in seinem Fanatismus so weit gegangen war, diesen dadurch zu bekräftigen, daß er sogar in sein Wappen anstatt der drei Lilien einen brennenden Scheiterhaufen annahm, um seinen Haß gegen den Protestantismus oder, wie er es nannte, das Ketzerthum klarer auszudrücken.

Es giebt Historiker, die behaupten, Franz II. sei von seiner eigenen Mutter vergiftet worden, weil sie einen Brief gefunden hatte, aus welchem es hervorging, daß ihr Sohn nur dem Scheine nach ein Feind der Hugenotten war, indeß er im Herzen ihrer Lehre anhing, diese Behauptung ist aber absurd und es kann auf dieselbe kein Gewicht gelegt werden. Wenn Franz II. auch richtig durch seine Mutter vergiftet wurde, so geschah dies nur zufälligerweise, denn sie konnte gewiß sein, daß ihres zweitgebornen Sohnes Vormund den Protestanten noch gewogener sei, als Franz II. sich gezeigt hatte. Dieser Vormund war der Gatte Johanna's d'Albret, der König

von Navarra, Anton von Bourbon, der alle Handlungen Katharina's aufs Strengste überwachte. Andere Geschichtsschreiber hinwieder behaupten, Franz II. sei von den Hugenotten vergiftet worden, was an und für sich manches Plausible für sich hat, ohne daß man es wagen dürfte, mit Bestimmtheit anzugeben, daß es wirklich so gewesen. Die Krankheit, an der er litt, war eine Ohrentzündung, die in eine Gehirnentzündung überging, von welcher er nicht wieder geheilt werden konnte.

Gleich nach dem Regierungsantritt Carl's IX. stellte es sich heraus, daß Frankreich am Vorabend einer großen socialen und religiösen Umwälzung stand.

Die Guisen, als ärgste Feinde der Protestanten, erblickten in dem Vormund des Königs, Carl IX., dem König von Novarra, Anton von Bourbon und noch mehr in seiner Gattin, Johanna d'Albret, so mächtige Beschützer der Protestanten, daß sie sich vor ihrem Einfluß auf den Geist des jungen Königs fürchteten, demnach griffen sie zu den Waffen, die die Jesuiten am öftersten gegen Menschen ergriffen, die ihnen gefährlich dünkten, sie aus dem Wege zu räumen und zwar durch Gift. So starb zuerst König Anton und seine Gattin Johanna folgte ihm bald. Niemand zweifelte auch nur einen Augenblick daran, daß der Tod dieser beiden Personen ein Werk der Jesuiten war, und es stellte sich bei der Obduction der zur Einbalsamirung bestimmten Leichen nur zu klar heraus, daß die allgemeine Meinung nicht irrte, denn die Spuren der Vergiftung durch Arsenik waren offenbar.

Obschon die Hugenotten an Anton und Johanna ihre Hauptstützen verloren, gaben sie ihre Sache nicht nur nicht verloren, ja sie glaubten sogar einen endlichen Sieg über ihre größten Feinde, die Guisen und die Jesuiten, erringen zu können um so mehr, da die Gerichtshöfe des ganzen Landes ein den Hugenotten günstiges Gutachten abgegeben hatten und dieses vom Parlamente zu Poissy auch angenommen wurde, so daß die Sache der Hugenotten wirklich eine günstige Wendung zu erhalten schien.

Die Guisen sahen dies eben so gut und um dies abzuwehren, zettelten sie eine Stänkerei unter ihren Anhängern und den Hugenotten zu Passy an, bei welcher Gelegenheit Heinrich von Guise, genannt der Benarbte, durch einen Stein im Gesichte verwundet wurde, was die Katholiken zu einer solchen Wuth entflammte, daß sie über die Hugenotten herfielen und ein fürchterliches Gemetzel unter denselben anstellten, woraus dann ein Bürgerkrieg entstand, der mit wechselndem Glücke zwischen Hugenotten und Katholiken geführt wurde.

An der Spitze beider Parteien standen sehr tapfere Männer und umsichtige Feldherren, an der der Hugenotten Condé, an jener der Katholiken Guise. Der Erstere eroberte Orleans, Rouen, Dieppe, Havre, Blois und Tours und drang immer weiter gen Paris vor, während die Guisen ihrerseits auch nicht unthätig blieben und mit einer Armee gegen Rouen marschirten, um es zurück zu erobern. In einer vor dieser Stadt geschlagenen Schlacht fiel Anton von Bourbon, jedoch wurde er von dem berühm-

ten Arzte Ambrosius Paré in kurzer Zeit wieder so weit hergestellt, um ins Feld ziehen zu können, doch erhielt er durch die Katholiken Gift, die einen der Krankenwärter erkauften, um es ihm beizubringen, so daß, als Paré zum zweiten Mal gerufen wurde, um ihn von den Folgen der Vergiftung zu heilen, er schon zu spät ankam und ihn todt fand.

Mittlerweile hatte Condé über die Katholiken mehre Siege erfochten und kam so weit, daß er sogar in einige der Vorstädte von Paris eindrang, namentlich in jene von St. Antoine und St. Marcel, schon damals die revolutionärsten der Seinestadt, doch wurde er in der letzteren bei Nacht von Guise überfallen und vertrieben, so daß er sich nach Dreux zurückziehen mußte, wo er eine zweite Niederlage erlitt. Als man der Königin-Wittwe, Katharina von Medici, die Nachricht dieses Sieges brachte, sagte sie: „Wohlan, wir wollen fortan in französischer Sprache Gott anbeten."

Sie hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt so ruhig verhalten, wie eine auf ihre Beute lauernde Riesenschlange, die sich um die Aeste eines Baumes gewickelt. Nach dem Siege von Dreux nahm sie an allen Intriguen Theil, sie übernahm die Vormundschaft an des verstorbenen Königs von Navarra Stelle und man konnte es gleich sehen, daß sie es war, die die Zügel der Regierung gefaßt hatte, denn die Vergiftungen nahmen überall überhand, ein Zeichen, daß Stahl und Schießpulver nicht die einzigen Waffen der Katholiken waren.

Die katholische Partei hatte an Guise, der während des Sturmes auf Dreux von Poltrot de Meré erschossen wurde, ihren tapfersten Mann verloren, doch wurde er von seinem Sohne bald ersetzt und der Krieg währte noch bis zur Zeit der Großjährigkeit Carl's IX., bis endlich beide Parteien derart erschöpft waren, daß ein zeitweiliger Friede geschlossen wurde.

Nachdem Carl IX. großjährig erklärt wurde, dachte seine böse Mutter nur daran, daß der Krieg von neuem entbrenne und unter dem Vorwande, als sammelte sie ein Heer gegen die Spanier, von denen es hieß, sie wollten in Frankreich einfallen, hatte sie es so weit gebracht, daß die Erbitterung der Pariser gegen die Hugenotten bis zum Fanatismus stieg und viele Hugenotten von den Bürgern ermordet und ihre Leichname verstümmelt wurden.

Die Hugenotten ergriffen nun ebenfalls die Waffen und drangen bis Monceaux vor, wo sie sich der Person des Königs versicherten, den sie mit sich entführten, dieser wurde aber von den Schweizer Leibwachen wieder zurück gebracht. Condé errang hierauf einen Sieg über die Katholiken bei St. Denis, worauf die Katholiken sich beeilten, einen zweiten Frieden, den man den kleinen nannte, bei Longjumeau zu schließen, so daß es schien, als sollte der Bürgerkrieg ein Ende nehmen.

Unter den Katholiken waren es zwei Weiber, die den Frieden fortwährend störten, und keine Mittel für zu schlecht hielten, um ihre Zwecke zu erreichen. Die eine dieser Frauen war die Mutter Carl's IX., Katharina, die

andere die Schwester der Guisen, die Herzogin von Montpensier. Sie vereinigten sich dahin, daß sie den kindischen König ganz zu einem Automat und zu einer willenlosen Maschine machten und ihn dazu bewogen, den Befehl zur Gefangennahme Condé's zu erlassen.

Condé, um den Schlingen zu entgehen, die ihm von Seite der Königin und der Guisen gelegt wurden, zog sich nach der damals für uneinnehmbar gehaltenen Festung La Rochelle zurück, von wo er jedoch, nachdem er seine Armee für stark genug hielt, wieder gegen die Katholiken vordrang, doch bei Jarnac vom Herzog von Anjou geschlagen und gefangen wurde. Montesquiou, der Capitän der königlichen Leibwachen, der von der Herzogin von Montpensier mit einer Schäferstunde bestochen wurde, ermordete ihn mit kaltem Blute.

Nach dem Tode Condé's wurde der junge Heinrich von Bearn, nachmals König Heinrich IV., zum Haupte der hugenottischen Union ausgerufen und lieferte den Katholiken bei Roche Abeille eine Schlacht, in welcher die letzteren eine große Niederlage erlitten. Gaspard de Coligny rieth ihm nun, so lange zu rasten, bis er seine Armee durch Zuzüge aus den südlichen Provinzen rekrutirt haben würde. Der Bearner, durch den ersten Sieg vermessen gemacht, befolgte aber den weisen Rath nicht, sondern griff den Herzog von Anjou, nachmals König Heinrich III., den Sieger bei Jarnac, in der gut gewählten Stellung von Montcontour an und erlitt eine solche Niederlage, daß seine Armee in alle Winde zerstiebte. Nur

mit Mühe gelang es dem tapferen Coligny, die Reste dieses Heeres zu sammeln, und nachdem frische Truppen aus dem Süden eingetroffen waren, fühlte er sich stark genug zur Offensive, so daß er auf Paris los marschirte und seine Gegner zum Friedenschließen nöthigte.

Der Friede von St. Germain sicherte den Hugenotten gleiche Rechte mit jenen der Katholiken und war für die Letzteren eine viel schwerere Niederlage, als sie jemals eine erlitten hatten. Sie waren durch diesen Frieden so gebunden, daß sie nichts unternehmen konnten, da die Hugenotten gleichwie die Katholiken mehre feste Plätze in die Hände bekamen und in der Armee hohe Officiersstellen einnahmen, wodurch ihre Macht und ihr Einfluß von Tag zu Tag gewann.

Die Guisen gaben bereits das Spiel verloren. Die einzigen Leiterinnen der Jesuitenverschwörung, die Königin Katharina und die Herzogin von Montpensier, verzagten an einem endlichen Erfolge nicht. Die erstere wirkte durch Geld, die Letztere durch Preisgebung ihres Körpers, um die Stimmung der Guisen gegen die Hugenotten zu einer tödtlich feindlichen zu machen. Sie war, als ob sie sich vervielfältigen könnte, überall und es gelang ihr, den sonst so verschämten und schüchternen König in ihre Netze zu verstricken; sie gab ihm ein aufregendes Mittel und nothzüchtigte ihn so zu sagen, obschon er später bereute, daß er sich von ihr verführen ließ. Seine Verschämtheit ging so weit, daß er ihr, als sie ihm damit drohte, sie wollte es offenkundig machen, welche Bande ihn an sie fesselten,

versprach, er würde in Alles willigen, was sie und seine Mutter von ihm forderten.

Jetzt wurde jener infame Anschlag ausgeheckt, der die schreckliche Bartholomäusnacht zur Folge hatte. Die Herzoginnen von Guise und Montpensier, die Schwester des Königs, Margaretha, und eine Zahl Hofdamen und andere Frauen beriefen eine Versammlung von Officieren, Bürgern und Geistlichen, mit denen sie sich gegen die Hugenotten verschworen. Die eingeladenen Gäste blieben bis zum Abend beisammen und die Zusammenkunft schloß mit einer Orgie, in welcher die Männer durch Wein und Liebesgenüsse berauscht wurden. Selbst Straßendirnen wurden zu Hülfe genommen und gewannen durch ihre Umarmungen die katholischen und schweizer Soldaten. Man weiß nicht, ob diese Orgie oder das Massacre der Protestanten empörender waren.

Nachdem der Plan ausgeheckt war, brauchte man nur einen Vorwand, um die Hugenottenführer nach Paris zu locken. Dieser war bald in der Hochzeit Margarethens mit Heinrich von Navarra gefunden. Coligny und Heinrich wurden auf das Freundlichste bewillkommet und dachten nicht daran, daß ihre Freunde etwas Schreckliches gegen sie im Schilde führten. Einige Tage vor der Hochzeit wurde Coligny von einem durch die Herzogin von Montpensier in ihrer üblichen Weise bestochenen Officier, Namens Maurevers, in der Straße Bethizy verwundet. Der König besuchte den kranken Admiral und schied von ihm mit den Worten: „Lieber Vater, die Wunde ist zwar

die ihrige, doch der Schmerz der meinige.“ Worauf er sich zur Königin Katharina begab. Hier wurde seine und aller in Paris befindlichen Hugenotten Ermordung beschlossen. Carl IX. widersetzte sich anfangs dagegen, und als seine Mutter immer mehr in ihn drang, rief er wüthend aus: „Wohlan, Mutter, da Sie die Ermordung des Admirals für nothwendig halten, gebe ich dazu meine Einwilligung, doch dann müssen alle übrigen Hugenotten ermordet werden, damit keiner von ihnen übrig bleibe, der mir jemals diesen schändlichen Mord vorwerfen könne.“

Die Zeichnung oder das Ausmalen des gräßlichen Tableaus der Bartholomäusnacht, oder wie man sie nannte „der Bluthochzeit“, ist sowohl von Historikern, wie auch von Romantikern so oft und so ausführlich gegeben worden, daß ich es für überflüssig halte, auch nur ein Wort zuzusetzen und der darauffolgende Morgen, an welchem die Leichname von den katholischen Damen verstümmelt wurden, krönte diese schändlichste aller Schändlichkeiten in der Geschichte Frankreichs.

Dieses Massacre wurde in mehren Gegenstücken in den Provinzen noch weiter fortgespielt, namentlich in Toulouse, und würde in größerem Maßstabe stattgefunden haben, hätten sich die Soldaten und Gouverneure nicht geweigert, den gegebenen Befehlen zu gehorchen. Der Vicomte von Orthez schrieb an den König: „Sire, ich habe Ihren Befehl den Soldaten und Bürgern mitgetheilt, doch fand ich nur treue Unterthanen und tapfere Krieger, aber keinen einzigen Henker.“

X.

Der letzte Valois, Heinrich III. — Seine Maitresse, die Marquise von Hautefort. — Er wird König von Polen. — Bereut es später. — Sein Abenteuer mit einem als Mädchen verkleideten Jüngling. — Wie er sich unnatürlichen Lastern hingiebt. — Seine Mignons. — Seine Krönung. — Ueble Vorbedeutungen dabei. — Die Guisen. — Herr von Salzède. — Die Fünfundvierzig. — Allianzen und der Krieg der drei Heinriche. — Ermordung der Guisen. — Heinrich von Navarra und Heinrich III. marschiren gegen Paris. — Wie die Herzogin von Montpensier den Mörder Clement besticht. — Ermordung Heinrich's III. durch Clement.

Der letzte Valois, dem die Eifersucht seiner beiden Brüder, Carl's IX. und Franz' von Alençon, später Herzogs von Anjou, zum Throne von Polen verholfen, war in seiner Jugend, wie man sagt, ein vielversprechender Prinz. Bei Jarnac und Moncontour kämpfte er mit so viel Kaltblütigkeit und Heldenmuth gegen die Protestanten, daß die Soldaten, deren Einige noch unter seinem Großvater Franz I. gedient, ihn einstimmig für den besten Degen und umsichtigsten Feldherrn Frankreichs hielten. Er war den drei feigen, schwächlichen Brüdern in Allem

unähnlich. Stärker und schöner in Bezug auf seine äußere Erscheinung, verband er mit den Eigenschaften eines tapferen Jünglings die eines galanten Cavaliers, denn er machte bei Damen viel Glück, und seit Diana's von Poitiers Zeiten hatte kein Prinz dieses Hauses eine so schöne Maitresse wie Heinrich von Anjou, so daß der Ruf seiner Galanterie nach dem fernen Norden drang und die polnischen Damen, die seit jeher in Bezug auf Galanterie die eifrigsten Rivalinnen und Nachahmerinnen der Pariser Eleganz waren, trugen nicht wenig dazu bei, daß sich die Stimmen ihm zuneigten. Namentlich war es die Gattin des Wojwoden von Lublin, Laski, die es durchsetzte, daß er durch große Stimmenmehrheit gegen solche Rivalen, wie Maximilian von Oesterreich, den Sieg davon trug. Nur sehr ungern entschloß er sich zur Annahme der Krone, obschon er seine Bestimmung zur Candidatur gegeben hatte, denn seine schöne Geliebte, Hortense Marquise von Hautefort, hatte ihm erklärt, sie würde ihm nicht in jenes barbarische Land folgen, wo sie riskirte, ihr prachtvolles Haar durch einen Weichselzopf verunstaltet zu sehen.

So ging denn Heinrich in Begleitung einiger französischer Cavaliere, des älteren Quélus, des Grafen von Rangis, von Villeauier und Anderer, nach Polen, wo er mit großem Jubel empfangen wurde, und die gelehrigen Polen bestrebten sich, die eingeführten französischen Sitten hier einzubürgern. Die nachherige Demoralisation des polnischen Adels datirt eigentlich aus dieser Zeit und konnte niemals wieder ausgerottet werden. So kurze

Zeit sich auch Heinrich in Polen befand, genügte der schändliche Ton, der an seinem Hofe herrschte, den Adel für ewige Zeiten zu vergiften und die Damenköpfe zu verrücken.

Heinrich fand in Polen noch viel weniger, als er erwartet, obschon er niemals darauf zählte, daß er sich hierselbst so unterhalten werde, wie dies in Paris geschah. Er fand die Polinnen nicht so schön und tadelte namentlich die Nachlässigkeit in ihrer Toilette. Er warf seine Augen auf einige Damen der hohen polnischen Aristokratie, wenn es aber zum Ernst kam, schauderte er von ihnen, denn, wie er sagte, die Wojwodin Laski hatte ein isabellenfarbiges Hemd und die Zehen der Fürstin Sapieha guckten aus den zerrissenen Strümpfen. Mit einem Worte, er dachte, noch ehe sein Bruder Carl IX. gestorben, ernstlich daran, aus Polen durchzugehen und unerwartet in Paris zu erscheinen.

Eines Abends schlenderte er melancholisch am Ufer der Weichsel, als er hierselbst ein sehr schönes Mädchen erblickte, welches ihm so auffiel, daß er es anredete und als er sah, daß sie nicht zu spröde war, folgte er ihr auf die Wohnung, die sie ihm als die ihrige bezeichnete. Hier angekommen, fing er an ihr Beweise seiner Liebe geben zu wollen, die sie aber nur zweifelnd und zögernd erwiderte, endlich brach sie in Thränen aus. Er frug sie um die Ursache ihrer Zähren und drang in sie, sich ihm zu offenbaren.

„Wenn Euer Majestät wüßten, wer ich bin, würden Sie sich mit Abscheu von mir wenden," sagte sie.

„Nicht doch, mein Kind," erwiderte der König. „Das Schlimmste, was Du mir sagen könntest, wäre, wenn Du die Erstlinge Deiner Liebe schon einem Manne verschenkt hättest. Pardi, das wäre auch kein so großes Unglück. Man nimmt manchmal auch vom Abtrage anderer Leute etwas dahin und es schmeckt manchmal besser als das frische Obst, wenn es nicht sattsam reif ist. Du bist ein närrisches Mädchen, daß Du weinest. Du hast mir doch gestattet, daß ich Dir hierher folge. Nun, mein Jungferchen, willst Du noch immer die Spröde spielen? Das taugt für dumme Pagen, nicht aber für ein Mädchen."

„Ah, Sire, Sie haben es errathen!" rief die Kleine unter vielen Thränen.

„Was habe ich errathen?" rief der König. „Daß Du — Teufel! Wäre es möglich!"

Nach mehren Fragen und Antworten entpuppte sich das Mädchen in einen Knaben, den ein abnormes Gelüste dazu trieb, sich dem König als Mädchen in den Weg zu stellen. Dorther datirt bei Heinrich jene infame Leidenschaft für Knaben, die dann so ausartete, daß sie ihn tief unter das Niveau der anderen Männer stellte. Er nahm das Mädchen zu sich und sie ward zu seinem ersten Miguon.

Während er sich in Polen befand, hörte er manchmal von allen Vorgängen in Frankreich, namentlich wie sein jüngerer Bruder, Franz von Anjou, sich mit seiner Mutter verschwor, um ihn im Falle des Ablebens Carl's IX.

vom Throne zu drängen. Seine ehemalige Maitresse, die Marquise von Hautefort, sandte ihm über Alles, was in Paris geschah, die treulichsten Berichte; sie meinte, Carl würde nicht lange mehr leben, denn der weise Nostradamus, den sie um Rath befragt, habe ihr gesagt, der König würde nicht zwei Jahre die Bartholomäusnacht überleben. Der Termin war kurz und der König sann ernstlicher denn jemals daran, Krakau zu verlassen und nach Frankreich zurückzugehen. Er theilte seine Pläne Quélus und Villequier mit, und die Flucht wurde auch sehr bald ins Werk gesetzt. Um aber das Maß der Schändlichkeiten vollzumachen, ließ Heinrich die Kronjuwelen durch falschen Schmuck ersetzen und reiste mit den echten fort.

Er traf in Paris zur gelegensten Zeit ein, gerade, als Carl IX. an Gift gestorben war und seine Mutter sammt Franz von Anjou ihr Werk noch nicht vollführt hatten. Die Nachricht von seiner Flucht aus Polen traf einen Tag vor dem Leichenbegängniß Carl's IX. in Paris ein. Somit war er es, der die listige Mutter und den schlauen Bruder überlistet hatte.

Heinrich war in Paris so populär und Franz von Anjou so verhaßt, daß der Letztere nicht einen Augenblick an die Ausführung und Verwirklichung seiner Pläne denken durfte, sondern heuchlerisch seinem Bruder entgegen ging und der Erste war, der ihm seine Huldigung darbrachte.

Von den in Polen in ihm wachgerufenen homosexuellen Gelüsten besessen, gab er seine ehemalige Liebschaft

mit der Marquise von Hautefort auf, ja seine ehemalige Liebe für das schöne Geschlecht verwandelte sich bei ihm in einen unüberwindlichen Abscheu vor allen Frauen, den er sogar auf seine Mutter ausdehnte, mit welcher er in einem beinahe ununterbrochenen Zerwürfniß lebte.

Bei dem Antreten der Regierung, während seiner Krönung, trugen sich einige Dinge zu, die zwar nur Zufälligkeiten waren, den abergläubischen Parisern aber von böser Vorbedeutung zu sein schienen: erstens fiel Heinrich bei der Krönung die Krone zweimal vom Haupte, zweitens hatte man den Friedenskuß zu geben, und das Tedeum zu singen, vergessen.

Sowohl die Katholiken glaubten sich in ihren Erwartungen getäuscht, wie auch die Hugenotten einsahen, daß sie irrten, wenn sie auf Heinrich's III. religiöse Toleranz rechneten. Die Ersteren fanden ihn zu lau, denn er betheiligte sich an keiner gegen ihre Glaubensfeinde unternommenen Expedition. Der Herzog von Guise (der Benarbte genannt) stellte sich aber an die Spitze des Heeres. Heinrich von Bourbon, König von Navarra, den man den Bearner nannte, den sein Schwager Carl IX. in der Bartholomäusnacht dazu gezwungen hatte, daß er den Protestantenglauben abschwor, verließ heimlich Paris, wo er in einer Art Gefangenschaft gehalten wurde, und stellte sich, seinen ehemaligen Glauben wieder annehmend, an die Spitze der Hugenotten, und nachdem er die Stadt Cahors im Sturme genommen hatte, drang er mit seiner Armee gen Grenoble vor.

Die Mutter Heinrich's III., als sie sah, daß sie auf ihre Söhne eben so wenig zählen konnte, als auf ihre ehemaligen Bundesgenossen, die Guisen, drang darauf, daß zwischen den kriegführenden Parteien Friede geschlossen werde und daß man den Hugenotten vollkommene Religionsfreiheit bewillige. Dies war nichts, als ein sehr gewagter und geschickter Schachzug, um einestheils Heinrich, der den Krieg haßte, zu gewinnen, andererseits aber die Guisen, die von Tag zu Tag mächtiger und übermüthiger wurden, zu demüthigen und sie mit dem Hofe zu verfeinden.

Von diesem Augenblicke an fielen die Guisen vom Hofe ab, der König verbot sogar zweien Mitgliedern dieser Familie, dem Herzog von Mayenne und der Herzogin von Montpensier, den Hof. Worauf der Herzog von Guise und sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, die katholische Ligue gründeten, zu welcher die Bürger von Paris den größten Contingent lieferten.

Diese Ligue nahm in ihrer Ausdehnung so furchtbare Dimensionen an, daß Heinrich III., zumal als er sah, wie sich auch sein Bruder, Franz von Anjou, und der unermeßlich reiche und mächtige Graf von Monsoreau, anschlossen, derart vor derselben erschrak, daß er nach Blois ein Parlament berief, und nachdem die gegebenen Freiheiten und Privilegien der Hugenotten durch dasselbe für aufgehoben erklärt wurden, stellte er sich selber an die Spitze dieser Ligue, nur damit der Herzog von Guise nicht das Oberhaupt derselben sei.

Nun entspannen sich zwischen den Lieblingen der beiden Brüder Streitigkeiten. Die Mignons des Königs, der jüngere Quélus, Schomberg und Maugiron, fielen im Zweikampfe, der vierte, der Herzog von Epernon, entzog sich auf die feigste Weise dem Kampfe dadurch, daß er seinen Gegner, den tapferen Bussy d'Amboise, der zur Gattin des Grafen von Monsoreau zu einer Schäferstunde eingeladen war, mit Zustimmung des Herzogs von Anjou, für den eigentlich Bussy als Kämpfer aufgetreten war, meuchlings ermorden ließ, während einer der Lieblinge Anjou's, St. Maigrin, von den Leuten Guise's erstochen wurde. Der König beweinte den Tod seiner Mignons, ließ sie mit größter Pracht begraben, ohne sie an den Mördern zu rächen. Anjou aber begab sich nach England in dem eitlen Wahne, die Hand der Königin Elisabeth zu gewinnen, holte sich aber einen Korb. Als er zurückkehrte, wurde er von seinem Bruder nach den Niederlanden gesendet und zum Herzog von Brabant ernannt, da er sich aber mit dem Herzog von Oranien nicht vertrug, verwickelte er Frankreich in einen Krieg und übernahm das Commando einer nach den Niederlanden gerichteten Expedition, hatte aber sammt seiner Armee von den Elementen sehr viel zu leiden und verlor einen beträchtlichen Theil seiner Truppen, worauf er zurückkehrte, nachdem er einen für Frankreich demüthigenden Frieden schloß, über welchen sich der feige König schon deshalb freute, weil dadurch der letzte Rest der Beliebtheit Anjou's unter den Katholiken verloren ging.

Franz lebte nun einge Zeit fern vom Hofe und bewarb sich um die Gunst der Wittwe des Grafen von Monsoreau, die aber, eingedenk dessen, daß sie ihren Geliebten, den schönen und tapferen Bussy d'Amboise, durch ihn verloren, Rache dafür nahm. Sie spielte anfangs die Spröde, endlich nach langem Bewerben stellte sie sich, als gebe sie seinen Bitten nach und gab ihm ein nächtliches Stelldichein in einem ihr als Wittwensitz zugehörenden Parke, wohin sie ihn zum Abendmahle einlud. Er ließ nicht lange auf sich warten und da sie wußte, wie er ein großer Liebhaber von Pfirsichen war, reichte sie ihm eine, die sie mit einer in ein stark ätzendes Gift getauchten Nadel durch einen Stich in das Fleisch des Obstes vergiftet hatte, von welcher er aß und bald nachdem er sie verzehrt, in fürchterliche Krämpfe verfiel, an welchen er starb. Im letzten Momente erfuhr er von ihr, daß sie an ihm ihre Rache Bussy's wegen kühlte. Man hörte nichts mehr von ihr, denn sie fuhr sofort nach Brüssel, wo sie in den Orden der Beguinen eintrat.

Als man seinem Bruder, dem König, den Tod des Herzogs von Anjou meldete, äußerte er seine Freude darüber so unverholen, daß sogar seine entarteten Mignons sich darüber scandalisirten, seine Mutter Katharina aber, dessen Liebling Anjou gewesen, schleuderte unter Thränen einen Fluch über den unnatürlichen Bruder und rief, sich selber vergessend, aus: „Frohlocke nicht, Letzter Deines Stammes, denn auch Du wirst durch die Hand eines Meuchelmörders sterben und Niemanden finden, wie mein

armer Franz, der um Dich eine Thräne vergösse, gleichwie Dein Bruder Carl Keinen gefunden, der ihn beweint hatte."

Sie zog nun auf einige Zeit nach Blois und schmollte mit ihrem Sohne. Er ging von Zeit zu Zeit dahin, um sie mit sich zu versöhnen, als sie ihm aber von sich abwies, kehrte er heim, zog Weiberkleider an und sagte: „Meine Mutter ist eine sehr weise Frau und Regentin, wir werden sie kaum entbehren können. Ich kann nichts Besseres thun, als sie in solcher Weise zu ersetzen, daß ich Frauenkleider trage, damit die Leute glauben, ich habe in diesen ihren Geist auch mir unterthan gemacht."

Heinrich lebte von nun an ein ekelerregendes Leben; seine Gesellschaft bestand aus seinen Mignons, mit denen Der die schändlichsten Orgien hielt, deren Beschreibung sogar einen Sade erröthen machen müßte. Einige fette Mönche und die wieder in Gnaden aufgenommenen Guisen leisteten ihm zuweilen Gesellschaft. Endlich aber war er ein Liebhaber von kleinen Hunden, die er wartete und hätschelte, sie entweder in einer Schürze in seinem Schooße oder in einem Korbe am Arme trug und seine Zeit damit zubrachte, um mit ihnen zu spielen. Die Zahl dieser vierfüßigen Lieblinge war eine ziemlich große und stieg manchmal auf zwölf Stück. Jeder nur etwas solid denkende und auf seine Ehre haltende Cavalier hielt sich stets fern vom Hofe, nur die Jesuiten, die Guisen und einige Speichellecker schmeichelten ihm, ja sie waren niederträchtig genug, ihn mit Alexander von Macedonien oder Alkibiades

zu vergleichen und priesen ihn in ihren abgeschmackten Gedichten.

Da Heinrich III. kinderlos war, so wurde durch den Tod des Herzogs von Anjou Heinrich von Navarra, das Haupt der hugenottischen Union, zum nächsten Erben des Throns von Frankreich. Dies machte die Liguisten erzittern und sie dachten daran, wie sie sich stärken könnten. Durch die Uebereinkunft von Joinville wurde der König von Spanien zum künftigen Protector von Frankreich ausgerufen, der Cardinal von Bourbon aber, der erste Prinz von Geblüt, und die Guisen, nahmen den Titel „Väter der Nation" an. Die Liguisten stellten Heinrich von Navarra den Cardinal von Bourbon entgegen und erwirkten bei dem Papste Sixtus V. eine Bulle, durch welche Heinrich von Navarra als Abtrünniger aller Rechte auf den Thron von Frankreich verlustig erklärt wurde. Endlich aber kam auch zu Paris eine engere Ligue zu Stande, die sich die Ligue der Sechzehner nannte und sich in der Macht über die Hauptstadt theilte, so daß der König selber ganz und gar alles Einflusses beraubt wurde.

Inmitten dieser Schwelgereien und des Sinnenrausches hatte doch Heinrich III. einige lichte Momente, in welchen es ihm einfiel, daß er König sei, zumal nachdem sich seine Mutter wieder mit ihm ausgesöhnt hatte und ihn so lange stachelte, bis er das Schändliche seines Lebenswandels erkannte. Er schrieb nun Processionen aus, an welchen er selber als Büßer in härenem Kittel

und barfuß sich betheiligte; doch als er sah, daß er auch hierdurch seine verlorene Macht und sein Ansehen nicht zurückgewann, verfiel er in ein tiefes Nachsinnen und klagte über die Undankbarkeit des Volkes.

Heinrich hatte in seiner Nähe einen Mann, den Niemand sehr hoch achtete, der aber einen scharfen Verstand besaß und der Einzige war, dem sich der König unverholen äußerte. Dieser Mann war Chicot, der Hofnarr Heinrich's III. Er beredete den König zu einer Allianz mit dem König von Navarra und unternahm es, diesen für seinen Herrn zu gewinnen. Chicot wurde demnach nach Pau, wo sich der König von Navarra damals befand, gesendet. Er war geschickt genug, einen Plan zu entwerfen, durch welchen die Macht der Guisen gebrochen werden sollte. Ehe aber ein Bündniß zwischen dem König von Navarra und dem von Frankreich geschlossen wurde, entbrannte der Bürgerkrieg im Herzen Frankreichs und Heinrich III. entfloh aus Paris, wo die Anhänger der Guisen in großer Uebermacht waren, nach Blois. Dieser Bürgerkrieg wird in der Geschichte Frankreichs der Krieg der drei Heinriche (Heinrich's III. von Valois, des Hauptes der Königlichen, Heinrich's von Navarra, Hauptes der Hugenotten, und Heinrich's von Guise, Hauptes der Liguisten) genannt, wobei eigentlich keine der kriegführenden Parteien wußte, wofür sie den Krieg führte und der nur dazu diente, daß sich diese Parteien gegenseitig aufrieben und Frankreich so elend wie möglich machten.

Heinrich von Navarra hatte in diesem Kriege das meiste Glück, denn er schlug den gegen ihn entsendeten Herzog von Joyeuse bei Coutras, der in dieser Schlacht ums Leben kam, Condé hingegen wurde von seiner eigenen Gattin, einer geheimen Anhängerin der Jesuiten, vergiftet. Der König kehrte unterdessen wieder nach Paris zurück und verbannte den Herzog von Guise aus der Stadt, so wie auch seine beiden Brüder, den Cardinal von Lothringen und den Herzog von Mayenne.

Heinrich III. fühlte sich nicht vollkommen sicher in Paris und gründete eine Art neuer Leibwache aus den besten und tapfersten Rittern von Frankreich; dies waren die berühmten oder, wenn man es anders haben will, die berüchtigten Fünfundvierzig.

Ein von den Guisen, namentlich von der Herzogin von Montpensier auf ihre gewöhnliche Weise, durch ihre Liebkosungen, bestochener Spanier, Herr von Salzéde, machte sich anheischig, den König durch einen Dolchstich aus dem Wege zu räumen, er wurde aber von den Fünfundvierzig, ehe er die That vollführen konnte, ertappt und gebunden dem Prévot von Paris ausgeliefert. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode durch Viertheilung mittelst Camarguerossen. Die Guisen, namentlich die Herzogin von Montpensier, die compromittirt zu werden befürchtete, wenn er in der letzten Stunde Geständnisse machte, kamen verkleidet nach Paris und unterrichteten Salzéde von ihrer Ankunft, ihm gleichzeitig versprechend,

wenn er bei seinem Schweigen verharrte, so würden sie ihn noch am Richtplatze durch eine Emeute retten. Salzéde blieb demnach standhaft, und als die fünf Pferde (zwei an die Beine, zwei an die Arme und eines mit einer Schlinge am Halse des Verbrechers) angebunden wurden, zeigte sich ihm die Herzogin unter der Menge mit dem Finger an dem Munde, während der Herzog von Mayenne, der den Henker bestochen hatte, diesem winkte, damit er das Roß, an dessen Schweif der Strick für den Hals angebunden war, am ehesten antreibe, so daß Salzéde eher erdrosselt als geviertheilt wurde und das furchtbare Geheimniß mit sich in's Grab nahm. Niemand, nur Einer der Fünfundvierzig, ein Breton, Namens Maguire, entdeckte das gespielte Manöver und theilte seine gemachten Bemerkungen dem König mit, der sich, da er die Guisen wieder in Paris wußte, in der Hauptstadt nicht mehr sicher hielt, und heimlich nach Blois floh. Die Pariser hatten sich nämlich gegen die von Heinrich III. zur Sicherung der Stadt berufenen 6000 Mann empört und schossen aus den Fenstern auf sie, so daß die Truppen fliehen mußten.

In Blois angelangt, berieth sich Heinrich III. mit seiner Mutter über die gegen die Guisen zu ergreifenden Maßregeln, gleichzeitig entsandte er an seinen Schwager, den König von Navarra, einen Boten, um mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Liguisten zu schließen; endlich aber lud er die beiden ältesten der Guisen, den Herzog

Heinrich und den Cardinal von Lothringen, nach Blois unter dem Vorwande, als wollte er dem Throne zu ihren Gunsten entsagen. Der einzige Herzog von Mayenne, an den ebenfalls eine solche Einladung geschickt wurde, traute dem König nicht und blieb zu Paris. Die älteren Brüder entsprachen der Einladung.

Heinrich III. empfing seine Gäste mit heuchlerischer Freundlichkeit und als er sie nach dem ersten Stockwerke führte, fielen die Fünfundvierzig auf einen gegebenen Wink des Königs, der die Fackel hielt und diese fallen ließ (dies war nämlich das verabredete Zeichen), über die Guisen her und metzelten sie nieder. Die Leichname wurden hierauf verbrannt und die Asche in die Luft gestreut. Somit endete jener große Held, der unter drei Königen der tapferste Feldherr der Franzosen war, auf eine schmähliche Weise durch die Hand gedungener Meuchelmörder. Dennoch darf man sein Ende nicht beklagen, denn er war ein Holocaust für das in der Bartholomäusnacht vergossene unschuldige Blut so vieler braver Männer.

Die Nachricht dieser Ermordung brachte in Paris einen unbeschreiblichen Eindruck hervor. Bussy le Clerc wiegelte die Bürger gegen die Königlichen auf, von denen eine große Menge getödtet wurde. Das Volk rief nun den Jüngsten der Guisen, den Herzog von Mayenne, zum Gouverneur von Frankreich aus, die Pariser erhielten auch spanische Truppen zur Verstärkung, so daß sie sich im Falle einer allenfallsigen Belagerung gesichert fühlten.

Heinrich III., als er sich von allen Truppen entblößt sah, floh zu seinem Schwager, den König von Navarra, und fertigte eine Schrift aus, in welcher er ihn für seinen nächsten Erben zum Thron von Frankreich erklärte, worauf der Letztere mit einer beträchtlichen Armee gegen Paris vorrückte und alle am Wege befindlichen Städte und das Landvolk erklärten sich für ihn und den König, der jetzt wieder gerüstet zu Pferde saß, wie er es nicht gethan seit der Schlacht bei Moncontour.

Da die königliche Armee während des Marsches in furchtbarer Weise angewachsen war, so begannen die Pariser und die Guisen einzusehen, wie ihre Chancen immer schlimmer standen; es gab auch noch eine kleine Partei, die, obschon dem König von Navarra feindlich gesinnt, dem Könige Heinrich III. doch anhänglich war. Man mußte demnach wieder zu einem jener verzweifelten Mittel greifen, wie solche von den Guisen stets in Vorrath waren. Die Herzogin von Montpensier, nachdem ihre Reize verblüht waren, gewann einen jungen Mönch, Namens Clement, dadurch, daß sie ihm eine schöne Italienerin, Angela Alberoni, sehen ließ, in die er sich so vernarrte, daß er sich zu Allem bereit erklärte, wenn es ihm gegönnt wäre, eine Nacht in ihren Armen zu verschwelgen. Die Herzogin täuschte den einfältigen Mönch, indem sie ihm anstatt der versprochenen Schönheit eine Straßendirne in die Zelle escamotirte, die er im Halbdunkel kaum sehen konnte, und nachdem er in dieser Weise im Voraus seinen Lohn erhielt, gab ihm die Herzogin ein Messer in die Hand

und entsandte ihn als Parlamentair zum König, der, nichts Böses ahnend, ihn in öffentlicher Audienz empfing. Während er das überreichte Schreiben las, stach ihm Clement das Messer bis an's Heft in den Magen und der König gab seinen Geist bald auf. Clement aber wurde von den Fünfundvierzig in Stücke gehauen.

So endete die Dynastie Valois in noch erbärmlicherer Weise als die übrigen, die ihr vorangegangen waren. Dieses Ende war für die männliche Linie vorauszusehen, und es blieb nur noch eine Person dieser Familie übrig und zwar von weiblicher Seite, die berüchtigte Mitspielerin im Vorspiele zur großen Revolution, auf die ich später zurückkommen will.

Im Verlage der Verlagsanstalt in Leipzig erschien ferner:

Aus dem Leben einer Hôtel=Nymphe. Erzählt von Emanuel Manitius. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Fanny, die schöne Putzmacherin in Berlin. Bekenntnisse derselben aus ihrem Leben. Erzählt von Emanuel Manitius. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Mein erster und mein letzter Kuß. Aus den hinterlassenen Papieren einer gefeierten Prima=Donna. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Minna, das schöne Milchmädchen von Loschwitz. Bilder aus dem Leben. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Sociale Geheimnisse. Von Asmodeus Luciani. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Inhalt: I. Familienmysterien. — II. Die Hosen der Damen. — III. Weinstuben=Abenteuer. — IV. Die Mysterien der Meßbuden.

Im Hemde oder die Internirung im Bette. Eine pikante Geschichte aus den Kriegsjahren 1870/71. Von H. L. Theofried. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Claudine, der kluge Backfisch. Asmodeus Petronicus Luciani. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Schön Betty's Abenteuer in London. Ein Sittengemälde aus der britischen Weltstadt. Von Asmodeus Petronicus Luciani. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Scandal=Geschichten europäischer Höfe. Nach den hinterlassenen Papieren einen alten Diplomaten. In 10 Bänden à Band 15 Sgr.

Bd. I.: Oesterreich=Ungarn. — Bd. II.: England=Schottland. 1. Theil. Bd. III.: Eng=

land=Schottland. 2. Theil. Bd. IV.: Italien. Bd. V.: Rußland. Bd. VI.: Frankreich. 1. Theil. Bd. VII.: Frankreich. 2. Theil. Bd. VIII.: Spanien=Portugal. Bd. IX.: Schweden. Dänemark. Griechenland. Holland. Bd. X.: Deutsche Staaten.

Die weiblichen Reize. Physiologisch, psychologisch und ästhetisch geschildert. Von Dr. H. Lawes. Mit vielen feinen Holzschnitten. II. Aufl. Eleg. broch. 1 Thlr.

Geheimnisse der Prostitution. Enthüllungen aus dem Leben der Bohème galante aller Länder. Von Dr. d'Henri. Eleg. broch. mit illustr. Umschlag. Preis 1 Thlr.

Die Liebe einer Prima=Donna. Aufzeichnungen aus einem vielbewegten Leben. 52 Bogen eleg. broch. mit illustr. Umschlag. 1 Thlr.

Das Buch von der Zeugung. Entwickelung und Geburt des Menschen und den Krankheiten der hierbei betheiligten Organe. Von Dr. med. G. Adolf. 45 Bogen. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage. 1 Thlr. 15 Sgr.

Amor's Schelmenstreiche. Interessantes und Pikantes. Mit illustr. Umschlag. eleg. broch. 10 Sgr.

Verstoßene Kinder der Musen. 15 Sgr.

Es ist dieses eine Sammlung von bisher zum Theil noch ungedruckten pikanten geistreichen Gedichten unserer Classiker.

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

Scandal-Geschichten europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

alten Diplomaten.

Siebenter Band.

Frankreich.

2. Theil.

Leipzig,

Verlag der Verlagsanstalt.

Frankreich.

I.

Heinrich von Bourbon, nachmals Heinrich IV. — Sein Charakter und seine Schwächen. — Wie seine Feinde diese Schwächen vergrößern. — Margarethe von Valois. — Die Belagerung von Paris. — Edelmuth Heinrich's IV. — Siege bei Arques und Ivry. — Crillon. — Tod des Cardinals von Bourbon. — Dreierlei Regierung in Paris. — Der Herzog von Feria, der Herzog von Mayenne und Brissac. — Das Brod der Herzogin von Montpensier. — Einnahme von Paris. — Brissac verkauft die Stadt an Heinrich. — Endlicher Friede. — Maria von Medici. — Gabriele d'Estrées. — Rosny, Herzogin von Sully. — Vergiftung Gabrielens. — Ermordung Heinrich's IV. durch Ravaillac.

Es wird Jedermann, dem meine Scandalgeschichten in die Hände fallen, die Ursache errathen, weshalb ich mich so scrupulös beflissen habe, die Scandalgeschichten des französischen Hofes, der jedem Historiker mehr Stoff

zur Beschreibung liefert, als alle übrigen Höfe Europas liefern können, in zwei Theile zu theilen und den ersten mit dem letzten Valois zu enden, den zweiten mit dem ersten Bourbon zu beginnen. Wer die Geschichte Frankreichs genau kennt, muß auf den ersten Augenblick erkennen, daß bei keinem Dynastiewechsel ein so wesentlicher Umschwung in der Culturgeschichte einer Nation eintrat, als in jener Frankreichs nach der Ermordung des letzten Valois. Es ist gleichsam, als ob man von einer anderen Nation hörte, denn die Sitten, selbst die Gesetze und das ganze Leben in Frankreich veränderten sich unter Heinrich dem Vierten in so auffallender Weise, daß von dem alten Schmutz, der von den Valois um den Thron von Frankreich angehäuft ward, nichts übrig blieb. Der erste Bourbon war jener starke Herkules Frankreichs, der den unfläthigen Augiasstall reinigte und Alles, was vom Obersten zum Untersten gekehrt dagestanden hatte, in eine gewisse dem geistigen Anschauen wohlthätige symmetrische Ordnung brachte. Dies ist die Ursache, daß das französische Volk auch jetzt noch, nachdem seine Nachkommen drittehalb Jahrhunderte hindurch Alles gethan, das Andenken des großen Ahnen durch eigene Werthlosigkeit zu verwischen, an seinem Andenken mit Pietät verweilt und ihn beinahe vergöttert.

Es ist nicht meine Absicht, ein Panegyrikon in Prosa über Heinrich IV. zu geben, wie Voltaire in seiner Henriade in Versen gethan, denn schon der Umstand, daß meine Aufzeichnungen den Titel: „Scandalgeschichten der

europäischen Höfe“ führen, prägen dem Werkchen den Stempel des Mephistophelismus auf. Der Verfasser wird demnach in den Augen aller Leser so erscheinen, wie die Spinne, die aus jedem Blumenkelche Gift zieht, während die Biene aus eben demselben Honig genommen. Es wird aber auch Leser geben, die meine gute Absicht, durch Gegensätze und Prostituirung des Lasters zum Erkennen desselben und Besserung zu wirken, nicht verkennen werden.

Das Vorurtheil der Völker, die in den Fürsten etwas Höheres, Sublimeres, dem Gotte Gleicheres erblicken, ist bereits durch die sich immer mehr verbreitende Aufklärung eben so zum Verdampfen gebracht worden, wie jenes, nach welchem sie in dem Papste eine heilige, der Göttlichkeit näher stehende Persönlichkeit erblicken. Wären Könige und Päpste auch nicht besser als mittelmäßige, doch wenigstens Menschen geblieben, so währte vielleicht noch der Nimbus um sie, wie er ihnen des hohen Amtes wegen von den Unterthanen verliehen wurde. Wie wenige von den gekrönten Häuptern blieben aber auch nur Menschen, sondern wurden zu Ungeheuern und anstatt die Besten zu sein, waren sie die Bösesten unter dem Volke, welches sie regierten.

Auch Heinrich IV. war ein Mensch, auch er hatte menschliche Schwächen und Fehler, er ließ sie aber niemals den Grund seiner Seele überwuchern, er verstand es über Leidenschaften zu regieren, den unedlen Impulsen edle entgegenzusetzen, seine Schwächen niederzukämpfen

und sich selbst Kraft zu guten Handlungen zu geben, wie dies nur wenige Menschen so verstanden.

Die Historiker, die Heinrich's Charakter schildern, heben namentlich drei Schwächen hervor: den Mangel an Muth, den Leichtsinn und den Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen, so wie es auch einige Geschichtsschreiber giebt, die ihn als einen jähzornigen Menschen schildern. Wenn wir aber diese Fehler analysiren, so werden wir nur zu bald erkennen, daß sie ganz und gar nicht da waren, sondern gerade das Gegentheil derselben, nämlich wirkliche Tapferkeit, Gutherzigkeit, Menschenliebe und anstatt der Heftigkeit ein ewig währendes jugendliches Feuer, selbst nachdem er älter geworden war, wenn andere Menschen bedächtig zu werden anfangen.

Dumas der ältere führt in seinen: „Fünf und vierzig" eine Episode aus Heinrichs IV. Leben an, bei welcher Gelegenheit er den großen Mann als ziemlich schwach darstellt, dann aber den gemachten Fehler erkennend, ihn gut zu machen sucht. Er behauptet nämlich: Heinrich IV. habe nur mit Mühe die Angst vor den Schüssen bekämpft, als er zum erstenmal während des Sturmes auf Cahors im Feuer stand. Diese Behauptung ist durchaus falsch, denn erstens war es nicht während des Sturmes auf Cahors, wo Heinrich zum erstenmal in Feuer stand, sondern bei Roche-Abeille, als er kaum mehr als 15 Jahre zählte und an der Seite des braven Coligny die Bluttaufe erhielt. Gerade sei-

nem Uebermaß an Muth ist es zuzuschreiben, daß er in der nächsten dem Herzog von Anjou (nachmals Heinrich III.) bei Moncontour gelieferten Schlacht eine Niederlage erlitt, denn als man ihm zu einem Rückzuge rieth, wollte er nichts davon hören, sondern entriß die Fahne dem Bannerträger und war der Erste, der nur zu tollkühn vorritt.

Ein zweites Argument, durch welches Heinrich's Feinde beweisen wollen, es habe ihm an moralischem und persönlichem Muthe gemangelt, ist, daß er vor der Bartholomäusnacht seinen Glauben abschwor. Wäre Heinrich nicht König und nicht das Haupt einer Partei gewesen, so durfte er sich lieber tödten lassen, als seinen Glauben wechseln, und gerade darin liegt der größte Muth, daß er zum Schein seine Ueberzeugung verleugnete, um sich für die Sache zu erhalten, die er bis dahin verfochten, zumal da er schon wußte, wie die Hugenotten ihres anderen Führers Coligny beraubt worden und da sogar Condé, der dritte Führer der Hugenotten, dem Drucke nachgegeben, seinen Glauben abgeschworen, und Heinrich zugeredet hatte, ein Gleiches zu thun und die Gelegenheit abzuwarten, wo beide für die gerechte Sache thatsächlich handeln könnten.

Der zweite Fehler, den man ihm vorwirft, sein Leichtsinn, ist noch leichter zu entschuldigen, denn er beruht auf seiner Gutherzigkeit. Um alle anderen Fälle nicht anzuführen, nehme ich aus diesen nur einen, den, daß, als er Paris belagerte und die Einwohner an Hun-

ger stark litten, er die Zufuhr von Lebensmitteln insgeheim gestattete, weil er an nichts Anderes dachte, nur daran, wie viele Unschuldige, zumal Weiber und Kinder, zu leiden hätten, wenn sie nichts zum Nagen erhielten. Eben so war es nicht Leichtsinn, daß er auch zum zweitenmal den protestantischen Glauben abschwor und seiner Ueberzeugung Gewalt anthat, um Paris zu erhalten und Frankreich den Frieden zu geben, indem er es hierdurch von den gefährlichsten Feinden, den Guisen, dem Papste und dem König von Spanien, befreite. Es kostete ihm allerdings einen harten Kampf dies zu thun, doch sah er ein, daß er seinen ehemaligen Glaubensgenossen durch das Abschwören tausendmal mehr nützte als schadete, und das von ihm erlassene die Glaubensfreiheit der Protestanten sichernde Edict von Nantes ist der schlagendste Beweis dessen, daß ihm das Wohl seiner Glaubensbrüder sehr tief am Herzen lag.

Endlich bleibt mir noch übrig auf den letzten Fehler Heinrich's IV., seinen Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen, zu kommen. Jeder Phrenolog und Physiolog, der den Menschen aus physischem Standpunkte betrachtet, wird zugeben, daß der Organismus bei den Menschen außerordentlich verschieden ist und die Nüancirungen ins Unendliche gehen, mithin fällt ein großer Theil der Zurechnungsfähigkeit weg, zumal in einem Lande und unter einem Volke, wo es seit jeher zum guten Tone gehört hat, diesem Laster zu fröhnen. Bei Heinrich IV. ist aber auch noch eine andere Entschuldigung bei der Hand.

Konnte er solchen Weibern, wie seine beiden Gattinnen waren, auch treu bleiben? Konnte er ruhig zusehen, wie Margarethe von Valois, seine erste Gattin, die seine Stirne mit stets frischen Hörnchen krönte, ein unzüchtiges Leben führte und daß sie es that, weder in Wort noch in Schrift leugnete? — Ihre Novellen sind ein Gegenstück des lasciven Decameron von Boccaccio, obschon bei Weitem nicht so gut geschrieben. — Margarethe war ein ausschweifendes Weib, noch ehe sie ihn heirathete; ihre Abenteuer mit Molé und Coconnas waren in ganz Paris bekannt und daß sie sich nicht auf diese allein beschränkt hatte, wußte man eben so gut. Als Heinrich nur König von Navarra war, trieb es seine Gattin so arg, daß ihr Liebesverhältniß mit dem jungen Turenne allgemein bekannt war. Heinrich stand größtentheils im Felde von frühester Jugend her. Im Lager führt man ein wüstes Leben. Ueberall, wohin er kam, erblickte er Damen, die es ihm gleich zu verstehen gaben, daß er nur ein Wort zu sagen brauchte, um ihre Gunst zu erhalten. Er benutzte die Gelegenheit und dieses wüste Leben ward bei ihm später so zur Gewohnheit, wie bei Gourmands das viele Essen und bei Säufern das Trinken.

Trotz diesem Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen, zu welchen ihn eigentlich eben seine erste Gattin, Margarethe, eine unersättliche Messaline, verleitet hatte, war sein Herz einer sublimeren edleren Liebe durchaus nicht unzugänglich. Er würde seiner Gattin ebenso wie

seiner nachmaligen Maitresse, der schönen Gabriele d'Estrées, treu geblieben sein und nur mit ihnen den Liebesgöttern Ovationen dargebracht haben, wenn sie seine Liebe würdigten, wie dies aber weder bei der einen noch bei der anderen der Fall war. Es kam zwischen ihm und Margarethe einmal zur Sprache und Heinrich beschwor sie auf den Knieen ihren Lebenswandel zu ändern.

„Befiehl mir, daß ich nicht schielen, daß ich keinen Hunger fühlen soll, wenn meine Augen und mein Magen so beschaffen sind, daß sie stets revoltiren," entgegnete Margarethe. „Du bist kindisch, mein guter Heinrich. Ich sage Dir, mir genügt ein Mann nicht. Besäßest Du selbst eine zehnfache Männlichkeit, so würde ich doch nicht ewig Geschmack an einem und demselben Gesichte, an einer und derselben Weise zu lieben finden. Das Beste, was Du thun kannst, ist, wenn Du meinem Beispiele folgst und mich als Reserve behältst, wie ich's bei Dir thue. Versuche es nur einmal mit anderen Damen, dann wirst Du sehen, daß ich Recht habe."

Wie hätte ein Mann einem solchen Weibe treu bleiben, wie hätte er es weiter lieben können.

Margarethe trieb es endlich so arg, daß Heinrich sich von ihr scheiden ließ, was sehr leicht geschah, weil die Aerzte ihre Unfruchtbarkeit constatirten und die Familie Medici, die mit den Päpsten stets auf gutem Fuße stand, auf ihn speculirte, damit er eine Prinzessin dieses Hauses heirathe, da die Medici durch eine Verbindung

mit den Königen von Frankreich ihre Herrschaft in Italien auszudehnen hofften.

Ich gehe nun auf einen Theil der Geschichte über, namentlich auf die Belagerung von Paris durch Heinrich IV. im Jahre 1589.

Ehe noch Heinrich IV. die Hauptstadt eingeschlossen hatte, versuchte es der Herzog von Mayenne, ihn von der Stadt ferne zu halten. Er ging ihm mit einer dreimal so starken Armee als diejenige Heinrich's war, entgegen und es kam bei Arques zu einer Schlacht, in welcher Heinrich sein Feldherrntalent auf das Glänzendste bewährte. Mit dem braven Rosny an seiner Seite, führte er die Cavalerie ins Feuer und griff den Feind mit so viel Ungestüm an, daß er seine Linie durchbrach und ihn zur Flucht nöthigte. Seine Reiterei wollte die Fliehenden verfolgen, Heinrich aber rief: „Laßt ab von der Verfolgung dieser Unglücklichen und werft Euch auf die Spanier, nicht aber auf unsere verirrten Brüder." Worauf nur die retirirenden Spanier verfolgt wurden und große Verluste erlitten.

Der Sieg Heinrich's IV. bei Arques war für die Rebellen ein großer Schlag. Der Herzog von Mayenne hatte dem Papste und dem König von Spanien, ehe diese Schlacht geschlagen, großsprecherisch geschrieben: Daß es für Heinrich von Bourbon keinen anderen Rückzug giebt, als in das Meer zu springen. Nun mußte er sich auf Paris zurückziehen, um diese Stadt in größter Eile zu verproviantiren, was bei den mangel-

haften Communicationsmitteln der damaligen Zeit und weil das Landvolk den Parisern ihres Widerstandes halber gram war und die Guisen und Spanier verabscheute, äußerst schwer geschehen konnte.

Auch Heinrich freute sich des Sieges und es that ihm nur leid, daß sein liebster Unterfeldherr, der berühmte Crillon, der bis jetzt an allen Gefechten theilgenommen, ferne war. Er schrieb ihm: „Erhänge Dich, mein braver tapferer Crillon, wir haben bei Arques eine Schlacht gewonnen und Du warst nicht dabei. Kannst Du's aber verwinden, dann eile an die Spitze Deines Kameraden Heinrich."

Die Armee Heinrich's eilte nun, durch frische Zuzüge verstärkt, gen Paris und besetzte einige Vorstädte, konnte sich aber nicht halten, da auch Mayenne Truppen erhielt und noch immer bedeutend stärker war, als die Armee Heinrich's. Somit zog sich der Letztere auf Tours zurück. Mayenne aber blieb in Paris und ließ den Cardinal von Bourbon unter dem Namen Carl X. zum König ausrufen, warf sich dann selber zum Statthalter Frankreichs auf.

Das Ansehen, in welchem Heinrich schon bis jetzt gestanden hatte, nahm noch mehr zu nach dem Siege bei Arques und der Eindruck, den derselbe hervorbrachte, schwächte sich durch den Rückzug nach Tours nicht ab, da Heinrich bald wieder vorrückte. Selbst einer der erbittertsten Feinde Heinrich's, der Papst Sixtus V., sah es ein, daß in Heinrich ein solches Feldherrntalent ver-

borgen gelegen, welches Niemand kannte. Er sandte zwei außerordentliche Botschafter nach Frankreich, den einen an Heinrich, den anderen nach Paris zu dem Herzog von Mayenne. Des ersteren Aufgabe war, einen Frieden zwischen den beiden Parteien zu Stande zu bringen und Heinrich zu bewegen, daß er den katholischen Glauben wieder annehme. Die Versprechungen, die er Heinrich dafür machte, würden jeden anderen Menschen zum Wanken gebracht haben. Der Botschafter hingegen, den der Papst an Mayenne sandte, drängte diesen zur Schlacht, bis er sich entschloß, diesem Wunsche des Papstes nachzukommen. Unweit von Paris, im Süden, vor Ivry, kam es zu einer neuen Schlacht zwischen den Liguisten und den Truppen Heinrich's. Das Waffenglück erklärte sich für den Letzten und der Sieg bei Ivry war wo möglich ein noch glänzenderer, als jener bei Arques. Heinrich focht im dichtesten Kampfgewühl. Bei jedem Streiche, den er führte, rief er: „Der König hat Dich geschlagen, Gott möge Dich heilen!"

Nun war die Sache der Liguisten in offenem Felde so gut wie verloren, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich auf die Vertheidigung von Paris zu beschränken. Die Ligue griff zu Mitteln, die eben so unsinnig wie verzweifelt waren. Alle Tage wurden Processionen veranstaltet und die Bürger erschienen dabei bewaffnet. Es war der buntscheckigste Fastnachtszug, den kaum der Pinsel eines Callot wiederzugeben im Stande wäre. Mönche in Kutten mit Küraſſen und

Helmen, Straßenjungen mit ungeheuren Hellebarden, sogar eiserne Ofenthüren, Kessel zum Kochen und andere Hausgeräthschaften, wie Bratspieße und Mangelhölzer, waren in Waffen metamorphosirt und die heiligen Gesänge vermischten sich mit ausgestoßenen Flüchen. Abends aber wurden Orgien gehalten; Klöster füllten sich mit Lustdirnen und die alt gewordene Herzogin von Montpensier präsidirte dabei als erste Kriegsfurie.

Während dieser Verwirrung verloren die Liguisten ihren Schattenkönig, den Cardinal von Bourbon, durch den Tod, den er sich durch sein wüstes Leben zugezogen hatte. Sein Kämmerling fand ihn vom Schlage getroffen an der Seite einer Buhlerin, die nichts davon wußte, daß sie neben einem Leichname lag, ja sie konnte nicht einmal durch den schrecklichen Anblick des verzerrten leblosen Gesichts ernüchtert werden, so sehr waren ihre Sinne vom Weine umflort.

Nach dem Tode des Cardinals waren die Pariser in Bezug auf die Wahl eines Königs uneinig. Der Gesandte von Spanien und General der zu Paris garnisonirenden spanischen Truppen, der Herzog von Feria, ließ die Tochter des Königs von Spanien zur Königin von Frankreich ausrufen, während die Partei des Herzogs von Mayenne seinen Sohn zum König wählte. So war denn Paris von drei mächtigen Factionen zerrissen, die des Herzogs von Feria, des Herzogs von Mayenne, endlich aber diejenige Brissac's des Stadtcommandanten, der aber — wie die Franzosen zu sagen

pflegen, zwischen zwei Wassern schwamm, d. h. er stellte sich, als ob er der eifrigste Liguist wäre, insgeheim aber complotirte er mit den Spaniern gegen Mayenne. Nur in Einem waren diese Führer einig, das Volk derart zu fanatisiren, daß es entschlossen war, die Hauptstadt bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Heinrich erhielt von Allem, was in Paris vorging, die genaueste Kunde, er hatte unter den Soldaten der französischen Garnison einige Anhänger, die Mittel fanden, ihm Berichte über den Zustand in Paris zuzusenden. Die Hungersnoth wüthete bereits in Paris und es wurden die ekelhaftesten Dinge als Surrogate für Brod verwendet, namentlich wurde aus den Knochen der Leichname Mehl gemahlen und öffentlich verkauft; man nannte dies das Brod der Herzogin von Montpensier, weil sie es war, die den Vorschlag zur Zubereitung dieses fürchterlichen Nahrungsmittels gegeben. Die Hungersnoth und die schlechten Victualien riefen gefährliche Seuchen hervor, zumal unter denen, die von dem Brode der Herzogin genossen. Man hörte ganze Nächte hindurch nur das concertirende Wehklagen der Todtenglocken, deren Schall sich mit Schüssen und Fluchen oder verzweifeltes Jauchzen und Gejohle vermischte. Als Heinrich davon hörte, sandte er einen Parlamentair nach Paris und schickte den Armen, die davon Gebrauch machen wollten, freie Geleitsbriefe, so daß die Auswanderung eine riesenhafte war. Später, als der Herzog von Parma zum Entsatze nahte, ging Heinrich ihm entgegen, doch der Herzog wich einer Schlacht

aus, es genügte ihm, Heinrich von der Hauptstadt auf kurze Zeit wegzulocken, damit sich dieselbe verproviantiren könne. Indessen hatte Heinrich auch Chartres erobert, wo er große Waffenvorräthe fand. Mayenne selber verließ auf kurze Zeit Paris, worauf der Rath der Sechszehne einige der Anhänger des Herzogs, den Präsidenten Brisson und die Räthe Larcher und Tardif hängen ließ, doch dafür bei der Rückkehr Mayenne's zu büßen hatte, denn auch er ließ Viere des Raths der Sechszehn hängen.

Nach diesen Vorfällen berief Mayenne, um eine Einigung aller Interessen zu bezwecken, die Notablen nach Paris zur Königswahl. Der spanische Gesandte schlug hier die Tochter Philipp's II. von Spanien, die Infantin Isabella, zur Königin vor und versprach Mayenne seine Zustimmung zu einer Ehe zwischen ihr und dem Sohne Mayenne's. Dieser aber, nachdem er einzusehen anfing, daß der Spanier ihn nur zum Besten halten und ihn mit vagen Versprechungen vertrösten wollte, machte sich los von ihm und trat mit Heinrich in Unterhandlungen, die aber zu nichts führten, so daß Heinrich seine Operationen fortsetzte und nachdem er Dreux eingenommen hatte, kehrte er nach St. Denis zurück.

Hier war es, wo er, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, den katholischen Glauben neuerdings annahm, welche Handlung ihm selbst unter den Parisern einen stärkeren Anhang verschaffte, als er bis dahin besessen. Eben so war es in diesem Orte, wo er die Bekanntschaft der schönen Gabriele d'Estrées in sehr

romantischer Weise machte und nach vielem Drängen über ihre Tugend siegte, was ihm eine größere Freude verursachte als eine gewonnene Schlacht, ja vielleicht sogar als die Einnahme von Paris verursachen konnte. Er hatte seine Rendezvous in einer Mühle eines Armes des Seineflusses. Ein von der Herzogin von Montpensier gedungener Mörder lauerte eines Abends dem Könige auf, wurde aber bei Zeiten entdeckt und geviertheilt. Hierauf begab sich der König nach Chartres, wo er endlich zum König gesalbt wurde.

Um die Einnahme von Paris zu beschleunigen, sandte der König den jungen Grafen von Pampelluna als Unterhändler nach Paris zum Stadtcommandanten Brissac. Pampelluna war nicht nur ein geschickter Unterhändler, sondern auch ein sehr schöner, liebenswürdiger und galanter Cavalier. Er hielt es für zweckdienlich, sich am allereheslen an die Gattin Brissac's zu wenden, um durch sie auf den Gatten zu wirken und es gelang ihm, ihr die Gerechtigkeit der Sache Heinrich's in so liebevoller Weise und so eindringlich darzustellen, daß der Gatte, der wohl nicht im Entferntesten ahnte, welcher Gattung die Argumente gewesen sein mochten, die der Emissär Heinrich's angewandt, zeigte sich endlich zu einem Uebereinkommen geneigt, da ihm dafür eine sehr hohe Summe Geldes und eine bedeutende Anstellung in der königlichen Armee zugesagt wurde.

In ähnlicher Weise hatte Heinrich Meaux von Vitry, Pontoise von Villeroi, Rouen und Havre von Villars,

Bourget und Orleans von La Châtre erhandelt, Paris aber kostete ihm nicht weniger als 4,240,000 Francs und der Graf Brissac öffnete ihm das Thor von St. Antoine, von wo die Truppen Heinrich's bei Nacht in die Stadt drangen, die sich widersetzende spanische Garnison über die Klinge springen ließen und bald Herren von allen Theilen der Hauptstadt wurden. Daß Heinrich lieber große Summen Geldes als Menschenblut opferte, gereicht ihm nur zum Lobe, es war ja das Blut seiner Unterthanen und um dieses zu schonen, schien ihm kein Preis zu hoch!

Am Tage nach der Einnahme von Paris gab Heinrich ein großes Banket den Bürgern und ging überall hin, um sich den Leuten zu zeigen. Unter den Bürgern befand sich ein gewisser Nicolas, den Heinrich noch aus früheren Zeiten als Spaßvogel kannte. Als der König ihn erblickte, frug er ihn:

„Nun, was sagst Du dazu, daß Du mich jetzt in Paris siehst, mein guter Nicolas?"

„Was soll ich sonst dazu sagen, Sire, als daß man Cäsar gegeben, was Cäsar gehört," entgegnete Nicolas.

„Oh nicht doch, mir hat man Paris nicht gegeben, mir hat man es verkauft," rief Heinrich.

Etwa einen Monat nach der Einnahme von Paris geschah ein neues Attentat auf das Leben des guten Königs, er kam aber mit dem Leben davon, denn er parirte den Stoß des Mörders mit dem linken Arm, so daß die Spitze des Dolches nur einen seiner Zähne traf

und ihn ausschlug. Dieser Mörder hieß Johann Châtel und war ein Zögling der Jesuiten. Er gestand unter der Folter, daß er von ihnen gedungen und verrieth einen der Patres, den Jesuiten Guignard, bei dem während der Untersuchung aufrührerische Pamphlete gefunden wurden. Beide wurden auf dem Grèveplatze gehangen und der Jesuitenorden aus Frankreich verbannt.

Mit der Einnahme von Paris hörte jedoch der Krieg noch immer nicht auf und wurde mit Erbitterung von den Spaniern und Mayenne fortgesetzt, der aber bei Fontaine Française eine Niederlage erlitt und um Waffenstillstand bat.

Endlich kam doch zwischen den Parteien ein Friede zu Stande. Der Papst war der erste, der sich dazu geneigt zeigte, worauf denn auch Mayenne, Joyeuse und der Herzog von Mercoeur, der die Bretagne von Frankreich unabhängig machen wollte, Heinrich IV. ihre Huldigung darbrachten. Endlich wurde auch mit Spanien der Friede von Vervins geschlossen, da des Königs erste Sorge war, für die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sorgen und die zur Regierungszeit seiner Vorgänger stark zerrütteten Finanzen zu ordnen.

Der Scheidungsproceß hatte ziemlich lange gewährt und erst, nachdem Heinrich seine Ueberzeugung zum Opfer gebracht und den protestantischen Glauben abgeschworen, nahm er sein Ende.

Sein Liebesverhältniß mit der schönen Gabriele währte fort. Heinrich glaubte von ihr geliebt zu sein,

und hielt kein Opfer für zu groß, daß er es ihr nicht gebracht hätte. In einem Liebesrausche gedachte er sie sogar zu sich auf den Thron zu erheben, indem er sich mit ihr vermählen wollte. Er beauftragte einen Notar mit dem Aufsatze des Heirathscontracts und hatte denselben schon seine Unterschrift hinzugefügt, als eben sein erster Minister Rosny, Herzog von Sully, bei ihm eintrat und ihn am Schreibtische fand. Heinrich erröthete und als er wahrnahm, wie Sully ihn fixirte, genirte ihn das Heimlichthun vor seinem intimsten Vertrauten. Er sagte, was er vorhabe, und forderte ihn auf, seinen Namen als Zeuge hinzuzufügen. Sully nahm die Schrift in die Hand, durchflog sie und als er zu Ende gekommen war, riß er sie in zwei Stücke. Heinrich war anfangs wüthend, drohte Sully mit seiner Ungnade, doch als er ihn ruhig dastehen sah, legte sich sein Zorn und nachdem er ihn umarmt, sagte er: „Du hast mich vor einer großen Thorheit bewahrt."

Trotz alledem bedurfte es lange Zeit, ehe sich Heinrich entschloß, Marie von Medici zur Gattin zu wählen. Er that es erst, als er sah, daß seine Bewerbungen um die Hand Elisabeths von England zu keinem andern Resultate führten, als daß sie ihn ihrer Freundschaft versicherte, doch nicht zu bewegen war, zum katholischen Glauben überzutreten, wie man dies von ihr forderte.

Heinrich blieb indessen seiner Geliebten nicht treu, denn er hatte wahrgenommen, wie diese Dame auch mit

anderen Männern kokettirte, und als er einmal unerwartet bei ihr eintrat und sie sehr erhitzt fand, erblickte er den Hut eines Cavaliers auf einem Stuhle. Er frug sie, was ihr fehlte; sie antwortete ziemlich verlegen, sie habe einen Fieberanfall gehabt. „Ah ja richtig," sprach Heinrich lächelnd. „Und Dein Fieber hatte eine grüne Feder, nicht wahr?" — Er ließ sich von der schönen Henriette d'Entraigues ködern, ohne jedoch Gabriele aufzugeben. Henriette war eine außerordentliche Intrigantin und hoffte Heinrich dazu bewegen zu können, daß er sie heirathe. Sie versuchte es, ihn gegen Gabriele zu hetzen und sprach von dem geheimen Liebesverhältniß dieser Dame mit einem Bastard des Marschalls Crillon, der sich den poetischen Namen Ritter Esperance zulegte. Dieser junge Mann kam einmal bei Nacht durch die Orangerie zu Gabrielen, doch als er den Rückweg antrat, überhörte er das Anrufen des wachthabenden Schweizers und wurde von demselben erschossen. Heinrich beweinte den Tod des jungen Mannes, den er stets sehr geliebt, selbst als er erfuhr, daß er sein Nebenbuhler bei Gabriele war, und ging in seiner Toleranz und Gutherzigkeit so weit, daß er ihr niemals wahrnehmen ließ, wie er sich über ihre Untreue ärgerte. Seine erste Gattin hatte ihn an die Hahnreischaft gewöhnt. Henriette d'Entraigues, die jetzt einen Rückfall von Seite des Königs befürchtete, beschloß nun, Gabriele aus dem Wege zu räumen; sie lud sie zu einem Souper in eines der kleinen Häuser, die ihr zur

Verfügung standen und vergiftete sie mit einem Apfel in ähnlicher Weise, wie die Gräfin von Monsoreau den Herzog von Anjou vergiftet hatte. Ihre Rache war eine unfruchtbare, da Heinrich's Trauung mit Maria von Medici bereits abgemacht war und bald darauf stattfand, ja sie wurde sogar vom Hofe verbannt.

Heinrich IV. lebte nur wenige Jahre mit seiner zweiten Gattin, die ihn mit zwei Söhnen beschenkte, mit dem Dauphin Ludwig und Gaston, nachherigen Herzog von Orleans.

Die Jesuiten, denen das Betreten Frankreichs verboten war, verschworen sich in den Niederlanden gegen sein Leben und gewannen einen Fanatiker, den berüchtigten Ravaillac, zu seiner Ermordung. Auch einer seiner ehemaligen Lieblinge, der einstige Mignon Heinrichs III., der Herzog von Epernon, und Henriette d'Entraigues, waren in das Complott verwickelt, ja, wie man mit Grund annehmen kann, selbst seine Gattin Maria von Medici wußte davon.

Heinrich spielte am verhängnißvollen Tage, an welchem er später ermordet wurde, mit dem Marschall von Bassompierre Schach und fuhr entsetzt vom Stuhle auf, weil er Blutflecken auf dem Schachbrett zu erblicken glaubte. Diese Hallucination, die sich in seinem Sehvermögen äußerte, wiederholte sich einige Male, bis Heinrich aufsprang und die Schachfiguren zusammenwarf, dann aber unruhig im Gemache auf und ab schritt. Bassompierre rieth ihm, er möge ein Panzer-

hemd unter sein Wams anziehen, damit er hierdurch beruhigt werde, die übrigen Hofherren lachten ihn aber aus, und zwar Niemand so sehr als der Herzog von Epernon.

Am Abend fuhr der König in Begleitung Epernons aus und der Wagen bog in die Straße Ferronerie ein, wo es ein großes Gedränge gab, so daß er halten mußte. Heinrich ward ungeduldig und sagte zu Epernon, er möge dem Kutscher befehlen, daß dieser schneller fahre; anstatt dessen lehnte sich Epernon zurück und der König neigte sich zum Wagenfenster hinaus; da fühlte er plötzlich einen Stich in die Brust und rief: „Hah, ich bin verwundet!“ gab aber gleich darauf den Geist auf. Ravaillac wurde sofort gefangen und ward später durch das Rad hingerichtet. So starb der große König, nachdem er 17 Attentaten auf sein Leben entgangen war, dennoch durch die Hand eines verruchten Meuchelmörders (am 14. März 1614).

II.

Zweifel über die Legitimität der Geburt Ludwig's XIII. und Gaſtons von Orleans. — Unähnlichkeit der Söhne Heinrichs IV. mit ihrem Vater. — Der Abenteurer Concino Concini und ſeine Gattin Eleonore Galigai. — Epernon und Sully. — Verheirathung Ludwigs XIII. mit Anna von Oeſterreich. — Luynes. — Die Falkenjagd zu St. Cloud. — Ermordung des Marſchalls d'Ancre durch Vitry am Pont neuf. — Folterung und Hinrichtung der Marſchallin d'Ancre. — Die Königin Maria von Medici zieht nach Blois. — Dieſelbe wird wie eine Gefangene gehütet. — Entkommen nach Köln. — Ihr Ende.

Es iſt wenigen hiſtoriſchen Schriftſtellern eingefallen, die Legitimität der Geburt der beiden Söhne Maria's von Medici in Zweifel zu ziehen, wo doch der Unterſchied im Naturell der Kinder und des Vaters ſo auffallend hervortritt, daß es einem wundern muß, wie dies der Aufmerkſamkeit der Hiſtoriker entgehen konnte. Nach dem Tode Heinrichs IV. wäre es aber äußerſt gefährlich geweſen, eine Dynaſtie, die kaum erſt gegründet worden, durch eine Legitimitätsfrage auf das Spiel

zu setzen und den Staat in einen unabsehbaren Bürgerkrieg zu verwickeln, da Frankreich für mehrere mächtige Nachbarn, wie England, Spanien und Deutschland, zu einem Erisapfel gedient haben würde. Demnach wurden Diejenigen, von denen man am ehesten vermuthen konnte, daß sie die Legitimitätsfrage der beiden Prinzen aufwerfen könnten, auf diese oder jene Weise zum Schweigen gebracht. Es wurde eine Reihe von Verbrechen begangen, damit sie niemals auftauchte und die Spuren einer allenfallsigen Mitwissenschaft wurden sorgfältig vernichtet.

Eine der Personen, in deren Interesse es vielleicht gelegen hätte, Licht in dieser Hinsicht zu verbreiten, die ehemalige Maitresse des Königs, Henriette d'Entraigues, starb auf dieselbe Weise, wie sie selbst ihre Nebenbuhlerin getödtet. Wenn sie auch nichts Gewisses wußte, so war sie doch eine Person, der man zumuthen durfte, daß sie Spuren zu entdecken im Stande sei. Ihr Freund, der Herzog von Epernon, dem die Mitwissenschaft des an dem Könige verübten Mordes leicht bewiesen werden konnte, ward geschont. Ein ehemaliger Galeerensträfling, Namens la Ramé, erhielt eine gute Anstellung in der Bastille. Einige Personen verschwanden plötzlich und man fand ihre Leichname in der Seine, endlich aber erhielten andere, von denen Niemand wußte, welche Verdienste sie hatten, einträgliche Anstellungen, so daß sie ihr Glück begründeten und im Laufe der Zeit über Millionen disponirten. Das Schlimmste aber

für Frankreich war, daß der unter der Regierung Heinrichs IV. aus Frankreich für ewige Zeiten verbannte Orden der Jesuiten wieder zurückberufen wurde und bedeutende Schenkungen erhielt, aus der ganz einfachen Ursache, weil ein ehemaliger Jesuitenzögling eine Zeit lang der Beichtvater der Königin war und man wußte, daß die Jesuiten Alles wissen oder Alles erfuhren.

Dennoch ist das Geheimniß der Illegitimität Ludwigs XIII. und des Herzogs von Orleans, seines Bruders, durch einen Jesuiten dem Papier anvertraut worden, und obschon es Wenigen vergönnt sein mochte, dieses Document in die Hände zu erhalten, so ist es doch nicht für ewige Zeiten begraben, denn es giebt in Frankreich Personen, die vom Vorhandensein desselben wissen, ohne ein solches Gewicht darauf zu legen, wie es vielleicht verdiente und wie es gegenwärtig vielleicht auch wirklich keines mehr besitzt. Es ist übrigens nur ein einseitiger Beweis, ziemlich plausibel die Thatsachen darstellend, ohne jedoch zu verdienen, als Autorität anerkannt zu werden. Ich hielt es jedoch nicht für gar so unwichtig, daß ich nicht Gebrauch davon machte, und auf diese Quelle gestützt, wagte ich mit meinen Zweifeln bezüglich der Legitimität der beiden Söhne Marias von Medici hervorzutreten. Alles, was ich bis zur Ermordung des Marschalls d'Ancre, der Hinrichtung seines Weibes, Eleonore Galigai, und der Verbannung Marias von Medici nach Blois zu sagen habe, ist aus jener Quelle geschöpft.

Etwa zwei Monate nach vollzogener Trauung Heinreichs IV. mit Maria von Medici kam aus Florenz ein zerlumptes Ehepaar an. Niemand achtete ihrer, sie waren so arm, daß sie kaum die Miethe für ein elendes Logis in der Straße Jussienne bezahlen konnten. Das Weib begab sich nach dem Louvre, erbettelte für sich eine Privataudienz bei der Königin und nachdem sie mit ihr ein paar Stunden eingeschlossen gewesen, kam sie freudestrahlenden Gesichts aus dem Audienzzimmer, schenkte dem Schweizer, der sie durch eine kleine Pforte entließ, ein 6 Livrestück und bezahlte auch ihre Miethe für ein halbes Jahr in Voraus. Das Weib war etwa um ein Jahr älter als der Mann. Er selbst ein gutgebauter hübscher Junge, mit keckem Gesichtsausdruck. Am Tage nach der Audienz besuchte die Königin die Kirche St. Jaques de la Boucherie und der Florentiner hielt ihr das geweihte Wasser hin, wie dies bei Katholiken üblich ist. Die Königin dankte ihm mit einem huldvollen Blick. Die Hofherren und Hofdamen aber entsetzten sich über die Frechheit des Fremden, der es gewagt hatte, die Hofetikette so zu mißachten; sie wurden nur durch die salbungsvollen Worte Marias: „In der Kirche und vor Gott giebt es keine Etikette!“ zum Schweigen gebracht.

Kurze Zeit darauf erhielt der Italiener, der sich Concino Concini nannte, eine Anstellung als Fähnrich unter den Garden des Herrn von Effiat, seine Gattin Eleonora Galigai aber trat als zweite Kammerfrau in

den Dienst der Königin. Sie war ein munteres witziges Geschöpf, verstand es auch, die Bescheidene zu spielen, und der Oberststallmeister fand sie für hübsch genug, um ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. Die ganze Welt war erstaunt darüber, daß ein Fremder, ein Habenichts, mehren reichen Cavalieren im Corps den Rang ablief und von Stufe zu Stufe avancirte. Man war übrigens nachsichtig genug, dies der Protection des Oberststallmeisters zuzuschreiben, dessen Liebesverhältniß mit der Dame Galigai ziemlich bekannt war.

Wie gesagt, verstand es die soeben erwähnte Dame sehr gut, sich angenehm zu machen, und die Königin brachte mehre Stunden täglich, namentlich die nach einbrechender Dunkelheit, in den Gemächern der zweiten Kammerfrau zu, ja es hieß sogar, sie habe dort manche Nacht geschlafen. Selbst die Nachricht von der Ermordung ihres Gatten erfuhr sie während sie sich mit Eleonore unterhielt und sie begab sich erst von dort in die eigenen Gemächer, wohin sie von der Cameriera begleitet wurde. Daß aber zwischen der Königin und dem Capitain Concino ein näheres Verhältniß stattfinde, daran dachte man nicht im Entferntesten. Man sollte sich aber davon bald überzeugen.

Nach dem Tode Heinrichs IV. gab es in Frankreich zwei Männer, von deren Verbleiben am Staatsruder das Wohl Frankreichs abhing: Epernon, der Vertraute der Königin und Miteingeweihter in den Mord Heinrichs IV., und der ehrliche Sully, dem es gelungen

war, die Finanzen des Landes so zu ordnen, daß diese im blühendsten Zustande sich befanden, wie sie seit Ludwig XI. Zeiten noch nie gestanden hatten und niemals mehr so stehen sollten. Es handelte sich darum, welcher dieser beiden Männer die Oberhand behielte. Epernon wußte sehr gut, daß er eilen mußte, wenn er Sully den Rang ablaufen wollte. Während einer kurzen Unpäßlichkeit des letzteren, berief er das Parlament, und ehe man sich's versah, ward Maria von Medici zur Regentin ausgerufen und das von Heinrich IV. verfaßte Testament unterschlagen. Sully sah es sehr gut ein, daß er gegen solche Intriguen mit seiner Rechtlichkeit nicht aufkommen werde. Er hatte bei der Königin eine letzte Privataudienz und bat um seine Entlassung. Sie hatte befürchtet, er würde ihr derbe Wahrheiten sagen; Sully that aber nichts dergleichen, sondern zog sich in die Einsamkeit zurück, ohne jemals wieder an den Hof zu kommen. Einige besser denkende Hofherren besuchten ihn von Zeit zu Zeit und brachten ihm Nachrichten über Alles, was am Hofe geschah, und der Herzog von Luynes meinte, Sully würde bald wieder zurück berufen werden, worauf der ehemalige Minister entgegnete: „Glaubt das nicht, ich werde nicht so lange leben und der zukünftige Premier für den Fall des Sturzes der Königin ist so gut wie gefunden."

Die Königin Wittwe begnügte sich nicht, ihren älteren Sohn, den König Ludwig XIII., während seiner Minderjährigkeit unter Vormundschaft zu halten, sie ver-

suchte es, dieselbe eben so in's Unendliche auszudehnen, wie es eine ihrer Vorgängerin aus derselben Familie, Katharina, gethan. Um dies auszuführen, umgab sie sich mit Leuten, auf deren Ergebenheit sie zählen konnte, weil sie ihre Verbrechensgenossen waren, es folglich in ihrem Interesse lag, den Augenblick, in welchem sie zur Rechenschaft gezogen werden konnten, so weit wie möglich hinaus zu schieben. Diese Menschen waren der Herzog von Epernon und Concino Concini sammt ihrem Anhange. Die Gattin des Letzteren spielte die Rolle einer Kundschafterin mit außerordentlich viel Glück und Geschicklichkeit; Concino Concini aber stieg von Stufe zu Stufe, wurde zum Grafen und Marschall ernannt und nahm den Namen Marschall d'Ancre an. Er stellte sich anfangs, als wollte er den jungen König von allen Einflüssen befreien, deshalb drang er auch darauf, daß sich derselbe mit der Infantin von Spanien, Anna von Oesterreich, vermählte. Diese Heirath fand auch richtig zu Bordeaux statt und Frankreich schloß mit Spanien ein Bündniß.

Die Tochter Philipps III., Anna von Oesterreich, brachte aber ihrem Gatten weder Unabhängigkeit von der Mutter, noch Liebe. Ludwig und Anna blieben einander vom ersten Augenblick an ziemlich fremd und man ist beinahe versucht zu glauben, daß an der Vollziehung der ehelichen Pflichten nur äußerst selten gedacht wurde. Der König sah seine Gattin oft nur während den Mahlzeiten, ohne ein Wort an sie zu richten, und

sie that auch nichts, um sich ihm etwas vertrauter zu nähern.

So dehnte Maria von Medici die Vormundschaft weit über die Jahre hinaus, die ihr vom Parlamente und von den Gesetzen gestattet wurden und regierte über Frankreich; sie selber aber hing von den Launen des italienischen Abenteurers ab, der sich auf's Unverschämteste benahm, Ehrenstellen verkaufte und seinen Säckel füllte. Der junge König aber wagte es nicht, dieser Tyrannei des Günstlings seiner Mutter Schranken zu setzen, sondern begnügte sich damit, seinen Gesellschaftern, namentlich seinen drei Vertrauten, den Herzog von Luynes, Vitry und seinem Hofnarren Angely, zu klagen, die ihn fortwährend gegen den Marschall d'Ancre und seine Mutter hetzten und dazu beredeten, sich von der lästigen Bevormundung zu befreien. Hierzu aber mangelte es ihm an Muth und wenn er zornig war, ließ er seinen Aerger an den hölzernen Soldaten, mit denen er noch in vorgerückterem Alter gern spielte, aus. Selbst seine Gattin Anna lächelte über diese Schwäche Ludwig's und machte manchmal ganz naive Bemerkungen über die Tyrannei Concino Concini's und die Langmuth ihres Mannes.

Diese falsche Stellung ward Ludwig XIII. nachgerade doch unleidlich. Er nahm seinen kleinen Vorrath von Muth zusammen und goß sein Herz in einer mit seiner Mutter standfindenden Unterredung aus, indem er auf die Entfernung des Marschalls d'Ancre

bestand. Diesmal war er hartnäckiger als bis dahin, und Maria von Medici schritt, nachdem sie alle Mittel, ihn zu besänftigen, vergebens versucht hatte, zu dem großen und ließ ein paar Worte fallen, in welchen sie ihm ihre Schande gestand und auf die Vaterschaft Concino Concinis und die Sohnespflicht Ludwigs XIII. anspielte, indem sie sagte: „Hüte Dich, etwas gegen den Marschall zu unternehmen, der Dir in jeder Beziehung mehr Vater ist, als der verstorbene König und denke an das vierte Gebot Gottes.“ Ludwig erblaßte bei den Worten seiner Mutter und ward fortan nachdenklicher denn je. Als ihn Luynes über das Resultat seiner Unterredung befrug, antwortete er kurz und barsch: „Man solle den Marschall d'Ancre thun lassen, was er wolle, Er — der König, sehe ein, daß dieser nur zu seinem und des Staats Besten handle.“

Luynes dachte nun daran, wie er selber in Gefahr schwebte, vom Könige fallen gelassen zu werden, wenn er noch weiter das Manöver, um den Marschall zu stürzen, fortsetzte. Damit der König keine Zeit habe zu einer zweiten Unterredung mit seiner Mutter, beredete er ihn noch an demselben Tage zu einer Falkenjagd und Ludwig ritt in Begleitung seiner Höflinge gen St. Cloud, wo sich schon damals ein kleines königliches Schloß befand. Die Jagd war eine sehr glückliche, was den König in eine ziemlich gute Laune versetzte. Luynes wagte es nun, bei dem Könige auf den Busch zu schlagen, um etwas von der stattgefundenen Unterredung

mit seiner Mutter zu erfahren. Sowohl Luynes wie die übrigen Cavaliere lobten des Königs Jagdtalente und sprachen davon, wie sehr er seinem Vater ähnele u. dgl., so daß dies unverkennbar sei.

„Glaubst Du wirklich," frug Ludwig XIII. Luynes, „daß ich meinem Vater ähnlich bin?"

„Sie sind ihm wie aus den Augen geschnitten. Jeder Zug, jede Bewegung und sogar Ihre Stimme erinnert mich an ihn, Sire," versetzte Luynes. „Fragen Sie nur Troisville, er hat ihn eben so genau gekannt und Guitaut und alle Herren eben so wie ich. Findet Ihr es nicht so, meine Herren?"

Alle bestätigten, was Luynes sagte und Ludwig zog ihn bei Seite.

„Weißt Du, was mir meine Mutter gestern gesagt? was sie mich glauben machen will?" sprach Ludwig.

Luynes errieth den König sofort und antwortete ihm, ohne daß dieser ausgesprochen. „Sie that es, um diesen verruchten Italiener zu retten. Leider hat er sich seit dem Tode des seligen Königs nur zu sehr in ihre Gunst eingeschlichen, daß sie sogar auf die Gefahr hin, ihre und Eurer Majestät Ehre gefährdet zu sehen, Ihnen Dinge in den Kopf setzen will, die jeden Grundes entbehren. Das, was sie Ihnen gesagt, ist unmöglich, denn Concino Concini kam als elender Abenteurer nach Paris, als sie bereits im dritten Monate schwanger war. Fragen Sie den Hofarzt Guénaud, der es Vitry und Troisville mittheilte. Wie gesagt, will die Königin Wittwe den Schurken retten.

„Um Gotteswillen, Luynes, sprich nicht so von dem Manne. Wenn es dennoch wahr wäre?“ rief der König.

„Dann kämen Sie um Ihren Thron, Sire. Wollen Sie, daß ich es Allen mittheile?“

Der König war in einer schrecklichen Verlegenheit. Das, was Luynes sagte, war zu wahrscheinlich, und so schwach Ludwig auch war, hing er zu sehr an dem Königtitel, um diesen nicht um jeden Preis zu behalten, andererseits aber hatten die Worte seiner Mutter einen zu starken Eindruck auf ihn gemacht, um sie sich so bald aus dem Sinne zu schlagen oder sie für erlogen zu nehmen.

Luynes schmiedete unterdessen das Eisen so gut, daß Ludwig, noch ehe er von St. Cloud zurückkehrte, seinem Günstling freies Spiel in Bezug auf den Marschall d'Ancre gönnte. Noch an demselben Abend fanden einige Hofherren Gelegenheit, sich über neue Uebergriffe Concino Concini's und seiner Gattin Eleonore in die königlichen Rechte zu beklagen. Der König schloß sich mit Luynes und Vitry ein. Das Gespräch zwischen den Dreien wurde in flüsternder Stimme geführt und als Vitry sich entfernte, sagte ihm Luynes: „Du kannst Dir den Herzogstitel, den Orden des heiligen Geistes und den Marschallsstab holen, wenn Du's ausführst.“ Vitry nickte mit dem Kopfe, begab sich in die Baracke der reitenden Garden und kam gen Mitternacht zum König zurück.

„Es ist Alles in Ordnung,“ sagte er zu Luynes. „Es soll morgen geschehen.“

Am nächsten Morgen befanden sich die Gardeoffiziere Troisville, des Essarts, Guitaut und der Herzog von Luynes bei dem König, der etwas angegriffen aussah. Seine Mutter hatte schon zweimal nach ihm gesendet und ihn zu sich bitten lassen; der König entgegnete beidemal, er würde sogleich zu ihr kommen, ohne jedoch Miene zu machen dieser Einladung zu entsprechen. Anstatt dessen ging er zu wiederholten Malen nach dem Fenster und blickte hinaus in der Richtung gen den Pont neuf. Nach einer Weile fuhr er erröthend zurück und man hörte von der Seine her ein dumpfes Getöse, wie von einem Volksaufstand herrührend, welches sich dem königlichen Schlosse näher wälzte.

Mittlerweile wurde die That vollbracht. Der Marschall d'Ancre kam vom jenseitigen Ufer der Seine über den Pont neuf geritten, er hatte nur vier Mann seiner eigenen Garden als Begleiter. Am diesseitigen Ufer, dort, wo gegenwärtig der Quai de la Mégisserie sich befindet, knapp an den Füßen der Reiterstatue Heinrich's IV., tauchte plötzlich Vitry auf und ritt, von sechs berittenen Garden begleitet, auf den Marschall zu. „Ihren Degen, Herr Marschall. Ich nehme Sie im Namen des Königs gefangen." Anstatt Vitry den Degen zu überreichen, zog d'Ancre denselben und hob ihn, um damit einen Hieb auf Vitry zu führen. Dieser riß sein Roß am Zügel, zog eine Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie auf den Marschall ab. Die Kugel traf diesen in die Brust, ohne ihn sogleich zu tödten, doch stürzte er rücklings vom

Pferde. Seine Begleiter ergriffen die Flucht, Vitry aber rief: „Es lebe der König! Tod den Verräthern, den Blutsaugern des Volkes!“ Diese Worte zündeten augenblicklich, denn das Volk fiel über den schwer Verwundeten und zerriß ihn in Stücke. Man theilte sich in den Fetzen der von seinem Leichname abgerissenen Kleidungsstücke und schleppte ihn nackt durch die Straßen bis an den königlichen Palast. Ludwig XIII. sah Vitry zu Pferde aus der Menge hervorragen und rief ihm vom Fenster zu: „Ich danke Dir sehr, Herr Herzog, denn jetzt bin ich endlich König!“ Dann schloß er fröhlichen Muthes das Fenster und machte sich auf, um zu seiner Mutter zu gehen.

Die Nachricht der Ermordung war mit Blitzesschnelle überall verbreitet. Das Volk wälzte sich nach dem Palaste des Ermordeten, um seiner Gattin, die eben so verhaßt war, auf ähnliche Weise zu begegnen. Diese aber hatte vom Geschehenen Wind erhalten und floh als Mann verkleidet durch eine Hinterpforte aus dem Hause, in welchem dann alles zertrümmert wurde, nach dem Louvre, warf sich jammernd der Königin zu Füßen, die selber ganz rathlos dastand und nicht wußte, was sie zunächst thun sollte, als ihr Sohn, von Luynes, Vitry und anderen Officieren begleitet, mit den Worten eintrat: „Machen Sie sich nichts aus dem Geschehenen, Madame, wir haben für den Marschall d'Ancre schon einen Ersatzmann gefunden.“

Die Königin besaß nicht den starken Geist Katha-

rina's von Medici, sie fiel in Ohnmacht und hatte nicht einmal den Muth, sich für die Mitwisserin aller ihrer Geheimnisse, Eleonore Galigai, zu verwenden. Diese wurde trotz ihrer Verkleidung erkannt und auf Befehl des Königs gefangen genommen. Die Unglückliche hatte mit dem letzten Schmucke, den sie an sich trug, den Gefangenwärter bestochen, damit dieser ihr Schreibmaterialien verschaffe und ihren Brief der Königin Wittwe einhändige. Diese hatte aber jede Macht über ihren Sohn verloren. Sie ließ ihn zu wiederholten Malen bitten, er möge ihr eine Unterredung bewilligen, Ludwig XIII. aber im Bewußtsein seiner Schwäche wagte es nicht, sie unter vier Augen zu empfangen, wie ihn seine Mutter darum gebeten hatte. Er empfing sie in Anwesenheit des Herzogs von Luynes, eines Abbés, Armand Duplessis und des Gardelieutenants Des Essarts. Maria von Medici zog ihren Sohn bei Seite und bat ihn um die Begnadigung der Marschallin d'Ancre.

„Es ist nunmehr unmöglich," entgegnete Ludwig. „Ich muß der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen."

„Sie wird aber mich und Deinen Vater, ja sogar Dich durch ihre Aussagen compromittiren," sagte Maria.

„Sie wird Niemanden compromittiren," entgegnete der König. „Wenn sie schweigt, soll sie von der peinlichen Frage losgesprochen werden, spricht sie aber, dann kann ich ihr nicht einmal diese erlassen."

„Was, Du wolltest ein schwaches Weib foltern lassen?" rief Maria entsetzt.

„Nicht ich, sondern der Gerichtshof. Kein Wort mehr, Mutter. Sonst müßte ich selbst gegen Sie schärfere Maßregeln ergreifen, als es meine Sohnespflicht erlaubte," sagte der König.

„Was hast Du in Bezug auf mich beschlossen?" frug sie, ihn fixirend.

„Wenn Sie den Sachen ihren Lauf lassen, soll Ihre Freiheit nicht beschränkt werden. Sie begeben sich in eins unserer königlichen Schlösser. St. Germain ist etwas zu nahe zu Paris und das Volk gegen Ihre Familie zu sehr aufgebracht, als daß ich Ihnen dieses Schloß oder St. Cloud vorschlüge. Begeben Sie sich nach Blois oder Tours oder nach Bordeaux."

„Wohlan, ich will noch heute nach Blois abreisen. Du versprichst mir aber, daß bei Eleonore die peinliche Frage nicht angewendet werden soll. Nicht wahr, Du versprichst es mir?"

„Ich glaube dies thun zu können. Es müßte denn sein, daß sie es zu arg triebe."

„Sie wird schweigen, dafür hafte ich, nur gieb den Befehl, daß ihr mein Brief eingehändigt werde. Ich will es ihr schreiben und die Unglückliche wird mir gehorchen."

Ludwig gab die betreffenden Befehle. Der Brief Maria's wurde aber erbrochen und dem Könige zum Lesen gegeben, er siegelte ihn dann selber zu und indem er ihn Guitaut gab, sagte er: „Sorge dafür, daß er nicht zum zweitenmale erbrochen werde und händige ihn ihr selber ein."

Eleonore Galigai las den Brief der Königin, in welchem ihr das traurige Ende, welches ihrer wartete, verkündigt wurde, angezeigt ward, mit zusammen geknissenen Lippen. Sie erhielt noch die Begünstigung, sich eines Federbettes bedienen zu können und die Richter erhielten die Weisung, sie nicht auf die Folter zu spannen. Dieser Befehl wurde aber nicht befolgt, denn es befanden sich unter diesen Menschen mehere solche, die Concino Concini und seine Gattin aufs Erbitterste haßten. Somit wurde sie auf die Folter gespannt und die Schmerzen erpreßten ihr die furchtbarsten Geständnisse bezüglich der Illegitimität des Königs. Niemand, nur einer der Untersuchungsrichter, der Herzog von Luynes und ein Henkersgehilfe waren anwesend, als das peinliche Verhör vorgenommen wurde. Die Unglückliche war halb todt, als sie auf den Richtplatz geschleppt wurde und für die Verbrechen der Königin und Concino Concini's mit dem Leben büßen mußte. Während des Verhörs hörte Luynes nicht auf, dem Richter zuzurufen: „Wenn Ihr nicht jedes Wort, welches die Verruchte spricht, vergeßt, dann seid Ihr morgen ein todter Mann.“ Der Richter war stumm wie eine Mauer und starb dennoch am Abend, nachdem er das Geständniß des Weibes abgenommen, der Henkersknecht, ein beinahe blödsinniger Mensch, erhielt aber eine Anstellung ferne im Süden Frankreichs als Gefängnißwärter auf der Insel St. Marguerite, wo er in sehr hohem Alter starb.

Maria von Medici zog richtig nach Blois, welches Schloß später der Bruder des Königs, Gaston, erhielt. Sie genoß hier nicht die Freiheit, wie sie sich gedacht, denn man bewachte sie wie eine Gefangene. Die Schloßthore wurden vor Sonnenuntergang geschlossen und erst nach Sonnenaufgang wieder geöffnet. Unten an der Schloßtreppe und vor der Thür ihres Schlafgemaches standen Wachen. Sogar ihr Lustwandeln im Parke wurde beschränkt. Sie schrieb an ihren Sohn lange Jeremiaden und beklagte sich über die Behandlung, die ihr hier wiederfuhr. Anstatt des Königs antwortete ihr der ehemalige Abbé, jetzt Cardinal Armand Du Plessis, Herzog von Richelieu, in ziemlich kaltem Tone, er sagte, sie müsse sich in ihr Schicksal ergeben, da sie selber Schuld daran sei und es verdient habe.

Sie befürchtete noch Aergeres und dachte, man würde sie durch Gift auf die Seite räumen. Demnach sann sie darüber nach, wie sie aus dem Schlosse entkommen könnte. Sie zerriß mehere Leintücher und Hemden und verfertigte aus denselben einen Strick, an welchem sie sich vom Fenster in den Hofraum hinabließ. Es war stockfinstere Nacht und sie verkroch sich in eine Cisterne. Am nächsten Morgen regnete es stark, so daß Niemand auf den Straßen zu erblicken war. Nach Oeffnung der Schloßthore und Entfernung der Wachen, schlich sie hinaus und es gelang ihr, das Weite zu gewinnen. Aus dem Erlöse ihrer Schmucksachen bestritt sie die Reise nach Köln, wo sie noch einige Jahre in größter Dürftigkeit lebte und daselbst ihr Ende fand.

III.

Richelieu, sein Charakter. — Er demüthigt den Adel. — Seine Duelledicte. — Botteville de Montmorency. — Unselbstständigkeit und Launenhaftigkeit Ludwig's XIII. — Cinq-Mars. — Anna von Oesterreich. — Richelieu's Liebesantrag. — Ludwig's XIII. Liebe zu seiner Gattin. — Krieg gegen die Hugenotten. — Quellen zur Geschichte Ludwig's XIII. — Der Ball zu Amiens. — Die Garden. — Chalais und die Diamanten der Königin. — Hinrichtung des Ersteren. — Belagerung von La Rochelle. — Ermordung Buckingham's und Vergiftung des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar. — Geburt Ludwig's XIV. — Sein Zwillingsbruder. — Tod Richelieu's, dem der des Königs folgt.

Nach dem Tode Maria's fing erst Richelieu's Herrschaft eigentlich an. Dieser große von der ganzen Welt so sehr verkannte Mann war der tiefdenkendste Politiker, den Frankreich jemals gehabt. Er sah es im ersten Momente, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben würde, wenn er sich zur Aufgabe stellte, die Ordnung in Frankreich wieder herzustellen, die ein Epernon und ein Concino Concini so sehr zerrüttet hatten. Die

Aristokratie erhob unter einem solchen schwachen König, wie der letzte Valois gewesen, neuerdings das Haupt und untergrub das Königthum, ohne für das Volk selbst das Geringste zu thun. Diese Aristokratie in die ihr von Ludwig XI. vorgesteckten Grenzen zurückzudrängen, hatte sich Richelieu zum Ziele gesteckt. Es war Anfangs nicht gar zu schwer, dies zu bewerkstelligen, denn er hatte die mächtigsten Männer in der Umgebung des Königs zu seinen Freunden, namentlich den Herzog von Luynes, der nachdem die Königin Wittwe es dahin gebracht hatte, Richelieu — damals noch Bischof von Luçon — vom Hofe verbannen zu lassen, dahin wirkte, daß dieser vom Könige zurückberufen wurde. Luynes ließ es sich nicht träumen, daß er einst von Richelieu verdrängt werden könnte, denn der Wahlspruch des Ministers, so wenig er auch bekannt sein mochte, war: „Entweder der König oder ich werden den Staat regieren." Richelieu wäre der einzige Mann gewesen, der gleich einem Cromwell in England oder Washington in Amerika die Republik hätte einführen können, wenn er sie für gut fand. Er dachte aber wahrscheinlich, die Zeit und das Volk seien dazu noch nicht gereift und eine Constitution und jene Art Volksregierung, wie sie gegenwärtig besteht, ein viel zu mangelhaftes Ersatzmittel für eine Republik. Demnach hielt er sich an die unter den damaligen Umständen einzig ausführbare Regierungsform, an eine centralisirende Monarchie, die wirklich, wenn der König, oder an dessen Stelle sein Minister, taugliche Menschen wären,

die beste aller Regierungsformen ist. Leider, daß es so wenig taugliche und gute Könige und Minister giebt.

Kaum zum Hofe zurück berufen, fing Richelieu an, die Hindernisse, die ihm im Wege standen, um den Staat, den er regieren sollte, auch regieren zu können, aus dem Wege zu räumen. Derlei Hindernisse boten ihm die Hugenotten, die vermöge ihrer Dogmen sich schon zur Selbstregierung hinneigten. Die Hofschranzen, die gleich dem Schimmel an faul werdendem Holz, diesen unsichtbar und langsam verzehrten. Die Aristokratie, die das Ansehen der königlichen Macht schwächte. Die Bourgeoisie, die sich vermaß, den Degen mit der Elle zu ersetzen und den Staat zu einem Laden zu machen. Die Königin selber, die unter dem Einflusse Spaniens und ihrer eigenen Neigungen stand und Frankreichs Macht in jeder möglichen Weise zu schwächen begann. Es war ein wahrer Augiasstall und nur der herkulischen Willenskraft eines Richelieu hatte es Frankreich zu verdanken, daß es nicht wieder so tief herabsank und von seinen Feinden in Stücke getheilt wurde, wie dies unter Carl VI. beinahe geschah, wo die Engländer beinahe mehr im Lande zu schaffen hatten, als die Franzosen. Diesmal war die Lage Frankreichs eine schwierigere, weil es mehr Feinde hatte, als ehedem, wo es nur mit einem, höchstens zwei Gegnern kämpfen mußte. Auf des Königs von Spanien, Philipp's III., Allianz durfte man nicht rechnen, denn dieser näherte sich dem deutschen Kaiser viel mehr, als Frankreich. Schon zu jener Zeit

galten verwandtschaftliche Bande nicht viel und hätten sie auch gegolten, so stand Philipp III., selber aus habsburg'schem Stamme, nicht viel näher dieser Dynastie, als seinem Schwiegersohne, den seine Tochter nicht einmal liebte und der gerade aus den Klagen, die Anna von Oesterreich in Briefen nach Spanien an ihren Vater entsandte, einen Vorwand herausgefunden haben konnte, um Frankreich anzugreifen? Durfte aber Frankreich auf den hochprotestantischen König von England, Jakob I., zählen? Warf nicht dieser sich — von seinem Liebling Buckingham gegen Frankreich eingenommen — zum Protector der Hugenotten auf? Waren es vielleicht die Niederlande oder Italien, auf die sich Frankreich stützen durfte? War nicht der Papst der kräftigste Alliirte des Hauptfeindes Frankreichs, des deutschen Kaisers?

Richelieu sah mit seinem scharfen Blicke, daß es ihm wenig kosten würde, sich bei dem schwachen König unentbehrlich zu machen, er wußte, daß Ludwig XIII. einer ewigen Vormundschaft bedurfte. Kaum aus jener seiner Mutter befreit, warf er sich in die Arme eines Luynes, der aber durchaus nicht die Eigenschaften besaß, um einen Staat regieren zu können. Um sich und den König von diesem zu befreien, zahlte er ihm den Dienst, den ihm dieser durch seine Zurückberufung erwies, dadurch, daß er ihn zum Connetable ernennen ließ. Dies schmeichelte der Eitelkeit Luynes, der durch dieses hohe Amt zum ersten Würdenträger Frankreichs wurde, doch als solcher nicht mehr wie bisher stets an der Seite

des Königs bleiben konnte. Um aber den Einfluß des Herzogs noch mehr zu paralysiren, wirkte Richelieu dahin, daß der Prinz von Condé ebenfalls einigermaßen ihm verpflichtet wurde, da er durch Richelieu's Vermittlung das Gefängniß, in welchem er während der Regentschaft Maria's von Medici schmachtete, verlassen durfte und seine Freiheit wieder gewann.

Nachdem er sich die Freundschaft dieser zwei Männer gesichert, ging er weiter. Er wollte keinen Staat im Staate dulden und als Schaffer eines solchen betrachtete er die Hugenotten. Er bot ihnen ziemlich annehmbare Bedingungen an, die aber auch einige Beschränkung ihrer durch das Edict von Nantes erhaltenen Privilegien enthielten. Sie wollten darauf, was ihnen Richelieu bot, nicht eingehen, sondern fingen die Feindseligkeiten gegen die bestehende Macht dadurch an, daß sie die zwei Inseln Ré und Oleron besetzten, zu den Waffen griffen und die Fahne des Aufruhrs erhoben. Somit begann der Krieg kurze Zeit darauf, nachdem Richelieu zur Ministerwürde gelangte.

Richelieu that alles Mögliche, um einem Krieg mit dem Auslande wenigstens so lange auszuweichen, bis sich Frankreich für einen solchen sattsam gestärkt haben würde, obschon er in Voraus sah, daß dieses für den Staat traurige Ereigniß endlich doch eintreffen müßte. Da die Protestanten die ihnen von ihm angebotenen Bedingungen nicht annehmen wollten und sich auf die Hülfe Englands und der Niederlande stützten, trachtete

er den ersteren wenigstens eine Person abwendig machen zu können und wenn ihm dies nicht gelänge, diese eine Person zu stürzen. Es war Anna von Oesterreich, die Gattin des Königs.

Man wirft Richelieu vor, er habe sie aus Rache verderben wollen, weil sie seine Liebesanträge abgewiesen. Das Motiv, welches man ihm unterschiebt, ist aber grundfalsch. Richelieu war nicht der Mann, der seine hohen Zwecke seinen Leidenschaften untergeordnet haben würde. Ihm war die Königin nichts anderes, als ein Weib, welches er eben zur Erreichung dieser Zwecke ausbeuten wollte. Er machte ihr eine Liebeserklärung, die sie zurückwies, weil sie sich in den Gesandten Jakob's I. von England, Georg Villiers Herzog von Buckingham, der nach Frankreich gekommen war, um die Heirath des Prinzen von Wales, nachmals Königs Carl I., mit Henriette, Schwester Ludwig's XIII., zu negociiren, verliebt hatte.

Buckingham war ein Stümper in der Politik. Wäre er es nicht gewesen, so hätte er eine Allianz mit Frankreich mit offenen Armen ergriffen, denn dann würde er dem Schwiegersohn seines Souveräns, dem Gegenkaiser Friedrich V., die Krone gerettet und das Haus Habsburg gedemüthigt haben. Er fröhnte aber seiner verderblichen Leidenschaft, einer wahnsinnigen Liebe zur Königin Anna von Oesterreich, die selber sich zu Spanien und Oesterreich hinneigte. Demnach mußte Richelieu auch diesen aus dem Wege räumen. Er

wartete aber seine Zeit ab und schrieb sich Alles hinters Ohr, was er sah.

Nächst den Protestanten griff er vorerst den französischen Adel an, der, übermüthig wie immer, weder vor ihm noch vor der königlichen Macht Respect fühlte und die königlichen Edicte mit Hohngelächter aufnahm, ja sogar Alles that, um diese zu verhöhnen. Richelieu hatte ein solches Edict erlassen, wie Jacob I. von England und Philipp III. von Spanien, in welchem die Duelle auf das Strengste und unter Androhung der Todesstrafe verboten wurden. Die Cavaliere kümmerten sich nicht viel darum und es gab Einige, die sich gerade an den Plätzen, wo diese Edicte angeklebt waren, schlugen. Namentlich that dies der Graf Botteville de Montmorency. Richelieu's Agenten belauerten das Duell und Botteville wurde sofort arretirt, ihm der Proceß gemacht, worauf er ohne Gnade durch das Schwert hingerichtet wurde. Diese Hinrichtung erbitterte den Adel derart, daß sich die Duelle zu mehren begannen. Noch zwei ähnliche Hinrichtungen der Duellanten machten jedoch diesem Unfug insofern ein Ende, daß die Duelle nicht so häufig stattfanden und auch nicht öffentlich ausgefochten wurden, ja daß sich diejenigen, die Ursache zu haben glaubten, ihre Ehre zu wahren, um die Erlaubniß, dieselbe durch das Schwert zu rächen, nachsuchten, die ihnen dann auch nicht versagt wurden, worauf denn die Edicte zwar bestanden, doch nicht so scharf beobachtet wurden.

Ein anderer der Aristokratie, der Oberstallmeister des Königs, Effiat von Cinq-Mars, verschwor sich mit einigen Abenteurern, um Richelieu aus dem Wege zu räumen. Auch der Bruder des Königs, Gaston von Orleans, war in dieses Complot mit verwickelt, denn er hoffte, seinen Bruder vom Throne zu stürzen und selber König werden zu können. Das Complot wurde aber entdeckt und Gaston war der Erste, der seine Mitverschworenen verrieth. Der Cardinalherzog schonte ihn, doch nicht die übrigen, namentlich Cinq-Mars nicht, weil dieser sich der Gunst der Königin erfreute und sie sich für ihn verwendete, er aber überdies noch auf jene des Königs pochte. Ludwig XIII. war zwar sehr niedergeschlagen, als man ihm das Todesurtheil seines Lieblings zur Unterfertigung brachte, unterschrieb es aber trotzdem und sagte nur: „In einer Stunde wird der Oberstallmeister seine Zeit schlecht zubringen.“ Er sprach nicht mehr von Cinq-Mars, als ob er ihn niemals gekannt hätte.

So war denn die Macht der Aristokratie durch das energische Auftreten Richelieu's für immer gebrochen und diejenigen, die in der Armee dienten, trachteten darnach, sich bei ihm einzuschmeicheln.

Ein einziges Corps trotzte nur mit dem Cardinalherzog, das der Musketiere der Königin, deren Capitän solche Privilegien genoß, wie sie höchstens die Marschälle von Frankreich besaßen. Es war für Richelieu schwierig, dieses Corps anzugreifen, namentlich darum, weil der

König diese Leute auch als seine eigene Leibgarde besonders begünstigte, zumal nachdem Richelieu für sich ebenfalls eine Leibgarde schuf, die mit den Musketieren stets Händel suchte. Ludwig liebte nämlich Richelieu durchaus nicht, sondern fürchtete sich vor ihm. Dennoch freute es ihn, wenn er ihm auf mittelbare Weise einen Schabernack spielen konnte. Der Capitain der königlichen Garden war der berühmte Troisville, oder, wie man ihn später nannte, de Tréville, der schon zu Lebzeiten Heinrich's IV. zu den besten Degen Frankreichs gehörte. Unter diesen beiden Corps fanden täglich Reibungen statt, in welchen bald die eine, bald die andere Partei Oberhand behielt. Diese Episoden aus dem Leben Ludwig's XIII. hat der ältere Alexander Dumas als Sujet seines besten Romans: „Die drei Musketiere" mit viel Geschick verwendet und es wird wohl wenige gebildete Leser geben, die diesen Roman nicht kennten.

Trotz dieser ausgesprochenen Voraussetzung finde ich mich veranlaßt, die in diesem historischen Romane vorkommenden Thatsachen hier auszugsweise anzuführen und zu beleuchten, was an demselben wahr, was Fiction ist.

In der Vorrede zu diesem Roman spricht Dumas davon, wie er dazu gekommen, dieses Buch zu schreiben, indem er angiebt, er habe in der Bibliothek des Louvre ein Buch gefunden, in welchem die drei kabbalistisch-klingenden Namen: „Athos, Porthos und Aramis" vorkommen. Da ich diesen Roman viele Jahre vor dem

Momente zu lesen begonnen, ehe ich meine Aufzeichnungen der Scandalgeschichten der europäischen Höfe in Angriff nahm, oder eigentlich ordnete und mich zu jener Zeit, als mir dieses Buch in die Hände fiel, gerade zu Paris befand, so wollte ich mich davon überzeugen, ob die Quellen, auf die sich der berühmte Lieblingsromantiker aller Damen, sehr vieler junger Leute und einer Menge Grisetten, berufst, wirklich existirten. Demzufolge begab ich mich nach der Bibliothek und da ich mit dem Herrn Bibliothekar auf ziemlich vertraulichem Fuße stand, wagte ich die Frage an ihn zu richten, ob denn die von Dumas in der Vorrede seiner Musketiere angeführten Thatsachen sich wirklich so verhielten und das Buch, aus dem er das Sujet genommen, auch existire? Der Beamte der Bibliothek bejahte es mit dem ernstesten Gesichte und versprach mir das gewünschte Buch zu suchen, worauf er sich sofort nach jenem Saale begab, wo es zu finden war und mir ein bestaubtes dickes in schwarzes Leder gebundenes Buch in groß Quarto brachte, es mir überlassend, die Wahrheit der angeführten Thatsachen aus demselben heraus zu finden.

Die angeführten Namen, so wie auch diejenigen d'Artagnan's und einiger Nebenpersonen, namentlich des Grafen von Rochefort, de Tréville, des Lords und der Lady de Winter u. s. w. waren wirklich darin. Das Buch scheint von einem Menschen geschrieben worden zu sein, der die Personen gekannt haben muß. Weder der Styl, noch die Art und Weise der Behandlung scheint

darauf zu deuten, daß es mit der Absicht geschrieben wurde, um als eine unterhaltende Lectüre zu dienen, denn es enthält eine Menge unnützer, ja sogar höchst langweiliger Details, namentlich über das Fest la Mérlaison, welches von Dumas bedeutend gekürzt gegeben wird, eben so sieht man, daß eine Menge der interessantesten Episoden des Romans aus dem Gehirne des Autors stammen, wogegen er andere, namentlich einen zu Amiens stattgefundenen Ball, beinahe ganz übergeht, ja hie und da sind auch solche Dinge angeführt, die im Romane ganz entgegengesetzt angegeben werden und man kaum errathen oder ahnen kann, weshalb Dumas sie derart metamorphosirt. Im Ganzen ist aber der Roman dennoch dem Buche in der Louvrebibliothek nachgebildet und es reute mich nicht, es gelesen zu haben.

In meinen Scandalgeschichten des französischen Hofes ließ sich dieses Buch als Quelle dennoch trefflich benützen und ich will es hiermit thun, ohne meine Leser damit zu langweilen, daß ich jede Jahreszahl und das Datum der Tage überall genau anführe, wie ich diesem auch bis jetzt sorgfältig ausgewichen, denn Jedermann wird es erkennen, daß ich aus meinen Scandalgeschichten kein ernst-historisches Werk, andererseits aber auch keinen Roman schaffen wollte, sondern Etwas, was zwischen diesen beiden Genres die Mitte hält und sich leicht lesen läßt.

Demnach gehe ich vorerst auf den Ball von Amiens über, der vom Könige seiner Gattin zu Ehren gegeben wurde.

Ludwig war der schwächste, launenhafteste Mensch. Nicht mit Unrecht sagte man von ihm: „Er sagt nicht Alles, was er denkt, er thut nicht Alles, was er will, er will nicht Alles, was er thun könnte.“ In den ersten Monaten seiner Ehe war er gegen seine Gattin ziemlich kalt und wie La Porte, der Kammerdiener der Königin, in seinen hinterlassenen Memoiren behauptet, soll er in den ersten 9 Wochen kein einzigesmal bei der Königin geschlafen haben. Er hielt sie nicht einmal für schön. Erst später, als ihn Cinq-Mars auf die Schönheit Anna's von Oesterreich aufmerksam gemacht hatte, sagte er: „Wahrhaftig, Du hast Recht, Ihre Brüste sind so schön, wie ich niemals welche weder in Oel gemalt, noch in Mamor gehauen gesehen.“ Von diesem Augenblicke an widmete er ihr einige Aufmerksamkeit und überraschte sie plötzlich mit solchen Zärtlichkeiten und Zudringlichkeiten, die ihr von ihm ganz fremd vorkamen, so daß sie anfangs glaubte, er müsse sich einen Rausch angetrunken haben. Indessen waren es wirklich geschlechtliche Begierden ohne Zuthun bacchantischer Hülfsmittel. Seine Zärtlichkeiten währten mehere Monate hindurch und hörten dann plötzlich wieder auf. Niemand konnte angeben, weswegen sie plötzlich abgebrochen wurden, er äußerte sich aber ohne hierzu aufgefordert zu werden: „Er wünsche nichts so sehr, als Frankreich einen Leibeserben zu geben, der Hofarzt Guénaud habe ihm aber gesagt, dies wäre unmöglich, wenn er nicht haushälterischer im Genusse der Liebesfreuden sei.“

Kurze Zeit darauf wurde er mit der angenehmen Botschaft überrascht, die Königin befinde sich in interessanten Umständen. Es war aber nicht so oder wenn es auch so gewesen, so mußte sie unvermerkt um die Frucht ihres Leibes gekommen sein, ehe die Schwangerschaft vorgerückt genug war, daß dies ohne Gefahr geschehen konnte. Nachdem er in seinen Hoffnungen getäuscht wurde, blieb er lange Zeit ferne von ihr, flatterte von einer Blume zur anderen, ohne sich bei einer fest zu nisten und vernachlässigte die Königin derart, daß diese, die doch auch nur Weib war, es nicht länger aushalten konnte und den Liebesbewerbungen des schönen Georg Villiers, Herzogs von Buckingham, ein geneigtes Ohr lieh. Gerade die Schwärmereien des Engländers wirkten aber auf den König in einer Weise, daß seine Begierden für Anna neuerdings erwachten und er sich vor ihr geberdete wie ein girrender Schäfer. Keine ihrer Launen blieb unbefriedigt und so kam es, daß er ihr zu Ehren den Ball zu Amiens gab.

Ich mache hier eine Ausnahme von der von mir vorgeschriebenen Regel, indem ich das Datum dieses Balles angebe. Er fand am 5. December des Jahres 1637 statt. Die Königin hatte hier durch die Vermittelung der Herzogin von Chevreuse, ihrer intimsten Vertrauten, dem Herzog von Buckingham in einer geheizten Orangerie ein Stelldichein gegeben. An die Orangerie angrenzend befanden sich die Gemächer des Gärtners, der sie für den Ballabend als Ankleidezimmer für die Hofdamen abtrat.

Die Zimmer waren auf's Festlichste ausgeschmückt, mit schwellenden Ottomanen, die von duftenden Gewächsen in großen Kübeln umgeben waren. In der Mitte eines dieser kleinen Salons befand sich ein Springbrunnen, dem ein Strahl des feinsten parfumirten Wassers entströmte und bis an den Plafond stieg. Hierher kamen Anna und Buckingham, dessen Anwesenheit Niemand ahnte, denn diese war außer der Herzogin von Chevreuse und dem Kammerdiener La Porte Niemandem bekannt. Er erschien, ehe der Ball begann, in einem Maskenanzuge als Nekromant verkleidet und warf sich der Königin zu Füßen. Sie blieben etwa eine Stunde allein, ehe der König am Balle erschien. Er blickte um sich und frug nach der Königin, man sagte, sie sei noch mit ihrer Toilette beschäftigt. Hierauf erkundigte er sich darnach, wo sich das Ankleidezimmer der Damen befinde und Richelieu, der schon damals eine vortreffliche Polizei organisirt hatte, unterrichtete ihn davon, wo er die Königin finden könne, ja er geleitete ihn auf einem nur ihm und dem Gärtner bekannten Wege nach der Orangerie.

Wenn aber die Polizei Richelieu's eine geschickte war, so war diejenige Anna's — die Herzogin von Chevreuse — noch geschickter; sie witterte die Kommenden und es gelang ihr, Buckingham so zu verbergen und aus der Orangerie in den Park entschlüpfen zu lassen, daß, als der König ohne anzupochen eintrat, Anna vor dem Toilettetische saß und sich schmückte. Sie sah so zauberisch schön aus, wie sie Ludwig vielleicht noch keinmal gesehen.

Er bat ihr den auf sie geworfenen Verdacht im Herzen ab und betheuerte ihr seine Liebe, wie dies schon längst nicht stattgefunden. Endlich führte er sie hinauf in den Saal und tanzte sogar mit ihr eine anmuthige Sarabande. Nach einiger Zeit bat sie ihn, er möge ihr gestatten, sich zurückzuziehen und anders zu kleiden, weil sie an einem Candelaber anstoßend, ihr Kleid zerrissen. Ludwig begleitete sie bis an die Thür und warf ihr Kußhändchen nach. Der Vertraute Richelieu's, Graf von Rochefort, der, während der König sich mit seiner Gattin unterhielt, dem Cardinal die Botschaft gebracht hatte, daß der Herzog von Buckingham sich maskirt im Saale befinde, folgte der Königin unbemerkt und sah, wie Buckingham neuerdings in die Orangerie trat. Rochefort ließ nur seinen Lakaien zur Bewachung und eilte wieder zum Cardinal. Wie groß war aber seine Ueberraschung, als er oben an der Treppe dieselbe Maske erblickte, der er vor kurzem im Parke begegnet war. Er konnte nichts anderes denken, als daß Buckingham eine Art von Doppelgänger in Maskenkleidung mit sich gebracht, um Alle in Verwirrung zu setzen. Er hielt sich also bei dem Maskirten, den er mit forschendem Blicke eine Weile durch mehrere Corridore gefolgt war, nicht länger auf, sondern trat in den Saal, hatte aber auch hier das Unglück, den Cardinal nicht sogleich zu finden, denn dieser wurde von Marillac und Tréville derart beschäftigt, und vom Könige ebenfalls in Anspruch genommen, daß eine geraume Zeit verfloß, ehe er sich

ihm bemerkbar zu machen im Stande war. Endlich bemerkte ihn Richelieu und trat auf ihn zu. „Ist das verliebte Paar beisammen?“ frug ihn der Cardinal. „Mein Bursche Lutin müßte todt sein, wenn sie es nicht wären.“ Beide gingen hinab und wurden von den Tönen eines Winselnden überrascht. Als sie näher traten, fanden sie den Lakaien Rochefort's gebunden auf der Erde liegen, mit einem Tuche über das Gesicht. Er vermochte es nicht zu sagen, wie er in diese Lage gerathen, nur so viel, daß er rücklings angegriffen und zu Boden geworfen, sodann gebunden worden war. Das Nest selbst war aber leer. Selbst die Königin hatte die Orangerie verlassen und die beiden Verschworenen fanden sie oben im Saale mit der Herzogin von Chevreuse schäkernd und lachend in bestmöglichster Laune. Richelieu warf der Letzteren einen Blick voll Wuth zu und am nächsten Tage erhielt sie die Weisung, Paris in vierundzwanzig Stunden, Frankreich in einer Woche zu verlassen. Dann wandte er sich zu Rochefort und sagte: „Ich sehe schon, gegen Frauen muß ich Frauen zu Kundschaftern nehmen. Marillac und Chalais sind mit im Complot und Sie sollen mit ihnen geköpft werden, wenn Sie mir keine Beweise verschaffen, was in dieser Nacht in der Orangerie vorgefallen.“

Rochefort brachte solche Beweise, daß sie dem Cardinal genügten. Es war eben hier, bei der zweiten Zusammenkunft, welche dem tête à tête mit dem König gefolgt war, als Anna ihrem Geliebten einen Theil

ihres Schmuckes, zwei Paar Diamantspangen zum Andenken schenkte. Es war Rochefort gelungen, den Herzog von Buckingham während seiner Rückreise nach England dieses Schmuckes zu berauben und die Spangen dem Cardinal zu bringen. — Dies war das berühmte Schmuckabenteuer, welches Dumas in seinen Musketieren so schön und romantisch behandelt, welches sich aber nicht genau so zutrug, wie er es giebt.

Der unglückliche Chalais war es nämlich, der Buckingham von Allem in Kenntniß setzte und in einer ähnlichen Weise, wie Dumas es von d'Artagnan erzählt, die Diamanten durch Buckingham ersetzt und nachgemacht erhielt, dann aber zurück eilte. Da jedoch Chalais sehr gut wußte, wie er das Ziel seiner Reise schwerlich erreichen würde, wenn er gerade über Frankreich reiste, so machte er einen Umweg über Brüssel, wo er aber des Grafen von Rochefort, den er als Spion Richelieu's kannte, ansichtig wurde und das Schlimmste ahnend, den Schmuck einem seiner Vertrauten gab, der geschickt genug war, den Spionenaugen Rochefort's zu entgehen und damit nach Paris zu kommen, wo er denselben dem Kammerdiener der Königin La Porte gerade noch zu rechter Zeit einhändigte, denn der Ball „la Mérlaison" hatte schon am Rathhause begonnen und man erwartete die Königin mit Ungeduld. Sie trat endlich ein und es fehlte nichts an dem Schmucke, so daß der Cardinal zum zweiten Male von ihr oder eigentlich von ihren Dienern überlistet war.

Mittlerweile aber hatte Rochefort gegen Chalais einen Gewaltstreich ausgeführt, er arretirte ihn auf neutralem Boden und entführte ihn nach Frankreich. Dies geschah mit viel Risico, denn die Brüsseler rotteten sich zusammen und Rochefort wurde von ihnen beinahe erschlagen. Er hatte sein Leben einzig nur der Schnelligkeit seiner Rosse, seiner Geistesgegenwart und seinem Muthe zu danken.

Richelieu hatte es bald erkannt, wie er von Chalais überlistet worden und beschloß, einen seinen Plänen so hinderlichen Menschen aus dem Wege zu räumen, wie er es mit De Thou, mit Botteville de Montmorency, mit Marillac, Cinq-Mars und Anderen gethan hatte. Dies geschah durchaus nicht aus Rache, sondern weil diese Menschen, die fortwährend mit der Königin conspirirten, um ihn zu stürzen, ihm gefährlicher schienen als Gaston d'Orleans, der außer dem Namen eines königlichen Prinzen, eine große Null war, die nur Geltung erhielt, wenn sie hinter einer Zahl stand — und die Herzogin von Chevreuse, die er des Königs wegen schonen mußte, weil dieser mit ihr im Liebesverhältniß gestanden und Richelieu niemals wissen konnte, wann in ihm die alte Leidenschaft wieder erwachen könnte; er begnügte sich also damit, sie von der Königin zu entfernen und dachte, er könne sie später selber als seine eigene Kundschafterin verwenden, wie dies auch richtig geschah, als er sie nach Deutschland sandte, wo sie ihm die wichtigsten Dienste leistete. Er begab sich auch nach

dem Kerker von Vincennes, wo Chalais eingesperrt war, und da er ein Mensch war, der auch in seinen Gegnern das Talent und die Geschicklichkeit zu würdigen verstand, machte er ihm den Antrag, den Dienst der Königin zu verlassen und in den seinigen oder, wie er sich ausdrückte, in den des Königs zu treten. Chalais war aber fanatisch für die Königin enthusiasmirt, er wies Richelieu's Anträge zurück, dieser zuckte die Achseln und sagte: „Armer junger Mann, wie er sich um sein Leben bringt." Der Proceß gegen Chalais währte nicht lange. Der junge Fanatiker gestand unter der verschärftesten Tortur nichts, was die Königin hätte compromittiren können und selbst seine Hinrichtung war eine neue Tortur, denn der Henker war so ungeschickt, daß er sieben Hiebe führte, ehe er seinen Kopf abschlug.

Richelieu dachte nur ernstlicher als je daran, das Geheimpolizeiwesen in einer solchen Weise zu organisiren, daß dieses nicht einmal dem der Republik Venedig nachstand. Seine Polizei beschränkte sich indessen nur auf politische Spionage. Er hatte seinen Lieutenant, einen gewissen Laffemas, den man Criminallieutenant nannte. Viel höher als dieser stand der schon erwähnte Graf von Rochefort, den man die verfluchte Seele (l'âme damnée) des Cardinals nannte. Unter allen war aber die berüchtigte Courtisane Marion de Lorme, seine beste Agentin. Sie kostete ihm riesige Summen und er stand mit ihr in einem ganz und gar unplatonischen Liebesverhältniß, um sie in dieser Weise noch mehr zu fesseln

Sie bildete sich auch sehr viel auf die beinahe öffentlich ihr gespendeten Huldigungen des Cardinals ein und während einige Hofherren, die ihr ebenfalls den Hof machten, einfältig genug waren, sich einzubilden, sie könnten sie benutzen, um seine Geheimnisse zu erfahren, war sie pfiffig genug ihre Geheimnisse zu entlocken und sie in die Bastille oder andere Gefängnisse, namentlich nach Rueil, nach Vincennes, nach Perpignan oder nach Belle-Isle zu liefern.

Zur Zeit der Gründung der Richelieu'schen Polizei wurden die sogenannten Oublietten erfunden, Fallthüren, aus welchen man in unterirdische Kerker gelangte. Eben so schlimm waren die sogenannten Souricières oder Mäusefallen, deren es beinahe in jeder Straße einige gab. Der durch die Polizei Angezeigte wurde unter irgend einem Vorwande, zumeist durch Liebesbriefe und ein verliebtes Rendezvous, dahin gelockt und befand sich in den Händen einer von Richelieu eingesetzten Untersuchungscommission, von der es keine Berufung gab und die oftmals eine nur zu schnelle Justiz handhabte. Richelieu hatte es endlich so weit gebracht, daß, als er seinen berühmt gewordenen Spruch: „Gebt mir drei von einem Menschen geschriebene Zeilen und ich finde eine Verschwörung darin," ausgesprochen, durchaus nicht prahlte.

Die Größe Richelieu's beweist nichts so sehr, als seine Allianz mit Schweden und den protestantischen Fürsten gegen den Kaiser aus dem Hause Habsburg.

Es war nicht religiöse Intoleranz, derentwegen er die Protestanten in Frankreich verfolgte, sondern weil er sie so wie sie sich benahmen als Verschwörer gegen den Staat und Freunde der Feinde Frankreichs betrachtete, was sie auch wirklich waren, denn sie verbanden sich nicht nur mit Buckingham, sondern sogar mit dem König von Spanien, ja, es fand sogar eine geheime Correspondenz zwischen den Parteiführern der Protestanten und dem deutschen Kaiser statt, die Minister des Letzteren aber waren viel größere Stümper in der Politik als daß sie es verstanden hätten, sie für den Kaiser zu gewinnen, wie Richelieu die Protestanten Deutschlands für Frankreich gewonnen.

Um die Rebellen zu demüthigen, schlug der Cardinal dem König vor, er möge die Belagerung von Rochelle in eigener Person leiten. Der König fühlte sich in Paris so sehr gelangweilt, daß er auf diesen Vorschlag einging und der Belagerung beiwohnte. Die Protestanten wurden vom Marschall Schomberg aus der Insel Ré vertrieben und da ihnen Buckingham die zugesagte Hülfe nicht mehr sandte, da er zu Portsmouth von John Felton ermordet wurde, mußten sie sich ergeben. Somit war der Krieg gegen die innern Feinde beendet und Richelieu konnte alle Aufmerksamkeit dem Kriege gegen Deutschland zuwenden, wo er, wie bekannt, den protestantischen Fürsten Hülfe leistete.

Man wirft Richelieu die Ermordung Buckingham's und die Vergiftung des Herzogs Bernhard von Sachsen-

Weimar vor. In Bezug auf die erstere wage ich zu behaupten, daß diese Beschuldigung eine grundlose ist, denn Felton war nicht der Mensch, der sich als Maschine hätte brauchen lassen und ich verweise die Leser auf den dritten Band meiner Scandalgeschichten, wo dieses Ereignisses erwähnt wird. Weniger leicht wäre es, die Vergiftung des Herzogs von Sachsen-Weimar zu entschuldigen, eine solche Entschuldigung könnte auch höchstens aus französischem Standpunkte gelten, wenn man überhaupt eine solche Schändlichkeit entschuldigen dürfte. Richelieu mochte Staatsgründe gehabt haben; um einen Mann, der durch seine Tapferkeit und offene Politik von Tag zu Tag im Ansehen wuchs, zu beseitigen. Es ist aber auch nicht constatirt, daß Herzog Bernhard wirklich auf Anstiften Richelieu's vergiftet wurde. Es lag eher im Interesse des Kaisers, den gefährlichsten Gegner los zu werden, wie er Gustav Adolf los geworden. Ich will vielleicht wieder auf diesen Gegenstand kommen, wenn ich die Scandalgeschichten der deutschen Höfe unter meine Feder nehme und die Vergiftung Bernhard's näher beleuchten.

Die Belagerung hatte gegen Ende des Sommers ihr Ende genommen und der König kehrte mit seinem Minister nach Paris zurück. Sie waren kaum angelangt, als die Königin entbunden wurde. Diese Entbindung fand am 5. September des Jahres 1638 statt, also genau 9 Monate nach dem Ball zu Amiens. Der König war außer sich vor Freude, als man ihm die Geburt eines Sohnes

meldete. Er ließ sich nicht zurückhalten, sondern ging in das Zimmer, in welchem die Königin lag, nahm das neugeborne Kind auf seinen Arm und eilte in den Speisesaal, wo er es den Anwesenden als zukünftigen König von Frankreich, vorstellte, dann ein Glas Chambertin auf des Neugebornen Gesundheit leerte und die Uebrigen aufforderte, etwas Aehnliches zu thun. Er war ganz ausgelassen vor Freuden und schleppte das Kind in seinen Armen herum, als La Porte bei ihm eintrat und ihm einige Worte flüsternd in's Ohr sagte. Ein hohe Röthe überflog die Stirne des Königs, er blickte auf Richelieu, der ihn fortwährend fixirt hatte und gab das Kind der hinzugekommenen Hebamme, Perrinette. Er selbst wandte sich an seinen Minister und sagte ihm leise: „Meine Gattin hat Zwillinge geboren." Richelieu bat ihn, von der Sache Niemandem zu sagen und ehe man sich berathen, was in diesem Falle geschehen müsse, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Die feierliche Miene des Cardinals erschreckte den König nicht wenig, er ging auf sein Privatcabinet und gebot dem wachhabenden Officier Niemanden vorzulassen, ehe er mit dem Cardinal gesprochen.

Richelieu hatte sich mittlerweile mit dem Hafarzte Guénaud über den vorkommenden Fall besprochen. Ich überlasse den Physiologen der Gegenwart, darüber zu entscheiden, in wie fern der Arzt in Bezug auf die Zwillingengeburt Recht habe oder nicht, indem er behauptete, es sei möglich, daß die Geburt von Zwillingen auch von

zwei Vätern herrühren könne. Auf dieses ärztliche Gutachten hin gab dann Richelieu seine Meinung dahin ab, daß der zweitgeborene Zwillingsbruder unterdrückt, d. h. ferne vom Hofe erzogen werden müßte und niemals ein Wort davon erfahren dürfte, wer seine Eltern gewesen, denn wenn er es erführe, so könnte dies Veranlassung zu den blutigsten Kriegen und einer Zerstückelung Frankreichs werden. Diese Staatsgründe leuchteten dem König nicht sogleich ein und Richelieu mußte andere Argumente hervornehmen, um Ludwig XIII. zu bewegen, daß er seine Einwilligung zur Entfernung des zweitgebornen Zwillingsbruders gab. Einige in den hinterlassenen Memoiren fallen gelassene dunkle Stellen lassen es vermuthen, wie Ludwig XIII. über die Legitimität des zweiten Kindes in Zweifel war und daß diese Zweifel durch Guénaud noch verstärkt wurden. Von diesem Augenblicke an blieb er der Königin lange Zeit entfremdet und es gehört ein großer Glaube dazu, daß er ihr wieder jemals das geworden, was er gewesen, ehe diese doppelte Geburt stattgefunden hatte.

Es wirft sich nun die höchst schwer zu lösende Frage auf, daß, im Fall Guénaud's Urtheil ein richtiges war, ob Ludwig XIV. oder sein unterdrückter Zwillingsbruder der legitime Erbe des französischen Thrones gewesen. Ich habe oben erzählt, wie Buckingham der Erste war, der mit der Königin in der Orangerie von Amiens zusammentraf, doch auch das, daß er später wieder dahin gekommen sein mußte, was auch der Umstand beweist,

daß Richelieu und Rochefort den Lakaien des Letzteren gebunden gefunden hatten. Richelieu also, der kein Wort davon wußte, daß Buckingham dem Könige zuvorgekommen war, combinirte so, daß der zweitgeborne Zwillingsbruder das illegitime Kind gewesen sein mußte.

Ueber die Richtigkeit dieser Combination hätten nur zwei Personen Aufschluß geben können, die Königin selber und die Herzogin von Chevreuse als ihre Vertraute. Es frägt sich aber, ob die Königin, die die Unterdrückung eines der Zwillinge gestattete, selber wußte, welcher der Sohn des Königs, den sie niemals sehr geliebt, welcher derjenige Buckingham's, in den sie bis zur Raserei verliebt war, sei, und selbst wenn sie dies wußte, ja zugegeben, daß es so gewesen, ob sie gerade aus Rache gegen den König und Richelieu, diesen Beiden nicht eben dadurch einen Streich gespielt, daß sie dem illegitimen Kinde lieber die Krone zuschanzen wollte, als dem Sohne eines ungeliebten, tyrannischen, launenhaften Mannes, der sie niemals gut behandelt hatte. Die Königin war in gewisser Hinsicht nicht sehr scrupulös, doch als geborene Spanierin sehr rachsüchtig. Dies mag Alles besser erklären. Ich werde später noch auf dieses Thema zurückkehren und setze jetzt die Geschichte selbst fort.

Kurze Zeit nach der Einnahme von Rochelle begann Richelieu einen Krieg gegen Savoyen, wegen Verletzung des Friedens von Susa. Er eroberte Pignerol und unterwarf das ganze Land der französischen Krone. Er würde

außer den bedeutenden Eroberungen, durch welche er Frankreichs Macht noch mehr gehoben hatte, als dieselbe unter Heinrich IV. stand, noch viel mehr geleistet haben, hätte er länger gelebt, er unterlag aber den Anstrengungen, denen sich sein reger Geist hingab und welchen der viel schwächlichere Körper nicht gewachsen war. Kurze Zeit vor seinem Tode, dem er mit muthiger Seele entgegen sah, beschäftigte er sich mit der Verfassung eines Dramas, welches aber in Vergessenheit gerathen, und damit, daß er zu der Ministerstelle einen seiner würdigen Nachfolger finde. Er glaubte einen solchen in einem Italiener, Namens Julius Mazarin, der eine Zeit lang als Geheimschreiber bei ihm gedient hatte, auch gefunden zu haben und empfahl ihn dem Könige, eben so auch der Königin, mit der er sich endlich versöhnt hatte, auf das Wärmste und Mazarin verstand die Gunst der Letzteren sich ebenfalls zu verschaffen, wie ich darüber im nächsten Abschnitte sprechen will. So starb denn dieser große Mann in der Reife seines Alters im Jahre 1643. Der König sah es erst nach Richelieu's Tode, was er an ihm besessen und wie viel er in ihm verloren, er ward immer düsterer und launenhafter und überlebte seinen großen Minister nur wenige Monate, den Thron Frankreichs seinem unmündigen Sohne zurücklassend.

IV.

Minderjährigkeit Ludwig's XIV. — Erziehung des mysteriösen Knaben zu Noisy le Sec. — Julius Mazarin. — Seine Herkunft. — Seine Carrière. — Die Geburt Philipp's, des jüngeren Sohnes Anna's von Oesterreichs. — Liebesverhältniß Anna's mit Mazarin. — Ihre morganatische Ehe. — Louis, Prinz von Condé. — Seine Siege. — Der Herzog von Beaufort. — Aufstand in Paris wegen Broussel. — Gondy. — Flucht des Hofes nach St. Germain en Laye. — Die Strohspeculation. — Friede von Rueil. — Condé geht zu den Frondeurs über. — Dreimalige Verbannung Mazarin's vom Hofe. — Abenteuer der Herzogin von Chevreuse mit Turenne. — Fortsetzung der Frondekriege. — Frauenkrieg. — Turenne gegen Condé. — Die Tochter Gastons von Orleans. — Krönung Ludwigs XIV. und Ende der Frondekriege.

Ludwig XIV. zählte kaum fünf Jahre, als er seinen Vater verlor und ihm folgen sollte. Sein Zwillingsbruder wurde indessen von einer Pächterin, Namens Peronette, zu Noisy le Sec erzogen, ohne daß er es wußte, wer seine Eltern seien. Zuweilen kamen zwei Damen dahin, manchmal einzeln, manchmal zusammen, die sich nach dem Befinden des Knaben erkundigten. Die eine

dieser Damen weinte bitterlich, ohne daß es Jemand errieth, welches die Ursache ihrer Thränen sein konnte. Die Besuche fanden gewöhnlich entweder vor Tagesanbruch oder nach Sonnenuntergang statt. Die andere Dame besuchte den Kleinen auch zu anderen Stunden und begab sich dann nach dem dortigen Jesuitenkloster, da sie mit einem der Patres, einem ehemaligen Musketier, Namens Chevalier de Lorraine-Vaudemont, in einem Liebesverhältniß stand. Diejenige der Damen, die seltener kam, war niemand anders, als die Königin Wittwe, Anna von Oesterreich; die andere, diejenige, die das Jesuitenkloster besuchte, ihre Vertraute, die Herzogin von Chevreuse, die nach dem Tode des Cardinals von Anna wieder nach Paris zurückgerufen wurde und sich des Vertrauens der Königin im höchsten Grade erfreute. Außer diesen zwei Damen kam auch ein Mann zuweilen nach Noisy le Sec, der Kammerdiener La Porte, der dem Kinde schöne Kleidungsstücke, Näschereien, Spielzeug und Geld zu seiner Unterhaltung brachte. Die Erziehung dieses Knaben war eine, wie man sie nur Kindern von hoher Geburt zu geben pflegt. Er wurde in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet, lernte außerdem Sprachen, Musik und Zeichnen.

Ob außer den beiden Damen und dem Kammerdiener La Porte auch andere Personen von dem Geheimniß der Geburt dieses Knaben wußten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß es die Pächtersleute Peronette und viel-

leicht auch der Jesuit-Chevalier wußten, ohne es jemals anderen Menschen zu vertrauen und Alles, was in dieser Beziehung geschrieben und gesagt wurde, beruht lediglich nur auf Vermuthungen, die, so nahe sie der Wahrheit auch stehen mögen, dennoch nicht ganz apodictisch sind, denn das mit diesem ersteren Geheimniß in Verbindung gebrachte Mysterium über den Mann mit der eisernen Maske wartet noch auf Aufklärung.

Ludwig der Vierzehnte, den Viele den Großen nennen, hatte eine sehr stürmische Zeit während seines Knabenalters durchlebt, ohne zu wissen, wie oft und wie sehr er nahe daran stand, den Thron, den ihm sein Vater und der Cardinal Richelieu hinterlassen, zu verlieren.

Anna von Oesterreich war eine sehr leidenschaftliche Frau, sie ließ sich von ihren Impulsen regieren. Ihre Herrschsucht kam erst nach dem Tode jener beiden Männer, denen sie bis jetzt stets gehorchen mußte, zum Vorschein. Trotz dieser Herrschsucht war sie das unselbstständigste Geschöpf auf Erden, sie glich einem jungen Erben, der stets unter der Zuchtruthe seiner Eltern gestanden und dann plötzlich in den unbeschränkten Besitz eines großen Vermögens gelangt.

Der erste Mensch, der die Königin auf den ersten Blick durchschaute, war Julius Mazarin, derselbe, den Richelieu zu seinem Nachfolger bestimmt hatte.

Mazarin war in seiner Jugend Officier in einem savoyischen Regimente und trat dann nach der Einnahme

von Pignerol in französische Dienste über, blieb jedoch nicht lange Officier, sondern vertauschte den Degen mit dem Rosenkranz und suchte um eine Anstellung bei dem Cardinal Richelieu nach. Ein nicht sehr wichtiges Document ging in der Canzlei des Cardinals verloren, welches Niemand unterschlagen haben konnte, als Mazarin. Richelieu stellte ihn zur Rede, Mazarin aber heuchelte eine so unschuldig verblüffte Miene und wälzte den Verdacht von sich auf einen Anderen, daß Richelieu, der sehr gut wußte, daß kein Wort von dem wahr sei, was Mazarin vorgebracht, von seiner Gewandtheit in der Verstellungskunst derart eingenommen wurde, daß er ihm fortan Alles vertraute, „denn" sagte der Cardinal, „in diesem Manne steckt ein Staatsmann".

Der Vertraute des Cardinalherzogs war aber auch ein schöner Mann, von sehr einschmeichelnden Manieren, der ein Aeußeres hatte, welches alle Damen im ersten Augenblick eroberte. So kam es, daß er der Königin, lange bevor er ihr und ihrem Gatten vom verstorbenen Cardinal empfohlen wurde, in die Augen stach und sich in ihre Gunst einzuschleichen verstand, so daß er sie, so gut er konnte, über den Tod ihres ersten Geliebten, des Herzogs von Buckingham, tröstete.

Wenn schon die Legitimität der Geburt Ludwig's XIII. von vielen Historikern in Zweifel gezogen wird, so müßte diejenige seines Bruders Philipp's es noch mehr werden. La Porte läßt es in seinen Memoiren nur zu sehr herauslesen, daß Anna von Oesterreich mit ihrem Gatten

niemals wieder in einem solchen tête à tête war, wie jenes zu Amiens. Man redete ihm die Vaterschaft bei dem zweiten Sohne nur ein. Ludwig hatte sich einen Rausch angezecht oder sich anzechen lassen und glaubte mit der Königin geschlafen zu haben, während es nur die Herzogin von Chevreuse war, die in seinen Armen lag, indessen aber hatte er bei Anna an dem zukünftigen Minister seines Sohnes einen Ersatzmann erhalten. Ludwig XIII. betrachtete auch den jüngeren Knaben mit einer Art von Mißtrauen, ja beinahe mit Zweifel und konnte niemals dazu gebracht werden, ihm so viel Zärtlichkeit zu zeigen, wie seinem älteren Sohne.

Nach dem Tode ihres Gatten brauchte sich Anna von Oesterreich nicht mehr so viel Zwang aufzulegen, wie sie es bis dahin gethan und sie begünstigte Mazarin in so auffallender Weise, daß dies zu einem Aergerniß wurde. Man fand sie einmal in dem Parke von Monceaux in einer sehr mythologischen Situation mit Mazarin, so daß sie gezwungen war, um das Decorum zu zu wahren, sich mit ihm in morganatischer Weise trauen zu lassen.

Es war ein großes Glück für Mazarin, daß Frankreich im Auslande stets in einer Weise beschäftigt wurde, um den Großen des Reichs keine Zeit zu Conspirationen zu gönnen, sondern das Vaterland gegen fremde Feinde zu vertheidigen, namentlich gegen Spanien und gegen den deutschen Kaiser. Mazarin befolgte nämlich bezüglich des Auslandes ganz und gar die Politik seines

Vorgängers und sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Macht des deutschen Kaisers zu brechen. Einen Feind, England, war er los geworden, denn hier gährte es bereits im Inneren und der Thron Carl's I. Stuart wankte bedeutend.

Mazarin war in der Wahl der Feldherren sehr glücklich. Er übergab das Obercommando der Landarmee dem Prinzen Louis von Condé, der den Feinden bei Rocroy eine ungeheure Niederlage beibrachte, während der Admiral Brèzé sie zur See schlug. Die Nachricht dieser beiden Siege berauschte nicht nur das Volk, sondern auch den Minister und die Königin. Sie glaubten nun Alles thun zu dürfen und begingen Eigenmächtigkeiten, wie sich kaum beliebtere Monarchen und Minister erlaubt haben würden. Nun begann der erste Theil der sogenannten Frondekriege, die mehr in den Salons, als im offenen Felde geführt wurden. Man hatte es schon einmal versucht, Mazarin aus der Gnade der Königin zu verdrängen und hatte sie gezwungen, ihn vom Hofe zu verbannen. Sie konnte es jedoch nicht lange ohne ihn aushalten, sondern rief ihn zurück und gab ihm jede Macht in die Hände.

Um sich vor seinen Feinden zu sichern, brachte er einige Compagnien italienischer Söldlinge nach Paris, die bei dem Volke sehr unbeliebt waren und gegen die das Pariser Parlament zu wiederholten Malen Beschwerden bei Hofe einlegte, ohne daß die Excesse, die diese Miethlingssoldateska beging, bestraft wurden. Der

Präsident Blancmesnil hielt am Rathhause eine donnernde Rede gegen diesen Unfug und Mazarin fertigte einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus, dem er jedoch glücklicherweise entging, da er von dem, was man gegen ihn vorhatte, von einem ihm sehr ergebenen Savoyarden bei Zeiten unterrichtet und aus der Stadt gebracht wurde. Es brach ein Aufstand in den Hallen von Paris aus und die ausgestoßenen Rufe: „Es lebe der Herzog von Beaufort! Es lebe der Enkel Heinrich's des Großen!" boten dem Minister einen Vorwand dazu, diesen Prinzen arretiren und in die Festung von Vincennes einsperren zu lassen, wo er beinahe ein Jahr zubrachte.

Der Krieg gegen Spanien und die Niederlande nahm unterdessen seinen Fortgang. Condé schlug den Feind bei Fribourg, worauf er den Main passirte und Mainz und Philippsburg eroberte. Bald darauf siegte er wieder bei Nördlingen, wo der feindliche General Merci ums Leben kam. Alles dies geschah in dem ersten Regierungsjahr Ludwig's XIV. oder vielmehr dem seiner Mutter und Mazarin's.

Auch die Neapolitaner hatten sich in dieser Zeit gegen die spanische Herrschaft empört und flehten die Hülfe Frankreichs an. Der Herzog Heinrich von Guise ließ sich mit einer geringen Macht nach Neapel überschiffen, besetzte diese Stadt, doch konnte er dieselbe wegen Mangel an Truppen nicht lange halten, sondern wurde von den Spaniern gefangen und nach Madrid gebracht.

Den Freunden des Herzogs von Beaufort, unter denen sich zwei Damen, die Herzogin von Longueville und die Geliebte Beaufort's, Marie von Monbazon, befanden, gelang es auf versteckten Wegen sich mit ihm in Verbindung zu setzen, eben so waren sie so geschickt, einen Diener in's Gefängniß zu schmuggeln, der dem Herzoge beistand, seine Flucht zu bewerkstelligen. Am Pfingstsonntage gelang es ihm zu entkommen und zu seinem Vater, dem Herzog von Vendôme, zu fliehen und jetzt begann erst der Krieg der Fronde, von den Herzögen von Longueville, Vendôme, Beaufort, Bouillon, Elboeuf und dem Cardinal Gondy de Retz geschürt und von den Stadträthen Broussel und Tailleſèr noch mehr angefacht, so daß die Lage der Königlichen von Tag zu Tag gefährdeter ward.

Ein neuer Sieg des französischen Feldherrn, des Prinzen Louis Condé bei Lens und des Herzogs von Du Plessis-Praslin bei Cremona, half den Aufstand in Paris nur noch zu vergrößern, anstatt demselben ein Ende zu machen. Mazarin hatte nämlich den Befehl zur Verhaftung des Raths Broussel gegeben. Die Arretirung fand statt, während der Hof sich in der Kirche befand, wo die vom Feinde eroberten Fahnen zur Schau ausgestellt waren und das Te Deum abgesungen wurde. Der Sohn Broussel's schlug unter den Bürgern einen fürchterlichen Lärm und die Königin sammt Mazarin kamen nur mit genauer Noth nach dem Louvre, mehre Steine flogen dem königlichen Wagen zu, dessen Fenster

zertrümmert wurden, so daß ein Splitter Mazarin beinahe das Auge ausgeschlagen hätte. Das Volk wurde von dem aus der Bastille befreiten Rochefort, vom Sohne Broussel's und vom Cardinal Coadjutor Gondy immer mehr aufgehetzt und wälzte sich nach dem Louvre. Der königliche Palast wurde mit Steinen beworfen, so daß beinahe alle Fenster und Spiegel in Trümmer zerschlagen wurden. Gondy befand sich mitten unter den Aufrührern. Es war die höchste Zeit, daß etwas gethan werde, um das Volk, welches fortwährend die Freilassung Broussel's verlangte, zum Gehorsam zu bringen. Die Königin wollte nicht nachgeben, so sehr ihr auch Mazarin dazu rieth. Es kam zwischen ihr und ihrem Manne zu einem scandalösen Auftritt, sie nannte ihn einen Feigen, einen italienischen Scaramuccio, er aber sie ein Hallenweib. Ein nach einem venezianischen Spiegel von unten gefeuerter Schuß, wobei die Kugel am Ohre der Königin vorüberpfiff, machte sie endlich zittern. Sie ließ Gondy hinauf bescheiden und frug ihn, was das Volk wolle: „Die Verbannung des Cardinals Mazarin," entgegnete er, „und die Befreiung Broussel's". — „Man will mir Gesetze vorschreiben?" — „Nein, Madame," entgegnete Gondy, „man bittet Sie nur, Sie mögen Gnade walten lassen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie Ihren Cardinal behalten können." Die Königin ward bei diesen Worten Gondy's blaß vor Zorn, Mazarin faßte sie am Handgelenke, denn er sah es ihr an, daß sie im Begriffe stand dem Sprecher in's Gesicht zu schlagen. In diesem Augen-

blicke trat der Graf Comminges in's Zimmer. Seine Kleidung hing in Fetzen von ihm herab. Er berichtete, wie die königlichen Garden vom Volke beinahe erdrückt worden und daß es unter ihnen mehre Verwundete gebe, daß die ausrückenden italienischen Söldlinge sich zurückziehen mußten. „Wenn Euer Majestät dem Volke seinen Willen nicht gewähren," schloß er seinen Bericht, „dann stehe ich für nichts und wer weiß, ob es morgen noch eine andere Regierung giebt, als die des Pöbels." Von allen Seiten drang man nun in die Königin, daß sie nachgebe. Sie warf Mazarin einen vorwurfsvollen Blick zu und unterzeichnete den Befehl an den Commandanten der Bastille, in welchem ihm befohlen wurde, Broussel in Freiheit zu setzen. Gondy ging selber hinab und proclamirte den Befehl der Königin, worauf sich das Volk verlief und nur die Rädelsführer der Emeute hielten bei Nacht Berathungen und das Geschehene sollte nur ein Vorläufer des Kommenden werden.

Am nächsten Morgen erfuhr Mazarin durch seine Spione, daß die Scene der vergangenen Nacht in wenigen Tagen wiederholt werden würde. Er begab sich zur Königin, die ihn sehr steif und förmlich empfing. Er las in ihrem Gesichte seine Entlassung. Ohne das Geringste wahrnehmen zu lassen, sprach er davon, wie viel die Königin wage, indem sie in Paris blieb. „Alles dies muß ich wegen Dir ertragen," brach sie aus. „Wenn ich Dich verstieße, hätte ich Ruhe." — „Möglich," entgegnete Mazarin, „Sie meinen, das Volk haßt mich,

weil ich ein Italiener bin? Glauben Sie, daß man hier die Spanier, zumal die Abkömmlinge der Dynastie Habsburg, mehr liebt?" Sie ließ sich endlich beruhigen und er schlug ihr einen Plan zur Flucht aus Paris vor. — „Wohin, glauben Sie, können wir uns begeben?" — „Zunächst nach St. Germain en Laye." — „Und wann muß es geschehen?" — „Noch diese Nacht," entgegnete Mazarin.

Er selber ließ sich nirgends blicken, sondern beauftragte den alten Guitaut und Comminges mit der Entführung der Königin und der beiden kleinen Prinzen, während er einem Italiener, Namens Parrasetti, den viel schwierigeren Auftrag gab, ihn selbst aus der Stadt zu bringen. Gondy und die Pariser ahneten etwas von dieser Flucht, denn das Volk blieb während der ganzen Nacht munter und namentlich wurde die Umgebung des Louvre bewacht. Gondy kam selber dahin, um nachzusehen, was an dem Gerüchte, daß man die königliche Familie zu entführen beabsichtige, Wahres sei. Er sah aber die beiden Prinzen schlafend und im Arbeitszimmer Mazarin's brannte Licht, er glaubte sogar seine Schattensilhouette an den Fenstervorhängen erblickt zu haben.

Kaum hatte er sich aber entfernt, als die Wagen der Königin und ihrer Hofdamen aus dem Louvre und gen Osten fuhren, bald folgte ihnen auch Parrasetti mit Mazarin in einem dem Coadjutor gehörenden Wagen, den die Thorwachen an dem am Schlage gemalten Wappen als den erkannten, für welchen er aus-

gegeben wurde. „Ah, das ist der Coadjutor mit Frau von Guemenée!“ lachten die Leute, nicht ahnend, daß sie, indem sie Mazarin entwischen ließen, den Bürgerkrieg in's Unendliche verlängerten.

Das königliche Schloß zu St. Germain war durchaus nicht zum Empfang einer solchen Menge von Gästen eingerichtet, es befanden sich nur zwei Betten hierselbst, in einem schlief die Königin mit ihren beiden Knaben, im anderen ihr Schwager Gaston von Orleans. Mazarin und Condé trafen später ein. Parrasetti hatte bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Speculation ersonnen, er kaufte alles Stroh zu St. Germain auf und verkaufte es dann bundweise um zwei Louisd'ors, so daß er aus demselben über 400 Louisd'or herausschlug und nebenbei auch für sich gesorgt hatte. Dieses Stroh diente dem verweichlichten Gefolge der Königin zu Betten.

Am nächsten Tage wurde eine große Berathschlagung gehalten. Condé hatte sich für die Königin, mithin gegen die Fronde, erklärt. Er sammelte eine kleine Armee und rückte gegen Paris vor. In der Gegend von Charenton kam es zu einem Scharmützel, in welchem der Herzog von Chatillon von der Kugel des Jesuiten, gleichzeitig aber Capitains, Lorraine-Vaudemont, getroffen, fiel. Die undisciplinirten Pariser ergriffen bei der ersten Decharge die Flucht, das Schlachtfeld den Siegern überlassend.

Jetzt war es aber nicht so, wie zu Zeiten Heinrich's III. und Heinrich's IV. An eine Aushungerung

von Paris war nicht zu denken, die Partei der Prinzen, wie sich die Frondeurs nannten, hatte eben so ihre tapferen Generale, wie die der Königin, auch war die letztere Partei bei dem Volke im Allgemeinen mehr beliebt, während diejenige Mazarin's nicht einmal bei denjenigen, die sich für die Königin erklärt hatten, auch nur im Geringsten auf Popularität Ansprüche machen konnte. Der Cardinal begab sich nach Rueil, von wo er seine Befehle ertheilte. Hier war es, wo es dem Coadjutor beinahe gelungen wäre, ihn in seine Gewalt zu bekommen, wenn er nicht von Parasetti, seinem geschicktesten Kundschafter, von vornherein gewarnt worden wäre, auf seiner Hut zu sein. Diese Warnung kostete ihm aber viel Geld, da Parrasetti dieselbe nicht unter 100,000 Livres verkauft hatte, worauf er seinen Abschied erhielt und auf eigenes Nachsuchen nach Italien entlassen wurde, da es ihm nicht sehr geheuer in der Nähe Mazarin's zu sein schien.

Condé selbst beredete die Königin zu einem Friedensschluß und ließ einen Wink fallen, wie ungern er unter dem Cardinal diene. Da Anna sah, daß sie von allen ihren Leuten verlassen werden könne, schloß sie den Frieden zu Rueil, welcher eigentlich nur für die Führer der Fronde Vortheile brachte. Longueville erhielt die Gouverneurschaft der Normandie, Bouillon Sedan, Beaufort wurde zum Admiral ernannt, die Elboeuf erhielten Geld und Güter, nur Gondy ging leer aus. Er rächte sich dafür durch einen neuen Aufstand in Paris, der

der Königin das Leben eines Garden und zweier Pferde kostete.

Nach dem ersten Friedensschluß nahm Condé wahr, daß man ihn, weil man ihn nicht mehr brauchte, zu beseitigen anfing, worauf er sich mit den ehemaligen Frondeurs verband, um Mazarin zu stürzen. Dieser, der die Manövres seiner Gegner sehr bald durchgeblickt hatte, erwirkte von der Königin einen Verhaftsbefehl gegen drei der Häupter der Fronde, die Prinzen von Condé und Conti und den Herzog von Longueville, worauf der Schwager der Königin, Gaston, bemerkte: „Dies war ein schönes Netzauswerfen, einen Löwen (Condé), einen Affen (Conti) und einen Fuchs (Longueville) zu fangen. Turenne, der ein ähnliches Schicksal befürchtete, floh aus der Nähe der Königin nach Spanien, wo er dem Könige gegen Frankreich seine Dienste anbot, doch trotz seiner vortrefflichen Führung vom Herzog Du Plessis-Praslin geschlagen wurde, ohne daß aber dadurch der Königin ein größerer Anhang verschafft wurde. Selbst Diejenigen, die durch den Friedensschluß von Rueil befriedigt worden waren, fingen ihre Verschwörungen gegen Mazarin wiederum an und der Bürgerkrieg brach von Neuem aus. Auch diesmal hieß man die Gegner der Königin Frondeurs und diese Kriege währten fort bis zur Großjährigkeit Ludwig's XIV.

Endlich fühlten sich die Gegner der Königin stark genug, um ihr Gesetze vorzuschreiben. Die traurige Katastrophe in England, durch welche Carl I. seinen

Thron und damit auch sein Haupt verlor, hatte die Anhänger der königlichen Sache verzagt gemacht. Man dachte sich, Frankreich könne ebenfalls dazu gebracht werden, daß das Volk das Haupt Mazarin's fordere, wie die Engländer diejenigen des Erzbischofs Laud und Thomas Wentworth's gefordert hatten und wer konnte es sagen, aus welchem Winkel Frankreichs ein Cromwell hervortreten werde. Der Vorgänger Mazarin's, Richelieu, hatte viele Kriege geführt und Frankreich dennoch bereichert, jetzt aber flossen die Staatseinkünfte in den unersättlichen Säckel eines italienischen Abenteurers, die Finanzen standen wieder schlimmer und nur die Intendanten und Steuerbeamten machten sich Geld, während es sonst überall fehlte. Alles dies wurde der Königin vorgestellt und sie gebeten, ihren Liebling Mazarin dem allgemeinen Volkswunsche zum Opfer zu bringen.

Mazarin dachte nicht daran, welche Wolken sich gegen ihn thürmten, er lebte, wie bis dahin, ziemlich unbesorgt, denn er glaubte die Königin durch die Heirath auf ewig an sich gefesselt zu haben.

Dem war aber nicht so. Es kam einmal zwischen ihr und ihn zu gewissen Erörterungen. Mazarin war unvorsichtig genug, bei ihr solche Saiten zu berühren, die sie in eine äußerst schlimme Laune versetzten. Er fing an, sie durch seine Eifersucht zu plagen und bespähete sie selbst in ihrem Oratorium. Einmal trat er ungerufen bei ihr ein und sah, wie sie eine Schatulle küßte und dann verbarg. Er verlangte das Innere der

Schatulle zu sehen, sie öffnete diese und er erblickte in derselben ein altes verrostetes Messer, es war jenes, mit welchem Felton Buckingham ermordet. „Ja, dieser hat mich geliebt, nicht, weil ich Königin, sondern weil ich Weib bin.“ Auch die Besuche der Königin zu Noisy le Sec kamen zur Sprache. Mazarin kannte das Geheimniß der Geburt der Zwillingsbrüder nur oberflächlich und bestand jetzt darauf, es ganz kennen zu wollen. Endlich erbitterte er die Königin auch noch dadurch, daß er die Herzogin von Chevreuse aus Frankreich verbannte, weil, wie er sagte, dieses Weib jetzt eben so gegen ihn intriguirte, wie sie ehemals gegen den Cardinal von Richelieu intriguirt hatte. Die Königin bestand auf der Zurückberufung der Herzogin, der Günstling und Gatte verweigerte sie ihr. Dies besiegelte seinen Sturz.

Schon am nächsten Tage wurde ihm durch Comminges der Befehl der Königin überbracht, den Louvrepalast und Paris zu verlassen und sich in eines jener Bischofthümer zu begeben, deren er nicht wenige besaß. Mazarin wußte nur zu gut, daß diese Laune nur von kurzer Dauer sein würde und ging ohne von Anna Abschied zu nehmen auf einen der Bischofssitze nach der Picardie.

Jetzt regierte Anna allein und zwar, wie dies gewöhnlich der Fall ist, wenn sich Damen einbilden, sie verstehen Alles besser als Männer, ziemlich schlecht. Sie berief Turenne und die Herzogin von Chevreuse aus Spanien wieder zurück nach Frankreich und Condé,

Conti und Longueville wurden aus der Bastille entlassen.

Auf dem Wege über die Pyrenäen begegnete Turenne ein sonderbares Abenteuer. Er traf mit der Herzogin von Chevreuse in einer Posada zusammen, ohne sie sogleich zu erkennen, denn sie war als Mann verkleidet. In der elenden Posada gab es nur ein Bett, welches bereits von Turenne eingenommen worden, der ebenfalls in Verkleidung zu reisen gezwungen war, da er, ohne die Erlaubniß des Königs von Spanien abzuwarten, Madrid und die Armee, in welcher er eine Zeit lang gedient, verlassen hatte. Dieses einzige Bett wurde nun von den beiden hohen Reisenden getheilt, bis sie in der Nacht den Unterschied des Geschlechts erkannten, doch darüber, daß sie sich getäuscht hatten, eben nicht zürnten. Es war eines der vielen Abenteuer, die in die Sammlung derjenigen gehören, die die Herzogin unter dem Pseudonym Marie Michon berühmt gemacht hatten. Sie geizte durchaus nicht mit ihren Zärtlichkeiten und Turenne war immerhin ein so galanter Mann, daß an ihm diese Zärtlichkeiten nicht als verschwendet betrachtet werden durften.

Anna konnte es, wie Mazarin es voraus gesehen hatte, nicht lange ohne ihn aushalten. Sie war schon weit über die Jahre hinaus gereift, wo man ihr den Hof machen konnte. Sie fand eine Menge Cavaliere, die sie für gute Ersatzleute hielt, diese Cavaliere waren aber ungalant genug, bei ihr nur Respect zu zeigen,

anstatt ihr Liebe zu heucheln und die Begierden waren bei ihr noch nicht ausgestorben.

Ohne einen ihrer Räthe zu fragen, schrieb sie an Mazarin einen Brief, bekannte, wie sehr sie sich gegen ihn vergangen, bat ihn, er möge ihr nicht länger grollen, sondern zu ihr zurückkehren. Sie wollte sich fortan in Allem seiner Leitung überlassen, weil sie einsehe, wie er es allein sei, der Frankreich von allen Factionen zu befreien im Stande sei.

Mazarin war durch seine zweimalige Verbannung nicht klüger gemacht worden. Er trieb es wie bis dahin und sammelte Reichthümer auf Reichthümer. Der Verkauf der hohen Aemter brachte ihm ungeheure Summen ein, so daß er viel reicher war als der Staat selbst, denn in demselben wurden die Schulden gehäuft und das Volk durch stets größer werdende Steuern erdrückt, die aber nur den Intendanten in die Cassen flossen.

Auch die Herzogin von Chevreuse trieb es bunter denn sonst. Turenne war nur eine ephemere Liebschaft für sie. Sie warf jetzt ihre Netze auf Mazarin aus und da sie das Glück hatte, trotz ihres ziemlich flotten Lebenswandels nicht so verblüht auszusehen wie die Königin, so wurde ihr Entgegenkommen von dem morganatischen Gatten Anna's ganz gut aufgenommen. Ob Anna nichts davon erfuhr, oder ob sie tolerant genug war, Mazarin und ihrer Freundin etwas Abwechselung zu gönnen, dies kann ich nicht behaupten. Hinter den Vorhängen des Louvre geschahen aber auch nicht erbaulichere

Dinge als ein Jahrhundert später im Hirschpark und es war für die Betreffenden ein Glück, daß sie so verschwiegene Leute um sich hatten wie La Porte, Comminges und die Duenna der Königin, Estebana.

Es hatte sich demnach um die Person der Königin und des jungen Königs, der bald großjährig gesprochen werden sollte, eine andere Clique gebildet, als die erste war. Die Hauptpersonen dieser Clique waren: Mazarin, Turenne und die Herzogin von Chevreuse, während Conti, Condé und Longueville sich ganz vom Hofe entfernt hielten und auch den Schwager der Königin, den alten Verschwörer gegen seinen eigenen Bruder, Gaston von Orleans, in ihr Interesse einweiheten. Das Erste, was sie thaten, war, daß sie in der Hauptstadt einen Aufstand hervorriefen, der die Königin und ihre Anhänger zur Flucht aus Paris nöthigten. Sie flohen nach Gien. Mazarin entsandte eine starke Abtheilung von Truppen gegen den Feldherrn der Frondeurs, Condé, dieser aber umging sie durch ein geschicktes Manöver und kam unvermuthet nach Gien, welches nur schwach besetzt war. Es wäre ihm hier beinahe gelungen, sich der Person des kleinen Königs zu bemächtigen, wenn derselbe von Turenne nicht gerettet worden wäre. Eine unbestimmte Ahnung einer Gefahr ließ Turenne die Befehle Mazarin's mißachten und er kehrte auf einem kürzeren Wege mit einem Theile seiner Armee nach Gien zurück und zwar in eben dem Augenblicke, als dieser Platz von Condé bereits bestürmt wurde. Es entspann sich

nun eine hartnäckige Schlacht zwischen den beiden größten Feldherren der damaligen Zeit. Endlich neigte sich die Kriegsgöttin lächelnd auf die Seite Turenne's und Condé entkam nur mit genauer Noth nach Paris, bis wohin er von Turenne verfolgt wurde. Die Stadt öffnete sogleich ihre Thore dem Flüchtigen und die älteste Tochter Gaston's von Orleans, die stets an der Seite ihres Vaters an den Wällen stand, feuerte eigenhändig einige Kanonenschüsse auf die Verfolgenden, so daß sie genöthigt waren, sich zurückzuziehen.

Diese Prinzessin hatten Anna von Oesterreich und Mazarin zur Gattin des unmündigen Königs bestimmt, wenn er das Alter erreichen würde, daß er heirathen könnte. Sie war zwar um einige Jahre älter als Ludwig XIV., dies kam aber nicht in Berechnung. Man dachte, Gaston müsse ungeheure Reichthümer besitzen, weil er ziemlich eingezogen lebte und seine Tochter brächte eine anständige Mitgift in's Haus. Als Mazarin hörte, wie sie selber die Kanonen gegen die königlichen Truppen abgefeuert hatte, rief er aus: „Nun, sie hat damit ihren Gatten getödtet," was so viel bedeuten sollte, als daß sie jeder Hoffnung, einst Königin von Frankreich zu werden, für immer entsagt habe.

Dieser zweite Frondekrieg wurde von den Franzosen auch der Frauenkrieg genannt, weil sich an demselben beinahe noch mehr Frauen als Männer betheiligten, namentlich die Königin, die so eben erwähnte älteste Tochter Gaston's von Orleans, die Herzoginnen von

Longueville und Chevreuse und noch viele andere. Er wurde mit viel Erbitterung und größerer Grausamkeit geführt, als der erste dieser Kriege. Wenn die Königlichen Gefangene machten oder einen festen Platz nahmen, so wurden die gegnerischen Commandanten ohne Barmherzigkeit gehangen. Dies zwang denn auch die Frondeurs zu Repressalien und man hörte von nichts anderem als Metzeleien und Hinrichtungen, ohne daß die eine oder die andere Partei entschiedene Vortheile über ihre Gegner errungen hätte.

So wie sich ehemals Condé von der königlichen Partei deshalb trennte, weil er mit Mazarin sich überworfen, so machte es jetzt Turenne. Er sagte der Königin geradezu heraus, daß er eher bereit sei, sich mit den Frondeurs neuerdings zu verbinden, als länger den Befehlen Mazarin's zu gehorchen, er drang darauf, daß Ludwig großjährig erklärt und gekrönt werde und Mazarin den Hof verlasse. Anna sah das Riskirte ihrer Lage ein, denn auch Ludwig XIV., der schon seine Kinderschuhe ausgezogen hatte, erklärte, er wolle nicht mehr unter der Zucht des italienischen Fischersohnes stehen. Man hatte Ludwig alle boshaften auf Mazarin gemachten Pasquille zum Lesen gegeben und ihn die Karrikaturen, die auf ihn gemacht wurden, sehen lassen, wodurch der kleine König in seiner Achtung, die er Mazarin sonst gezollt, ziemlich wankend gemacht wurde; außerdem aber beklagte er sich, daß er ihn an Allem Mangel leiden lasse, so daß sogar seine Betttücher zuweilen mehre Wochen

hindurch nicht gewechselt wurden. Mit einem Worte, Alles verschwor sich gegen Mazarin, der dann zum drittenmale den Hof verließ. Bald darauf fand die Krönung des Königs statt, worauf denn der Krieg gegen die Fronde fortgesetzt wurde. Turenne gewann jetzt eine Schlacht nach der anderen, namentlich gegen Condé die Schlacht bei Arras, dann aber nahm er vor den Augen des jungen Königs die Festungen Stenai und Quesnoi, so daß die Frondeurs endlich gezwungen waren, um Frieden zu bitten, nachdem sie zehn Jahre den Krieg geführt hatten.

V.

Großjährigkeit Ludwig's XIV. — Glanzepoche seiner Regierungszeit. — Zurückberufung Mazarin's. — Seine drei Nichten. — Liebeständelei Ludwig's XIV. mit Marie Mancini. — Besuch zu Blois. — Abschied des Königs von Marie Mancini. — Seine Verheirathung mit der Infantin Maria Theresia. — Reichthum Mazarin's und Fouquet's. — Hinrichtung des Intendanten Emery. — Systematische Ruinirung Fouquet's. — Mazarin's Tod. — Colbert. — Philipp von Orleans. — Seine Heirath mit Henriette von England. — Der König verliebt sich in sie. — Louise La Vallière. — Intriguen gegen sie. — Sie wird des Königs Maitresse und Herzogin. — Geht in's Kloster. — Siege der Franzosen zu Wasser und zu Lande. — Der Anfang des Uebergewichts Frankreichs in der Politik.

Mit Ludwig's XIV. Großjährigkeit begann eine andere Periode in der Geschichte Frankreichs. So viel die Feinde dieses Königs Schlimmes über ihn sagen, seine Fehler und Schwächen vergrößern, so läßt sich ihm Talent zum Regieren, Glück in der Wahl der Männer, mit denen er sich umgab und wahrhafte Galan-

terie, ohne jenen thierischen Schmutz, der die meisten seiner Vorgänger in ihren Liebeshändeln verdunkelte, doch nicht ganz ableugnen. Hätten seine Zeitgenossen ihn nur als Das genommen, was er wirklich war, als einen Menschen, der nicht schlimmer war, als die meisten Anderen, so würde Ludwig's XIV. Nachruhm ein größerer geworden sein, sie wollten ihn aber zu einem Gott erheben und diese Vergötterung erzeugte bei seinen Gegnern eine Art Ketzerei und der Ludwigscultus sank zu einer Götzenanbetung hinab.

Das Hofmaitressenthum kam unter seiner Regierung derart in die Mode, daß es von allen Höfen Europa's nachgeahmt wurde, und wenn jemals, so gab Frankreich damals den Ton in Bezug auf Moden aller Art an. Selbst Carl II. von England, der doch schon einen Courtisanenhof um sich gebildet hatte, bildete ihn später noch mehr dem französischen Muster nach. Die Schande, die bis dahin mit dem Maitressenthum in Verbindung gestanden hatte, verwandelte sich in eine Ehre. Dieses kam aber zur Regierungszeit Ludwig's XIV. endlich wieder in Verfall, weil es sich vom weiblichen Geschlechte zum männlichen wandte, wie es auch in Rußland unter Katharina II. aufkam.

In der Geschichte Frankreichs werden drei Hauptperioden der Regierungszeit unter Ludwig XIV. verzeichnet: die unter der Regentschaft seiner Mutter Anna von Oesterreich, mit den Frondekriegen, welche zehn Jahre währte; die zweite, die Glanzepoche seiner Re-

gierung vom Anfang seiner Großjährigkeit bis gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts; die dritte von dem letzteren Zeitpunkte bis zu seinem Tode, den Verfall seines Glückes enthaltend. Die erstere dieser Perioden habe ich im vorhergehenden Abschnitte behandelt und komme jetzt auf die zweite.

Anna von Oesterreich hatte zu lange Zeit die Regentschaft geführt und sich an das Befehlen derart gewöhnt, daß ihr das Nichteinmischen in die Staatsangelegenheiten Frankreichs nachgerade unmöglich war. Doch eben so wie sie, war auch ihr Sohn auf das Regieren erpicht. Es handelte sich also nur darum, wer die Oberhand behielt. Anna hatte zwar ihre Clique, doch diejenige, die sich um ihren Sohn zu schaaren anfing, war stärker, zahlreicher und bestand aus tüchtigeren Individuen. Anna's Glück war nur das, daß Mazarin das Regieren dadurch, daß er in die Staatsangelegenheiten eine tüchtige Verwirrung gebracht, die Staatscassen leer gelassen, die Verbindungen mit den fremden Höfen schwebend gehalten hatte, bedeutend erschwerte, so daß, als sich der junge Mann nach einem Menschen umsah, der Alles wieder in Ordnung bringen sollte, er Niemanden fand, der dies verstand. Er war auch sehr daran gewöhnt, wenn er sich nicht zu helfen wußte, seine Mutter um Rath zu fragen, der aber kein anderer war, als daß er den Dädalos, der Alles wieder zu ordnen im Stande wäre, nur in dem Menschen finden könnte, der sie verwirrt hatte, nämlich in Mazarin.

Mit einem Worte, der verbannte Minister wurde wieder zurückberufen.

Der Dädalos, der Ludwig XIV. aus dem Labyrinth, das er für ihn gebaut, herauszuführen versprach, es aber nicht that, brachte mit sich nicht eine, sondern gleich drei Ariadnen, in der Gestalt seiner drei reizenden Nichten. Er hatte Gelegenheit gehabt, des Knaben Hang zum schönen Geschlechte zu studiren und wußte, daß er ihn mit diesen Houris für den Rest seines Lebens an sich fesseln würde.. Er überließ es ihm, unter den Dreien Paris zu sein und der, die in seinen Augen die Schönste war, den Apfel zu reichen.

Die Schwestern gaben sich alle Mühe, den Forderungen, die ihr Oheim an sie stellte, nachzukommen, und hatten sich beflissen, das junge Herz des schönen Monarchen zu erobern, denn Ludwig XIV. war wirklich sehr schön, was auch kein Wunder ist. Meine Leser werden dies auch leicht begreifen, wenn sie sich an den Ball zu Amiens erinnern. Ja gesetzt, daß meine Gewährsleute lügen sollten, so ist es doch gewiß, daß Anna in Georg Villiers bis über die Ohren verliebt war und daß dann selbst, als sie sich in den Armen des Königs der Liebe freute, ein derartiger geistiger Ehebruch stattfinden konnte, wie Goethe einen in seinen Wahlverwandtschaften erwähnt.

Ludwig beroch die drei Blumen, deren Herzenskelche sich für ihn öffneten und entschied sich endlich für Marie Mancini, die wirklich unter den Nichten die

schönste, geistreichste und liebenswürdigste war. Ihre Liebenswürdigkeit aber wurde noch dadurch gehoben und erhielt eine Art Weihe, daß, während ihre Schwestern mit ihm nur kokettirten und ihn zu erobern trachteten, Marie Mancini sich ernstlich in ihn verliebte und ihrem Oheim von ihren Unterredungen und Liebeständeleien mit Ludwig keine Rapporte abstattete. Der junge König erkannte die Innigkeit in der Liebe Mariens und seine Liebe nahm von Tag zu Tag zu, so daß man es an ihm ebenfalls wahrnehmen konnte, wie es in seinem Herzen aussah, denn die Symptome einer idyllischen Schwärmerei waren auf seinem Gesichte deutlich zu lesen.

Diese Liebeständeleien hatten die Mutter des Königs anfangs unterhalten, später aber, als sie gewahr wurde, wie sie zwischen ihrem Sohne und einer der Nichten des Cardinals eine ernste Wendung nahmen, so daß sie befürchten mußte, er könnte eine eben solche Tollheit mit der Nichte begehen, wie sie eine mit dem Oheim begangen, nämlich sich morganatisch mit ihr zu verheirathen, nahm sie sich vor, eine solche Wendung dadurch zu verhindern, daß sie die Liebenden von einander entfernte. Sie hatte mit ihrem Gatten Mazarin eine Unterredung, in welcher sie ihm die Wahl frei stellte, entweder auf seine Pläne bezüglich der Verheirathung einer seiner Nichten mit dem König Verzicht zu leisten oder sie zur Feindin zu haben. Mazarin durfte auf die Charakterfestigkeit des jungen Königs nicht sehr bauen und dachte sich, welche Folgen es für ihn

haben würde, wenn er die einzige Person, die ihn noch am Hofe hielt, verlöre. Hier durfte er nicht lange zaudern. Vereint mit der Königin war er der Gewalt über Ludwig sicher, ohne ihre Unterstützung mußte er fallen. Mazarin war zu sehr Egoist, um auch nur einen Augenblick die Liebe zweier jungen Leute zu berücksichtigen.

Die Trennung der beiden Geliebten war demnach zwischen Anna und Mazarin eine abgemachte Sache, mit dem Unterschiede, daß Mazarin auch Hintergedanken hatte und seine Pläne noch nicht ganz aufgab. Er rechnete auf die Leidenschaft des jungen Mannes mehr, als auf seine Schwäche. Anna ihrerseits, um jedem Rückfall vorzubeugen, beauftragte den Gesandten Frankreichs am spanischen Hofe damit, daß er um die Hand der Infantin Maria Theresia anhalten sollte, was denn auch geschah, ohne daß Ludwig viel davon wußte.

Die Trennung sollte dadurch erleichtert werden, daß die Nichten des Cardinals während der Abwesenheit des Königs Frankreich verließen. Eine Landpartie nach Blois wurde verabredet. Man wollte dem Oheim des Königs, Gaston von Orleans, einen Besuch abstatten, wo die Königin auch mit dem Prinzen von Condé zusammentreffen sollte, um sich vollends mit ihm zu versöhnen.

Die Reise nach Blois wurde sofort unternommen, der König, seine Mutter, Mazarin und der Prinz von Condé hielten sich ein paar Tage hier auf, langweilten

sich nebenbei, während die drei Nichten Paris ebenfalls verließen, um von hier südwärts zu reisen. Mazarin war an jenem Abend ziemlich verstimmt; als ihn der König um die Ursache seiner Mißstimmung befrug, sagte er, die Trennung von seinen Nichten gehe ihm nahe an's Herz. „So, Ihre Nichten reisen also richtig ab?" — „Ja, sie werden morgen vor Sonnenaufgang Blois passiren, um nicht wieder zurückzukommen." Ein wüthender Blick Anna's, die diese Worte gehört, versiegelte die Lippen des Cardinals. Doch der König hatte schon Alles erfahren, was er wissen wollte.

Am nächsten Morgen schlich Ludwig aus seinem Schlafzimmer hinab in den Hof, wo er einen seiner Gardeofficiere Wache stehend fand. „Sind Sie im Dienst?" frug der König den Officier. „In dem Ihrigen, Sire!" war des Officiers Antwort. „Ist dies also ein Wachtposten? Können Sie ihn nicht verlassen?" — „Wenn mir Euer Majestät befehlen, daß ich ihn verlasse, werde ich es thun." — „Ohne Risico?" — „Ohne Risico." — „Dann satteln Sie für mich und Sie ein paar Pferde und begleiten mich hinaus auf die Heerstraße." Der Officier gehorchte und beide ritten aus dem Schloßthore. Mazarin selber hatte sich ein Zimmer im höchsten Stockwerke des Schlosses zur Ruhestätte gewählt, um, wie er sagte, ungestört arbeiten zu können. Er schielte aus dem Fenster dem König nach und rieb sich fröhlich die Hände, denn er glaubte, die Liebe habe über die Schwäche einen Sieg errungen.

Ludwig wartete über eine Stunde auf einer Anhöhe und plauderte mit dem Garden, als die schwere Carosse, die seine Geliebte barg, von Nordosten her nahte. Er ritt derselben entgegen, befahl dem Kutscher zu halten und begann seine Abschiedsschwärmerei der Geliebten vorzugirren. Er machte ihr Vorwürfe über ihre Lieblosigkeit, daß sie ihn verlasse; sie hingegen sagte, sie müsse gehorchen, deutete aber in ihrer Antwort dahin, daß es ihn nur ein Wort kostete, um sie zurückzuhalten. Ludwig besaß aber den Muth nicht, dieses Wort auszusprechen, er weinte, küßte ihr die Hände, seufzte und — rief ihr dann mit gebrochener Stimme ein Lebewohl zu. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, blieb er lange auf einem Flecke stehen und blickte der Geliebten seufzend nach, dann wandte er sich zu dem Garden und frug ihn, was er von der Sache halte. Der Officier strich sich den Schnurrbart und entgegnete: „Nichts, als daß Euer Majestät ein großer König zu werden versprechen.“ — „Weil ich stark genug war, meine Liebe zu beherrschen?“ — „Allerdings!“ war des Officiers Antwort, worauf denn Beide zurück ritten und gerade zurecht kamen, als Mazarin, der bis dahin in seinem Observatorium gewartet hatte, sein Fenster schloß und sich an diesem Tage nicht blicken ließ. Er schützte Unpäßlichkeit vor und die Rückreise nach Paris wurde darauf auf den nächsten Tag verschoben.

Die Gattin Gaston's von Orleans hatte gleichfalls ihren Hofstaat, der aus vier jungen Mädchen und einer

Oberhofmeisterin, der Gattin des Major Domus St. Rémy, bestand. Von diesen vier Hoffräuleins waren es zwei, die später eine bedeutende Rolle in der Geschichte des Hofes Ludwig's XIV. spielten. Diese beiden jungen Damen waren Louise la Baume le Blanc de la Vallière und Athenaïs von Tonnay Charente. Diese Damen wurden der Königin Anna und dem jungen Ludwig vorgestellt. Er machte über die erstere die Bemerkung, sie sollte stets sitzend bleiben, dann fände sie vielleicht einen Mann, der sich in sie verliebte — denn sie hinkte ein wenig — auch rieth er seiner Tante, sie besser zu halten, „denn das arme Kind ist sehr mager".

Bald nach diesem Besuch zu Blois fand die Vermählung Ludwig's XIV. mit Maria Theresia statt.

Eben so wenig wie sein Vater Anna von Oesterreich geliebt hatte, so wenig fühlte sich auch Ludwig zu seiner Gattin hingezogen, obschon er seine ehelichen Pflichten gewissenhaft erfüllte, doch kümmerte er sich im Ganzen sehr wenig darum, was sie that. Ludwig XIV. war kein solcher Wüstling, wie Franz I., daß er unter den Schönen von Paris, ohne gar zu wählerisch zu sein, umher schwärmte, und seine Hofcavaliere wagten es niemals, sich ihm als Liebesboten anzubieten. Maria Theresia nahm diese Kälte des Königs nur zu bald wahr und beklagte sich darüber bei ihrer Schwiegermutter, die ihrem Sohne darüber Vorstellungen machte, die Ludwig aber einfach damit beantwortete, daß er ihr sagte: „Mein Gott, was will sie denn mehr, schlafe

ich nicht alle Nächte bei ihr?“ Anna tröstete ihre Schwiegertochter etwa in der Weise, wie sich die Generalin Cromwell über die Untreue ihres Mannes getröstet hatte und setzte dann hinzu: „Ohne Dich kann Frankreich doch keinen Dauphin erhalten.“

Es vergingen nun mehrere Jahre, ohne daß der König ein ernstes Liebesverhältniß mit irgend einer Hofschönheit angeknüpft hätte, er machte zwar dieser und jener den Hof, ohne sich fesseln zu lassen.

Auch sein jüngerer Bruder Philipp, der nach dem Tode Gaston's, seines Oheims, den Titel eines Herzogs von Orleans erhielt, sollte sich verheirathen. Philipp fühlte dafür gar keine Lust. Er war eines jener seltenen Beispiele von verfehlter männlicher Organisation, bei denen der Trieb, den die Natur den Männern eingepflanzt, eine falsche Richtung einschlägt. Er fand keinen Geschmack an Frauen und war so für seine eigene Schönheit eingenommen, wie weiland Narciß, was ihn denn zu passiv homosexuellen Ausschweifungen hinriß.

Trotzdem wurden die Negociationen mit England um die Hand der Schwester Carl's II., Henriettens, begonnen und obschon sie länger währten, als dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so führten sie doch zu einem in sofern erwünschten Resultat, daß die Verlobung durch Procuration stattfand und eine Zeit anberaumt wurde, in welcher die Braut nach Frankreich kommen sollte, sobald die Jahreszeit vorgerückt genug wäre, um eine Seereise zu unternehmen, da Henriette sich vor einer

solchen fürchtete, weil sie beidesmal viel von der Seekrankheit gelitten hatte, als sie nach Frankreich überschifft wurde und dann wieder nach England zurückkehrte.

Mittlerweile war auch Mazarin dem Ziele jedes Menschen, der geboren ward — dem Tode — näher gekommen. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er von Sand und Stein und der Gicht viel zu leiden gehabt, daß er endlich sein Bett nicht mehr verlassen konnte. Er hatte sich ein riesenhaftes Vermögen während der Regentschaft Anna's von Oesterreichs zusammengescharrt, welches sich auf mehr denn 80 Millionen Francs belief. Das Bestehlen der Staatscassen war zu jener Zeit nichts Außerordentliches. Der Oberintendant der Finanzen, Fouquet, war noch viel reicher. Sein Palast und seine Garten zu Veaux le Vicomte, die von dem berühmten Baumeister Le Nôtre angelegt waren, kosteten ihm allein über 100 Millionen Francs. Einer sah dem Anderen durch die Finger, während die Staatscassen leer waren und das Volk von Steuern mehr als überbürdet war. Mazarin wollte sein Vermögen seinen Nichten hinterlassen, sein Beichtvater aber und noch mehr Colbert, sein Geheimschreiber, riethen ihm dazu, er möge es dem Könige hinterlassen, so daß er sich endlich dazu entschloß, so schwer es ihm auch fiel, dies zu thun.

Ludwig XIV. berieth sich mit seiner Mutter und dem Finanzminister Fouquet darüber, ob er dieses große Geschenk annehmen dürfe oder nicht. Die Erstere rieth ihm zur Annahme, der Letzte hingegen zur Ablehnung,

obschon die Cassen leer standen. Der Stolz und die Habgier stritten sich in ihm, endlich gab er doch den edleren Impulsen nach, besuchte den sterbenden Minister und lehnte dankend das Geschenk ab. Mazarin war ganz außer sich vor Freuden, so groß war seine Liebe zum Gelde. In den letzten Augenblicken sagte er dem König, er könne ihm die Großmuth nicht anders als durch einen guten Rath lohnen, dieser gute Rath bestand in nichts anderem, als daß er ihm sagte, er möge keinen Minister mehr halten, dann empfahl er ihm als einen sehr fleißigen und rechtlichen Mann, seinen Geheimschreiber Colbert, den Einzigen, der im Stande wäre, die verwirrten Finanzen zu ordnen.

Colbert's Aeußeres war kein sehr einnehmendes, obschon man ihm auf den ersten Augenblick den geistreichen Menschen ansah. Als er zum erstenmal zum König kam, machte er ihm solche Enthüllungen über die schlechte Wirthschaft des Oberintendanten Fouquet und eines anderen Unterintendanten, Namens Emery, daß der König sofort eine Commission ernannte, die diese Unterschleife zu untersuchen hatte. Fouquet hatte sich so zu stellen gewußt, daß man ihm selber nichts anhaben konnte, denn die Einrichtung des Finanzwesens stellte ihn außerhalb jeder Verantwortlichkeit. Wenn demnach der König oder Colbert ihm beikommen wollten, so konnte dies nur auf mittelbarem Wege geschehen, indem man seine Creaturen vernichtete und ihn nur mo-

ralisch zwang, das dem Staate geraubte Vermögen zurückzugeben und ihn dann systematisch zu ruiniren.

Die gegen Emery eingeleitete Untersuchung fand so viel Belastendes gegen den Unterintendanten, daß dieser zum Tode verurtheilt und auch gehangen wurde. Bei dieser Gelegenheit fand ein Volksaufstand statt, denn die Bürger waren wüthend auf die Intendanten und wollten Emery in Stücke zerreißen, so daß der Galgen für ihn nur eine Erlösung von einer grausameren Todesart war.

Damit aber, daß Colbert die Unterschleife aufgedeckt hatte, würden sich die Staatscassen noch nicht gefüllt haben, sondern durch seine Entdeckungen, die er später machte. So fand man in den Kellern des verstorbenen Cardinals noch außer dem Vermögen, welches er seinen Nichten hinterlassen, auch andere Millionen (13 Millionen Francs), sonst aber bei den Unterintendanten und Generalpächtern noch mehr, so daß die Cassen sich nach und nach anzufüllen begannen, zudem da der König noch außerdem auf Anrathen Colbert's auch dem Vermögen Fouquet's fleißig zusprach, der während einem Jahre dem Könige über 36 Millionen Francs lieferte, so daß sein Baarvermögen ganz erschöpft war, ja daß er schon eine seiner Liegenschaften, die Insel Belle-Isle an den Küsten der Bretagne, als festen Platz dem Könige schenken mußte, ja mehrere seiner Häuser zu Paris verkaufte, bis ihm nur noch sein keine großen Einkünfte abwerfendes Gut Veaux le Vicomte blieb.

Unterdessen war die Braut Philipp's von Orleans, Henriette, zu Havre angekommen. Der Sohn des von Felton ermordeten Herzogs von Buckingham, Georg Villiers der jüngere, gehörte in die Zahl ihrer Begleiter. Kaum im Hafen angelangt, entspann sich zwischen ihm und einigen französischen Cavalieren, dem jungen Grafen von Guiche, Sohn des Herzogs von Gramont, de Wardes und dem Chevalier de Lorraine, Liebling Philipp's, ein Streit, der zu scandalösen Duellen führte, wodurch der Ruf der jungen Dame auf's Ernstlichste compromittirt wurde. Anna von Oesterreich hatte ihren älteren Sohn, den König, beredet, daß er seiner Schwägerin eine Moralpredigt halte.

Ludwig hatte Henriette gekannt, als sie noch sammt ihrer Mutter in sehr dürftigen Umständen im Louvre lebten, während Carl I. um seine Krone und um sein Leben kämpfte. Damals hatte er sie nicht nur nicht schön gefunden, im Gegentheil, er nannte sie eine häßliche kleine Kröte und man konnte ihn niemals dazu bringen, daß er seine Tante, die Mutter Henriettens, besuche.

Ludwig XIV. fand Henriette außerordentlich verändert und anstatt ihr eine Strafpredigt zu halten, war er gegen sie sehr höflich und zuvorkommend, ja sie war geschickt genug, ihn durch ihre Koketterie an die Schnüren ihrer Schürze zu binden, so daß dies nachgerade sogar seiner Mutter Anna auffiel und diese nun alle Schritte Henriettens und Ludwig's bespähen ließ, während die

Gattin des Königs, Maria Thereſia, ihr fortwährend wegen der immer auffallenderen Kälte Ludwig's in den Ohren lag, und es entſtand zwiſchen den drei Damen eine ernſtliche Spannung, die Alle genirte.

Um die Aufmerkſamkeit des Hofes von ſich und dem König abzulenken, rieth Henriette dem Letzteren, er möge ſich ſtellen, als habe er ſich in eine andere Dame — eines ihrer Hoffräuleins — verliebt. Ich habe oben die beiden Damen, Louiſe la Vallière und Athenaïs von Tonnay-Charente, erwähnt. Die Letztere ſchien Henriette zu gefährlich, als daß ſie es gewagt hätte, ſie dem Könige als Scheingeliebte anzuempfehlen, demnach traf ihre Wahl die minder ſchöne La Vallière und der König, auf den Plan ſeiner Schwägerin eingehend, machte der wenig auffallenden zarten Blondine den Hof.

Bei Gelegenheit eines Hoffeſtes zu Fontainebleau traf der König mit Louiſe im Parke zuſammen und gleichwie der Held Aeneas und die Königin Dido durch ein Ungewitter Gelegenheit fanden, ſich einander liebend zu nähern, ſo geſchah es auch mit dem König und Fräulein La Vallière. Sie wurden von einem heftigen Regen überraſcht und wie Virgil im vierten Buche ſeiner Aeneide ſagt: „Speluncam Dido dux et trojanus eandem intraverant“, ſo fanden der König und La Vallière in einer kleinen Grotte einen bequemen Platz, um ihre Herzen auszuſchütten, ſich Geſtändniſſe und Gegengeſtändniſſe der Liebe zu machen.

Nun war die Reihe an Henriette, auf La Vallière

eifersüchtig zu sein. Die Letztere wurde von den beiden Königinnen, der Mutter und Gattin Ludwig's XIV., und der Prinzessin Henriette in so schnöder Weise behandelt, daß sie das königliche Schloß verließ und nach dem Kloster zu Chaillot eilte, wo sie den Schleier nehmen wollte. Einer der Hofcavaliere, der Graf St. Aignan (später Herzog), witterte sie aber in ihrem Verstecke aus und steckte es dem König, wo sich die Herzensgeliebte befinde. Ludwig eilte dahin, holte sie im Triumph zurück, ernannte sie zur Herzogin und da er schon so weit gegangen war, erklärte er sie zu seiner Maitresse, was sie auch mehre Jahre blieb, bis sie von einer anderen Dame ausgestochen wurde und dann für immer in's Kloster ging.

Während sich der König in dieser Weise unterhielt, hatte er an Colbert einen Mann, der für ihn die Staatsangelegenheiten besorgte. Nachdem die Finanzen zur Blüthe gebracht wurden, hatte Frankreich von einem Kriege nichts zu fürchten. Colbert sorgte dafür, daß sich die französische Marine in kürzester Zeit derart gehoben hatte, daß sie keiner anderen in Europa nachstand.

Ludwig XIV. war in seinen Kriegen sehr glücklich, zumal nach dem Tode Philipp's IV. von Spanien. Frankreich hatte Dunquerque von den Engländern um 5 Millionen Francs zurückgekauft, war folglich um einen Kriegshafen reicher geworden, als es ehemals gewesen. Der Krieg gegen die Niederlande währte nicht länger als 3 Monate und der Franche Comté wurde

in siebzehn Tagen erobert, so wie sich auch alle festen Plätze ergeben mußten. Endlich wurde zu Aachen der Friede geschlossen. (Ein Jahr nach Mazarin's Tod — nämlich 1668.) Später jedoch fand eine Coalition zwischen Holland, dem Kaiser, Spanien und Brandenburg gegen Frankreich statt und Ludwig ward genöthigt, seine Truppen aus den Niederlanden herauszuziehen, um Spanien die Spitze zu bieten. Ganz Europa, außer Schweden, stand in Waffen gegen Frankreich und dieses errang Siege über alle seine Feinde. Condé schlug den Feind bei Senef, Turenne besetzte die Pfalz und verheerte sie, nachdem die Kaiserlichen geschlagen. Die Franzosen gewannen eine Schlacht nach der anderen, in Catalonien, in den Niederlanden und in Deutschland und der größte Verlust den sie erlitten, war der, daß Turenne fiel, der bei einer Recognoscirung von einer Kanonenkugel getroffen vom Pferde stürzte.

Die Franzosen beschränkten sich nicht nur auf ihre Siege in Europa, sie waren in den beiden Indien und sogar in Afrika glücklich, wo der Herzog von Beaufort die Tunisер bei Gigelli schlug und sie nöthigte, die geraubten Christensklaven wieder zurück zu geben. Nicht minder glücklich war Ludwig XIV. durch seine Admirale auf der See. Die herrliche Marine, die das Genie Colbert's geschaffen hatte, zeichnete sich überall aus und die besten Seeleute der Welt, die Holländer, wurden hintereinander in drei großen Seeschlachten von Vivonne und Duquesne geschlagen und verloren ihren besten

Admiral, den unsterblichen Seehelden Ruyter. Endlich gewann auch der Herzog von Orleans einen Sieg über den Prinzen von Oranien bei Cassel, worauf denn die Feinde Frankreichs sich gezwungen sahen, um Frieden zu bitten, der auch richtig im Jahre 1679 zu Nymwegen geschlossen ward und Frankreich im Besitze aller gemachten Eroberungen beließ.

Von diesem Zeitpunkte an datirt das Uebergewicht Frankreichs in Europa. Dieses Uebergewicht hatte es niemals so sehr fühlen lassen, als unter Ludwig XIV. und später unter Napoleon I. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß Frankreich die Macht verlieren wird, doch wie ich zu Anfang der französischen Scandalgeschichten erwähnt habe, besitzt keine Nation Europas jene Lebensfähigkeit, wie die französische, wenn es noch so erniedrigt wird, muß es sich kraft seiner natürlichen Elasticität emporheben und seine Feinde demüthigen. Das französische Volk hat aber einen Fehler, der es nicht gestatten wird, daß seine Macht von langer Dauer sei, es vergißt zu leicht und kennt das Rachegefühl ganz und gar nicht. Sobald die Beleidigung, die ihm zugefügt worden, gesühnt ist, hört auch die Erinnerung an eine solche auf.

VI.

Der Mann mit der eisernen Maske, Marchiali. — Sein Aufenthalt auf der Insel St. Marguerite. — Wie viel Freiheit er daselbst genoß. — Jeanne de Marillière. — Die Nachkommen Marchiali's. — Der schöne Laurent. — Vernichtung jeder Spur seiner Existenz in der Bastille. — Madame de Montespan. — Madame de Maintenon, ihre Vorleserin. — Antipathie Ludwigs XIV. gegen die Letztere, die sich in Liebe verwandelt. — Seine morganatische Ehe mit ihr. — Ihre legitimirten Kinder. — Der Herzog von Maine. — Die letzten Feldzüge Ludwigs XIV. — Luxemburg und Catinat. — Friede von Ryswick. — Ludwigs XIV. drei politische Fehler. — Eugen Prinz von Savoyen. — Lange Regierungszeit Ludwigs XIV. — Gegen ihn geschriebene verleumderische Bücher.

Diejenigen meiner Leser, die über die Scandalgeschichten Frankreichs noch Ausführlicheres wissen wollen, werden in einigen über diese Periode handelnden Büchern, namentlich den hinterlassenen Memoiren La Porte's, der Herzogin von Chevreuse, der Madame Scudéry (die in Leyden gedruckten, kaum noch in weni-

gen Exemplaren existirenden, beinahe ganz unbekannten Memoiren), denjenigen des Herzogs von St. Cyr, des Coadjutors Retz de Gondy, des Ministers Le Tellier de Louvois, Madame Sevignés und noch vieler anderer Memoiristen und Memoiristinnen, einen so reichen Schatz finden, daß es mir unmöglich wäre, Alles, was in diesen Büchern enthalten ist, auch nur im compendiösesten Auszug zu geben. Ich habe diese Werke beinahe durchgängig gelesen und bin zu dem Schlusse gekommen, daß man mit seinen Schlußfolgerungen sehr behutsam sein muß, wenn man aus diesen eine Geschichte compiliren wollte, denn aus allen leuchtet eine gewisse Parteilichkeit hervor, wodurch das Urtheil nur verwirrt wird, anstatt geklärt zu werden. Demnach habe ich mich nur an Werke gehalten, von welchen ich die positive Ueberzeugung hatte, daß sie nicht von Eingenommenheit für oder wider gewisse Persönlichkeiten in die Feder dictirt wurden. An diese Werke zu verweisen, wäre beinahe so viel, als Jemandem eine Anweisung, die im Monde oder in einem Planeten zahlbar ist, zu geben. Nur der Zufall, der außerordentlich ausgedehnte Kreis meiner Bekanntschaften, von mir geleistete Dienste und Gegendienste, und auch Bestechung haben mir geholfen, daß ich Einblick in die Quellen erlangt habe, welche die Mysterien der Höfe behandeln, und ich selber finde mich nicht einmal veranlaßt, Thatsachen zu verschweigen, die nicht geschaffen sind, vor das Licht der Welt gebracht zu werden und vielleicht für ewige Zeiten in

harpokratisches Schweigen tief in Dunkel gehüllt bleiben müssen.

Ich habe dem Drange nicht widerstehen können, einige Facta zu offenbaren, andere hinwieder nur anzudeuten, da ich erkannt habe, daß die Veröffentlichung derselben Niemandem weiter schaden kann. Wer weiß, ob ich nicht noch mehr gesagt haben würde, wenn die depossedirten Dynastieen schon ausgestorben oder zu der Ueberzeugung gelangt wären, daß sie ihren imaginär gewordenen Ansprüchen auf gewisse Rechte wirklich und für immer entsagen sollten. Doch diese Dynastieen, wie einige Mitglieder der Häuser Habsburg, Bourbon, Wasa, Oranien, Braganza, Braunschweig u. s. w. leben ja noch und wenn sie auch einige Zeit hindurch nichts von sich hören ließen, kann man wissen, daß sie nicht wieder hervortreten werden, wie es auch andere Dynastieen von älterer oder jüngerer Gründung gethan, wie die Bonaparte und Murat es in neuester Zeit gethan haben?

Demnach überlasse ich es der Zeit, die als Richter entscheiden wird, ob gewisse Dynastieen sich für ewig als pensionirt und abgedankt betrachten oder ob sie ihr historisches Recht geltend machen wollen. Es geschieht nicht ohne Ursache, daß ich von allem dem schreibe, ich thue es, weil ich jetzt über einen Mann sprechen will, über den so viel geschrieben worden, von dem man aber bis jetzt noch nicht weiß, wer er gewesen und den man nur unter der Benennung des „Mannes mit der eiser-

nen Maske" und unter dem Namen „Marchiali" kennt, der sein Leben größtentheils im Gefängniß zugebracht hatte.

Im IV. Abschnitte dieses Buches eben so wie in dem III. habe ich von dem Balle in Amiens und von dem präsumptiven Zwillingsbruder Ludwig's XIV. gesprochen. Es giebt Historiker, die behaupten, Marchiali habe Ludwig XIV. zum Verwechseln ähnlich gesehen, wogegen andere von einer solchen Aehnlichkeit nichts erwähnen. So viel scheint sogar aus den überall bekannten über ihn handelnden Büchern gewiß zu sein, daß es doch ein Zwillingsbruder Ludwig's XIV. sein konnte, während die geheimen Quellen, derer ich mich bedient, diese Annahme zur Gewißheit machen und keinem Zweifel Raum gönnen. Angenommen aber, daß die Legitimität der Geburt Ludwig's XIII. nicht angefochten wäre, wie sie es ist, denn ich habe auch davon gesprochen und Maria von Medici's Benehmen rechtfertigt einen solchen Zweifel, dann wäre diese Legitimität schon in der Wurzel abgehauen, im ersteren Falle aber bleibt es Physiologen überlassen, darüber zu entscheiden, ob Zwillinge eines und desselben Foetus auch von zwei verschiedenen Vätern herrühren können oder nicht. War Guénaud's Annahme eine richtige, dann war gerade Ludwig XIV. der illegitime, Marchiali aber der legitime Thronerbe Frankreichs, die Substituirung des Ersteren für den Letzteren aber beruhte ebenfalls auf einem Irrthum Richelieu's.

Aus den hinterlassenen (dem Publikum durchaus

unbekannten) Memoiren der Marquise von Bellière, der Geliebten des Finanzministers Fouquet, wird es ziemlich klar, daß Fouquet von der Legitimität Marchiali's überzeugt sein mußte, so wie auch in denselben Memoiren behauptet wird, nicht die Unterschleife, die Fouquet begangen haben soll, sondern eine von ihm entworfene Verschwörung, den Mann mit der eisernen Maske aus der Bastille zu befreien und ihn an Ludwig's Stelle auf den Thron zu setzen, sei die eigentliche Ursache des Sturzes Fouquet's gewesen. Selbst der sehr unzuverlässige Alexander Dumas faselt in seinem „Vicomte de Bragelonne" etwas davon, doch scheint es, als ob er Alles nur von Hörensagen wüßte, ohne die Verhältnisse genau gekannt zu haben. Nach Madame de Bellières Memoiren soll Marchiali schon in seinem achtzehnten Jahre aus Noisy le Sec nach der Bastille gebracht worden sein, wo er in die Classe der prinzlichen Gefangenen gestellt wurde. Von hier schleppte man ihn nach der entdeckten Verschwörung Fouquet's nach der Insel St. Marguerite, dann aber nach einigen Jahren wieder zurück in die Bastille, wo er auch starb und dort begraben wurde.

Auf der Insel genoß er etwas mehr Freiheit als in der Bastille. Er durfte sogar von Zeit zu Zeit seine Maske ablegen und der Gouverneur dieser Insel, St. Mars, war human genug, seinen geschlechtlichen Trieben keinen Zwang anzulegen, so zwar, daß er mit der Tochter eines Marineofficiers, Namens Marillière, ein pla-

tonisches Liebesverhältniß unterhielt. St. Mars wandte sich, um Instructionen in dieser Beziehung zu erhalten, an den Minister Louvois und erhielt zur Antwort, man dürfte dem Gefangenen sogar eine Trauung mit der Dame gestatten, doch in diesem Falle müßten sich beide eidlich verpflichten, die Insel niemals zu verlassen, denn, wie erwähnt, genoß Marchiali hier mehr Freiheit als irgendwo sonst. Er hatte sogar ein Reitpferd für sich und durfte Fahrten zur See machen, doch im letzteren Falle wurden ihm immer drei Begleiter mitgegeben. Sogar in der Bastille behielt er noch sein Reitpferd und ritt im Hofe umher, doch nur bei Nacht, folglich auch nur, wenn der Mond schien. Jeanne de Marillière ward denn wirklich seine Gattin und sie hatte von ihm zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, bei der Entbindung eines dritten Kindes starb sie sammt diesem. Die Wittwe Pelisson's, eines Freundes Fouquet's, soll diese beiden Kinder gesehen haben. Das Mädchen heirathete später nach Spanien, der Sohn hingegen kam nach Westindien und soll zur Bukanierbande des berühmten Monbars gehört haben, wo er den Namen „der schöne Laurent" führte. Auch dieser Laurent verheirathete sich, doch ob er Kinder gehabt und ob noch seine Abkömmlige leben, dies weiß man nicht. Im Falle sie lebten, so dürften sie vielleicht mit noch mehr Recht Ansprüche auf den Thron Frankreichs haben, als die verjagten Mitglieder der von einem illegitimen Nachkommen weiter fortgepflanzten Dynastie.

Das Leben und Ende Marchiali's, so wie die Aengstlichkeit, mit welcher jede Spur seiner einstigen Existenz vernichtet wurde, sind nur um so mehr Inzichten dafür, daß die Meinung, er sei der Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen und daß er ihm zum Sprechen ähnlich sah, eine nur zu gegründete war. Sogar die Wände des Gefängnisses, in welchem er gelebt, wurden abgekratzt, seine Wäsche verbrannt und die Guitarre, auf welcher er zu spielen pflegte, zerschlagen. Alles dies werden meine Leser aber schon aus anderen Büchern kennen, demnach halte ich es für überflüssig, bei diesem Unglücklichen länger zu verweilen und kehre zu Ludwig XIV. zurück.

La Vallière wurde von ihrer einstigen Jugendgespielin Athenaïs von Tonnay-Charente, nachherigen Marquise von Montespan, ersetzt, nachdem sie von dieser aus der Gunst des Königs verdrängt worden war. Die schöne Athenaïs hielt etwas mehr auf ihren Ruf, als daß sie ihn, wie ihre Vorgängerin, ihrer Liebe geopfert hätte. Sie wollte nicht als Mädchen riskiren, Mutter zu werden. Die Kinder sollten den Namen eines Mannes tragen, der durch das Cermoniell der Trauung am Altar mit ihr verbunden worden sei. Am Hofe Ludwig's des Großen war es eben nicht allzu schwer, einen Mann mit einem glänzenden Titel zu finden, der einer Zahl junger Kuckucksbrut seinen Namen hinschenkte. Ein solcher Mann war der Marquis von Montespan. Er hatte sie geheirathet und die still-

schweigende Scheidung von Bett und Tisch fand sofort nach vollendeter Trauung statt. Die Marquise war viel schöner als Louise La Vallière, auch viel geistreicher als diese, doch von herrschsüchtigem Naturell, die sogar dem stolzen König zu imponiren verstand, so daß Ludwig sich unter ihrem Pantoffel beugen mußte. Außerdem mengte sie sich in Alles, sie protegirte oder tyrannisirte die Hofleute und es war viel weniger gefährlich dem Könige, als ihr zu mißfallen.

Madame von Montespan hatte ganz recht, als sie sich mit einem Gatten vor den zukünftigen Launen des Königs sicherte und ihren Kindern keinen Balken durch das Wappen legen lassen wollte. Sie verfiel gleich im ersten Jahre ihres Liebesverhältnisses in interessante Umstände, was sie nicht wenig genirte, weil sie doch wußte, wie die ganze Welt den Urheber dieser körperlichen Veränderung gleich errieth. Sie that alles Mögliche, um ihren Zustand so lang es ging, vor der Welt zu verbergen und die Kunst der Toilette ebenso wie ein Jünger Terpsichorens halfen ihr dabei. Ein berühmter Tanzmeister erfand jenen Courtanz, der sich beinahe anderthalb Jahrhunderte hindurch hielt, den Menuet, und ein Schneidermeister die Bouffants, wodurch ihre Taille maskirt wurde und sie auch ferner tanzen konnte, ohne sich der Gefahr eines fausse Couche auszusetzen.

Ehe noch die Sonne ihres Glückes im Zenith stand, starb einer der ersten Schöngeister Frankreichs, der arme körperlich verkrüppelte Abbé Scarron, der Gatte der

nachherigen Maitresse und morganatischen Gemahlin Ludwig's XIV., Françoise Aubignés, später Madame Maintenon. Maintenon selber war weder reich noch angesehen, man weiß eigentlich nicht einmal, weshalb die schöne Wittwe einen solchen Mann heirathete.

Madame Maintenon lebte in so dürftigen Umständen, daß sie manchmal an dem Nothwendigsten Mangel litt. Sie hatte das Pech den Männern nicht zu gefallen, obschon sie schön, geistreich, liebenswürdig, und naiv kokett war. Sie machte die Runde bei allen Personen, die bei Hofe einigen Einfluß besaßen, um eine Pension zu erbetteln, oder eine Anstellung zu erhalten. So kam Sie auch zur Marquise von Montespan, die sie glücklichweise in einer günstigen Laune antraf, als sie bei ihr anpochte und ihre Noth klagte. Die Marquise war nicht die Frau, um Geld für nichts und wieder nichts zu verschenken. So sehr sie auch sonst das Geld aus dem Fenster warf, verlangte sie dafür Vergnügen oder Dienste. Sie nahm demnach die Maintenon als Vorleserin zu sich und da diese in diesem Fache excellirte, so fing die Marquise sich derart an sie zu gewöhnen, daß sie sie stets um sich haben wollte.

Die Anwesenheit der Vorleserin war dem König, wenn er zu seiner Maitresse kam, etwas ungelegen und er äußerte sich vor der Montespan in einer Weise, als läge ihm viel daran, wenn er die Vorleserin nicht mehr sähe. Madame Montespan nahm ihre Vorleserin in Schutz und trieb den Scherz so weit, daß sie den König

zum Trotz mit ihr allein ließ. Madame Maintenon war sehr bescheiden in ihren Manieren, folglich etwas Neues für den König. Er fing an, sich an sie zu gewöhnen und sie nicht mehr so häßlich und fad zu finden, wie er sie sich anfangs vorgestellt hatte. Da Madame Montespan den König gern maltraitirte, so ließ sie ihn auch jetzt allein mit der Vorleserin, ohne zu ahnen, was aus diesem Alleinlassen entstehen könne. Madame Maintenon hatte die Schwächen des Königs allsobald erkannt und wußte, bei welcher derselben sie ihn fassen müßte. Er lernte erst bei ihr den Unterschied zwischen einer herrschsüchtigen und einer mit seinen Launen Schritt haltenden Maitresse kennen. Sie gefiel ihm von Tag zu Tag besser. Er fand sie nicht nur witzig, geistreich und liebenswürdig, sondern sogar schön. Sie sprach sogar von seiner ersten Geliebten La Vallière, für die er noch immer eine Art Pietät fühlte, mit Liebe und Nachsicht, während diese verstoßene Dame von Madame von Montespan lächerlich gemacht wurde. Mit einem Worte, sie manövrirte so geschickt, daß sie die Schnur, an deren Ende die Angel angebracht war, nur anzuziehen brauchte, um ihn ganz an sich zu ziehen.

Der König begann der schönen Marquise überdrüssig zu werden. Sie hatte ihn durch ihre Launen zu manchen überflüssigen Ausgaben verleitet. Seine Financiers waren kaum in Stande, alle Ausgaben zu erschwingen, die Ludwig's Prachtliebe und Madame de Montespan's Prunksucht erheischten. Der Bau des Palastes von Ver-

failles, von Klein-Trianon und noch andere großartige Anlagen hatten Millionen verschlungen und die von Colbert geordneten Finanzen standen wieder sehr schlimm. Nebenbei machten ihm auch die Angelegenheiten im Inneren wie auch im Aeußeren Sorgen. Man sprach von einer neuen Coalition gegen Frankreich und die Hugenotten, die sich gegen die Gouverneure beklagten, weil diese die Rechte des Edicts von Nantes nicht respectirten; sie wurden von Tag zu Tag unruhiger, so daß Truppen nach den südlichen Provinzen gesandt werden mußten.

Eines Tages kam der König aus dem Staatsrathe zu Madame Montespan in einer ziemlich verdrüßlichen Stimmung, die noch dadurch, daß sie mit ihm in einen Streit gerieth, gesteigert wurde. Sowohl sie wie auch er beriefen sich auf das Urtheil Madame Maintenon's, welches aber zu Gunsten des Königs ausfiel, worauf Madame Montespan sie mit Vorwürfen über ihre Undankbarkeit überhäufte und aus dem Hause wies, gegen den König aber die Schmollende spielte und als er das nächstemal sie besuchte, um sich mit ihr zu versöhnen, ihn nicht vorließ. Dies brachte nun Ludwig so sehr gegen sie auf, daß er ihr einen Abschiedsbrief schrieb, in welchem er ihr für immer Lebewohl sagte und alle seine Zärtlichkeit auf Madame Maintenon übertrug. Madame Montespan war viel zu stolz, als daß sie sich vor dem König gedemüthigt hätte, sie zog sich auf eines ihrer Landgüter zurück, welches sie der Großmuth Ludwig's zu verdanken hatte.

Noch ehe das Liebesverhältniß des Königs mit Madame Maintenon begonnen, waren Anna von Oesterreich und Colbert gestorben. Die Krankheit, an welcher Anna gestorben, wird von den Geschichtsschreibern als Brustkrebs angegeben, was, wenn man den Memoiren der Herzogin von Chevreuse Glauben schenken darf, nicht richtig ist. Es war allerdings ein Krebs, doch nicht an der Brust, sondern in der Gebärmutter, den sie sich durch gewisse geschlechtliche Excesse und Vernachlässigung eines anfangs unbedeutenden Uebels zugezogen hatte.

Ludwig der Große — wie er sich gerne nennen ließ — bildete sich viel auf seine Selbstständigkeit ein, von welcher er eigentlich nicht allzu viel besaß, ja, wenn man sie genau analysirt, so wird man hinter derselben nichts anderes als eine große Dosis von Eigensinn erblicken und Diejenigen, die es verstanden, seiner Eitelkeit zu schmeicheln und sich zu stellen, als gäben sie seinem Eigensinne nach, konnten mit ihm Alles ausrichten.

Niemand verstand diese Kunst besser, als Madame de Maintenon, die ihn endlich so weit brachte, daß er sich mit ihr morganatisch trauen ließ und ihre von ihm gezeugten Kinder für legitim erklärte, ja, als sein Sohn, der Herzog von Burgund starb, hinterließ er den Thron eben diesem legitimirten Sohne, dem Herzog von Maine, der dem legitimen Erben zu seiner Zeit viel zu schaffen gab.

Madame von Maintenon selber war eine bigotte Katholikin und auf ihre alten Tage eine Betschwester.

Sie gab sich ganz dem Einflusse der Jesuiten hin, die es bei ihr so weit brachten, daß sie den König zu einem der gefährlichsten Schritte den er jemals gethan, bewog, indem er das Edict von Nantes zurückrief, worauf der Aufstand in den Cevennen sogleich ausbrach, so daß der dahin gesendete Marschall Villars mit den Rebellen nichts mehr ausrichten konnte und von den Camisarden, wie sie sich nannten, in mehreren Gefechten geschlagen wurde. Er mußte zur Bestechung seine Zuflucht nehmen und es gelang ihm, den Anführer derselben, Jean Cavalier, der Sache abwendig zu machen, der dann die Waffen streckte. Hierauf begannen die berüchtigten Dragonaden, wobei so viel Bürgerblut floß, wie seit der Zeit der Bartholomäusnacht nicht geflossen war. Diese Behandlung der Protestanten erbitterte alle protestantischen Höfe gegen Ludwig den Vierzehnten, selbst Carl II., der bis dahin einer seiner treuesten Alliirten gewesen, konnte es nicht hindern, daß in England die beißendsten Pasquille auf Ludwig gemacht wurden und die Feindseligkeiten brachen dann zwischen den beiden Staaten aus.

Unterdessen hatte auch der Prinz von Oranien den Bund von Augsburg, eine neue Coalition — gegen Frankreich zu Stande gebracht. Die Theilnehmer an diesem Bunde waren: der Kaiser Leopold I., die Könige von Schweden und von Spanien, so auch der gesammte deutsche Bund, worauf denn der Krieg gegen alle diese Mächte von Neuem ausbrach und da das Kriegsglück

anfänglich den Franzosen zuzulächeln schien, machte es sie vermessen. Die Marschälle Luxembourg und Catinat gewannen mehre Schlachten gegen die Deutschen und Italiener, auch Tourville war glücklich genug, die Engländer zur See zu schlagen.

Während dieses ersten Theiles des Krieges starb der Minister Louvois, ein Mensch, der, obschon Franzose von Geburt, bei seinen Landsleuten beinahe ebenso verhaßt war, wie ehemals Mazarin, so daß ihn tausend und tausend Flüche zu Grabe begleiteten. Er war hochmüthig, eigensinnig, ein Finsterling und ein Verschwender. Er hatte sich einmal wegen einem zu Trianon schlecht angebrachten Fenster sogar mit dem Könige gezankt, doch Ludwig nahm ihn später wieder zu Gnaden auf. Er war es, der Frankreich in die Kriege dieser letzteren Regierungsperiode Ludwig's XIV. verwickelt hatte, die nur so lange glücklich geführt wurden, als der Marschall Herzog von Luxembourg lebte, dann aber eine schiefe Wendung nahmen.

Ludwig XIV., schon hoch vorgerückt in Jahren, nahm an diesen letzten Feldzügen Theil und bildete sich auf den über Wilhelm von Oranien bei Steinkerke errungenen Sieg nicht wenig ein. Eben so hatte auch Catinat bei Marsala einen glänzenden Sieg erfochten, in welchem der Herzog von Savoyen eine bedeutende Niederlage erlitt, worauf dann der Friede von Ryswick, der noch ziemlich ehrenvoll für Frankreich genannt werden kann, geschlossen wurde (im Jahre 1697).

Bald darauf brach der spanische Erbfolgekrieg, von dem ich im V. Bande meiner Scandalgeschichten Erwähnung gethan, aus. Der Kaiser Leopold I. hatte sich gegen das von Carl II. von Spanien zu Gunsten des Enkels Ludwig's XIV., Philipp (V. dieses Namens als nachheriger König von Spanien) gemachte Testament erklärt und gewann die Engländer und Holländer zu Verbündeten.

Ludwig hatte vor Ausbruch dieser letzten Kriege zwei sehr große politische Fehler begangen. Der erste war der, daß er Eugen von Savoyen, der vom Rufe der französischen Waffen angelockt, nach Paris kam, um seine Dienste dem König anzubieten, in einer Weise empfing, daß dieser Prinz aufs Tiefste beleidigt sein mußte. Das, was Ludwig an diesem Helden nicht gefiel, war sein etwas zurückstoßendes Aeußeres, denn Eugen gehörte niemals zu den schönen Männern. Er verließ Paris sofort und ging zum Kaiser nach Wien, der ihn mit offenen Armen empfing und ihm ein bedeutendes Commando anvertraute. Der zweite Fehler war der, daß er die Jakobiten — die Anhänger Jakob's II., der von seinen Unterthanen verjagt worden war — gegen Wilhelm III. unterstützte und dem Prätendenten an seinem Hofe eine Zufluchtsstätte bot. Ich bin beinahe versucht, auch einen dritten von Ludwig begangenen Fehler in der Politik zu rügen, einen Fehler, den ein Richelieu gewiß nicht begangen haben würde. Dieser Fehler bestand darin, daß er die gegen Oesterreich revoltirenden Fürsten Eme-

rich Tököly und Franz II. von Rákóczy nur mit leeren Versprechungen hinhielt, anstatt sie thatsächlich zu unterstützen.

Ludwig hatte bald Gelegenheit gefunden, den von mir oben bezeichneten ersten Fehler zu bereuen. Der Krieg hatte in Italien begonnen. Eugen von Savoyen hatte das vom Kaiser in ihm gesetzte Zutrauen aufs Glänzendste gerechtfertigt, denn er erfocht gegen den Marschall Villeroi, den Nachfolger Catinat's, einen glänzenden Sieg bei Chiari, während der Letztere bei Friedlingen über die Kaiserlichen siegte und von seinen Truppen zum Marschall ausgerufen ward, welche Ausrufung Ludwig bestätigte und ihm den Marschallsstab zusandte.

Unterdessen war Eugen von Savoyen zur deutschen Armee beordert worden und vereinigte sich mit dem Herzog von Marlborough, worauf diese beiden berühmten Feldherren über Tallard herfielen und ihm bei Hochstädt eine totale Niederlage beibrachten, so daß die Franzosen von der Donaulinie bis an den Rhein zurückgeworfen wurden.

Da ich aber nicht die Kriegsgeschichte Frankreichs schreiben will, so erwähne ich der letzten Kriegsereignisse unter der Regierung Ludwigs XIV. nicht weiter, ich habe diese nur angeführt, um zu zeigen, welche schlimme Folgen für Frankreich der Eigensinn, die Bigotterie und die Weiberregierung hatten, denn Ludwig XIV. stand in seinem hohen Alter ganz unter dem Pantoffel seiner Gattin — der ehemaligen Vorleserin einer seiner Maitressen.

Kein Regent Europas hat eine so lange Regierungszeit aufzuweisen wie Ludwig XIV. (vom Jahre 1643 bis zum Jahre 1713), nämlich volle siebzig Jahre, obschon er erst in seinem 15. Jahre großjährig erklärt wurde, mithin nur sechzig Jahre selbstständig regierte, denn vor seiner Krönung zu Reims hatte Anna von Oesterreich die Regentschaft geführt, wie ich dies weiter oben erzählt habe.

So unglücklich er in der letzten Zeit in seinen Kriegen war, so war er es auch in seiner Familie. Sein Sohn, der Herzog von Burgund und dessen Gattin, so wie auch der Herzog von Bretagne, starben in einem kurzen Zwischenraume von wenigen Tagen hintereinander. Madame Maintenon versuchte Alles, um ihn über diese Verluste zu trösten, doch sie vermochte es nicht. Selbst der Anblick seines Enkels, nachmals Ludwig XV., des Sohnes des Herzogs von Burgund, gewährte ihm keinen Trost, denn er liebte dieses Kind nicht; dies war die Ursache, daß er seinen legitimirten Sohn, den Herzog von Maine, vorgezogen hatte.

In einem der vielen gegen Ludwig XIV. und Madame Maintenon zu Utrecht erschienenen Büchern unter dem Titel: „Le mystère de la mort du duc de Bourgogne, sa femme et le duc de Bretagne“, wird Madame Maintenon damit verdächtigt, als hätte sie durch Gift den Tod dieser drei Personen verursacht, indem sie den Arzt, der sie behandelt hatte, bestochen, daß er ein solches in die verabreichten Arzneien mischen

möge. Diese Quelle ist aber sehr verdächtig, denn in den Niederlanden erschienen gegen Ludwig XIV. und seine Umgebung eine Menge Bücher, die die schwärzesten und widersinnigsten Verleumdungen enthalten, wie z. B. namentlich das, daß Ludwig XIV. sich auch homosexuellen Ausschweifungen, Madame Maintenon aber den Jesuiten hingab und daß in dem Kloster dieser Patres die abscheulichsten Orgien gegeben wurden. Die erstere ebenso wie die letztere Anschuldigung ist nichts als die vollendetste Bosheit. Wenn Ludwig XIV. was immer sonst vorgeworfen werden könnte, so sind es eben nicht derlei Ausschweifungen, ebenso wie auch Madame Maintenon ganz und gar nichts von einer Messaline an sich hatte. Die Frauen, mit welchen Ludwig XIV. in einem ganz intimen unplatonischen Verhältniß gestanden, sind sehr leicht gezählt, ihre Zahl übersteigt nicht viere: Seine Gattin Maria Theresia und seine drei Maitressen, La Vallière, Montespan und Maintenon. Er war beinahe bis zur Prüderie schamhaft und niemals hörte ihn irgend einer seiner Hofherren über anstößige Dinge sprechen und unanständige Zweideutigkeiten sagen.

VII.

Die Vormundschaften, ein Unglück für Frankreich. — Philipp, Herzog von Orleans, Regent von Frankreich. — Der Herzog von Maine und Cellamare. — Die Verschwörung in der Bretagne. — Die große Mademoiselle. — Der Minister Cardinal Dubois. — Seine Rohheit gegen die Tochter des Regenten. — Der Herzog von Richelieu, Rival des Regenten in Gastereien. — Der Tod Dubois'. — Der Schwindel John Law's. — Tod des Regenten. — Frankreichs Politik zur Zeit der Regentschaft. — Alberoni und Bolingbroke.

Frankreich hatte unter den Bourbons das Unglück, daß die Nachfolger Heinrich's IV. nicht großjährig waren, daß also ihre Thronbesteigung stets von einer Vormundschaft begleitet wurde. Die beiden Ersteren der Ludwige, der XIII. und XIV., hatten ihre Mütter als Vormünderinnen und wie schlimm es unter der Regentschaft dieser Weiber zuging, davon habe ich in den vorhergehenden Abschnitten gesprochen. Auch Ludwig XV., der Sohn des zu früh verstorbenen Herzogs von Burgund und Enkel Ludwig's XIV., war unmündig, als sein

Großvater den Thron leer ließ, und so gut Gaston von Orleans gegen Ludwig XIII., die Partei des Zwillingsbruders Ludwig's XIV. des unglücklichen Marchiali, gegen den legitimen Nachfolger seines Vaters, sich verschwor, so gab auch der Sohn Madame de Maintenon's und Ludwig's XIV. dem Vormunde seines Stiefbruders nicht wenig zu thun. Damals, wie auch in unseren und eben so in älteren Zeiten, war die Krone als Privateigenthum einiger Herren von Gottes Gnaden betrachtet worden, anstatt daß man das Königthum dafür genommen hätte, was es sein sollte, ein hohes Amt, eine schwer zu tragende Bürde. Es war niemals die Rede von den Rechten des Volkes, sondern von jenen der Mitglieder gewisser Dynastien, die den Staat durch Factionen zerrissen, um ihrem Ehrgeiz, ihrer Habsucht und ihrer Eitelkeit Opfer bringen zu lassen, die sie selber verschlangen, wie die Priester des Heidenthums.

Der Vormund Ludwig's XV., Philipp, Herzog von Orleans, war kaum mehr zu einem Vormund geschaffen, als die beiden Mediceerinnen, wahrscheinlich viel weniger als Katharina und Anna von Oesterreich, die Letztere hatte doch wenigstens einen großen Politiker an ihrer Seite, an ihrem Gatten Mazarin, der, wenn er auch sein Hauptaugenmerk darauf richtete, sich selber zu bereichern, kein Mensch von so gemeiner Gesinnungsart war, wie der ekelhafte Wüstling Dubois, der aus einem Barbier zum Minister gewordene Parvenu, diese schlechte Nachahmung eines Olivier le Daim.

Der Regent selber war ein eben solcher Wüstling, wie Dubois. Wäre er es nicht gewesen, so würde er die Regierung besser geführt haben, denn es mangelte ihm weder an persönlichem Muthe noch an Talent. Er war es, der Ludwig XIV. dazu rieth, die erschöpften Finanzen durch die Eroberung West-Indiens wieder zu ordnen, als Monbars bei ihm um eine Audienz bat. Ludwig XIV. war aber in den letzten Jahren seiner Regierung so furchtsam geworden, daß er nichts wagen wollte, weil die Schläge, die ihn in Europa getroffen hatten, ihn für weitgehende Expeditionen verzagt machten. Monbars unternahm demnach die Eroberung von Hispaniola auf eigene Gefahr, er wurde nicht einmal so unterstützt, wie ehedem Cortez, Colon und Pizarro, demnach mußte er sich auf die Besetzung Hispaniolas beschränken und, um es dem Könige zu erhalten, selber eine Flotille schaffen, anstatt seine Eroberungen auf die Havannah, auf Portorico und Jamaica auszudehnen, wie es sein Vorhaben war und wie er es bei noch so geringer Unterstützung ausgeführt hätte.

Als Philipp von Orleans die Regentschaft antrat, gaben ihm die durch den Herzog von Maine verursachten Wirren in der Hauptstadt und in der Provinz so viel zu schaffen, daß er ganz darauf vergaß, daß Frankreich im atlantischen Ocean Besitzungen habe. Die von dem spanischen Gesandten Cellamare angestiftete Verschwörung, die nichts Geringeres bezweckte, als die Ermordung des Vormunds und des Mündels, dehnte sich

weit bis nach der Bretagne aus, wo man den Regenten dadurch, daß man ihn als einen Atheisten und Wüstling ausschrie, so verhaßt wie möglich machte. Dort — in der Bretagne — mußte also der Regent strenge auftreten und die Rädelsführer des Aufstandes, Männer aus den ältesten Familien des ehemaligen Armorica, durch das Schwert hinrichten lassen. Sein Herz blutete dabei, denn Philipp war von Natur nicht grausam. Er würde diesen Hinrichtungen Einhalt gethan haben, doch Dubois war in der Vollziehung der Urtheile viel zu schnell, so daß die dahin gesandte Begnadigung der Schuldigen zu spät ankam, als die Rümpfe bereits ihre Häupter verloren.

Mit den Verschwörern in und um Paris, wie namentlich mit dem jungen Richelieu, mit dem Chevalier de Harmenthal und Anderen, verfuhr man schon viel glimpflicher. Sie wurden in die Bastille gesperrt, aßen, tranken, spielten, empfingen sogar Besuche und während sie sich in Schimpfreden über den Barbier-Cardinal, wie sie Dubois nannten, ergossen, lachte dieser sich in's Fäustchen und ließ sie reden, was ihnen gefällig war, dann aber, wenn er sie nicht mehr für gefährlich hielt, schenkte er ihnen die Freiheit und sie erschienen wieder bei dem Regenten, als ob nichts vorgefallen wäre.

Philipp selber war ein sogenannter lustiger Bruder, er kümmerte sich nicht viel um Politik und hatte nur drei schwache Seiten: seine Geliebten, deren Zahl eine endlose war, seine Tafel, wo er aber an dem jungen

Richelieu einen gefährlichen Nebenbuhler besaß, da dieser ihn in jeder Hinsicht an Pracht und Luxus in den Tafelfreuden überbot, endlich aber seine Tochter Louise, die man die große Mademoiselle nannte, mit der ihr Vater sehr gut harmonirte.

Bei jener Demoralisation, welche an dem französischen Hofe zur Zeit der Regentschaft immer größeres Terrain gewann, ist es zu bewundern, daß diese Dame nicht viel von sich sprechen machte. Sie hatte zwar ihre Liebschaften, namentlich mit dem oben erwähnten Chevalier de Harmenthal, doch als sie hörte, er besuche eine Bürgerliche, die Tochter eines reichen Goldschmieds, da gab sie ihn auf und fing an, mit dem jungen Herzog von Lauzun zu kokettiren, so daß daraus endlich ein ganz ernstes Liebesverhältniß entstand, welches durchaus nicht nach dem Geschmacke ihres Vaters war, der auch Lauzun auf einige Zeit in die Bastille sperren ließ, als sich aber Louise von ihm nicht lossagen wollte, ließ er sie gewähren.

Dubois war der cynischste, gemeinste und für einen gebornen Franzosen der gröbste Mensch. Er traf einmal die große Mademoiselle bei ihrem Vater, mit dem er eben über Staatsangelegenheiten zu sprechen hatte. Der Regent hörte nicht auf ihn, sondern auf sie und als sich Philipp in ein Nebencabinet begab, um ihr einen Schmuck zu holen, mit welchem er sie zu überraschen gedachte, wandte sich Dubois mit den Worten zu ihr: „Allez Vous en f — e!“ Sie erröthete bis

über die Ohren und wartete die Gelegenheit ab, um sich über ihn bei ihrem Vater zu beklagen, wie sie eine solche auch fand. Als sie ihm sagte, wie sie von Dubois beleidigt worden war, lächelte der Regent und entgegnete: „Nun, der Cardinal hat Dir zu nichts Schlimmem gerathen, ich hoffe aber, daß, wenn Du seinem Rathe folgen willst, Du dies klug anstellst."

Dieser Minister wußte sich dem Regenten in jeder Beziehung unentbehrlich zu machen. Es ist gewiß, daß er die äußere und innere Politik trefflich verstand. Indem er die ausländischen Höfe einen gegen den anderen hetzte, hielt er die Feinde von Frankreich fern. Es war ihm einmal sogar gelungen, mit England auf besserem Fuße zu stehen, als man zu Ende der Regierungszeit Ludwig's XIV. stand. Das aufgehobene Edict von Nantes wurde von ihm zwar nicht wieder giltig erklärt, doch hörten die Verfolgungen der Protestanten auf. Eben so ordnete er auch die Finanzen so ziemlich, denn diese hatten während den letzten Jahren bedeutend gelitten. Mit einem Worte, Dubois wäre nicht der schlechteste Minister gewesen, doch das Schlimmste an ihm war der Mensch. Was man ihm selbst in Paris, in diesem Gomorrha der Demoralisation, übel nahm, war, daß er dem unverschämten Treiben der Straßendirnen nicht nur keinen Einhalt that, ja, diese verworfenen Personen durch Polizeiverordnungen schützte und das System der Spionage durch diese Personen aus der venezianischen Staatsverfassung nach Frankreich

übertrug. Nebenbei war er auch der Kuppler des Regenten und ließ sich von den Hetären dafür, wenn er sie dem Regenten oder anderen Cavalieren verkuppelte, theuer bezahlen.

Die Orgien, die unter der Regentschaft im Palais Royal gehalten wurden, überboten Alles, was bis jetzt in Frankreich geschehen war. Die noblere Galanterie unter den Cavalieren und Damen kam sozusagen ganz in Verfall. Wenn sich dann der Regent mit Dubois und den übrigen Bekannten sattsam betrunken hatte, dann schwärmten sie bei Nacht in den Straßen umher und wehe dem Mädchen oder der Frau, die ihnen bei solcher Gelegenheit in den Weg kam, sie wurden auf das Gröblichste insultirt und es kam manchmal zu Schlägereien, wobei der Regent und Dubois, so wie auch die Uebrigen, zuweilen die fürchterlichsten Prügel erhielten.

Alle diese Excesse hatten Dubois' Gesundheit endlich untergraben, er fiel jener schändlichen Krankheit zum Opfer, der auch Franz I. unterlegen war, er starb an allgemeiner Auflösung und war sozusagen schon bei lebendigem Leibe halb verwest. Sein Leichnam konnte nicht eine Stunde lang im Hause, wo er gestorben war, gehalten werden, sondern man mußte ihn sofort nach dem Gottesacker bringen, wo er gleich eingescharrt wurde und das Begräbniß fand mit einem leeren Sarge statt.

Noch ehe Dubois gestorben war, kam nach Paris ein Abenteurer aus Schottland, Namens John Law, der

sich anheischig machte, die ziemlich zerrütteten Finanzen Frankreich zu ordnen. Nach dem Tode Ludwig's XIV. betrug nämlich die Staatsschuld 2 Milliarden und 100 Millionen Livres (etwa $2^1/_2$ Milliarden Francs nach jetzigem Münzfuß). Er erließ mit Bewilligung des Regenten Banknoten, deren Fond ein imaginärer — Smaragdminen am Mississippifluß — war. Alle Welt kaufte diese Banknoten und der Schwindel mit diesen Papieren war ein riesenhafter. Menschen, die ehedem kaum über 100 Francs zu verfügen hatten, wurden zu Millionären. Doch währte diese wahnsinnige Speculation, an der sich beinahe jeder Franzose betheiligt hatte, nicht lange, da man nur zu bald erfuhr, daß die Smaragdminen niemals existirt hatten. Law aber floh von Paris, nachdem er sich dortselbst bereichert hatte. Dies war der erste Staatsbankrott, den man in Europa erlebte, durch ihn gingen viele tausend Familien zu Grunde.

Der Regent überlebte diesen Staatsbankrott und seinen Minister Dubois nicht lange. Beide starben in einem und demselben Jahre, von den Franzosen nicht sehr betrauert.

Die Regentschaft hatte trotz alledem auch manche glückliche Erfolge sowohl in der Politik wie im Kriege aufzuweisen. Der in der letzten Zeit der Regierung Ludwig's XIV. ziemlich tief herabgesunkene Ruf der französischen Waffen hatte sich neuerdings etwas gehoben.

Außer den beiden Ministern, Dubois und Law, gab es noch einen Mann, dessen Rathschläge vom Regenten zuweilen befolgt wurden und wäre dies immer geschehen, dann konnte man mit Zuversicht auf eine bessere Wendung der Angelegenheiten rechnen. Dieser Mann war der in England bei der Königin Anna in Ungnade gefallene Minister St. John Bolingbroke, der nach Frankreich gekommen war, nachdem er aus dem eigenen Vaterlande fliehen mußte, wo er wahrscheinlich das Loos eines Stafford oder William Russel hätte theilen und sein Haupt auf den Block legen müssen.

Nicht sowohl dem Cardinal Alberoni, dem man alles Verdienst zuschreibt, sondern Bolingbroke ist der Plan der Coalition Frankreichs, des deutschen Kaisers und Hollands gegen Georg I. von Enzland zu danken. Das einzige Spanien hielt sich von diesem Bunde fern, wurde aber dafür gezüchtigt, denn der Marschall von Berwick drang in Catalonien ein, welches er lange Zeit besetzt hielt und zwang den König von Spanien zum Frieden.

VIII.

Endliche Thronbesteigung Ludwig's XV. — Seine Feldherren. — Kanonenfieber Ludwig's XV. — Die Marquise von St. Prie. — Der Hirschpark. — Der Herzog von Richelieu. — Fräulein Gabriele von Bellisle. — Die Minister Bourbon und Fleury. — Sturz des Ersteren. — Marie Lescinska, Gattin Ludwig's XV. — Fortwährende Kriege. — Verbannung der Marquise von St. Prie aus Paris. — Die Marquise von Pompadour. — Ihre Levers. — Tod Marie Lescinska's. — Madame Pompadour und der Marschall Moritz von Sachsen. — Sein Laternenabenteuer. — Bonmot des Herzogs von Noailles. — St. Germain und Cagliostro. — Ludwig's XV. drei Töchter. — Die Gräfin du Barry. — Ihr Bruder, der Tambour. — Tod des Königs Ludwig XV.

Es schien beinahe, als hätte Philipp von Orleans nur darauf gewartet, daß sein Mündel jenes Alter erreichte, in welchem er großjährig gesprochen werden konnte. Dies geschah auch sofort nach des Regenten Tod und Ludwig wurde zu Reims zum König von Frankreich gesalbt und gekrönt. Bald darauf feierte er seine Trauung mit Marie Lescinska, Tochter des von Carl XII. König von Schweden protegirten Königs Stanislaus von Polen. Hierdurch offenbarte er auch die Politik, die er einzuschlagen gedachte.

Ludwig XV. war übrigens nicht der Mensch, der sich viel um Politik kümmerte. Er überließ dies seinen Ministern, die dann das Ausfechten derselben den Marschällen aufbürdeten.

Kaum zur Regierung gelangend, hatte er einen Krieg gegen den deutschen Kaiser, der für Frankreich mit viel Erfolg geführt wurde, da Berwick in Deutschland, Villars aber in Italien den Feind schlugen. Dieser Letztere fand zwar seinen Tod hierselbst und man hatte Mühe, für ihn einen ihm ähnlichen Nachfolger zu finden. Indessen gab es dennoch zwei Männer, die es unternahmen, den Krieg fortzusetzen, Graf Coigny und der Marschall Broglie, die bei Parma und Guastalla bedeutende Siege erfochten, ehe es den Kaiserlichen gelingen konnte, etwas gegen sie zu unternehmen. Dennoch hatten auch die Franzosen hier und da Verluste, der größte derselben war der, den sie bei Philippsburg erlitten, vor welcher Festung ihr bester Feldherr, der Marschall Berwick, von einer Kanonenkugel getödtet wurde. Endlich gewann auch Frankreich an Territorialausdehnung, denn es kam in Besitz der Insel Corsika, obschon die Art und Weise, wie dies geschah, ein Schandfleck auf dem Rufe Frankreichs ist, eben so wie die Theilung Polens für Rußland, Oesterreich und Preußen ein unauslöschliches Brandmaal bleibt, ein Pranger, auf welchen sich die Regierungen dieser Staaten selber gestellt haben.

Alle diese Erfolge der französischen Waffen hatten

Ludwig XV. aufgeblasen gemacht, er brannte vor Begierde, selber an einem Feldzuge Theil nehmen zu können und nach dem Tode des Kaisers Carl VI. fand er dazu richtig eine Gelegenheit. Alle Welt stand gegen die Kaiserin Maria Theresia in Waffen, man griff diese Regentin in perfidester Weise und ohne Veranlassung an, man glaubte mit ihr leichtes Spiel haben zu können und sich in ihre Länder zu theilen, rechnete aber nicht auf den Enthusiasmus und auf den Heldenmuth eines Volkes, welches Wunder that, um seiner Monarchin Thron zu retten. Auch Frankreich gehörte zu dieser schmachvollen Raubcoalition und Ludwig XV. hatte sich vorgenommen, die Kriegsoperationen selber zu leiten und sich an die Spitze seines Heeres zu stellen. Alles war bereits zu seiner Reise eingepackt, als er plötzlich erkrankte und in Paris zu bleiben genöthigt war. Es gab boshafte Menschen, die seine Krankheit Kanonenfieber tauften, welches er sich beim Besuche der Gemäldegallerie des Louvre holte, wo ihn ein Schlachtstück derart erschüttert hatte, daß ihm jede Lust an dem Feldzuge Theil zu nehmen vergangen sein soll.

Während sich die französischen Marschälle bestrebten, den französischen Waffen Ruhm zu verschaffen, lebte Ludwig XV. ein Sybaritenleben. Er war schon als Knabe theoretisch in die Mysterien des Vergnügens eingeweiht worden und da er wirklich ein bildschöner Jüngling geworden war, konnte es ihm an Eroberungen nicht fehlen und die Damen, die sich ihm nur zu gern

ergaben, waren in nur zu großer Zahl vorhanden. Sie stritten sich nicht einmal um einen ausschließlichen, sondern nur um einen gemeinschaftlichen Besitz, wie sie daran bereits unter der Regentschaft gewohnt wurden.

Eine der ersten Damen, die sich mit der Eroberung des Königs brüsten konnte, war die Marquise St. Prie, eine Venus an Schönheit und eine Cleopatra an Sitten. Sie verstand es, den Genuß zu vervielfältigen und es wird behauptet, der Marquis von Sade habe aus den hinterlassenen Memoiren dieser Dame die hervorragendsten Scenen seines Buches gezogen. Die Sittenverderbniß steigerte sich noch mehr und der nachherige Minister Ludwig's XV., der Cardinal Fleury, so sehr er sich auch bestrebte, diesem Unsittlichkeitsstrome Wehren zu setzen, mußte endlich bekennen, daß er nicht die Kraft eines Herkules besitze, um den Augiasstall zu säubern, sondern sich darauf beschränkte, die aus dieser Entsittlichung stammenden Vergehen und Verbrechen auf das Strengste strafen zu lassen.

Die Marquise von St. Prie war aber nicht nur eine ausschweifende Person, sondern auch ein habsüchtiges und außerordentlich ehrgeiziges Weib. Sie wollte eben so in Frankreich regieren, wie einst Madame de Maintenon regiert hatte. Dies war anfangs, so lange der Prinz von Bourbon Premierminister war, nicht schwer, denn dieser Mann schmachtete in ihren Fesseln und obschon er wußte, daß er sich an ihrem Besitze mit einer Menge von Cavalieren zu theilen hatte, konnte

er sich aus den Banden nicht losmachen. Nach dem Zurücktreten Bourbons aber, als Fleury an seine Stelle trat, da wäre es um ihren Einfluß geschehen, hätte sie den König nicht, so wie Mephistopheles es mit Faust gethan, zu fest in ihre Krallen bekommen.

Die Erfindung des berüchtigten Hirschparkes stammt lediglich von ihr. Hier wurden die Orgien in Permanenz gesetzt. Es war eine Art großen Bordells für den König und seine Günstlinge. Da die Marquise sich an dem König in der kürzesten Zeit sattgeschwelgt und ihn auch mit ihren Zärtlichkeiten übersättigt hatte, so lag ihr nichts mehr daran, das idyllische Verhältniß mit ihm fortzusetzen, wenn sie nur ihres Einflusses sicher blieb und hierzu diente ihr der Hirschpark als Mittel. Sie hatte es sich zum Studium gemacht, die sinnlichen Genüsse zu variiren, daß dadurch Derjenige, der sich ihnen hingab, nicht gelangweilt werde. Unter den drei Hauptlastern: des Spieles, des Trinkens und der geschlechtlichen Ausschweifung, ist es nur die letztere, die eine ewige Abwechslung erfordert, daß man ihrer nicht überdrüssig wird, während die anderen dies nicht so sehr erheischen.

Die Geschichte des Hirschparkes, so viel davon auch geschrieben und gesprochen wurde, ist für das große Publikum dennoch ein Mysterium geblieben und es ist wirklich besser, daß es so geschehen. Als man davon in Gegenwart der Kaiserin Katharina von Rußland sprach, soll sie ausgerufen haben: „Die Franzosen sind

doch unsere Meister, doch übertreiben sie auch gar zu stark." Keine Tugend konnte in Paris gesichert bleiben. Der Hirschpark war eine wahre dem Dienste der Göttin Venus geweihete Pflanzschule des Lasters. Madame de St. Prie fuhr mit ihren Galans aus, um die schönsten Mädchen und Frauen für den Hirschpark zu rekrutiren. Sie spielte manchmal die wohlthätige Fee, die sich in den Kreis armer Familien einschlich, als wollte sie das Elend aufsuchen und Hülfe bringen, wehe aber den Eltern, die diese Schlange des häuslichen Paradieses über die Schwelle ihrer Hütte treten ließen, sie tödtete die Tugend bei den Mädchen und jungen Frauen viel schneller, als daß dies von deren Umgebung gehindert werden konnte.

Nur bei einer einzigen Dame war es ihr mißlungen, sie dem Laster zu gewinnen, bei der Enkelin des Oberintendanten, des unglücklichen Fouquet, der in der Veste Pignerol in der Gefangenschaft gestorben war.

Der Prinz von Bourbon befürchtete vielleicht nicht mit Unrecht, daß der Sohn des Oberintendanten auf einige seiner ihm unrechtmäßig geraubten Besitzungen, namentlich auf die Insel Belle-Isle, Ansprüche erheben könnte, weil der jüngere Fouquet sich geäußert hatte, er brauchte nur eine gewisse Schrift, die seinem Vater durch die Herzogin von Chevreuse aus dem Schreibpulte gestohlen worden war, die sie dann an Colbert um eine halbe Million Francs verkauft hatte, die aber dann wieder in seinen Besitz gelangt sei, vorzuweisen, dann

müßte der Staat das ganze verschlungene Vermögen des älteren Fouquet zurückgeben. Man belauerte also die Schritte Fouquet's sorgfältig und als er richtig mit seinen Ansprüchen auftrat, fand man es für nothwendig, sich seiner in üblicher Weise, durch einen Verhaftsbefehl, der so gut wie ein Urtheil zu lebenslänglicher Gefangenschaft galt, zu entledigen und sperrte ihn in die Bastille.

Seine Tochter Gabriele reiste, als sie die längste Zeit keine Nachricht von ihrem Vater erhalten hatte, nach Paris und da sie gehört hatte, wie man, wenn man etwas erfahren oder eine Gunst erlangen wollte, sich nur an Madame de St. Prie wenden müßte, so säumte sie nicht lange, sondern ging geradesweges zu dieser hochgebornen Courtisane, von welcher sie auf das Freundlichste aufgenommen ward.

Madame de St. Prie war eine Kennerin weiblicher Schönheiten und sie sah es auf den ersten Augenblick, wie sie mit dem schönen Fräulein, denn Gabriele war viel schöner, als irgend eine andere Dame, die sie bis jetzt gesehen, eine glückliche Speculation unternehmen könnte. Sie wußte auch, daß Bourbon sich im Ministerium nicht lange halten könne und daß Fleury zu seinem Nachfolger bestimmt werden würde. Fleury war ein sehr gerechter Mensch und er würde Fouquet aus der Bastille entlassen haben, wenn er erfuhr, daß das Verbrechen, weswegen er gefangen genommen, kein größeres sei, als daß er sein Vermögen zurück haben wollte. Madame de St. Prie aber, der sehr viel daran gelegen

war, daß Bourbon Minister bleibe, da Fleury ihr ausgesprochenster Feind war, dachte durch das schöne Fräulein auf den König zu wirken, die junge Dame aber sich zur Dankbarkeit zu verpflichten. Sie ging sofort zu Bourbon und berieth sich mit ihm, was geschehen sollte. Die Lage war schwierig, denn Fouquet hatte zu wiederholten Malen erklärt, er würde seine Ansprüche niemals aufgeben und seiner Familie seine Freiheit gern zum Opfer bringen. Er fühle sich kräftig genug, Bourbon und selbst den König zu überleben und ein anderer Minister, so wie auch ein anderer König, dürften gerechter sein, als Ludwig XV. und Bourbon. Es war demnach sehr riskirt, dem Fräulein viel zu gewähren. Die ganze Gunst, die sie erlangen konnte, bestand darin, daß ihr der Minister eine Einlaßkarte nach der Bastille gab, damit sie ihren Vater sehen oder sprechen könne. Sie mußte sich aber der Marquise von St. Prie eidlich verbindlich machen, davon, daß sie eine Nacht bei ihrem Vater in der Bastille zugebracht, so lange zu schweigen, so lang Bourbon Minister sei.

Während die Marquise sich bei Bourbon befand, war es dem König eingefallen, sie zu besuchen, er fand sie aber nicht zu Hause, sondern an ihrer Stelle Gabriele, die er noch nicht gesehen. Er war von der Schönheit des Mädchens, von ihrer Anmuth, Grazie und Würde so betroffen, daß er, so sehr man ihn an ein Wüstlingsleben gewöhnt hatte, doch einen so tiefen Respect vor der Tugend derselben empfand, daß es ihm

gar nicht einfiel, sie in einer Weise besitzen zu wollen, wie er bis jetzt alle Weiber, die ihm gefallen, besessen hatte. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, erfuhr ihren Namen, ihr Anliegen und das Versprechen der Marquise, daß sie ihr Einlaß zu ihrem Vater verschaffen werde. „Wenn Sie eine solche Einlaßkarte nicht erhalten könnten," sagte der König, „dann rathe ich Ihnen, den Cardinal von Fleury zu besuchen, er wird Ihnen morgen eine geben. Ich bitte Sie aber, der Marquise kein Wort zu erwähnen." Hierauf verließ sie der König und ging schnurstracks zu Fleury.

Gabriele erzählte ihrer bisherigen Beschützerin, wie sie mit dem Könige zusammengetroffen und was sie mit ihm gesprochen — bis auf das, was ihr der König aufgetragen hatte, daß sie's verschweigen möge. Es war Nachmittag, etwa um 5 Uhr, und die Marquise fuhr zum König. Sie sprach mit ihm von der Schönheit Gabrielens, der König sagte, er hielte sie für tugendhaft. „Desto besser für Sie, Sire. Eine solche Tugend ist nichts Alltägliches, machen Sie aus ihr eine Maitresse." — „Wir wollen sehen, was sich aus ihr machen läßt," entgegnete der König, als aber die Marquise das Loben des Fräuleins nicht aufzugeben wollen schien, unterbrach sie der König mit den Worten: „Beweisen Sie mir, daß Sie eine Künstlerin in der Verführung junger Damen sind, bringen Sie sie mir nach dem Hirschpark." — „Das wird nicht gehen. Bei einem solchen Mädchen darf man Aehnliches nicht versuchen, man kann nicht

überrumpeln, sondern man muß eine Mine graben." — „Das ist eine gefährliche Unternehmung, es ist schon vorgekommen, daß Mineure sich selber aus Unachtsamkeit in die Lüfte gesprengt haben," entgegnete der König und überließ es der Marquise, für sein Vergnügen zu sorgen.

Gabriele war übrigens nicht nur dem König auf dem Thron, sondern auch dem König der Mode, dem Herzog von Richelieu, aufgefallen. Er wußte nichts davon, weswegen das Fräulein nach Paris gekommen, so wie sie auch nicht einen derartigen Eindruck auf ihn machte, wie auf den König. Er war lüstern auf ihren Besitz und ein großer Eroberer aller Gattung von Frauen, setzte er sich's in den Kopf, auch Gabriele in seinem Register zu besitzen. Er wandte sich deshalb an die Marquise, versprach ihr einen prachtvollen Schmuck, wenn sie sie ihm verschaffte und die Marquise stellte sich, als willigte sie ein. Sie lud den Herzog auf den Abend zu sich und stellte die Bedingungen, daß er mit der Dame in der Finsterniß zusammenkommen und mit ihr kein Wort sprechen dürfe. Richelieu dachte nicht im Entferntesten an einen Betrug, denn ein solcher wurde ihm von der Marquise gespielt, die, während Gabriele sich mit ihrer Einlaßkarte nach der Bastille begab, um mit ihrem Vater zu sprechen, ihm eine Candidatin des Hirschparks unterschob, in deren Armen der Herzog die Nacht verschwelgte.

Unterdessen hatte der König darüber, was er heute erlebt, mit Fleury gesprochen und das Resultat der Unter-

redung war sowohl für Bourbon, wie für die Marquise ein eben so unangenehmes, wie unerwartetes, denn der Erstere erhielt seine Entlassung, die Letztere aber die Weisung, Paris zu verlassen. Fleury wurde Minister; er trug Sorge, daß die Angelegenheit Fouquet's untersucht werde und er Gerechtigkeit erhalte.

Richelieu, in dem Wahne, er habe die Nacht bei Gabriele zugebracht, erlaubte sich eine Indiscretion und zog sich vom Bruder Gabrielens und anderen Cavalieren, die die junge Dame kannten, einige Duelle auf den Hals. war jedoch so glücklich, aus denselben siegreich heraus zu kommen. Das Fräulein erhielt daher vom Könige ein kostbares Geschenk zu ihrer mit dem Grafen von Aubigné stattfindenden Trauung.

Die nächste Nachfolgerin der Marquise von St. Prie war die eben so schöne wie geistreiche Marquise von Pompadour. Sie war mehr, als ihre Vorgängerin es im Stande gewesen, geschaffen, den König dauerhafter zu fesseln, auch war sie klug genug, stets mit dem Strome zu schwimmen und, obschon sie sich auch für Politik interessirte, sich zu stellen, als kümmerte sie sich nicht darum. Sie war sogar gutherzig genug, ihrer in Ungnade gefallenen Vorgängerin die Rückkehr nach Paris beim Könige zu erwirken. Nicht einmal der auf Sittenreinheit viel haltende Fleury vermochte es, ihr etwas anzuhaben und da er sah, wie sich der König durchaus nicht von ihr trennen wollte, gab er es auf, sie aus der Gnade ihres Geliebten verdrängen zu wollen. Sie war mit

allen übrigen Ministern ziemlich gut, doch mit keinem so sehr, wie mit Choiseul, so daß man auch darüber sprach, daß sie ihn dem Könige vorzog und der Letztere habe sie mit dem Minister einmal beinahe in einer sehr zweideutigen Situation angetroffen, aus welcher sie sich nur durch ihre Geistesgegenwart rettete, so daß der König — gleich Pappadacci in „der Italienerin in Algier" mit offenen Augen auch nicht sah.

Die Gattin des Königs, Maria Lescinska, wußte von allen Seitensprüngen ihres Gatten, doch gab sie sich nicht die Mühe, ihn auf den Weg der Tugend zurückführen zu wollen, was auch eine vergebliche Mühe gewesen wäre. Er liebte seine Gattin jedenfalls mehr, als die meisten seiner Vorgänger ihre Gattinnen geliebt hatten, doch von einer absoluten Treue war bei ihm niemals die Rede.

Niemals hatte ein König so wenig verdient, gute Feldherren zu haben, als Ludwig XV., der sich nicht im geringsten darum kümmerte, ob er siegte oder geschlagen wurde. Sein bester Feldherr war unstreitig der berühmte Marschall Moritz von Sachsen, ein eben solcher Wüstling wie sein König, dessen verliebte Abenteuer nach den Hunderten zählten. Moritz war ein riesenstarker Mann, außerordentlich galant und unternehmend bei Damen. Eines Abends entführte er die Gattin eines Advokaten und da großer Schnee fiel, war er galant genug, sie auf seinen Rücken zu nehmen und sie so über die Straße zu tragen. Da begegnete ihm plötzlich

der Gatte seiner Schönen mit einer Laterne in der Hand. Die Dame that einen kleinen Schrei und flüsterte ihm in die Ohren: „Um Gotteswillen, das ist mein Mann, wenn er mich erkennt, sind wir verloren!“ Der Marschall machte einen ungeheuren Schritt nach vorwärts und schlug mit seinem Fuße dem Manne die Laterne aus der Hand, die sogleich zerbrach und das Licht erlosch. Der Advokat rief um Hülfe, indessen sein Nebenbuhler mit seiner Beute weiter ging.

Der berühmte Feldherr litt eine Zeit an Fettsucht, was von den Aerzten, die ihn behandelten, für Wassersucht gehalten wurde. Wenn es aber eine Schlacht gab, dann hielt ihn nichts ab, an derselben Theil zu nehmen. So ließ er sich halbtodt auf das Schlachtfeld von Fontenoi bringen und schlug den Feind. Die Aufregung und das Reiten hatten bei ihm eine glückliche Krisis hervorgerufen und er kam in besserer Gesundheit zurück, als diejenige war, in welcher er fortgegangen, auch war er von den Kriegsstrapazen bedeutend magerer geworden. Diese glückliche Wendung in seiner Krankheit gab dem Herzog von Noailles zu einem Bonmot Veranlassung, indem er sagte: „Der Herr Marschall ist der erste Feldherr, den ein Sieg von seiner Aufgeblähtheit geheilt hat.“ Somit hatte Moritz den Feldzug für Frankreich siegreich beendet und die verbündeten Feinde waren genöthigt, Frankreich um Frieden zu bitten, welcher auch zu Aachen geschlossen wurde.

Nach dem Tode Marie Lescinska's und der Mar-

quise von Pompadour, war der König einige Zeit lang sehr herabgestimmt, es schien, als hätte sich sein Glücksrad nach rückwärts gewendet. Er verlor sogar den Marschall von Sachsen, und das Attentat Damien's auf sein Leben machte ihn vollends verzagt, so daß er mehre Wochen zu Hause blieb und außer seinen drei Töchtern Niemand um sich hatte.

Zu Ende der Regierungszeit Ludwig's XV. machte ein berühmter Charlatan, Namens Cagliostro — anders auch Josef Balsamo genannt — viel von sich sprechen. Das Zeitalter Ludwig's XV. war es, wo Philosophie und Aufklärung gegen Aberglauben und Vorurtheile einen harten Kampf begannen. Es war die Blüthezeit des sogenannten philosophischen Jahrhunderts. Die Aufklärung hatte endlich auch einige Siege errungen, der größte derselben war, daß die Jesuiten beinahe aus allen Staaten vertrieben wurden, mithin auch aus Frankreich. Andererseits feierten aber auch der Aberglaube und die Charlatanerie ihre Triumphe. Der berühmte Graf von St. Germain, welcher behauptete, er habe schon einmal und zwar vor mehren tausend Jahren gelebt und sei mit Christus, Moses, Lykurg und Mahomed persönlich befreundet gewesen, erregte am Hofe Ludwig's XV. großes Aufsehen. Er wurde von Madame Pompadour bei ihren Levers empfangen und erfreute sich der besonderen Gunst dieser Dame. Später jedoch verließ er Frankreich, machte Reisen und erschien an mehren europäischen Höfen, namentlich an jenen von Wien, St. James und Petersburg.

Nach dem Tode seiner Gattin und Madame Pompadour's fand der König das Verlassensein doch zu sehr, als daß er sich bei seinen Töchtern allein unterhalten konnte, so sehr sie ihn auch liebten und Alles anwendeten, um ihn zu zerstreuen, langweilte er sich doch in ihrer Gesellschaft. Er hatte ihnen Spitznamen gegeben, nannte die eine Chiffe, die andere Locque, die andere Graille. Er sehnte sich nach einer neuen Maitresse.

Eine solche erhielt er auch in Madame du Barry, einer Person von niederer Herkunft, doch von außerordentlicher Schönheit und vielen natürlichen Anlagen. Madame du Barry war in ihrer frühesten Jugend Wäscherin, später aber Gemüseverkäuferin, sie fiel vielen Cavalieren auf, die ihr Geschenke zuschickten, ohne sie in ihrer Tugend wankend zu machen. Es war aber nicht die Liebe zur Tugend, sondern Berechnung, die sie so unerbittlich machte. Sie konnte von den Emissären des Königs nicht einmal für den Hirschpark gewonnen werden. Ludwig hörte viel von ihrer Schönheit sprechen und es reizte ihn, sie kennen zu lernen. Endlich bekam er sie zu Gesichte und ihr Aeußeres machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er es der Mühe werth hielt, sie einer längeren Belagerung zu würdigen. Sie band ihm Etwas auf, daß sie von altem Adel stamme und er ernannte sie zur Gräfin, worauf sie bald allmächtig und seine Maitresse wurde.

Dieses zweite Liebesverhältniß war ein dauerhafteres, als die beiden ersteren, denn es währte bis an den Tod

Ludwig's XV. Er blieb ihr viel treuer als den beiden ersten Maitressen und seiner Gattin.

Einmal jedoch gerieth sie in große Gefahr, die Stellung einzubüßen, die sie bei Hofe einnahm. Eines Morgens meldete ihr ihr Kammermädchen den Besuch eines Mannes an, der sich nicht abweisen ließ. Sie mußte ihn endlich empfangen und siehe da, der Besucher war niemand sonst als ihr Bruder, Tambour in einem Infanterie-Regimente. Er sagte ihr rundweg heraus, daß er dem Könige verrathen werde, wie sie ihn auf mannigfache Weise betrogen, erstens, daß sie ihm vorgelogen, sie stamme von gutem Adel, zweitens, wie sie ihre Jungfrauschaft an einen Sergeanten desselben Regiments, in welchem ihr Bruder diente, hingeworfen. Die Dame erschrak nicht wenig bei diesen Drohungen, schenkte ihm einige hundert Francs und versprach noch außerdem für ihn zu sorgen, wenn er reinen Mund hielte. Endlich erwirkte sie für ihn eine Capitainsstelle in einem Regimente, welches nach Canada beordert wurde. Die froheste Botschaft, die sie jemals erhalten, war diejenige, in welcher man ihr meldete, ihr Bruder sei in einer in der Nähe der Festung Montcalm geschlagenen Schlacht gefallen. Niemals erfuhr es der König, in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß sie zu dem Gefallenen gestanden hatte.

So wie der Großvater, Ludwig XIV., so war auch der Enkel, Ludwig XV., in den letzteren Jahren seiner Regierung in seinen Kriegen wenig glücklich. Er mußte

Canada an England abtreten und hatte auch in Deutschland starke Verluste erlitten, namentlich bei Roßbach, wo der Prinz von Soubise von den Preußen fürchterlich geschlagen wurde. Er hatte es nur seinem Minister Choiseul zu danken, daß er bei dem später geschlossenen Frieden nicht gar zu schlimm wegkam.

So wie bei Ludwig XIV., wo nicht der Sohn dem Vater auf dem Throne folgte, war es auch unter Ludwig XV. der Fall. Dem König kümmerte es nicht viel, wer immer es sei.

Als er eines Tages von der Jagd heimkehrend Madame du Barry besuchen wollte, begegnete er auf der Straße dem Leichenzuge eines Mädchens, welches an den Blattern — oder Pocken — gestorben war. Der Anblick dieses Leichenbegängnisses entsetzte ihn derart, daß er selber schwer erkrankte, um sein Lager nicht wieder zu verlassen. Man giebt allgemein als diejenige Todesart, an welcher er gestorben, die Pocken an, es war aber auch etwas anderes, ein complicirteres Uebel, syphilitischen Ursprungs. Seine drei Töchter warteten ihn Tag und Nacht und überwanden den Ekel, den ihnen der Anblick und der Geruch eines lebenden Leichnams verursachte. Er starb endlich (im Jahre 1774) an totaler Auflösung, gerade wie der Cardinal Dubois gestorben war.

Sein Leichnam konnte nicht einbalsamirt werden. Als der erste Kammerherr den Arzt Chirac dazu nöthigen wollte, entgegnete dieser: „Wohlan, Monseigneur, ich werde Ihren Befehl erfüllen, doch Sie, als erster Hof-

beamter, müssen bei der Einbalsamirung gegenwärtig sein, Ich sage Ihnen aber in Voraus, wenn dies geschieht, werden weder Sie, noch ich, noch sonst Jemand, der bei der Secirung des Leichnams gegenwärtig ist, morgen am Leben sein." So wurde denn der Leichnam in einem geschlossenen Wagen in die Gruft von St. Denis gebracht und die Luft war überall wie verpestet, wo der Wagen vorbeifuhr.

IX.

Ueble Vorbedeutungen bei der Reise der Erzherzogin Marie Antoinette nach Frankreich. — Der phantastische Wagen und das Ungewitter. — Eine Nacht auf dem Schlosse Maison rouge. — Cagliostro und Marie Antoinette. — Philadelphia's Prophezeihung. — Schlimme Vorbedeutungen bei der Geburt Ludwigs XVI. — Das Feuerwerk und der Brand bei Gelegenheit der Hochzeitsfeierlichkeiten Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens. — Sartiges. — Vorboten der Revolution von 1789. — Die Freimauerei in Frankreich. — Atheismus in Mode.

So wie die Vorbedeutungen bei der Thronbesteigung und Krönung des letzten Valois — Heinrichs III. — (siehe X. Abschnitt des VI. Bandes) diesem Könige ein trauriges Ende zu verkünden schienen, so waren diejenigen, welche die Vermählung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette begleiteten, auch derart, daß abergläubische Leute aus diesen Zeichen das Schlimmste prophezeiheten. Als diese Prinzessin von ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, unter tausend Thränen Abschied genommen und bereits aus der Hofburg gefahren war, ward eines der Rosse scheu und bekam den Koller, es

warf sich zu Boden und man mußte es ausspannen. Die Prinzessin war so erschrocken darüber, daß sie aus dem Wagen stieg und die ziemlich große Strecke Weges, die sie zurückgelegt, zu Fuße gehen wollte, um ihre Mutter noch einmal zu sehen. Die Fürstin Lobkowitz, die sie begleitet hatte, redete es ihr aus, indem sie ihr sagte: „Erschrecken Sie die Kaiserin nicht, wenn Sie zurückkehrten, würde sie keinen ruhigen Augenblick mehr haben, sie würde sich Scrupeln machen und denken, daß Eure kaiserliche Hoheit nach Frankreich in Ihr Unglück gehen.“ Endlich hatte man ein anderes Roß von einem Hofwagen dem kollerigen substituirt und die Reise ging ohne weitere Unfälle bis an die Grenzen der Monarchie fort. In Deutschland angelangt, lief einmal ein Wolf über die Landstraße, was ein Kammerherr ebenfalls für ein schlimmes Omen hielt. Endlich aber, als die hohe Reisende bereits den Boden Frankreichs betreten, kaum hundert Schritte landeinwärts, brauste ein phantastisch ausgestattetes Fuhrwerk, aus dessen Dache ein Rauchfang hervorragte, der einen blutrothen Qualm entströmen ließ, von vier Rappen gezogen, in Galopp an dem prinzlichen Reisewagen vorbei und verschwand bald, als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Die Pferde wurden beinahe scheu und die Postillons konnten sie kaum halten. Niemand wußte, wessen Wagen es sein könne und der jüngere Postillon meinte, es sei der leibhaftige „Gott sei bei uns“ gewesen, der aus der Hölle einen Abstecher nach Frankreich machte.

Unweit von Paris, kaum weiter als eine Tagereise von der Hauptstadt, wurde die Prinzessin von einem ungeheuren Regen, den heftige Donnerschläge begleiteten, überrascht, die Wege waren beinahe unpassirbar geworden, so daß die Pferde die schwere Kalesche nicht weiter fahren konnten; die nächste Etappe, wo die Prinzessin anhalten sollte, war aber zu entfernt, als daß sie dieselbe erreichen konnten. Es blieb ihr keine andere Wahl übrig, als die Gastfreundschaft eines verarmten Edelmannes, des Marquis von Taverney, im Schlosse von Maison rouge, in Anspruch zu nehmen. Sie ließ sich demselben ankündigen und fand die schlechteste Bewirthung, die sie seit ihrer ganzen Reise gefunden, denn in diesem Schlosse fehlte es an Allem. Der Marquis entsandte einen seiner Diener an den Maire des nächsten Fleckens, und dieser und der Pfarrer borgten für die Bewirthung der zukünftigen Königin von Frankreich das nöthige Silberzeug und versahen die Tafel des verarmten Cavaliers mit Speisen und Getränken, die Tochter des Hausherrn aber trat der jungen Königin ihr eigenes Bett ab, indeß sie selbst das Lager des Stubenmädchens theilte.

Etwa zwei Stunden nach Mitternacht fuhr in den Hof des Marquis derselbe phantastisch aussehende Wagen ein, dem die Prinzessin kurz nach ihrer Ankunft auf französischem Boden begegnet war. Der Eigenthümer dieses Fuhrwerks war der berüchtigte Cagliostro, auch Joseph Balsamo genannt. Er war mit Allem versehen,

was dem Hausherrn fehlte; er besaß nämlich ein glänzendes silbernes Tafelgeschirr und die prachtvollsten Dunenbetten, so daß, als die Prinzessin auch noch am nächsten Tage, zufolge des noch immer nicht nachlassenden Unwetters, das Schloß Maison rouge nicht verlassen konnte, sie es nicht mehr so fühlte, daß sie in einem wüsten Hause zu wohnen genöthigt war. Cagliostro bat um die Erlaubniß, sich ihr vorstellen zu dürfen; die Prinzessin fand in ihm einen höchst fein gebildeten Mann, der ihr im ersten Augenblicke besser gefiel, als alle Cavaliere, denen sie bis jetzt begegnet war.

Gegen Abend, zu Ende des zweiten Tages ihres Hierverweilens fand sie sich im Schlosse des Marquis ganz zu Hause, und es that ihr beinahe leid, diesen Ort verlassen zu müssen. Sowohl Cagliostro, wie die Tochter Taverney's, André, gefielen ihr sehr gut und sie unterhielt sich mit ihnen auf das Beste, über den Hausherrn selbst mußte sie viel lachen, denn dieser schien ihr ein wahres Muster der rococohaftesten geckenartigsten Galanterie, er war ein Mensch, der einem Kotzebue'schen Don Ranudo de Colibrados zum Urtypus gegolten haben mochte.

Die Prinzessin hatte am elterlichen Hofe ziemlich viel Freiheit genossen. Obschon es in Wien nicht gar so arg zuging, wie am Hofe Ludwigs XV., so regierte doch keine so steife Etiquette in der Nähe Maria Theresias und die Prinzessinnen trieben mit den hübschen Gardeofficieren, zumal mit den Ungarn, ihre Scherze,

obschon solche nichts Anstößiges an sich hatten, in der Theorie aber kannten die Töchter Maria Theresia's von den Tändeleien der Liebe beinahe so viel, wie ihre Mutter in der Praxis. Es ist demnach kein Wunder, wenn Marie Antoinette die Annäherung eines liebenswürdigen, geistreichen und schönen Mannes, wie Cagliostro, nicht ganz kalt aufnahm, ja, daß sie sich sogar bis zur Coquetterie herabließ. Dieser routinirte Weltmann verstand aber den Scherz so falsch, daß er wirklich dachte, die Prinzessin könne sich in ihn verliebt haben. Er betrachtete dies als nichts Anderes, als einen seinen glänzenden Eigenschaften gezollten, ihm gebührenden Tribut. Als er am Abend mit ihr im Parke lustwandelte, wagte er eine Liebeserklärung und erhielt einen Korb, der noch obendrein mit den bittersten demüthigendsten Bemerkungen ihrerseits gereicht wurde: sie hieß ihm sich zu entfernen und drohte ihm damit, sie würde ihn dem König Ludwig XV. in einer Weise beschreiben, daß ihm die Lust verginge, sich in Paris aufzuhalten.

Was Dumas in seinem: „Joseph Balsamo" von der Prophezeihung Cagliostro's über das Schicksal der Königin erzählt, ist nicht ganz so, wie er es giebt. Nur daß sie mit ihm im Schlosse Maison rouge zusammentraf, verhält sich so. Das Abenteuer mit dem Glase, in welchem sie Etwas erblickte, was einer Guillotine geglichen haben soll, begegnete ihr nicht auf ihrer Reise, sondern schon in Wien, am Hofe, als sie noch Kind war. Der berühmte Escamoteur Philadelphia war es,

der ihr ein solches Glas sehen ließ und sie dachte lange nicht mehr daran, erst nach Ausbruch der Revolution und als diese furchtbare Maschine erfunden worden war, erinnerte sie sich derselben, so wie sie sich darüber auch in Gegenwart der Prinzessin Elisabeth und der unglücklichen Lamballe aussprach. Cagliostro hatte das Schloß Maison rouge schon während der Nacht verlassen und war der Königin vorangeeilt. Mit den besten Empfehlungsbriefen versehen, versicherte er sich vor der Ankunft Marie Antoinettens der Gunst der Maitresse Ludwig's XV., der allmächtigen du Barry, des Cardinals Rohan und des Königs der Mode sogar in vorgerücktem Alter, des Herzogs von Richelieu, endlich aber hatte er unter den Rosenkreuzern und Freimaurern, die einer großen kommenden Revolution vorarbeiteten, viele Freunde und Bundesgenossen und dieser Bund dehnte sich bis in die nächste Umgebung des Königs aus, ja selbst der nachherige Minister Turgot gehörte zu den Mitgliedern.

Der berühmte Charlatan hatte also unter seinen Füßen nicht Gras wachsen lassen, sondern den Vorsprung von vierundzwanzig Stunden auf das Trefflichste benutzt. Als dann Marie Antoinette in Paris anlangte und mehre Tage, ja sogar Wochen vergingen, ehe sie sich daran erinnerte, wie sie Cagliostro gedroht hatte, war erstens auch ihr Aerger über ihn zum Theil schon verdampft, andererseits hatte er sich gegen ihre Rache vorgesehen. Nur ein einziger Mensch, der Polizeiminister Graf Sartiges, erhielt von der Gattin des Dauphins

die nöthigen Weisungen, dieses gefährlichen Menschen Handlungen zu überwachen und auf eine Gelegenheit zu lauern, um ihn entweder nach der Bastille oder aus dem Lande schicken zu können. Da jedoch Cagliostro nichts that, daß ein solches Verfahren von Seite des Polizeiministers nothwendig geworden wäre, ließ man ihn in Ruhe.

So gut Marie Antoinette ihre üblen Auspicien bei ihrer Reise nach Frankreich hatte, so hatte sie schon ihr Gatte bei seinem Eintritt in die Welt gehabt. Als nämlich Ludwig XVI. geboren wurde, befand sich der ganze Hof zu Choisy und kein einziger Prinz von Geblüt war bei Ludwig's XVI. Geburt anwesend. Der Courier, den man an den König Ludwig XV. abgesendet hatte, um ihm diese Geburt zu melden, stürzte vom Pferde und war augenblicklich todt. Als nach mehren Stunden Niemand kam, wurde ein zweiter Courier entsendet und dieser sah erst, was den ersten gehindert hatte, die Botschaft an Ort und Stelle zu bringen.

So schlimm alle diese Vorbedeutungen auch sein mochten, so trafen sie bis dahin nur das betreffende Brautpaar, das Schlimmste sollte aber noch folgen. Zur Feier der Hochzeit wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt. Eine Rakete fiel so unglücklich in einen Haufen von trocknem Stroh, daß sie sogleich zündete. Die Zuschauer ergriff ein panischer Schrecken und Alles drängte sich hinweg aus der Nähe des Brandes. Hierdurch entstand eine gräßliche Verwirrung und ein solches Gedränge, daß

dabei unzählige Menschen um ihr Leben kamen. Wie es bei solchen Gelegenheiten leider fast immer der Fall zu sein pflegt, daß Bösewichter das allgemeine Uebel zu ihrem Nutzen auszubeuten trachten, so geschah es auch bei dieser Gelegenheit. Es wurde gestohlen, viele Menschen wurden geplündert, nackt ausgezogen, manche sogar, damit sie die Thäter nicht erkennten, in die Seine geschleudert, wo sie ertranken, zarte Jungfrauen wurden genothzüchtigt und andere verstümmelt, ja, man fand eine junge Dame, der die Missethäter die Zunge durchgestochen hatten, damit sie sie nicht verrathe.

Die sich immer mehr verbreitende Aufklärung hatte ihren Weg auch nach den Tuilerien und nach dem Palast von Versailles gefunden. Es gehörte zum guten Tone, den Ungläubigen und Vorurtheilsfreien zu spielen und wenn es Jemandem in den Sinn kam, dieser üblen Vorbedeutungen zu gedenken und sie zu erwähnen, so wurden diese Menschen ausgelacht und es fiel Niemandem ein, die auf die Wand geschriebene, nur den Adepten in der Divination der Zukunft sichtbaren Worte, die auch Belzazer bei dem Nachtmahle erschienen waren, zu lesen und zu verstehen. Die Zahl der Sturmvögel der kommenden Revolution war keine geringe, doch man hielt sie nicht dafür und die Polizei der damaligen Zeit war in Frankreich so schlecht organisirt, wie sonst niemals früher. Richelieu, der große Cardinal, hatte ein Jahrhundert vorher eine solche gegründet, sie ging unter dem Regenten Philipp von Orleans gänzlich verloren und

Ludwig XV. verwendete die Beamten dieser Branche der öffentlichen Sicherheit zu nichts anderem, als zu Lieferanten für den berüchtigten Hirschpark. Sartiges endlich war ein Mensch von so beschränkten Fähigkeiten, daß man unter seinen Augen Verschwörungen anzetteln konnte, ohne daß er sie sah. Er war so bornirt, daß er die ehemaligen Jansenisten als gleichbedeutend mit den Freimaurern hielt, dann aber, als er hörte, der Vater und der Bruder der Königin Marie Antoinette gehörten ebenfalls diesem Orden an, fühlte er vor demselben den tiefsten Respect.

Dennoch ist es gewiß, daß die große Revolution von 1789 in den Freimaurerlogen von Paris gemacht wurde und aus denselben ausging.

Druck von Th. Krüger in Leipzig.

Scandal-Geschichten

europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

allen Diplomaten.

Achter Band.

Frankreich (Schluß). — **Dänemark** — **Schweden.**

Leipzig,

Verlag der Verlagsanstalt.

Vorrede zu den drei letzten Bänden.

Es mag vielen unserer Leser fremd erscheinen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit, die sie bisher auf historische Ereignisse gerichtet, von einer zweiten in die Mitte des Werkes hingeschleuderten Vorrede so zu sagen gehemmt sehen. Daß der Herausgeber dieses Werkes hierzu aber eben auf diesem Platze veranlaßt wird, mag wohl Niemandem einfallen und dennoch ist es so.

Wenn sich meine verehrten Leser der Vorrede zu Anfang des Werkes (I. Band) erinnern, werden Sie wissen, unter welchen Bedingungen mir vom ursprünglichen Verfasser dieser Scandalgeschichten die Herausgabe seiner Aufzeichnungen gestattet worden und wie ich eben dort selbst erwähne, nahm ich mir die Freiheit, an der Oekonomie und Structur des Werkes Einiges nach bestem Ermessen zu ändern,

Anderes hinwieder hinzufügen, ohne daß dadurch die in einem jeden Buche so nothwendige stylistische Rundung beeinträchtigt ward.

Bis zu Ende der Scandalgeschichten Frankreichs hatte ich von der Freiheit, die mir der ursprüngliche Verfasser geschenkt, selten Gebrauch gemacht. Meine Leser werden dies leicht erkennen, wo es so geschah, wenn ich sie an die drei letzten Kapitel des ersten Bandes (Oesterreich-Ungarn) erinnere, wo ich sowohl die Form ein wenig veränderte und Einiges selber hinzufügte, obschon ich auch hierbei meinen Gewährsmann — den ich ein für allemal den greisen Diplomaten nennen will — als Autorität erkenne und aus seinen Aufzeichnungen meine Data geschöpft habe.

Die eigentliche Schwierigkeit folgte für mich erst, als ich den VII. Band (Frankreich 2. Theil) beendet hatte. Erstens war das Material für diesen Staat ein viel ausgedehnteres, als für jeden anderen, selbst England nicht ausgenommen, dann aber war es sehr schwierig, für die noch fehlenden Staaten Etwas zu finden, wozu ich nicht solche Quellen besaß, wie für die übrigen. Demnach entschloß ich mich, den achten Band gleichzeitig als Fortsetzung des siebenten zu verwenden und in demselben die Scandalgeschichten Frankreichs zu beendigen, dann aber auch jene Schwedens und Dänemarks, die ohnehin nicht viel Stoff zur Behandlung bieten, in diesen Band zu geben, so daß die Bände alle insgesammt von gleicher Aus-

dehnung sind. Mithin bilden die zehn Bände eine gewisse symmetrisch gleiche Größe.

Außer dem Gesagten habe ich noch meinen verehrten Lesern eine Beichte abzulegen, die die Fortsetzung dieses Werkes — nämlich die drei letzten Bände — betrifft. Sie werden hier nicht überall jene Gattung chronologischer Ordnung finden, wie in den übrigen bisherigen Bänden, außer vielleicht den vierten (Italien), wo die chronologische Ordnung aus dem synchronistischen in's ethnographische System abgeändert worden ist. Der alte Herr Diplomat hat nämlich in den Aufzeichnungen für die drei letzten Bände es für überflüssig gehalten, alle oder die meisten Regenten der betreffenden Staaten, deren Hofscandale er zu beschreiben unternommen, aufzuzählen, sondern er giebt nur Einige von ihnen und berührt allgemein bekannte Scandale so zu sagen gar nicht. Dies beeinträchtigt jedoch den inneren Werth des Werkes durchaus nicht, im Gegentheil, dieser Werth wird eben hierdurch gesteigert, denn die Leser können ja allgemein bekannte Scandale eben so aus anderen historischen Werken kennen lernen, ihnen werden also die wenig oder ganz und gar nicht bekannten um so willkommener sein.

Endlich wünsche ich meine Leser noch davon in Kenntniß zu setzen, daß ich bei den Scandalgeschichten der drei letzten Bände, die sich auch auf neuere Ereignisse — namentlich solche, die nicht in jene Kate-

gorie fallen, wie mir der alte Diplomat es zur Bedingung gemacht — ausdehnen, manches aus eigener Erfahrung und Kenntniß hinzugefügt habe, doch mußte ich dabei alle Vorsicht anwenden, um mit den bestehenden Preßgesetzen in keine Collision zu kommen. Wenn meine Leser demnach hier und da Einiges zu dunkel und nur angedeutet finden, dann schreiben Sie dies auf Rechnung jener beengenden Gesetze, die mir keine größere Freiheit gestatten, als jene, deren ich mich bediene. Ich muthe aber dem Scharfsinne meiner geliebten Leser immerhin so viel zu, daß sie im Stande sein werden, auch das halb Ausgesprochene oder Angedeutete zu verstehen.

Der Herausgeber.

Frankreich (Schluß).

I.

Prüderie Ludwig's XVI. — Seines Großvaters Berathung mit dem Arzte Chirac. — Man versucht es, den Prinzen in die Mysterien der Liebe durch ein Mädchen einweihen zu lassen, der Versuch mißlingt aber. — Unterredung Ludwig's XV. mit seinem Enkel. — Madame Du Barry schafft Abhülfe. — Die Wäscherin in Auteuil. — Der Dauphin Ludwig wird von Nicolette in die Mysterien der Liebe eingeweiht. — Ankunft Marie Antoinettens in Paris. — Die Minister Ludwig's XVI. — Verwirrung in den Finanzen. — Rivalität Englands und Frankreichs. — Fehler der Regierung. — Mesmer und Cagliostro. — Der Proceß wegen dem Halsband der Königin. — Unschuld Madame La Mothes. — Ausbruch der Revolution. — Flucht nach Varennes. — Ende Ludwig's XVI., Marie Antoinettens und des Königthums in Frankreich.

Wenn die übrigen Bourbons in Liebesangelegenheiten gar zu ausgelassen waren (eine ehrenwerthe Ausnahme davon bildet zwar Ludwig XIII.), so fehlte

Ludwig XVI. jedes Element und jeder Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen. Sein Großvater, Ludwig XV., wußte dies nur zu gut und verzweifelte beinahe darüber, daß sein Enkel im Stande sein werde, das Geschlecht der Bourbons weiter fortzupflanzen. Er berieth sich darüber mit seinem Leibarzte Chirac, indem er ihn um seine Meinung befrug, so wie darüber, ob sein Enkel überhaupt Manneskraft genug besitze, um heirathen zu können. „Daran fehlt es ihm durchaus nicht," entgegnete Chirac, „wohl aber an Temperament und an einer richtigen Beurtheilung der Freuden der Liebe. Hieran ist zumeist seine Erziehung schuld. Man hat dem Prinzen die sexuellen Genüsse und überhaupt den Unterschied zwischen den Geschlechtern, so wie nicht minder den Zweck des gesellschaftlichen Lebens zu erklären vergessen, so daß er darin ganz und gar unerfahren ist. Es ist demnach nothwendig, seiner in dieser Hinsicht etwas trägen Phantasie Nahrung zu bieten, was theils durch Lectüre, theils durch Conversation, am meisten aber durch eine der bildenden Künste, nämlich Malerei oder auch Plastik, nachgeholt werden müßte. Doch muß man sich bei ihm sehr in Acht nehmen, daß dieses Zuhülfekommen seiner Phantasie nicht zu plötzlich geschehe, denn in diesem Falle wäre es möglich, daß anstatt in ihm Begierden zu erregen, man bei ihm einen Ekel vor sinnlichen Genüssen schaffen würde."

Ludwig XVI. war das prüdeste verschämteste Ge-

schöpf auf Erden. Man lud ihn ein, die Gallerie und die Statuen des Louvre zu besehen, er ging dahin, äußerte sich aber, wie ihm alle diese nackten Statuen und Göttinnen von Franceschini, Tizian, Correggio u. s. w. im höchsten Grade mißfielen. In den Theatervorstellungen gähnte er bei verliebten Scenen und ließ die etwas lasciven Werke eines Piron, Rabelais und Boileau ungelesen auf seinem Tische. Sein Großvater versuchte es, ihn durch eine reizende pariser Courtisane in die Mysterien der Liebe einweihen lassen zu wollen, der Versuch mißlang aber, denn Ludwig XVI. spielte die Rolle eines Hyppolit, Joseph und Hüon, als die junge Dame sich gewisse Handgreiflichkeiten erlaubte und rief um Hülfe.

Alles dies verursachte dem Großvater nicht geringe Sorgen, er nahm sich vor, mit seinem prüden Enkel ein ernstes Wort darüber zu sprechen und ihm seinen Mangel an Männlichkeit vorzuwerfen. Er ließ ihn demnach zu sich bescheiden und hielt ihm eine Anrede, ohne den Enkel nur im Mindesten anders machen zu können, als er bereits seit frühestem Knabenalter war.

„Teufel!“ rief endlich der alte König. „Du bist jetzt mit Marie Antoinette von Oesterreich verlobt und sie wird bald in Frankreich eintreffen. Was wirst Du thun? Du kannst doch nicht erwarten, daß sie Dir Unterricht in der Liebe gebe. Willst Du Dich

denn selber zum Hahnrei machen? Du wirst es werden, ehe Du Dich dessen versiehst, denn Du darfst es nicht wollen, daß Deine Frau sich an Deiner Seite von allen Liebesgenüssen enthalte. Pardi! Sieh nur einmal Deinen jüngsten Bruder Charles an. Der kleine Knirps fängt schon jetzt an, Augen für Weiber zu haben, während Du so gar kein Blut in Deinen Adern hast."

„Ich werde meine ehelichen Pflichten erfüllen," rief endlich der Enkel beherzt aus, „obschon ich gestehe, daß ich nicht jene Sehnsucht in mir fühle, wie sie die Dichter beschreiben."

„So? Du liesest also doch auch erotische Dichter?" frug der Großvater. „Welchen zum Beispiel?"

„Horaz, Anakreon, Catull, Ovid, Voiture, Racan, Rabelais," entgegnete der Enkel.

„So? Das ist recht. Aber etwas Praxis schadete Dir nicht. Ich will Dir wieder zu Hülfe kommen. Dann darfst Du aber nicht wieder einen Scandal machen, wie mit der armen Florentine Obeilly. Dies war doch ein schönes Mädchen. Nun, diejenige, die Du zunächst erhältst, wird noch schöner sein. Aber, wie gesagt, keine Prüderie und kein Sträuben."

Der alte König ließ es sich sehr angelegen sein, eine für sein Alter und seine Unerfahrenheit passende Liebschaft zu schaffen und glaubte eine solche unter seinen weiblichen Eleven im Hirschpark zu finden. Er hatte jedoch an jeder etwas auszusetzen und ver-

zweifelte beinahe an einem Erfolg, als ihm endlich das Schicksal oder der Zufall zu Hülfe kam.

Eines Abends war er nach Choisy gefahren und unterhielt sich mit Madame Du Barry über die Prüderie seines Enkels. Sie hatte eben das Miniaturportrait der königlichen Braut, Marie Antoinette, in den Händen und betrachtete es mit viel Aufmerksamkeit und einem etwas sathrischen Lächeln.

„Worüber lachen Sie, Gräfin," frug sie der König. „Gewiß eine neue Schelmerei, he?"

„Nein, durchaus nicht. Ich mache meine Bemerkungen nur über die Farbe der Haare. Wie Sie sehen, Sire, hat die Erzherzogin schöne blonde Haare, obschon diese nicht ganz frei von einem etwas röthlichen Schimmer sind, so daß man sie füglich auch rothhaarig nennen könnte."

„Und dies halten Sie für einen Nachtheil? Ihnen gefallen rothe Haare nicht?"

„Das habe ich durchaus nicht gesagt. Ich glaube aber, für ein so kaltes Temperament, wie jenes des Dauphins, wird eine rothhaarige Frau etwas zu verliebten Naturells sein."

„Desto besser," lachte der König. „Sie wird ihn stets in Glühhitze erhalten."

„Das kommt darauf an, ob es möglich ist. Ich kenne eine Person in Auteuil, eine Wäscherin, die diesem Bilde zum Verwechseln ähnlich ist. Glauben Sie nicht, Sire, daß es die Mühe werth wäre, diese

Person zu gewinnen, damit sie unseren verschämten Prinzen von seiner Enthaltsamkeit heile?"

„Dies fällt Ihnen erst jetzt ein, wo Sie doch wissen, daß ich seit mehreren Wochen nichts anderes thue, als einer solchen Person, die ich meinem Karthäuser von einem Enkel zur Lehrerin geben will, nachzujagen, ohne eine zu finden."

„Was wollen Sie, Sire? Mir ist sie erst eingefallen, als ich dieses Portrait betrachtet habe. Nicht einmal Dichter und Componisten können ihren Gedanken gebieten. Genug, daß ich sie jetzt gefunden. Wollen Sie, Sire, daß ich die Sache in Gang bringe, dann müssen Sie mich für heute frei geben."

Der König schnitt eine kleine Grimasse, als Madame Du Barry ihn verließ, denn er war trotz seines Libertinismus manchmal sehr eifersüchtig. Man hatte ihm allerlei Dinge von ihr berichtet, daß sie die Zeit seiner Abwesenheit selber zu anderweitigen verliebten Abenteuern zu benutzen gewohnt war. Nichtsdestoweniger opferte er das Vergnügen, das ihn zu Choisy erwartete, damit sein Enkel endlich die Priesterweihe im Tempel der Liebesgötter erhalte.

Die Wäscherin, deren Mutter die Maitresse des Königs seit frühester Jugend kannte, war wahrhaftig ein bildschönes Mädchen, sie war — wie Madame Du Barry richtig bemerkt hatte — das leibhaftige Ebenbild der erwarteten Prinzessin, eher noch schöner als minder auffallend wie die Tochter Maria Theresia's.

Sie war etwa so, wie ein Miniaturportrait sich gegen ein Oelgemälde verhält, oder wie ein Seybold'sches Portrait gegen einen Kopf von Guido oder Carravaggio, nämlich zarter und weicher, doch hatte sie nicht jene Anmuth in den Bewegungen, noch jenen majestätischen Blick, den das Bewußtsein der hohen Stellung, die eine Dame in der Gesellschaft einnimmt, einzig im Stande ist zu verleihen. Immerhin war Nicolette Vignerand eine Perle unter den Wäscherinnen und nur zu viele Damen der höchsten Aristokratie würden sich glücklich geschätzt haben, hätten sie ihr Aeußeres besessen.

Als Madame Du Barry zu Nicolette's Mutter kam und ihr die Ursache ihres Hierherkommens erklärte, fand sie, daß es manchmal bei Mädchen von niederer Herkunft viel schwerer hält, etwas Aehnliches durchzuführen, als bei Hochgebornen. Nicolette hatte bereits über ihr Herz verfügt und ihre Jungfrauschaft stand nur einem Manne zur Verfügung, der sie zum Traualtar führen würde. Ein solcher Mensch war ihr Geliebter, ein Corporal in einem Infanterie-Regimente. Madame Du Barry wandte sich an diesen und es wurde ihm ein Officierspatent, seiner Geliebten eine reichliche Aussteuer zugesichert, wenn er den Schatz, nach welchem alle Männer so lüstern sind, dem zukünftigen Könige von Frankreich abtrat. Somit ward der Handel geschlossen und Nicolette debütirte als bestallte Verführerin des Dauphins,

worauf sie die versprochene Aussteuer erhielt und noch obendrein einen schönen Schmuck vom alten König, der seinen Enkel recht sehr beneidete und gerne mit ihm Plätze getauscht hätte.

Etwa acht Tage nach bestandenem vorläufigen Probedebüt fand die Trauung Marie Antoinettens statt. Wie sie mit ihrem Gatten zufrieden war, darüber hat sie Niemand etwas gesagt, gewiß ist es aber, daß ein ungleicheres Paar kaum anderswo anzutreffen gewesen wäre, als der Dauphin und seine Gattin. Diese Ungleichheit zeigte sich in Allem. Es schien beinahe, als habe sich die Natur bei diesen beiden Personen vergriffen, indem sie aus Ludwig einen Mann, aus Marie Antoinette aber ein Weib schuf, denn sie besaß seit jeher einen männlichen Geist, während er an einem solchen totalen Mangel litt.

Schon die Wahl der Minister nach dem Tode Ludwig's XV. zeigte, daß Ludwig alle Bürden des Staates auf fremde Schultern legen und die seinigen unbelastet lassen würde. So ernannte er den sehr thätigen Grafen von Maurepas zu seinem Premier, Turgot zum Finanz- und St. Germain zum Kriegsminister. Die Wahl Turgot's wäre vielleicht noch die beste gewesen, hätte er mit den übrigen harmonirt. Der Humanismus hatte zu dieser Zeit in Frankreich schon seine Apostel und dem König gefielen diese humanitaristischen Projecte. Er bewies es, daß er ein viel besseres Herz besaß, als seine

Vorgänger, denn er schaffte die Folter bei dem Untersuchungsverfahren in Criminalprocessen ab, eben so verwandelte er bei dem Militair die Todesstrafe in Gefängnißstrafe. Während dem beging aber der Kriegsminister den tollen Streich, in der Armee die Prügelstrafe einführen zu wollen. Mit einem Worte, es existirte in den Anordnungen der Regierung keine Harmonie, sondern ein ewiger Cabinetskrieg, der sich immer bemerkbarer machte. So kam es denn, daß sich selbst am Hofe zwei Parteien bildeten, an deren Spitze der König und die Königin einander entgegengesetzt standen. Die adelige Partei hatte die Königin für sich, während die liberalen Minister, namentlich Lamoignon, Malesherbes und Turgot, die Gunst des Königs besaßen. Wie dieses aber beinahe immer der Fall ist, daß wenn sich die Damen in Politik mischen, sie darin eben so eigensinnig sind wie auch sonst in Allem, so war es auch jetzt der Fall und der König zog den Kürzeren, daß er endlich genöthigt war, die Besten seiner Minister zu entlassen.

Die Königin hatte es endlich dahin gebracht, daß ein Speichellecker am Hofe, ein Mensch, der nur dem Adel schmeichelte, Calonne, zum Finanzminister ernannt wurd. Dies war unstreitig der unglückseligste Schritt, den die adelige Partei mit der Königin an der Spitze thun konnte. Seit dem Tode Colbert's hatte man den Staatsschulden neue hinzugefügt, so daß der Credit beinahe so schlimm stand, wie nach dem Bankerott

John Law's. Calonne hatte das Finanzwesen noch mehr verwirrt, man wußte nicht, woher und wie man Geld schaffen könne, um auch nur das Allernothwendigste zu bestreiten. Der Kornwucher, einige einander folgende Mißjahre und der strenge Winter des Jahres 1778, endlich auch die heillose Verschwendung am Hofe, an welcher die Königin, der Graf von Artois, ihr Schwager und eine große Menge von Hofschranzen den meisten Antheil hatten, verschlimmerten die Sachen von Tag zu Tag mehr.

Die Rivalität zwischen England und Frankreich sollte noch mehr dazu beitragen, den Ausbruch einer Revolution, die möglicherweise vielleicht noch verschoben werden konnte, zu beschleunigen. England hatte die erste Veranlassung gegeben, daß Frankreich gegen den Nachbarstaat erbittert war. Der Verlust von Französisch-Canada kränkte den Nationalstolz der Franzosen und diese lauerten auf eine Gelegenheit, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Gelegenheit hierzu bot sich ihnen, als Amerika revoltirte. Frankreich unterstützte die Amerikaner nicht so viel, weil es das gute Recht der Amerikaner erkannte, als um England um einen Schwesterstaat zu bringen. Daran, daß die heimkehrenden Franzosen republikanische Ansichten zurückbringen würden, dachte man nicht im Entferntesten und gerade dies war das nächste Resultat der Hülfeleistung Frankreichs.

Außer diesen großen politischen Ereignissen gab

es noch andere, kleinere, geringfügigere, die nicht ohne Folgen waren, namentlich zwei solche Ereignisse, die als kleine Ursachen großer Wirkungen dastehen.

Das eine dieser Ereignisse war die Ankunft des Bruders der Königin, des Kaisers Joseph II. Seine Erscheinung fiel den Franzosen gerade ihrer Einfachheit wegen auf, denn sie bildete den grellsten Contrast mit dem Luxus, den Marie Antoinette am Hofe einbürgerte, wie ein solcher Luxus weder unter der Gattin Ludwig's XIV., noch zu Zeiten Marie Lescinska's bestand. Man nahm es Marie Antoinette jetzt, nachdem man ihren Bruder gesehen, noch mehr übel als ehedem, daß sie so verschwenderisch mit den Einkünften des Staats verfuhr. Zu eben derselben Zeit kam auch der alte Voltaire aus Ferney nach Paris und es widerfuhr ihm die Kränkung, daß er bei Hofe nicht zugelassen wurde; er feierte eben deshalb einen Triumph über diesen stolzen Hof, denn er wurde vom Publikum der Hauptstadt bei Gelegenheit der Vorstellung seines Trauerspiels „Irene" mit einem Lorbeerkranze gekrönt.

Seit diesem Zeitpunkte an hatten sich sowohl in Paris wie auch in der Provinz die Stimmen des Volks gegen die Königin erhoben, man nannte sie nicht mehr anders, als die „rothhaarige Oesterreicherin" und es gab unter den Aristokraten selbst einige Personen, die das Feuer gegen sie schürten, namentlich der Vetter des Königs, der Herzog Philipp von Or-

leans, der Herzog von Aiguillon und ein zu jener Zeit in einem sehr schlimmen Rufe stehender Mann, Mirabeau, nicht anders auch Condorcet. Selbst bei den Soupers, die der alte Herzog Marschall von Richelieu gab, machte man Glossen über das Verhältniß der Königin mit ihrem Schwager, den Grafen von Artois.

Die Soupers, die der Herzog von Richelieu gab, waren überall berühmt, erstens, weil man nirgends und niemals so glänzend speiste, wie dort, zweitens, weil er bei sich alle ersten Notabilitäten Frankreichs zu empfangen pflegte. So hatten sich bei ihm eines Abends die Exmaitresse Ludwig's XV., die Gräfin Du Barry, der Graf Condorcet, Mirabeau, der berühmte Weltumsegler La Peyrouse, der Cardinal Rohan, der berühmte Charlatan Cagliostro und noch ein hoher Gast eingefunden, der sein Incognito bewahren wollte, von dem man aber wußte, daß es niemand anderes sei, als Gustav III., König von Schweden. Das Gespräch drehte sich um die Königin. Cagliostro behauptete, er habe sie den Abend vorher in Gesellschaft des jungen Vicomte von Taverney und eines Mulatten, des Chevalier de St. George, im Salon des von seinen magnetischen Vorlesungen berühmten Arztes Mesmer gesehen und daß die Königin sich mit den beiden Cavalieren in's Privatcabinet Mesmer's begeben, damit der Arzt an ihrer Person Versuche anstellen könne. Rohan, der in die Königin ganz vernarrt war und für sie schwärmte,

nahm sich ihrer auf das Eifrigste an und stellte die Wahrheit der Behauptung Cagliostro's in Abrede. „Nicht ich allein habe sie gesehen," bemerkte Cagliostro, „sondern auch ein berüchtigter Pamphletist, der über diese Affaire eine Broschüre geschrieben, die ich ihm jedoch um einen ziemlich hohen Preis abkaufte, damit sie nicht in's Publikum dringe." Dann fügte er hinzu: „Die Canaille hat mich aber betrogen, denn er hatte mir nur den Rest der ihm übriggebliebenen Auflage verkauft, als schon einige tausend Exemplare in Paris verbreitet worden waren. Das, daß er vom Vicomte de Taverney und dem Vicomte Isidor de Charny durchgeprügelt worden, verschlimmerte die Sache nur, denn dieser Journalist wird nur noch erbitterter werden und er hat sich an die Herzöge von Orleans und Aiguillon gewendet, die die Sache nach London befördern werden, von wo die Blitze der Verleumdung auf die Königin geschleudert werden." Das Factum war wörtlich so, wie Cagliostro es erzählt, mit dem Unterschiede, daß er am meisten zur Verbreitung dieses infamirenden Pamphlets beigetragen hatte, ja, man hat sogar behauptet, er sei der wirkliche Verfasser desselben gewesen. Obschon die Königin in diesem Pamphlet nicht genannt wurde, erkannte man sie doch, denn die Namen der betreffenden Personen waren unbedeutend verändert. So nannte der Verfasser den König den Dalai Lama Silou, die Königin figurirte darin als die Bajadere Etteniotna

(verkehrt zu lesen) und Mesmer als der Fakir Remsem. Diese Broschure wurde wirklich in England, in den Niederlanden und selbst in Deutschland nachgedruckt, übersetzt und in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet abgesetzt.

Die Königin leugnete auf's Entschiedenste, Mesmer besucht zu haben und berief sich auf die Zeugenschaft Taverney's und des Chevaliers von St. George. Der Erstere war mittlerweile schon abgereist, der Letztere hingegen sagte, Alles beruhe auf einer Täuschung, er habe bei Mesmer allerdings eine Person gesehen, die der Königin geglichen wie ein Ei dem anderen, er sei ihr in's Privatcabinet des Arztes gefolgt und Taverney sei ebenfalls dahin gekommen, doch Mesmer habe ihnen verwehrt mit ihr zu sprechen, da er es nicht zugeben wollte, daß sie in ihrem magnetischen Zustande gestört werde. Er — St. George — glaube aber mit Sicherheit behaupten zu können, die Person, die sie bei Mesmer gesehen, sei nicht die Königin, sondern die Gattin eines Officiers im Regimente Broglie gewesen.

Diese Erklärung rettete die Königin vor übler Nachrede nicht und bald sprengte man von ihr noch viel ärgere Dinge aus. Es hieß nämlich, sie lebe in einem verbotenen ehebrecherischen Verhältniß mit ihrem Schwager Artois, daß dieser in Belleville ein kleines Haus gemiethet habe, welches dazu diente, daß dort die empörendsten Orgien abgehalten werden und die

Königin nehme an denselben Theil. Man verkaufte insgeheim bei den Buch- und Kunsthändlern colorirte Kupferstiche mit dazu gehörigem Text in Versen und in Prosa, die diese Orgien — nackte Bälle — beschrieben. In allen diesen Bildern figurirten die Königin und der Graf von Artois als Hauptpersonen, doch nebenbei auch die beiden jungen Grafen Charny, der Vicomte von Taverney, der Mulatte St. George, einige Leibgarden und Hofdamen. Ferner waren auch Scenen sehr obscöner Art über die mesmerischen Vorlesungen, bei welchen die Königin gleichfalls als Hauptperson dargestellt war, in Umlauf. Alles dies kam dem Könige und der Königin zu Ohren und sie verschlimmerten die Sachen noch dadurch, daß sie Messmer bedeuten ließen, er möge Paris verlassen, was er denn auch that.

Den letzten Rest von Liebe, den man noch für die Königin fühlte, raubte ihr der scandalöse Diamantenproceß, in welchem sie auf das Aergste compromittirt ward. Wer kennt die berüchtigte Halsbandgeschichte nicht, wobei die Königin, die La Mothe, eine verarmte Enkelin des königlichen Hauses Valois, der Cardinal Rohan und Cagliostro figurirten, jene Geschichte, von der man glaubt, sie sei bis jetzt noch nicht geklärt worden, was aber falsch ist? Wenn nichts anderes, so ist es ein hinlänglicher Beweis der Unschuld der La Mothe und ihres Gehülfen, desselben Journalisten, der die berüchtigte Broschüre geschrieben,

von welcher ich oben gesprochen, daß die eine wie der andere nach ihrer Verurtheilung eben so arm blieben, wie sie es vorher gewesen, was doch nicht der Fall sein konnte, wenn sie den Erlös aus diesem Schmucke getheilt hätten. Eine Million und achthunderttausend Francs sind eine so große Summe, daß diese Personen für ewige Zeit gegen Noth gesichert gewesen wären. Als man die La Mothe auf dem Grèveplatz öffentlich brandmarkte, befanden sich unter den Zuschauern bei dieser Execution auch zwei später berühmt gewordene Männer, der Arzt Marat und ein Advokat aus Arras, Maximilian Robespierre. „Weißt Du," frug der Erstere den Letzteren, „wer die Person ist, die man brandmarkt?" — „Wie sollt ich's nicht wissen," entgegnete Robespierre. „Es ist Marie Antoinette, die Königin." — „Der Graf von Artois hat wohl auch einen Antheil vom Erlöse des gestohlenen Halsbands erhalten," meinte Marat. — „Und Rohan war der Esel, diesen Schmuck zu bezahlen," setzte Robespierre dazu. — „Du irrst, er hat nicht den Schmuck, sondern Cagliostro bezahlt, der ihm die Summe zum Ankauf des Schmucks vor einem Monat geliehen." — „Und die Juweliere Bossange und Böhmer?" frug Robespierre. „Werden Bankerott machen müssen." — „Auf diese Art ist das Geld zweifach gestohlen worden?" — „Das heißt, der Schmuck und das Geld." — „Und dies hat alles die Königin verpraßt?" — „Oh und noch mehre Millionen dazu."

Cagliostro erhielt die Weisung, Paris sofort zu verlassen, und Rohan, an dem man die größten Ungerechtigkeiten beging, denn er wurde, als er in vollem Staate nach dem Justizpalaste fahren wollte, auf öffentlicher Straße arretirt und man behandelte ihn noch außerdem auf's Schimpflichste, erhielt nicht nur keine Genugthuung, nachdem er vom Gerichtshofe frei gesprochen worden war, sondern die Königin bestand auf seiner Entfernung aus Paris. Er war demnach so zu sagen der Quartiermacher der nachherigen französischen Emigration. Der La Mothe gelang es später aus dem Gefängnisse zu entkommen, worauf sie sich nach London begab, von wo sie an die Königin einen Brief schrieb, in welchem sie ihr die Perfidie vorwarf, die Schuld an dem Unglück einer Prinzessin aus dem Hause Valois war. Dieser Brief und noch eine Menge Actenstücke, die als Belege dazu dienten, daß die Königin den Schmuck und das Geld unterschlagen, so wie auch, daß sie sich dem Cardinal Rohan für diesen Preis hingegeben habe, circulirten in vielen tausend Exemplaren in Paris. Der Cardinal war zwar discret genug, als man ihn deshalb befrug, die Sache zu leugnen, doch hatte man ihn mit der Königin gesehen, als Beide eines jener petites Maisons betrat, die dazu dienten, verliebte Pärchen aufzunehmen. Auch diesmal schob man Alles der Doppelgängerin der Königin, der ehemaligen Wäscherin Nicolette, in die Schuhe, diese aber bewies ihr Alibi, so daß es

unzweifelhaft ist, daß die Königin mit Rohan ein infames Spiel getrieben.

Zu dieser Zeit gelang es Calonne in's Ministerium zu treten. Er kam durch die Protection des Grafen von Artois und der Königin dahin. Die Nationalversammlung wurde nach Versailles berufen, sie war aber eine unvollständige, denn der dritte Stand fehlte dabei. Die hohe Geistlichkeit und die Aristokratie drückten ein Auge zu über die heillose Wirthschaft. Das Volk aber begnügte sich mit einem solchen Pseudoparlamente nicht. Der Herzog von Aiguillon ließ unter den Bewohnern Broschüren verbreiten, in welchen eine Vervollständigung des Parlaments durch den dritten Stand, eine Revision der Rechnungen Calonnes und andere Reformen verlangt wurden. In der Provinz verweigerte man die Zahlung der neuen Steuern. Der Staatschatz war ganz leer. Man verlegte sich auf das Fabriciren neuer Banknoten, der sogenannten Assignaten, die aber nirgends Credit fanden. Calonne mußte endlich abtreten und ein Genfer Bankier, Necker, wurde vom Könige in das Finanzministerium berufen. Er verlangte die Zusammenberufung der vollständigen Nationalversammlung mit dem dritten Stande, um dieser Rechnung legen zu können. Diese Rechnung zeigte ein ungeheures Deficit und die königliche Familie wurde hierdurch ganz und gar bloß gestellt. Nun beging man von Seite des Hofes Fehler auf Fehler. Der ehrliche Necker fiel in

Ungnade, die Königin drang auf seine Entlassung und er wurde aus Paris verbannt. Er veröffentlichte zu Genf sein berühmtes „compte rendu“, welches in Paris in allen Kreisen gelesen wurde. In diesem Schriftstücke war die schlimme Wirthschaft des Hofes auf den Pranger gestellt und es brachen sowohl in Paris, wie in der Provinz Unruhen aus, die Nationalversammlung aber stimmte einen Ton an, der dem Hofe durchaus nicht gefiel. Man glaubte noch zu Zeiten Ludwig's XIV. zu leben, wo man Gewaltstreiche wagen konnte. Ein Edict des Königs löste die Nationalversammlung auf und verwendete hierzu Militairmacht. Mirabeau gab hierauf durch seine energische Erklärung zum Ausbruch der großen Revolution vom Jahre 1789 das Zeichen. Die Mitglieder der Versammlung begaben sich nach dem Ballhause, als ihnen der Eintritt in das Parlamentsgebäude verwehrt worden war und es wurde decretirt: daß wo immer sich die Mitglieder der Nationalversammlung einfänden, ihre Beschlüsse rechtskräftig seien. Man proclamirte hierauf die Constitution und der König ward gezwungen, dieselbe auf dem Marsfelde zu beschwören.

Dies war der erste Anfang der Revolution. Die königliche Familie und einige Anhänger derselben waren sinnlos genug, eine Contrerevolution beginnen zu wollen. Eine solche wurde auch von ihnen entworfen. Die Officiere der Garde du Corps und die der Schweizer Garden gaben einen Ball zu Versailles,

bei welchem auch die Königin erschien und sich daselbst ziemlich frei benahm. Man sah sie mit einigen der Gardeofficiere den Saal verlassen und dann ziemlich erhitzt und mit etwas in Unordnung gerathener Toilette wiederkehren. Sie theilte unter ihnen weiße Cocarden aus und die Nationalfarben wurden von diesen Leuten verhöhnt, die Tricolorcocarden mit Füßen getreten. Ein Garde, Miomandre de St. Marie, trieb es am ärgsten und die Königin umarmte ihn in Gegenwart aller übrigen Officiere.

Alles, was auf dem Balle geschehen war, wurde von den volksfreundlichen Journalen und den Hetzern des Volks veröffentlicht. Das englische Gold spielte dabei eine bedeutende Rolle. Die Herzöge von Aiguillon und Orleans gingen selber unter das Volk und stimmten es dahin, daß es beschloß, die Bastille zu stürmen und die königliche Familie von Versailles nach Paris zu holen. Das Eine wie das Andere geschah und der Gouverneur de Launay hatte seine Ergebenheit dem Hofe mit seinem Leben zu büßen. Wer kennt die Geschichte der Einnahme der Bastille und die Scenen des fünften und sechsten Octobers zu Versailles nicht, wo die Garde du Corps niedergemetzelt wurden und wo auch zwei Cavaliere, von denen es hieß, sie seien von der Königin mit Liebe belohnt gewesen, der jüngste Graf Charny und der oben erwähnte Miomandre de St. Marie vom Volke ermordet worden?

Nun erschrak man erst recht. Die Brüder des Königs, die Grafen von Artois und Provence, die Prinzen von Condé und andere Aristokraten flohen aus Frankreich, um im Auslande gegen das Vaterland zu conspiriren und vereint mit den Feinden Frankreichs gegen das Vaterland das Schwert zu ziehen. Daß sie mit dem Könige und mit der Königin darüber in einen Briefwechsel traten, ist nicht zu bezweifeln. Das Project der Flucht der königlichen Familie war viel früher entworfen worden, als es ausgeführt wurde. Die Königin hatte zwar auch zu anderen Mitteln gegriffen, um die Contrerevolution in den Schooß der Nationalversammlung hin zu verpflanzen. Sie bestach den Grafen von Mirabeau und den Deputirten Barnave in einer Weise, wie dies nur Weiber zu thun pflegen. Beide sattelten um. Bei dem Ersteren war jedoch der Ehrgeiz oben an. Er wollte Minister werden. Liebe war bei ihm von secundärer Wichtigkeit. Er kam doch niemals dahin, die königliche Familie durch einen an der Nation begangenen Verrath retten zu können, denn er wurde inmitten seiner glänzenden politischen Laufbahn vom Schauplatze seiner Thätigkeit durch den Tod hinweggerafft. Die Gewißheit, er sei vergiftet worden und daß entweder Barnave aus Eifersucht oder der Herzog von Orleans aus Furcht vor ihm, sein Mörder gewesen, ist nicht zu ermitteln, doch der Verdacht lastet auf beiden dieser Männer.

Nach Mirabeau's Tod wurde endlich die Flucht aus Paris ausgeführt, sie endete jedoch unglücklich für die königliche Familie, da der energische Postbeamte Drouet sie daran hinderte und die Flüchtlinge wurden nach Paris zurück gebracht, um hier den Aufenthalt im königlichen Palaste der Tuilerien mit jenem im Temple zu vertauschen, aus welchem es nur einen Ausgang gab, nach der Guillotine.

Ohne die Franzosen für alle die Greuel, die in den August- und Septembertagen (am 10. August und am 2. September) verübt wurden, zu entschuldigen, ist es doch gewiß, daß es die Königin zu arg getrieben hatte, daß sie bei dem Volke so verhaßt wurde. Es war aber nicht genug, daß sie sich verhaßt machte, sie brachte auch eine Menge unschuldiger Personen, namentlich den König ihren Gatten und die Prinzessin Elisabeth mit in's Unglück. Von der Prinzessin Lamballe, die sich bei allen von der Königin gesponnenen Intriguen mit betheiligt hatte, spreche ich lieber nicht, sie hat dafür mit ihrem Leben gebüßt und ward zur Märtyrerin des monarchischen Princips.

Marie Antoinette gab es nicht einmal nach der Hinrichtung ihres Gatten auf, die Verschwörung gegen die Nation mit einigen ihrer fanatischen Anhänger fortsetzen zu wollen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sowohl sie, wie die Prinzessin Elisabeth dem traurigen Schicksal entgangen wären, hätte sie im Temple nicht so gehandelt, wie Marie Stuart es im Schlosse Fau-

theringay gethan hatte. Es wurde eine massenhafte Ermordung der Volksführer, namentlich Robespierre's, Danton's, Roland's, seiner Gattin, des Herzogs von Orleans, der Heldin Theroigne de Mericourt und anderer Personen, entworfen, doch diese Verschwörung ward durch die wachsame Revolutionspolizei entdeckt und Marie Antoinette, so wie noch viele tausend Schuldige und Unschuldige büßten mit ihrem Kopfe für diesen wahnsinnigen Plan.

II.

Ob man die Männer der Revolution in Bezug auf ihre Macht den Monarchen gleichstellen kann. — Robespierre, der Unbestechliche. — Marat. — Seine Jugend. — Er wird Lehrer im Hause eines polnischen Staroſten. — Er schwängert die junge Dame. — Wie er bestraft wird. — Kommt zum Herzog von Orleans als Leibarzt. — Der Verwundete. — Marat entdeckt in ihm seinen Sohn. — Woher der Menschenhaß Marat's stammt. — Charlottte Corday. — Ermordung Marat's. — Die Marquise de St. Florentin. — Ihre Verheirathung. — Ihr platonisches Liebesverhältniß mit Robespierre. — Ihres Gatten Briefwechsel mit den Emigranten. — Couthon läßt sie guillotiniren. — Tallien in Bordeaux und Collot d'Herbois in Lyon. — Josephine Tacher de la Pagerie und Thereſe Cabarrus. — Die gefälschte Proscriptionsliste. — Barras und Bonaparte. — Sturz Robespierre's. — Die Thermidoriſten.

So gut ich im dritten Bande meiner Scandal-Geschichten die Epoche Cromwell's in England mit eingeflochten habe, so will ich es jetzt mit den Machthabern in Frankreich zur Zeit der großen Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts thun.

Es wird Menschen von so loyaler oder vielmehr royaler Gesinnung geben, die darüber empört sein werden, wenn sie sehen, wie ich derartige Roturiers, wie Danton und Robespierre, auch in die Kategorie der Regenten stelle und ihnen so zu sagen einen Hof aufoctroyire. Wenn man aber den Ursprung aller Dynastien in Anschlag bringt, wo wird man kaum eine finden, deren erster Ahne nicht auch Roturier, ja vielleicht noch etwas Schlimmeres gewesen, nämlich ein Räuber. Sind nicht die Gründer zweier slavischen Dynastien der älteren Periode einfache Bauern (Piast in Polen und Przemislaw in Böhmen) gewesen? War nicht der Gründer einer ganz neuen Dynastie (der erste Obrenovich, Milosch) ein Schweinehirt? Waren die Ahnen der Familie Bernadotte nicht etwa Roturiers und kann man die Bonaparte's und Murat's zu jenen zählen, die aus erlauchtem Stamme entsprossen? Selbst die königliche Familie in Württemberg stammt ja von einem Wirthe an einem Berge.

Wenn man also den Hof und die Regenten nach der Macht bemessen will, die sie besessen, dann war vielleicht Niemand so sehr König oder Kaiser, als Maximilian Robespierre, der ehemalige Advocat von Arras, und die Männer, die er seine Freunde nannte, wie Hebert, St. Just, Couthon, Fouquier-Tinville, Henriot und auch diejenigen, die sich später gegen ihn wandten. Es ist also nichts als sehr consequent von einem historischen Schriftsteller, wenn er anstatt

des Rechtes von Gottes Gnaden, zuweilen auch das Recht aus Volkes Gnaden walten läßt und es gleich dem anderen beschreibt.

Wenn irgend ein Mann von der Nachwelt verkannt worden ist, so war es Robespierre, den man mit vollem Rechte den Unbestechlichen nannte, gerade so wie Pethion den Tugendhaften. Kein Monarch wurde von seinem Volke so sehr geliebt, wie Robespierre von den Parisern. Alles das, was man ihm vorwirft, Geckenhaftigkeit, Zierbengelei, Grausamkeit, Perfidie, Gewissenlosigkeit, Unsittlichkeit, sind nichts anderes als Verleumdungen. Robespierre war niemals überladen in seiner Toilette, doch nicht so cynisch wie sein Meinungsgenosse Marat, der stets von Schmuz und Fett troff und selbst diesem Manne thut man Unrecht in mancher Beziehung, zumal wenn man bedenkt, welche große und wichtige Ursache er hatte, sich an der Menschheit, zumal an der Aristokratie, zu rächen, deren Mitglieder sich an ihm vergangen hatten.

Da ich hier die Scandal-Geschichten der Männer der Revolution erzählen will, so paßt diejenige Marat's ebenfalls hierher und ich will ihn den Reigen führen lassen.

Marat war in seiner Jugend nach Polen gekommen, wohin er eine Einladung in das Haus eines reichen Staroſten erhielt, um dessen Tochter zu erziehen. Marat war selbst als junger Mann kein

Adonis, doch sehr gelehrt. Er sprach vollkommen englisch, deutsch, italienisch, spanisch, lateinisch und griechisch und war in allen Fächern der Wissenschaft außerordentlich bewandert. Die Tochter des Staroſten war ein schönes Mädchen, unendlich launenhaft und voll unbefriedigter Begierden, namentlich standen bei ihr die geschlechtlichen Begierden im Vordergrunde. Sie begann mit ihrem Lehrer zu kokettiren und als dieser sich stellte, als nähme er dies nicht wahr, ging sie um einen Schritt weiter und begann ihn über seine Schamhaftigkeit zu necken, sie bot ihm sogar jede Gelegenheit, damit er sie um jenen Schatz bringe, den junge Mädchen sonst so sorgfältig hüten. Marat widerstand noch immer allen Anfechtungen, weil er die Manövres der jungen Dame für nichts als Muthwillen hielt.

Eines Tages forderte sie ihn auf, er möge sie auf einer Parforcejagd begleiten. Beide ritten mit einander aus und als sie sich im Walde vertieft hatten, glitt sie so geschickt vom Pferde, daß Marat glauben mußte, sie habe es gefliſſentlich gethan, um ihn gewisse verborgen gehaltene Reize sehen zu lassen. Diesmal glaubte er ihre Absicht nicht mißverstanden zu haben und er benutzte diese Gelegenheit, wie sie ein jeder Mann benutzt haben würde.

Dieses kleine Abenteuer hatte solche Folgen, wie sie bei sehr feurigen jungen Paaren eben nicht selten sind. Die junge Dame fühlte sich bald Mutter und

schob alle Schuld auf ihren Lehrer, den sie bei ihrem Vater als ihren Verführer anklagte. Der alte Staroſt war wüthend über den Franzoſen. Er beſtrafte ihn beinahe ſo grauſam, wie Mazeppa für einen ähnlichen Fall beſtraft worden war, ja, wenn man die Folgen der Behandlung und die Dauer der Züchtigung gegen jene, die Mazeppa erfuhr, in die Wagſchale legt, ſo mochte diejenige Marat's noch grauſamer geweſen ſein. Er wurde in einen Keller geſperrt, wo er viele Monate zubrachte und wo er beinahe immer im Waſſer ſtehen mußte, ſo daß er ſo zu ſagen zum Krüppel wurde. Er war von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, die Kälte lähmte ſeine Beine beinahe gänzlich, ſo daß er, nachdem ihn der Staroſt entlaſſen, da ſein Zorn verraucht war und ſeine Tochter trotz veränderter Taille eine gute Partie machte, lange Zeit hindurch auf Krücken einherging, ja ſelbſt, als er dieſe entbehren konnte, war er ſtets ſo leidend, daß er bei jedem Witterungswechſel die fürchterlichſten Schmerzen in den Beinen fühlte.

Aus Polen kam Marat nach England, wo er mit dem Herzog von Orleans bekannt wurde, der ihm die Stelle eines Leibarztes anbot und ihn mit ſich nach Frankreich nahm. Marat war für den Herzog von Orleans das, was Ariſtoteles für Alexander von Macedonien, nämlich mehr ſein Erzieher als ſein Hausarzt, und Orleans nahm von ihm Unterricht in der Redekunſt.

Philipp von Orleans erkannte es nur zu bald, wie er an Marat einen Menschen besaß, dessen Werth nicht mit Gold aufgewogen werden konnte. Er that Alles, um ihn ganz für sich zu gewinnen, und um sich seines Vertrauens zu vergewissern, war der Prinz ganz ohne Rückhalt gegen Marat. Er schimpfte aus voller Lunge gegen die Königin, gegen den König, seine Brüder und den ganzen Hof, er äußerte sich im liberalsten Sinne und erklärte zu wiederholten Malen, wie er nichts sehnlicher wünsche, als daß Frankreich die Monarchie mit der Republik vertauschte. Marat glaubte dem Prinzen und er schrieb es seinem Einflusse auf ihn zu, daß dieser zu einem Republikaner geworden. Dies schmeichelte seiner Eitelkeit.

Eines Abends wurde an Marat's Hausthür die Klingel gezogen und nachdem man den Besucher eingelassen hatte, stürzte dieser ins Cabinet des Arztes, der bereits im Bette lag, und bat ihn, er möge ihm schnell folgen, ein junger Gardeofficier sei in einem Duelle schwer verwundet worden und erwarte ärztliche Hülfe. Der Bote versprach im Namen der Mutter des Verwundeten dem Arzte eine reichliche Belohnung, wenn er den Patienten rettete. Marat, so sehr er auch Menschenfeind war, blieb dies nur so lange, bis man ihn nicht bei seiner schwachen Seite, seiner Berufspflicht, anpackte. Er stand also auf, kleidete sich an, nahm seine chirurgischen Instrumente zu sich und folgte dem Boten.

Die Wunde des jungen Mannes war eine gefährliche und sehr schmerzliche, ein Degenstich durch den Schenkel, mehrere Sehnen durchgestochen. Im ersten Augenblicke schien eine Amputation des Beines und zwar sehr hoch oben, das einzige Mittel, um das Leben des Verwundeten zu retten. Marat gab dem Kranken einen einschläfernden Trank und machte sich bereit, die Amputation vorzunehmen, sobald sich der Patient durch den Schlaf erquickt haben würde. Er blieb an seinem Bette und betrachtete seine Gesichtszüge mit viel Interesse. Sie weckten in seiner Seele längst entschlafene Gefühle, es war ihm, als hätte er ein ähnliches Gesicht schon gesehen. Nachdem der junge Cavalier eingeschlafen war, trat Marat in ein Nebenzimmer, wo sich die Mutter des Kranken, die Marat noch nicht gesehen, befand, und, wer beschreibt sein Staunen, als er in der Dame die Tochter jenes Mannes erkannte, der ihn in der barbarischsten Weise gemißhandelt, der die Ursache seiner Mißgestalt geworden war. Davon, daß seine ephemere Liebschaft ihn dem Vater verrathen, wußte er nichts Positives und die Liebe ist ja ohnehin nur zu geneigt, dem Gegenstande der Zuneigung keine Verbrechen, keine Schuld zuzumessen. Die Dame hatte einen verarmten französischen Grafen, Louis de Bussevaye, geheirathet, der den jungen Kuckuck als sein eigenes Kind anerkannte, um die reiche Erbin zu erhalten. Der Gegner des jungen Mannes — des Sohnes

Marat's — war ein Kammerherr des Grafen von Artois. — Alles dies erfuhr Marat von seiner ehemaligen Geliebten, die ihn auf den Knieen liegend um das Leben ihres und seines Sohnes anflehte. Nach vielen Jahren des Hasses öffnete sich nun das Herz des Menschenfeindes einem Gefühle, welches er verlernt zu haben glaubte. Er versprach der Mutter, er würde das Leben des Sohnes retten. Sie war aber in ihren Wünschen unersättlich, sie forderte, er möge auch das kranke Glied retten und es nicht amputiren. Dies war viel schwieriger. Marat glaubte selber nicht daran, daß ihm so etwas gelingen werde. Viel zu sehr Materialist, um von dorther Hülfe anzuflehen, wohin sich Menschen in ihrer größten Noth wenden, verließ er sich auf seine Kunst und die glückliche, gesunde, kräftige Natur des jungen Mannes. Alle zwei kamen ihm auch zu Hülfe und nach mehren Wochen rastloser Anstrengung sah er seine Bemühungen vom besten Erfolge gekrönt. Er hatte seinem eigenen Kinde das Leben und die Gesundheit seiner Glieder zurückgegeben. Dies war für das Herz des schwer geprüften Mannes zwar ein großer Trost, doch andererseits wurde diese Freude dadurch verbittert, daß die Mutter des Patienten von dem Augenblicke an, als sie erfuhr, ihr Sohn sei so gut wie hergestellt, wieder jene stolze Aristokratin geworden war, wie damals, als sie ihn ihrem Vater als ihren Verführer anzeigte. Der junge Mann aber erhielt den Befehl,

sich nach West-Indien zu begeben, denn seine Mutter hatte ihm eine Anstellung unter dem Bailly von Souffrén erwirkt, damit er ja nicht erfahre, wer der Mann gewesen, dem er seine Rettung verdankte.

Nach allen diesem ist es zu wundern, daß Marat dazu wurde, was er später geworden war, ein Scheusal, eine aus dem Dunkel der Keller bei Nacht herauskriechende Hyäne, eine Geifer speiende giftige Schlange? Mußte seine Seele durch eine solche Behandlung, wie er eine von der Aristokratie erfuhr, nicht vergiftet und verbittert werden? Wäre er nicht schon durch das Lesen der Werke der Encyklopädisten durch seine eigene Anschauung, die ihn in Sophismen stürzte, zu einem Atheisten und Menschenfeind geworden, so mußte er es dadurch werden, wenn er um sich blickte und aus seiner Erinnerung und aus seinen Erfahrungen Anklagen gegen die Menschheit, namentlich gegen die höheren Kasten schöpfte.

Marat wußte es nur zu gut, weswegen ihm Philipp von Orleans schmeichelte, wenn dieser seine ehrgeizigen Pläne durchgeführt haben würde, so hatte Marat zu riskiren, von diesem Prinzen als eine unnütze Bürde bei Seite geworfen zu werden. Er suchte demnach diesen Menschen auszubeuten, anstatt von ihm ausgebeutet zu werden. Er ließ sich die Artikel, die er in dem „Ami du Peuple“ schrieb, vom Herzoge gut bezahlen, doch war er gewissenhaft genug, von dem Gelde, welches er von dem Prinzen zum

Behufe in's Werk zu setzender Emeuten erhielt, nicht einen Sou für sich zu verwenden. Marat lebte niemals sehr luxuriös, er war zwar ein Liebhaber von guten Speisen, selbst Liebesgenüsse kosteten ihm einiges Geld, doch sonst lebte er bis zur Knickerei eingezogen, hatte stets elende Keller oder Mansarden zu Wohnungen, die abgeschabteste Toilette, die nur ein Mensch haben konnte, denn er holte sich seine Kleidung vom Trödelmarkte. Der größte Luxus bei ihm waren Bücher, für deren Anschaffung er bedeutende Summen verschwendete.

Die öffentliche Meinung verfolgte Marat bis über das Grab, Charlotte Corday hingegen wird von den Fanatikern des monarchischen Princips als Märtyrerin gefeiert und verehrt. Ich habe niemals in solchen Weibern wie Jael, Judith und Charlotte Corday jene Größe entdecken können, die ihnen die Welt zuschreibt. Es gehört doch eine eigene Gattung von Verworfenheit dazu, einem Manne, den man so sehr haßt, daß man seinen Tod beschlossen hat, Liebe zu heucheln, sich ihm ganz und gar hinzugeben und ihn so einschläfert, um ihn dann desto sicherer zu verderben. Warum verdammt die Geschichte eine Dalila, eine Margarethe von Burgund, eine Fredegonde? Weil die Männer, die sie getödtet, nicht Feinde jener Menschen waren, zu denen der Geschichtsschreiber gehörte. Ist dies etwas anderes, als die Geschichte aus rein subjectiven Standpunkt zu schreiben? Holofernes und

Sissera waren Feinde der Juden, Jael und Judith hatten also ein verdienstliches Werk gethan, sie zu tödten. War es aber noch ein solches in Bezug auf die Midianiten, Philistiner, Amalekiten und alle übrigen, die der Juden Feinde waren? Dasselbe läßt sich auch in Bezug auf die Ermordung Marat's sagen. Aus monarchischem Standpunkte betrachtet war die Ermordung Marat's ein verdienstliches Werk, aus republikanischem ein Verbrechen, denn Marat war die festeste Stütze der Republik. Es würde den Thermidoristen schwerlich gelungen sein, Robespierre zu stürzen, hätten Marat und Danton gelebt und Danton würde sich mit Robespierre nicht überworfen haben, wenn Marat als Mittelsmann da gewesen wäre.

Charlotte Corday wird übrigens von den Historikern der Neuzeit reiner dargestellt als Jael und Judith. Man sagt, sie habe ihn ermordet, um das Volk von einem Tyrannen zu befreien. Weiter wird über sie nichts gesprochen. Daß sie sich Marat in solcher Weise hingegeben, davon schweigt die Geschichte und dennoch war es so. Die Beweisführung wäre sehr leicht. Als der röchelnde Republikaner sich endlich hörbar machte, verging eine geraume Zeit. Man fand ihn schon ganz erstarrt, als man eintrat. Ein in der Eile von Charlotte Corday an der Seitenwand der Wasserkufe, in welcher sich der Leichnam befand, zurückgelassenes Strumpfband, welches mit dem Paare, das sie um ihre Wade gebunden, iden-

tificirt wurde, beweist, daß sie sich entkleidet hatte. Als sie dann nach der Conciergerie kam, bat sie vor allem, man möge ihr warmes Wasser bringen, weil sie am ganzen Leibe ein Jucken verspürte. Sie wusch sich dann und das Handtuch, mit welchem sie sich abtrocknete, eben so wie das Wasser, mit welchem sie sich gewaschen, waren ganz blutig. Konnte sie sich, wenn sie angekleidet geblieben war, so mit Blut besudeln? Gewiß nicht. Ob sie den ersten oder letzten Moment, in dem sie sich hinzugeben bereit zeigte, zur Ermordung Marat's benutzte, ist gleichviel. Die nach ihrer Hinrichtung stattgefundenen ärztlichen Untersuchungen ihres Leichnams lassen jedoch vermuthen, daß sie bis zum letzten Moment gewartet haben mußte. Es fanden sich nämlich neugierige Leute, die es interessirte, in dieser Beziehung etwas Gewisses zu erfahren. Unter diesen neugierigen Menschen befanden sich Tallien, St. Just, Collot d'Herbois und der Henker Sanson. Der letztere hat über die stattgefundene Untersuchung beider Leichname — desjenigen Marat's und Charlotte Corday's — ein Memorand hinterlassen, welches sich noch gegenwärtig in dem Besitze seiner Nachkommen befindet. Ich habe es selber gelesen und ich sehe es nicht ein, weshalb ich Sanson nicht eben so als historische Autorität anerkennen sollte, als man sehr viele andere Memoiristen dafür hält. Er hatte doch keine Ursache zum Lügen.

Nachdem ich Marat abgethan, gehe ich auf Robespierre über. Von diesem weiß die ganze Welt, daß er ein Liebling der Frauen gewesen. Er war nicht eben das, was man einen schönen Mann nennen kann, doch hatte er etwas Einnehmendes in seinem Gesichte, was den Frauen sehr gefiel, zudem besaß er ein wundervolles Organ, welches allen Zuhörern, besonders den Frauen, bis in's Herz drang. Selbst die für sehr tugendhaft geltende Madame Roland äußerte sich über ihn in einer Weise, die ihm nur zum Lobe gereicht, sie sagte: „Hätte ich Robespierre eher gekannt als meinen Mann, ich würde ihn wahrscheinlich mehr geliebt haben, als diesen.“ Trotzdem, daß Robespierre schwächlich aussah, war er bei den Frauen im Boudoir eben so beliebt, als auf der Tribüne. Theroigne de Méricourt gehörte zu jenen Weibern, die es sich in den Kopf gesetzt hatten, das Herz des Terroristenchefs zu gewinnen. Robespierre aber war trotz seinen aufgeklärten Grundsätzen in mancher Beziehung ein Idealist, ein Schwärmer.

Unter den Aristokratinnen, die in Frankreich geblieben waren, befand sich eine schöne Dame, die Robespierre noch als Kind gekannt hatte, denn ihre Eltern wohnten in der Gegend von Arras, der engeren Heimath Robespierre's. Die Familie St. Florentin betheiligte sich an den Wirren, die das Vaterland zerrissen, durchaus nicht. Sie hielt sich nach dem Ausbruch der Revolution von Arras und von jeder Stadt

ferne. Die zweitgeborne Tochter des Marquis de St. Florentin, Amande, war unter den Schwestern, deren es drei gab, die schönste. Sie war die einzige in der Familie, die sich für Politik interessirte, namentlich für Robespierre, den sie persönlich kannte. Sie verschlang die Journale und zumal die Reden Robespierre's, von denen sie manche Stellen auswendig lernte. Als sie ihr neunzehntes Jahr erreicht hatte, kehrte einer ihrer Vettern, der unter dem Baillly de Souffrén gedient hatte, nach Frankreich zurück. Die vielen Wunden, die er im Seekriegdienste erhalten, machten ihn für jeden ferneren Dienst untauglich. Er war um 15 Jahre älter als Amande. Als er sie erblickte, verliebte er sich in sie auf den ersten Anblick und hielt um ihre Hand an.

„Werden Sie mich nach Paris nehmen, wenn ich Ihnen meine Hand reiche?“ frug sie ihn.

„Hätten Sie denn Lust, dahin zu gehen? Was kann Sie dort interessiren?“

„Mich interessirt in Paris Alles. Ich erkläre Ihnen, wenn Sie mich nicht dahin nehmen, gebe ich Ihnen einen Korb. Sie haben also zu wählen. Ich gebe Ihnen Bedenkzeit bis morgen.“

Der Vetter besann sich nicht lange, sondern willigte in den Wunsch der Cousine und die ganze Familie siedelte nach Paris über. Dies ereignete sich im Jahre 1792 im Monate März.

In Paris gehörte Maximilian Robespierre zu

den täglichen Besuchern der schönen Dame und man beneidete ihn um sein Glück, namentlich Danton, Tallien und Collot d'Herbois, die alles Mögliche thaten, um ihn aus dem Sattel zu werfen. Robespierre war die Discretion selbst und er brüstete sich niemals mit Gunstbezeugungen, die ihm Amande gewährt, ja, es ist nicht einmal gewiß, ob das Verhältniß zwischen ihm und ihr ein platonisches oder unplatonisches gewesen, denn er benahm sich so, daß man eher an das erstere glaubte.

Als die Revolution in die zweite Phase trat und die Guillotinaden an die Tagesordnung kamen, so daß selbst viele der eifrigsten Anhänger der Revolution und der Republik diese Greuel satt bekamen, war auch in der Seele der schönen Amande eine große Veränderung vorgegangen. Sie hatte ihren Gatten niemals geliebt und wenn auch zwischen ihr und Robespierre ein unplatonisches Liebesverhältniß stattgefunden haben mochte, so wurde sie auch dieses Mannes satt. Mit einem Worte, sie ward ganz zu einer Modedame, deren Salon- und Boudoir ein Sammelplatz der ersten Muscadins von Paris war. Ihr Ruf begann bedeutend zu leiden und selbst Robespierre fand das Benehmen der Dame, seiner ehemaligen Geliebten, so verändert, daß er es mit seiner Menschenwürde unvereinbar fand, ihr zu huldigen und der Rival einiger Pflastertreter und Zierbengel zu sein. Daß er sie nicht mehr auf den

Weg der Tugend zurück zu führen im Stande wäre, wußte er zu gut, sie selber hatte es ihm zu verstehen gegeben.

Wenn die Marquise dabei stehen geblieben wäre, eine Modedame zu sein, so würde sie Robespierre niemals wieder seiner Notiznahme gewürdigt haben. Sie that aber Schlimmeres. Sie fing an, sich in Verschwörungen einzulassen. Ihr Gatte war seit jeher Royalist und stand in geheimem Briefwechsel mit einigen Emigranten. Die Revolutionspolizei, zu jener Zeit unter den Händen Tallien's, witterte die Verschwörung aus und der nachherige Thermidorist benutzte diesen Umstand dazu, um sich bei der schönen Dame, für die er bis dahin vergebens geschmachtet, in Gunst zu setzen. Er ging zu ihr, zeigte ihr die aufgefangenen Briefe ihres Gatten und ließ ihr keine andere Alternative, als die, das Leben des Gatten um den Preis einer Umarmung zu rancioniren.

Nach einiger Zeit wurde Tallien als Regierungscommissar nach Bordeaux beordert und Couthon übernahm die Administration der Centralrevolutionspolizei. Als Chef derselben erfuhr er Alles, was Tallien gethan und wie der Marquis von St. Florentin noch jetzt mit den Verschwörern in Mainz in Verbindung stehe. Er spürte der Sache weiter nach und fand, daß die schöne Dame von dieser Correspondenz ihres Gatten gewußt und insofern seine Mitschuldige war, weil sie ihn nicht angezeigt hatte. Das genügte Cou-

thon, um den Marquis und seine Gattin verhaften zu lassen.

Robespierre war zu eben dieser Zeit unpäßlich, er hatte eine Halsentzündung und mußte das Bett hüten.

Das Criminalverfahren zur Zeit der Revolution war ein sehr peremptorisches und zuweilen sogar ein sehr unordentliches. Es gab Gefangene, deren Verhör erst nach mehreren Monaten nach ihrer Gefangennahme vorgenommen wurde, während andere gleich daran kamen. Das letztere fand auch bei dem Ehepaar St. Florentin statt. Möglicherweise fürchteten sich Couthon und Fouquier-Tinville, ihre Beute könnte ihnen entwischen, sobald Robespierre wieder gesund werden würde, sie beschleunigten also bei den zuletzt Arretirten das Verfahren und schon am nächsten der Gefangennahme folgenden Tage fanden des Morgens das Verhör und die Verurtheilung zum Tode und sehr bald darauf die Hinrichtung der schönen Dame und ihres Gatten statt, ohne daß Robespierre davon ein Wort erfuhr.

Als er sein Bett verließ, hatten sich die Rückstände so gehäuft, daß er mit denselben derart überbürdet war, daß er kaum Zeit hatte, damit fertig zu werden, den Convent und den Jacobinerclubb zu besuchen, außerdem aber liefen aus der Provinz Berichte ein, die ihm zeigten, wie er sich auf den Eifer der ausgesandten Regierungscommissäre nicht verlassen

dürfe. Zwei dieser Männer ließen Dumouriez und den jungen Herzog von Chartres, den Sohn Egalités, entwischen, Collot d'Herbois und Tallien aber wurden angezeigt, daß sie sich in Lyon und Bordeaux bestechen ließen und gegen die Feinde Frankreichs nicht strenge genug verfuhren. Er sandte an Beide seine Befehle ab, sie möchten sofort nach Paris zurückkehren. Sie gehorchten und es gelang Collot d'Herbois sich bei Robespierre sauber zu waschen. Nicht so Tallien. Dieser hatte zwei Frauen aus Bordeaux nach Paris gebracht, die beide angeklagt waren, mit den Feinden des Vaterlands in Correspondenz zu stehen. Sie hätten in Bordeaux verurtheilt und hingerichtet werden können. Um sie von den belastenden Zeugenschaften zu befreien, hatte sie Tallien nach Paris geschickt. Einer der Zeugen war aber ebenfalls dahin gekommen und zeigte die Frauen bei Fouquier-Tinville und Couthon als sehr gefährliche Aristokratinnen an. Tallien verwendete sich für sie bei Robespierre. Dieser, der Tallien persönlich gewogen war, gab Befehl, man solle mit der Vornahme des Processes warten, bis alle Belastungs- und Entlastungszeugen aus Bordeaux angekommen sein würden. Diese beiden Frauen waren: die Wittwe des guillotinirten Generals Beauharnais, Josephine Tacher de la Pagerie und Therese Cabarrus.

Es verflossen mehrere Wochen, ohne daß etwas geschah. Tallien aber, der sich fürchtete, seine Geliebte,

denn Thereſe Cabarrus hatte ſich bereits ſehr willig gezeigt, die Maitreſſe des „kleinen Advokaten", wie man Tallien nannte, zu werden, könnte ihm durch das Fallbeil geraubt werden, verſchwor ſich mit Barrère, Barras, Siéyes, Collot d'Herbois und den übrigen Thermidoriſten gegen Robespierre und um ihn deſto ſicherer zu ſtürzen, zeigte er ſeinen Freunden eine angeblich von Robespierre verfertigte Proſcriptionsliſte von nicht weniger als 32 Conventmitgliedern, die nächſtens arretirt und unter die Guillotine gebracht werden ſollten. — Dieſe Proſcriptionsliſte war eine gefälſchte. — Tallien hatte Uebung darin, Robespierre's Schrift genau nachzumachen und er benutzte ſeine Geſchicklichkeit dazu, um ſeinen Freund zu ſtürzen. Als man ihn frug, wie er dazu gekommen, dieſe Liſte zu beſitzen, band er den Leuten eine Erzählung auf, die er zu Hauſe zuſammengeſtoppelt hatte und die ſo unwahrſcheinlich wie möglich klang. Er ſagte, er ſei einen Tag zuvor bei Robespierre zu Mittag eingeladen geweſen und ſein Inſtinct habe ihn dazu getrieben, die Bruſttaſche des Rockes Robespierre's zu unterſuchen. Dort habe er die Liſte gefunden. Von allem dem war kein Wort wahr. Erſtens ſtand ſchon Tallien an demſelben Tag, an welchem er bei Robespierre geſpeiſt haben ſoll, mit dieſem auf einem etwas geſpannten Fuße. Den vorhergehenden Abend hatten nämlich er — Tallien — und Collot d'Herbois den Jacobinerclubb beſucht und Fouquier-Tinville, ebenſo

auch Couthon hatten Tallien Vorwürfe darüber gemacht, daß er die Marquise de St. Florentin, die eine Verschwörerin wider das Vaterland war, einmal entwischen ließ, daß es ihm aber nicht gelingen werde, seine Maitresse, Therese Cabarrus, zu retten. „Sie werden übermorgen guillotinirt werden," rief St. Just. „Dies wird sich zeigen," entgegnete Tallien, „Frankreich ist übersättigt mit Blut!" Bei diesen Worten entstand im Clubb ein ungeheurer Lärm, die beiden Freunde wurden von den Jacobinern angefallen, es gelang ihnen nur mit schwerer Mühe, sich mit ihren Fäusten einen Weg durch die Menge zu bahnen. Sie hatten nicht einmal den Muth auf ihre Wohnung zu gehen, sondern begaben sich zu Barras, mit dem sie sich beriethen, was geschehen müsse, um Robespierre und seine ganze Partei zu stürzen.

„Die Sache ist sehr schwierig," meinte Barras, „und ich kann mich nicht entschließen, gegen einen Mann aufzutreten, der einzig und allein fähig ist, Frankreich zu retten. Wir haben Niemanden, der ihn ersetzte."

„Wir wählen einen Ausschuß und stellen Dich an dessen Spitze," meinte Collot d'Herbois.

„Das ist lächerlich. Ich bin nicht ehrgeizig. Ich verstehe es auch nicht, der Führer einer Partei zu sein."

„Du brauchst es auch nicht, das überläßt man den übrigen Ausschußmitgliedern, sie sollen für Dich

arbeiten," rief Tallien. „Ich sage Dir, Robespierre muß fallen, oder er läßt uns alle guillotiniren, wie er's mit Danton gethan."

„Schade um Danton. Ich glaube aber nicht, daß er gegen uns etwas vorhat," sagte Barras.

„Hast Du seine Proscriptionsliste nicht gelesen?" frug ihn Collot d'Herbois.

„Ich habe davon gehört, halte aber das Ganze für eine Erfindung," entgegnete Barras.

„Sie ist's nicht. Lies. Du kennst doch Robespierre's Schrift," sagte Tallien, ihm ein Papier reichend.

Barras blickte hinein und seine Lippen verzogen sich zum Lachen.

„Dies sind doch keine Conventmitglieder," sagte er, „Wittwe Beauharnais und Therese Cabarrus." Dann fuhr er fort: „Ich hoffe, er wird die schöne Josephine bald aus dem Kerker entlassen."

Tallien hatte ihm ein anderes Papier gegeben, es war die Liste Derjenigen, die wirklich verurtheilt werden sollten und sie war von Robespierre selber geschrieben. Barras hatte die schöne Josephine noch bei Lebzeiten ihres Gatten gesehen und sie gefiel ihm sehr gut. Er ließ Tallien und Collot d'Herbois auf seiner Wohnung zurück und begab sich zu Robespierre, um sich für die Wittwe Beauharnais zu verwenden.

„Die ganze Welt petitionirt für Weiber," rief Robespierre verdrüßlich. „Wer hat sich für die unglück-

liche und unschuldige Amande St. Florentin ververwendet? Du warst auch Mitglied des Tribunals. Ihr habt die kurze Zeit meiner Unpäßlichkeit nur zu wohl benützt, um sie hinzurichten. Ich will nichts mehr für diese Weiber und für Euch Schürzenhelden thun. Lernet, was es heißt, eine Geliebte zu betrauern."

Barras war über Robespierre erbost und ging zurück, dann aber nahm er Tallien mit sich zu Barrère und hier beschloß man, den Chef der Terroristen in Anklagezustand zu setzen. Collot d'Herbois, der noch immer bald zu dieser, bald zu jener Partei hielt, nahm es auf sich, den Hauptstreich zu führen.

Am nächsten Morgen, nachdem die gefälschte Proscriptionsliste die Runde gemacht hatte, begab sich der Exkomödiant Collot d'Herbois zu Henriot, den Obercommandanten der Nationalgarde. Er hatte ein paar Dutzend Flaschen vom besten Maconweine mitgebracht, weil er wußte, wie gerne Henriot solchen zu trinken pflegte. Henriot ging in die Falle und hatte einen fürchterlichen Rausch, in eben dem Augenblicke, wo man ihn am nothwendigsten gebraucht hätte. Die Thermidoristen hatten alles so klug ausgesonnen, sie entfernten alle Hindernisse, so daß Robespierre nirgends Unterstützung fand.

Obschon die wenigsten Mitglieder des Convents an die Echtheit der Proscriptionsliste, die ihnen von Tallien vorgewiesen worden war, glaubten, so gab es

doch Einige, die vielleicht dachten, die gefälschte Liste könnte sich mit der Zeit doch verwirklichen, denn die Hinrichtung Danton's hatte alle für ihr Leben besorgt gemacht. Robespierre hatte zu wiederholten Malen geäußert, er wolle eine neue Generation tugendhafter Menschen schaffen, selbst wenn er 99 Hunderttheile der Nation unter das Fallbeil bringen müßte. Welcher der Thermidoristen hatte aber die Ueberzeugung, daß ihn Robespierre zu den tugendhaften zählen würde? Mit einem Worte, der Mann der Theorie — Robespierre — mußte seinem eigenen Principe geopfert werden und sein Anhang fiel mit ihm, um einer noch schlimmeren Regierung Platz zu machen, die in sich selber den Keim der Auflösung barg.

Der Bergpartei und dem Convente folgte das Directorium jener fünf Männer, von denen außer einem einzigen, kaum Jemand noch weiß, daß sie jemals existirten. Diese fünf Männer waren: Lareveillère-Lepoux, Letourneur de la Manche, Rewbel, Barras und Carnot. Ihre Regierung war von eben so kurzer Dauer wie jene der Männer des großen Convents, vom 4. Brumaire 1795 bis zum 18. desselben Monats im Jahre 1799.

III.

Josephine Tacher de la Pagerie und Therese Cabarrus. — Die glänzenden Abendgesellschaften bei Barras. — Der junge Bonaparte. — Carnot. — Vorschlag, den Barras Bonaparte macht. — Dieser heirathet die Wittwe Beauharnais, gewesene Maitresse Barras' und wird Obercommandant in Italien. — Krieg in der Vendee und in Italien. — Desorganisirung der italienischen Armee. — Bonaparte als Obercommandant daselbst. — Massenhafte Vergiftungen. — Camparini und Chivasso. — Vidoq's Verrath. — Die Heizer. — Ohnmacht Josephinens. — Miß Fanny Edgeworth, Napoleon's I. Maitresse. — Seine Brutalität gegen diese. — Die nackte Tänzerin in den Tuilerien. — Napoleon's Hang zu widernatürlicher Unzucht. — Seine Brüder Ludwig, Jerome, Joseph und Lucian. — Der Abbé Lanjuinais, Tröster Josephinens — Pauline Borghese. — Das geheizte Atelier Canova's. — Eugen Beauharnais Tod.

Der erste und höchste Lohn, den sich die beiden Hauptthermidoristen holten, waren zwei schöne Frauen, Josephine Tacher de la Pagerie und Therese Cabarrus. Wie am öftesten so war auch jetzt die Grundursache des Sturzes der Bergpartei eine sehr nichtige. Und welche Folgen zog dieser Sturz nach sich!! Nicht

Frankreich allein, sondern ganz Europa sollte es fühlen, daß Herr Barras sich in eine schöne Creolin, der kleine Schreiber Tallien aber in eine Spanierin, verliebt hatten. Das Princip der Republik hing also an den Schnüren der Corsetten dieser beiden Weiber. Welche Kette von Ereignissen war an diese Schnüre gebunden! Hierdurch fiel Frankreich aus Extremen in andere Extreme. Wären Tallien und Barras kalt beim Anblicke dieser Weiber geblieben, so hätte kein Napoleon I. entstehen können, Europa besäße entweder seine ehemalige Form oder es wäre zu einer Universal-Republik geworden, die Bourbons hätten sich um ein halbes Jahrhundert früher abgelebt. Dem Militairdespotismus wäre nicht Absolutismus von Gottes Gnaden und hierauf nicht Afterconstitutionalismus gefolgt und wer weiß, was nicht noch sonst geschehen oder nicht geschehen wäre. — „Doch es stand so in den Sternen geschrieben", sagt Diderots Jacques der Fatalist und er hat vollkommen Recht.

Unter den fünf Männern des Directoriums war Barras unstreitig der einzige, der durch seinen Reichthum, durch den Glanz seiner Abendgesellschaften dem Directorium eine Art von Hofnimbus verlieh. Die schlichte Einfachheit Robespierre's war durchaus nicht geschaffen, die Pariser zu erinnern, daß das Königthum ersetzt sei. Barras empfing stets gute Gesellschaft, seit jener Zeit aber, als er die Wittwe Beauharnais zur Maitresse hatte, waren diese Gesellschaften

noch glänzender. Josephine war eben so schön wie geistreich und ihre Freundin, Therese Cabarrus, stand an ihrer Seite und erleichterte die angenehme Pflicht der Hausfrau, die Männer zu unterhalten. Tallien aber nahm sich an der Seite der schönen Spanierin sehr schlecht aus. Sie fing an sich seiner zu schämen und da es keine Guillotinen, keinen Fouquier-Tinville und kein Gesetz gegen Verdächtige mehr gab, so hielt sie es auch nicht mehr für nothwendig, ihm ausschließlich anzugehören, so daß sie bald mehrere Schmetterlinge um sich hatte.

Barras selber war ein Weltmann. So sehr er auch die Verdienste Josephinens anerkannte, so fing sie ihm nachgerade etwas zur Last zu fallen. Er war schon von Hause aus reich und hatte sich während der Revolution auf mannigfache Weise noch mehr Geld zu machen verstanden. Seitdem er Josephine zur Maitresse hatte, fing sein Vermögen an bedeutend zu schmelzen, denn sie war die verschwenderischste Maitresse, die er nur hätte finden können. Er würde sie gerne los geworden sein. Dies war aber schwer. Sie heuchelte ihm immer Liebe und einem Manne ist es nicht leicht, ein liebendes Weib zu verstoßen oder ihr auch nur anzudeuten, daß sie ihm zur Last ist. Der Zufall rettete ihn endlich. Dieser Zufall erschien in Gestalt eines kleinen blassen brünetten Menschen in Uniform.

Dieser kleine Mann in Uniform war niemand

sonst, als der ehemalige Schüler des Militairinstituts von Brienne, der Artilleriemajor, der sich bei der Belagerung von Toulon derart ausgezeichnet hatte, daß man einige Tage in Paris von ihm mehr sprach als von anderen Leuten. Er war nach und nach zum Brigadegeneral avancirt, dann aber in Disponibilität gestellt. Sein Name war Bonaparte.

Der junge Bonaparte gehörte seiner Gesinnung nach zu den enragirtesten Jacobinern der Armee. Man wußte es, daß er mit Leib und Seele an Robespierre und an der Bergpartei hing. Als die Thermidoristen Robespierre stürzten, fühlten dies alle Anhänger des Gefallenen nur zu bald, folglich auch der junge Corse. Er war ganz niedergeschlagen und kam nach Paris, um hier Jemanden zu finden, der ihm wieder dazu verhelfe, den verlornen Ariadnenfaden seiner Militairlaufbahn aufzulesen. Er besuchte vor Allem Carnot, den thätigsten Mann des Directoriums, einen reinen Republikaner, der Robespierre nur deshalb Feind war, weil er glaubte, er strebe nach der höchsten Macht. Carnot nahm den jungen Mann ziemlich kalt auf, er gab ihm sogar zu verstehen, wie die jetzige Regierung es sich zur Aufgabe gemacht, jedes Schleppträgerthum abzuschaffen, zumal da die Person, deren Schleppe Bonaparte getragen hatte, nicht mehr existirte. Bonaparte war so entmuthigt durch diesen Empfang, daß er sich vornahm, nach Amerika zu segeln, um in den Vereinigten Staaten

Dienste zu nehmen. Er hatte schon seine Eingabe um Entlassung der Regierung eingegeben und besuchte noch Barras, mit dem er aus früheren Zeiten eine flüchtige Bekanntschaft gemacht hatte. Der Director lud ihn zu sich auf eine Abendpartie. Bonaparte kam hin und ließ sich Josephine vorstellen. Ihre Manieren, ihr Aeußeres, ihr Witz, gefielen ihm so sehr, daß er während der ganzen Soiré an ihre Seite gleich wie gebannt schien. Barras bemerkte es und ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Ihnen gefällt Madame Beauharnais?“ sprach er zu dem jungen Mann, indem er ihn unter den Arm griff. „Sagen Sie es nur gerade heraus, glauben Sie nicht, daß mich Aufrichtigkeit beleidigen könnte.“

„Ich leugne es nicht, daß der Eindruck, den sie auf mich gemacht, kein gewöhnlicher ist.“

„Wenn Sie reich wären, würden Sie sie wohl heirathen?“ frug Barras weiter.

„Hm, sehr gerne, wenn sie mir nur ihre Hand reichen wollte,“ sagte Bonaparte.

„Lassen Sie mir das über, ich will für Sie ein gutes Wort einlegen. Der einzige Uebelstand bei der Affaire wäre, daß sie Familie hat und nicht reich ist. Wenn Sie aber das Obercommando der Armee in Italien erhielten, könnten Sie sie gut versorgen. Wollten Sie's thun?“

Der Antrag, den Barras dem jungen Mann

gestellt hatte, war so verführerisch, zumal die Aussicht das Obercommando einer Armee zu erhalten, wobei er Gelegenheit fände, seine Stirne mit Lorbeeren zu schmücken, daß sich Bonaparte keinen Augenblick weiter besann und mit beiden Händen zugriff. Josephine selber war mit dem Tausch ebenfalls zufrieden und über ja und nein war sie die Gattin des kleinen Mannes, der bald gar so groß werden sollte.

Die Aufgabe, die das Directorium zu lösen hatte, war keine geringe. Nicht genug, daß Frankreich von allen Seiten her angegriffen wurde, sogar von Mächten, die sehr viel dazu beigetragen hatten, daß die Revolution in Frankreich ausbrach, wie namentlich England, ebenso auch von solchen, die keine Ursache hatten, die Republik anzugreifen und lediglich nur für das sich nach und nach überlebende Recht von Gottes Gnaden dies thaten, wie Preußen und Sardinien, sondern es wüthete der Bürgerkrieg in einigen Departements, weil dort das Volk theils von den Engländern, theils von einigen zurückgebliebenen Royalisten gegen die Volksregierung aufgehetzt wurde. Die Füsilladen, Noyaden und Guillotinirungen waren eine grausame Nothwehr von Seite der Republik, ich will es nicht behaupten, daß sie eine nothwendige war, doch wenn man bedenkt, wie die Hierarchie, die Aristokratie und die Monarchieen manchmal mit ihren Gegnern verfuhren, so läßt sich wohl auch die Grausamkeit der republikanischen Regierung einigermaßen

entschuldigen. Man hatte sich übrigens während des Terrorismus über und über mit Blut gesättigt und die massenhaften Abschlachtungen — wenigstens wehrloser Personen — ließen nach.

Die Republik hatte einige tüchtige Generale, wie namentlich Hoche, Scherer, Kellermann, Kleber, Moreau, Pichegru, Jourdan, Desaix, doch auch Verräther in ihrer Armee, wie Dumouriez und der Herzog von Chartres, die nicht nur selber zum Feinde übergingen, sondern diesem auch zwei Regierungscommissäre, Maret und Semonville, auslieferten; diese letzteren wurden jedoch später für die Tochter Ludwig's XVI., die Herzogin von Angoulême, ausgetauscht, während der Bruder der letzteren als Lehrling bei einem Schuster blieb und noch im schwachen Knabenalter starb.

So gut der portugiesische König Sebastian, der ermordete Richard, Sohn Edward's IV. von England, Demetrius von Rußland und andere Regenten, deren Tod für Manche ein Geheimniß blieb, ihre Pseudodoppelgänger hatten, so war es auch bei Ludwig XVII. der Fall. Ein junger Elsässer, Namens Hervagott, gab sich als legitimer Erbe Ludwig's XVI. aus, es gelang ihm auch in Nancy einige Parteigänger zu finden und einen Putsch zu versuchen, doch wurde er bald gefangen und als Irrsinniger behandelt. Man brachte ihn nach Dijon ins Irrenhaus und es stellte sich heraus, daß er wirklich irrsinnig, nicht aber ein Betrüger war, denn er glaubte selber daran, er sei

der Sohn des guillotinirten Königs. Er lebte nicht lange nach seiner Einsperrung, seine Mutter und sein Bruder besuchten ihn, er aber wollte sie nicht kennen und seine Monomanie hörte erst mit seinem Leben auf.

Obschon, wie erwähnt, die Republik tüchtige Generale besaß und hie und da Vortheile über den Feind errungen hatte, wie Hoche, der die Vendéer besiegte und drei der Häupter der Weißen, wie sich die königliche Partei in der Bretagne nannte, Charette, Stofflet und Estournal gefangen nahm und erschießen ließ, so war doch dieser Theil Frankreichs nicht so ganz niedergeworfen, daß man nicht jeden Augenblick den neueren Ausbruch eines Aufstandes hätte befürchten müssen, die Erfolge aber, die Scherer über die Oesterreicher und Sarden errungen, waren dadurch mehr als paralysirt, daß die italienische Bevölkerung den Franzosen jetzt eben so feind war, wie zu Zeiten Franz I. von Frankreich.

Bonaparte zählte nicht mehr als 27 Jahre, als er zum Obercommandanten der italienischen Armee ernannt wurde und nach dem Kriegsschauplatze sich begab. Er fand eine durchaus demoralisirte Armee, der es an Allem fehlte. Die Leute hatten keine Fußbekleidung und rückten barfuß ins Feld, die Verproviantirung war äußert mangelhaft, die Montirung nicht minder, außerdem hatten sie alte beinahe unbrauchbar gewordene Waffen, ihre Rosse und die Be-

spannung ihrer Kanonen war elend, es fehlte sogar an genügsamer Munition, zumal für die Geschütze. Der Haß der Italiener gegen die Franzosen war so groß, daß, wenn sie einzelne Soldaten erblickten, sie sie anfielen und niederstachen, außerdem waren auch Vergiftungen der Lebensmittel nichts Seltenes und die Reihen der Soldaten wurden hierdurch beinahe ebenso gelichtet, wie durch Schlachten und Gefechte. Unter den Generalen aber, namentlich zwischen Bertrand, Le Brune und Augereau, gab es stets Reibungen, einer schob auf den anderen die Mißgeschicke, die die Armee trafen und die nur ein böser Stern herbeigeführt hatte.

Zu dieser Armee wurde der junge Bonaparte geschickt. Die ihm jetzt untergeordeten so eben genannten Generale schilderten ihm den schlimmen Zustand der Armee und den bösen Geist der Bevölkerung; er meinte aber, dies mache ihn nicht verzagen, Waffen, Munition, Montouren und Lebensmittel würde er sich von den Oesterreichern holen, was aber den bösen Geist der Bevölkerung betraf, so kümmerte er sich darum nicht. Bei der nächsten Gelegenheit, als wieder ein französischer Soldat ermordet wurde, entsandte Bonaparte eine Abtheilung Soldaten nach dem Dorfe, wo die That geschehen war, ließ aufs Gerathewohl zwei der angesehensten Einwohner erschießen, bis die übrigen ihm die wirklichen Thäter auslieferten, die sofort gehangen wurden. Dieses energische Ver-

fahren vertrieb bei den Italienern die Luſt, ſich an den franzöſiſchen Soldaten zu vergreifen und die Stilete waren einſtweilen an den Nagel gehangen.

Nicht ganz ſo bald hörten die Vergiftungen auf. Die Leute, die auf eine ſo ſichere und heimtückiſche Weiſe unzählige Opfer mit Gift tödteten, mußten zu einer wohl organiſirten und weithin verbreiteten Bande gehören, die ſich bis nach Frankreich ausdehnte und nicht ganz neuen Urſprungs war, ſondern ſchon angefangen hatte, ehe noch die Revolution ausgebrochen war. Es war keine politiſche Aſſaſſinengeſellſchaft, denn Legitimiſten wurden eben ſo vergiftet wie Republikaner. Es ſchien eher, daß die Vergifter es auf das Vermögen der Betreffenden angelegt hatten, denn es gab manche Familien, in welchen ein Glied nach dem anderen durch einen räthſelhaften und ſchnellen Tod dahingerafft wurde.

Daß es eine ſolche Bande ſein müſſe, dies hatte Fouché, der ſchon damals, zur Zeit des Directoriums, ſich mit der Organiſirung einer Criminalgeheimpolizei befaßte, obſchon noch nicht Miniſter, bald entdeckt, doch konnte man ihrer Mitglieder nicht habhaft werden, weil man nicht erfuhr, ob ſich dieſelben in Frankreich, in Italien oder in Weſt-Indien aufhielten, da die Vergiftungen in allen dieſen drei Ländern mit einer gewiſſen ſymmetriſchen Ordnung verübt wurden. Namentlich hatte die Familie Riorres darunter am meiſten gelitten, von welcher allein elf

Mitglieder in der kurzen Zeit von vier Monaten durch Vergiftung starben. Diese Schändlichkeiten hatten noch zu Lebzeiten und gegen das Ende der Regierung Ludwig's XVI., in Jahre 1789, etwa fünf Monate vor Anfang der eigentlichen Revolution (vor dem Monat October — folglich im Monat Mai), begonnen. Zwei junge Marineofficiere wurden gefänglich eingezogen, weil man das Rechtsaxiom: „daß derjenige als Thäter zu betrachten sei, der von dem Tode eines Ermordeten den größten Nutzen hat," auf sie anzuwenden glauben mußte, da sie hierdurch zur Erbschaft gelangten. Sie würden auch hingerichtet worden sein, wenn sich der berühmte Admiral Baillly de Souffren nicht für sie verwendete und der König verwandelte demnach die Todesstrafe in eine ewige Verbannung aus Frankreich. Sie dienten dann in der Marine unter fremden Namen. Gerade diesen zwei jungen Leuten hatte es später Fouché zu danken, daß er die Spur der Vergifter fand, denn es gelang ihnen einen der Hauptverbrecher in West-Indien zu ertappen und von ihm die Namen der Mitschuldigen zu erfahren. Diese beiden Officiere wandten bei dem Manne zweierlei Tortur an, eine physische und eine moralische, sie sicherten ihm Strafloſigkeit zu und er wurde später einer der thätigsten Agenten Fouché's. Sein Name ist in der Geschichte der Polizei ziemlich bekannt, er hieß Vidoq. Zu jener Zeit war er ein junger Bursche von 18 Jahren. Er diente Fouché bis zur Zeit der

Restauration der Bourbons im Jahre 1814, dann verlor er seine Anstellung und ward so zu sagen gezwungen, neuerdings ein Verbrecher zu werden. Erst Thiers erinnerte sich seiner wieder zur Regierungszeit Ludwig Philipp's und berief ihn zurück, damit er das Criminalpolizeiwesen wieder leiten möge und er hat der Regierung sehr wichtige Dienste geleistet.

Die beiden Dirigenten dieser Mörderbande waren Italiener. Der eine Chef wohnte zu Paris, wo er unter dem Namen Marquese Camparini lebte und in den elegantesten Kreisen erschien. Man konnte ihn sogar während der Abwesenheit Napoleon's — eigentlich damals nur Bonaparte — sehr oft im Salon Madame Josephinens erblicken und wenn man auf die Idee geriethe, daß er sie über die Abwesenheit ihres Mannes getröstet habe, so würde man vielleicht dieser Dame kein allzu großes Unrecht thun, denn sie begünstigte ihn in nur zu auffallender Weise und als Camparini später, als ihr Gatte im Jahre 1804 den Kaisertitel annahm, gefangen wurde und sie seine Gefangennahme erfuhr, fiel sie in Ohnmacht, denn sie fürchtete sich vor seiner Indiscretion.

Der zweite Chef der Assassinenbande war ebenfalls ein Italiener und eben so wie Camparini, der der wirklich der Sohn eines Marchese war, aus gutem Hause stammend. Er nannte sich Graf Chivasso. Er war es, der die Aufstände in Mailand und in Verona gegen die Franzosen in Scene setzte und es

war ihm einmal beinahe gelungen, Bonaparte selber in die Nähe zu kommen, um ihn zu vergiften. Der junge geniale General hatte seine Rettung einzig und allein dem Umstande zu verdanken, daß er zwischen zwei verliebten Rendezvous zu wählen hatte und sich für eine Engländerin, die später seine Maitresse wurde (Miß Fanny Edgeworth), entschied, anstatt eine italienische Gräfin, die Schwester Chivasso's, zu besuchen und daß gerade an jenem Abend der Aufstand in Mailand und am nächsten Morgen in Verona ausbrach, was denn den General dazu bestimmte, daß er selber Mailand verließ und nach Verona eilte.

Diese Bande hatte sich nicht allein auf Vergiftungen beschränkt. Sie waren auch Banditen, Meuterer, Aufwiegler, Straßenräuber, Fälscher und Falschmünzer und man kannte sie später unter der Benennung Chauffeurs oder Heizer. Ihre Mitglieder waren sehr zahlreich und das von ihnen auf die mannigfaltigste Weise geraubte Geld überstieg die ungeheure Summe von 18 Millionen Francs, die ihnen dazu diente, um ihre Organisation noch mehr zu vervollkommnen, worin sie aber durch den Verrath Vidoq's gehindert wurden. Man wurde der meisten dieser Verbrecher habhaft und bevölkerte mit ihnen die Bagnos von Toulon und Brest. Chivasso wurde zu Alessandria gehangen, Camparini aber, der sich mit Einigen seiner Bande zur Wehre setzte, erhielt eine tödtliche Wunde, an welcher er eine Stunde darauf starb. In seinen letz-

ten Augenblicken compromittirte er viele hohe Damen, namentlich die nachmalige Kaiserin Josephine, ihre Töchter Pauline und Hortense, Therese Cabarrus und die Gattinnen der Generale Lefêbvre und Bertrand. Camparini war ein selten schöner Mann und die Damen stritten sich, um eine Locke von seinen Haaren zu besitzen, Alles strömte hinzu, um den einstigen König der Mode und ersten Salonlöwen von Paris todt zu sehen und man konnte manches schöne Damenantlitz sich verfärben und sogar Thränen in den Augen glänzen sehen.

Die junge Engländerin, deren Bekanntschaft der General in Mailand gemacht hatte, zählte nicht mehr als 14 Jahre und war dennoch körperlich ganz entfaltet. Sie war Gesellschafterin in einem englischen aristokratischen Hause, einer Lady Boyer, und von wahrhaft engelgleicher Schönheit. Sie schwärmte für den corsischen General und ihr Fanatismus für ihn hatte sie so weit hingerissen, daß sie ihm sich selber anbot. Der Brief, den sie ihm geschrieben, deutete auf so viel Geist, Gefühl und Schwärmerei, daß Bonaparte es vorzog, sie, die er noch gar nicht gesehen, zu besuchen, als der Schwester Chivasso's Einladung Folge zu leisten. Wie erwähnt, dankte er diesem Umstande seine Rettung.

Das Liebesverhältniß Bonaparte's mit Fanny Edgeworth währte länger als seine beiden Ehen. Sie verließ ihn erst kurze Zeit nach der Schlacht bei

Leipzig, in der Gegend von Hanau. Sie hatte ihn überallhin auf allen Feldzügen, sogar nach Rußland begleitet, zuweilen als Mann verkleidet und theilte alle Strapazen seiner Soldaten. Sie war tolerant genug, ihm über seine Wankelmüthigkeit und Flatterhaftigkeit in der Liebe niemals Vorstellungen zu machen und ihn mit Eifersucht niemals zu plagen. Ihr Herz blutete, wenn Napoleon mit größter Erbitterung und Haß von den Engländern sprach und um diese zu verderben, das Continentalsystem einführte, wenn er ihr nur einen noch so kleinen Raum in seinem Herzen gönnte. Er kehrte nach allen ephemeren Liebschaften wieder zu ihr zurück und wenn er sie manchmal auch vernachlässigte, so war dies nur von kurzer Dauer. Nach seinem Liebesverhältniß mit der Gräfin Walewska aber dauerte diese Vernachlässigung länger und sein Benehmen gegen Miß Edgeworth war nicht nur kalt, sondern manchmal sogar roh.

Nach der Schlacht bei Hanau war Napoleon besonders übler Laune. Die Tochter eines deutschen Pastors, die ihm aufgefallen war, hatte ihm einen Korb gegeben und gab als Ursache die Anwesenheit der Engländerin in der Umgebung des Kaisers an: „Wenn sie sich an Ihrem Herzen theilen will," sagte die junge Deutsche, „so mag sie es thun; ich würde nicht einmal die Kaiserin als meine Nebenbuhlerin dulden. Entweder Alles oder Nichts." Napoleon fing an zu fühlen, daß ihn sein guter Stern im Kriege

und in der Liebe gleichzeitig verlassen hatte und seine Umgebung hatte darunter am meisten zu leiden, namentlich die arme Fanny, die ihn kurze Zeit darauf, nachdem er von der Pastorstochter den Korb erhalten, besuchte und ihn über seine Verluste zu trösten suchte. Napoleon empfing sie wieder in solcher Weise, wie in der letzten Zeit immer, nämlich roh. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten, er nahm eine Peitsche und hieb ihr übers Gesicht, so daß ihre zarte Haut aufsprang, dann packte er sie an den Schultern und warf sie aus dem Zimmer, endlich rief er Rustan, seinem Mameluken zu: „Daß Du mir diese Metze nicht mehr über die Schwelle läßt. Sie hat mich genug geplündert, sie mag in die Hölle gehen.“ Jedes Wort Napoleon's schnitt Fanny durch das Herz. Für so viel Liebe und Hingebung eine solche Behandlung! Und wenn sie ihn noch so geliebt hätte, mußte nicht alles Gefühl für einen solchen Menschen in ihr aussterben? Sie packte alle ihre Effecten zusammen. — Sie hatte während ihres lange währenden Liebesverhältnisses in England eine bedeutende Erbschaft (von 80,000 Pfund Sterling) gemacht, konnte folglich unabhängig leben. Sie sandte dem Kaiser alle von ihm erhaltene Geschenke und alles Geld, welches sie von ihm erhalten, zurück, so daß ihr kaum mehr als der vierte Theil ihres Vermögens blieb, so sparsam sie auch gelebt hatte während der Zeit als sie die Maitresse Napoleon's gewesen. Sie machte sich

später in England wieder Geld, denn sie schrieb Memoiren über Napoleon, die von den Verlegern sehr theuer bezahlt worden, auch soll sie von der englischen Regierung unterstützt worden sein, denn sie machte derselben Eröffnungen, die von außerordentlicher Wichtigkeit waren.

Als Napoleon ihren Brief erhielt, in welchem sie von ihm für immer Abschied nahm und ihm sagte, wie sich ihre Liebe gegen ihn in den erbittertsten Haß verwandelt habe, stieg dem Kaiser alles Blut ins Gesicht, dann aber wurde er todtenblaß und Bertrand, der gerade gegenwärtig war, als der Brief angekommen, der auch von dem Verhältnisse wußte, hörte den Kaiser ausrufen: „Ja, sie hat Recht und tausendmal Recht. Sie wird ihre Drohung ausführen. Dieses Weib wird mich verderben.“ Er fand später, daß ihm einige wichtige Schriftstücke, Correspondenzen, Rapporte des Polizeiministers Fouché und Savarys, des Herzogs von Rovigo, fehlten, so wie auch einige Tagebuchbruchstücke, in welchen von seinen und seiner Brüder galanten Abenteuern gesprochen wurde, die sowohl ihn, wie die betreffenden Damen auf das Aergste compromittirten. Der Kaiser erinnerte sich, daß er diese Schriften, ehe er den Feldzug nach Rußland unternommen hatte, Fanny Edgeworth zum Aufbewahren gegeben hatte, weil er sie nirgends so sicher glaubte als in ihren Händen. Dies war ihm aber zu Hanau nicht eingefallen, sonst würde er sich sehr bedacht

haben, ehe er die Engländerin in einer so rohen Weise anfiel.

Napoleon war überhaupt sehr roh. Dies hatte er nur zu oft bewiesen. Er war ein eben solcher Wüstling, wie die Bourbons, mit dem Unterschiede, daß bei ihm die wahre Galanterie in Liebesaffairen gänzlich mangelte. Er betrachtete die Weiber als nichts anderes, denn als Ableiter seiner Begierden und im Momente, in welchem er sich an einer sättigte, behandelte er sie wie eine Metze. Auch war er außerordentlich mißtrauisch und beinahe ängstlich. Er gestattete es keinem Weibe, wenn sie ihm nur flüchtig gefiel, daß sie ihm anders, als ganz entkleidet nahe, weil er glaubte, sie könne einen Dolch unter ihren Kleidungsstücken bergen. Eine sehr schöne Tänzerin, Namens Mademoiselle Dessallet, hatte es einmal gewagt, eine Bittschrift zwischen ihrem Hemd und ihrem Leibe zu verbergen und sie reichte sie ihm, worüber Napoleon in einen solchen Zorn gerieth, daß er sie mit der Reitgerte nackt durch mehre Gemächer der Tuilerien trieb und sie so in den Hof kam zur Belustigung sehr vieler Officiere. Diese Affaire machte aber das Glück der Tänzerin. Sie war von ungewöhnlicher Schönheit und ihre ganz und gar aphroditenartige Erscheinung hatte die Begierden so mancher Wüstlinge des kaiserlichen Palastes erregt, so daß sie ein Gemeingut sehr vieler napoleonischer Herzöge, Fürsten und Marschälle ward,

die ungeheuere Summen auf diese Person verschwendeten.

Von den Liebesabenteuern Napoleon's werde ich zwei, jenes mit der Gräfin Walewska, so wie das mit seiner Schwägerin Hortense, später erwähnen, wenn ich die Scandalgeschichten Polens und Hollands behandeln werde. Ich binde mich in dieser Beziehung an die Staaten, wo die Scandale verübt worden sind, nicht aber an die Personen, die Scandale verübten. Jetzt aber gehe ich auf die übrigen Scandale des Kaiserpaares, vorerst auf diejenigen des Kaisers Napoleon, über.

Wie ich kurz zuvor erwähnt, war Napoleon ein großer Wüstling und stand in dieser Beziehung keinem Könige oder Prinzen der in Frankreich einst regierenden Dynastieen, nicht einmal Franz I., Heinrich III., dem Regenten Philipp von Orleans und Ludwig XV. nach. Es ist sogar gewiß, daß sich Napoleon nicht einmal mit dem weiblichen Geschlechte begnügte, sondern auch dem naturwidrigen Laster der Homosexualität nachhing und zwar hatte er dies schon in der Militairschule zu Brienne begonnen, von wo man ihn ausstoßen wollte, weil man ihn in zärtlicher Umarmung eines der jüngsten Eleven des Instituts ertappte. Einer der Lehrer aber, der selber ähnlichen Gelüsten nachhing, vertuschte die Affaire und bewies fortan dem corsischen Zögling mehr Aufmerksamkeit als bis dahin, so daß man daraus auf eine passive

Homosexualität ebenso schließen könnte. Daß Napoleon noch während des Feldzugs in Aegypten von dieser Art Leidenschaft nicht geheilt war, ist gewiß und die sogenannten Pesewenks in Kairo wurden von ihm nur zu sehr in Anspruch genommen. Bei den Orientalen wird dieses Laster nicht für so abscheulich gehalten und beinahe öffentlich getrieben. Die Pesewenks sind Knaben von 12 bis 15 Jahren und sie bieten sich den Fremden selber an, wie die Lustdirnen in unserem civilisirten Europa.

Am schlimmsten daran war Napoleon in Spanien, wo er kaum einige Manolas (Lustdirnen) fand, die sich herabließen, seinen Umarmungen sich zu ergeben, denn der Nationalhaß der Spanier und Spanierinnen stieg aus den höchsten Kreisen bis zu den niedersten Schichten des Volkes herab.

Die vier anderen Brüder Napoleon's glichen ihm in Bezug auf geschlechtliche Ausschweifungen mehr oder weniger, zumal Joseph, der, so sehr Duckmäuser er sonst war, in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Seine vorletzte Verheirathung geschah auch nur deshalb, weil er sonst nicht zum Ziele zu kommen hoffen durfte. Von seiner ersten Verheirathung wissen Wenige. Sie fand statt, ehe er Vorstand der Fünfhundert wurde und er hielt seine Ehe sehr geheim, weil er zu befürchten hatte, diese würde ihn in den Augen der Welt zu tief herab setzen. Diese Person war eine gewöhnliche Lorette.

Sie verstand es aber Joseph Bonaparte so sehr in ihre Netze zu verstricken, daß er sie zum Altar führte. Zu seinem Glücke wurde sie ihm vom Tode geraubt. Ihr Name war Adèle Corambeau. Seine zweite Heirath, mit Miß Patterson ist zu bekannt, als daß ich darüber sprechen sollte, dieser Scandal hat sich bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt.

Ludwig, König von Holland, und Jerome, König von Westfalen, hatten ebenfalls ihre galanten Abenteuer, sie gehören jedoch eben so wie die Liebschaft Napoleon's I. mit der Gräfin Walewska in einen anderen späteren Abschnitt meiner Scandalgeschichten.

Es bleiben mir nur noch vier Personen für diesen Abschnitt, von denen ich in gedrängtester Kürze schreiben will: die Kaiserin Josephine, Lucian, Herzog von Canino, die Prinzessin Pauline Borghese und der Prinz Eugen Beauharnais, Stiefsohn Napoleon's und Vice-König von Italien.

Josephine hatte ihre Carrière damit angefangen, daß sie die Maitresse Barras' war, der sie dann, um sie los zu werden, Bonaparte abtrat und wie ich oben erzählt habe, diesem als Aussteuer ein Obergeneralspatent schenkte. Daß Josephine während den nur zu häufigen Abwesenheiten ihres Gatten keine Lucretia blieb, war in Paris so ziemlich bekannt, obschon sie klug genug war, den Schein zu bewahren. Sogar Barras besuchte sie noch öfters und Savary stand bei ihr sehr in Gnaden, außer

diesen aber gab es einen Abbé Lanjuinais, einen Bruder des Deputirten gleichen Namens, der sie am öftesten über die Abwesenheit ihres Gatten tröstete. Nach geschehener Scheidung behielt sie ihren Tröster in dem oben erwähnten Abbé und litt an Liebesgenüssen keinen Mangel.

Lucian war schon als Knabe von neun Jahren in alle Mysterien der Liebe eingeweiht und, wie in den Memoiren Fanny Edgeworth's behauptet wird, soll er ein Mädchen von noch zarterem Alter, die Tochter eines corsischen Pächters auf Abwege gebracht haben, die den Tod des Kindes verursachten. Auch später lebte Lucian ein ausschweifendes Leben und dies war hauptsächlich die Ursache, daß er niemals nach einem Throne lüstern war, denn er zog die Glückseligkeit in der Liebe allen anderen Genüssen vor und wollte sich durch eine Krone nicht beengen lassen.

Daß die Prinzessin Pauline unter allen ihren Geschwistern in Liebesaffairen die ausgelassenste war und sich auch niemals genirte dies zu gestehen, ist weltbekannt. Ihr Körper war von so außerordentlicher Schönheit, daß sie dem berühmten Bildhauer Canova zum Modell für eine seiner herrlichsten Statuen, der Göttin Psyche, diente. Als man sie verwundert und beinahe scandalisirt darüber, daß sie einem fremden Manne als nacktes Modell gedient hatte, frug, wie sie sich dazu entschließen konnte, entgegnete sie ganz naiv: „Das Atelier war ja geheizt.“

Endlich Eugen Beauharnais, von dem Einige behaupten, er habe Napoleon als Ganymed gedient, war einer der größten Wüstlinge dieser Parvenufamilie. Er dankte seinen Ausschweifungen sein frühzeitiges Ende und starb in ähnlicher Weise, wie Franz I. von Frankreich, durch das Liebesgift, welches ihm von der Gräfin Gonfalonieri unmittelbar und dem Gatten dieser Dame mittelbar eingeimpft wurde.

IV.

Die erste Restauration der Bourbons. — Charakter Ludwig's XVIII. — Blacas d'Aulps. — Fehlerhafte Organisation der geheimen Polizei unter der Restauration. — Entkommen Napoleon's aus Elba, die hundert Tage und die zweite Restauration der Bourbons. — Tod Napoleon's I. — Brief Ludwig's XVIII. an den König von Spanien über die Bequemlichkeit einer constitutionellen Monarchie. — Ermordung des Herzogs von Berry durch Louvel. — Die Herzogin von Berry. — Ihr scandalöser Lebenswandel in Bordeaux. — Carl X., ein Frömmler. — Julius von Polignac. — Ludwig Philipp, der Bürgerkönig. — Verschwörung der Bonapartisten. — Der Herzog von Reichsstadt. — Sein Tod. — Sturz Ludwig Philipp's.

Den Gewinnst, den die Franzosen hatten, als die Bourbons restaurirt wurden, kann man füglich in den beiden Sprüchen zusammenfassen, deren erster allbekannt ist und lautet: „Sie haben nichts gelernt und Alles vergessen," und das Bonmot, welches die Pariser über Ludwig XVIII. bei seinem Einzuge gemacht hatten, nämlich:

„Les anglais nous ont donné un grand cochon
Mais ce Louis ne vaut pas un Napoléon.“

(Die Engländer haben uns ein großes Schwein gegeben, dieser Louis (d'or) ist aber keinen Napoleon (d'or) werth.)

Die Bourbons waren nämlich, angefangen von Ludwig XIV., alle ziemlich dickleibig und unterschieden sich auch hierin von ihrem Stammvater Heinrich IV., der sehr schlank von Gestalt war und dem sie auch weder in Bezug auf Gesichtszüge, noch auch sonst an Charakter glichen, so daß die Annahme, die Race der Bourbons sei von Anbeginn an — von Maria von Medici angefangen, gefälscht worden, keine unwahrscheinliche ist und ich erinnere meine Leser daran, was ich im VII. Bande meiner Scandalgeschichten des französischen Hofes über die Legitimitätszweifel Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. gesagt habe.

Die Unähnlichkeit zeigt sich bei den Nachkommen immer mehr, es ist eine Degeneration, seit Ludwig XIV., die für diese Familie wahrhaft traurig ist. Nicht einmal dem Wüstling Ludwig XV. kann einer seiner Nachkommen gleich gestellt werden. Es sind träge, mönchische, indolente Menschen, die für nichts Sinn haben, als für einen körperlichen Sybaritismus, auch diesen nur auf den Magen beschränkend, so daß Horazens Vers auf sie noch mehr paßt, als auf irgend eine andere der vorhergehenden Dynastieen:

„Aetas parentum pejor avis tulit nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiorem.“

(Die Zeit unserer Väter, schlimmer als die unserer Großväter, hat uns noch Schlimmere gebracht, damit wir eine noch fehlerhaftere Nachkommenschaft zeugen.)

Ludwig XVIII. hatte noch das negative Verdienst, daß er nichts positiv Schlimmes beging, sondern nur gestattete, daß es begangen werde von seinen Ministern, namentlich von Herrn von Blacas d'Aulps, den untauglichsten Menschen, dem je ein Portefeuille aus Gottes Gnaden in die Hände gefallen war. Ludwig XVIII. frug nicht viel darnach, was in Frankreich geschah, er hatte die Beruhigung, daß er fortan eine bessere Tafel und eine comfortablere Wohnung haben werde, als er sie im Exil gehabt hatte, gestört wurde er jetzt eben so wenig wie ehemals und er hatte Muße, schlechte Commentare auf Horazens Oden — seine Lieblingslecture — zu machen, ob er aber diesen großen Dichter verstanden, ist sehr zu bezweifeln, wenigstens hat man sehr falsche Auslegungen der Ode: „Pastor cum traheret per freta navibus idaeis Helenam perfidus hospitam," von ihm gefunden, die er in größter Hast nicht einmal zusammen zu packen Zeit hatte, als er nach der Landung Napoleon's bei Cannes Fersengeld zu geben gezwungen war.

Jeder König sollte bei seinem Regierungsantritte darnach trachten, die Herzen seiner Unterthanen durch gewisse großherzige Züge oder Handlungen zu gewinnen. Die wenigsten Regenten thun dies. Es sind sogar Einige gewesen, die ihren Regierungsantritt so

gefeiert haben, wie ein Nero gehandelt, nachdem er sechs Jahre hindurch der beste Kaiser gewesen. Die Zahl solcher Regenten ist eine ungeheure, sogar in neuester Zeit: Nicolaus von Rußland fing mit der Deportation der Unzufriedenen an, der Kaiser Franz Joseph mit der Hinrichtung von dreizehn ungarischen Generalen, denen noch unzählige andere folgten, Napoleon III. mit dem Staatsstreich vom 2. December 1851. Sie wollten Energie zeigen und haben sich grausam bewiesen. Grausamkeit ist in den meisten Fällen — ja beinahe möchte ich sagen, immer — eine Ausgeburt von Schwäche und Furcht, in der Furcht liegt aber doch keine Energie, das, was man so nennt, ist nichts Anderes als ein verzweifeltes Ringen eines Träumenden mit dem ihn drückenden Alp.

Es ist gewiß, daß den Bonapartes Niemand so viele Proselyten gemacht, als die Napoleon I. nachfolgenden schlimmen Regierungen.*) Die bourbon'sche Polizei war es, die sich gegen die wieder eingesetzte Dynastie verschwor, so daß man den Usurpator aus Elba in ganz Frankreich mit offenen Armen und dem

*) Ob dies nicht auch jetzt so sein wird? Es scheint, als ob die Rathlosigkeit und Unfähigkeit solcher Männer wie die Herren Thiers, Barthélemy de St. Hilaire, Pouyer-Quertier und der Uebrigen die Zurückberufung des ehemaligen Abenteurers aus Chislehurst immer mehr ermöglichte.
Anmerkung des Herausgebers.

größten Jubel empfing, daß sein Zug von Golf St. Juan bis Paris nicht ein einzigesmal durch ernstlichen Widerstand unterbrochen ward, es war ein wahrer Triumphzug.

Die bourbon'sche Polizei war eine stationäre. Man fütterte eine Menge Umsonstesser. Es war sogleich zu sehen, daß sie keinen Fouché mehr hatten. Als dieser von den Anordnungen hörte, die Herr von Blacas getroffen hatte, sagte er lächelnd: „Es wäre viel einfacher, Napoleon sagen zu lassen, er möge das Obercommando der Armee Frankreichs neuerdings übernehmen." Die Polizeiagenten der Bourbons waren in einigen Städten, namentlich in Paris, in Lyon, in Nantes, in Straßburg, in Marseille und in Besançon vertheilt. Sie berichteten im Chor über die gute Stimmung der Bevölkerung in den Departements, während die Champagne, die Provence, Burgund, Elsaß und Dauphiné von napoleonistischen Verschwörern wimmelte. Man begnügte sich damit, die Briefe auf der Post zu öffnen oder nachzusehen, ob nach Elba adressirte Briefe sich auf den Postbureaux befinden, Leute, die aus Italien kamen, oder dahin abreiseten, konnten dies unbeanstandet thun, der bourbon'schen Polizei fiel es niemals ein, auf solche Menschen ein wachsames Auge zu haben. Dennoch geschahen Arretirungen auf geheime Privatangaben hin und die Herren Generalprocuratoren hatten nichts Besseres zu thun, als Menschen, die ihren Privathaß und ihrer

Privatrache Opfer aussuchten, zu Werkzeugen zu dienen. Es war ganz so wie ehemals in Venedig zur Zeit der Staatsinquisition und bedeutend schlimmer als zu Zeiten Robespierre's und des Bestehens des Wohlfahrtsausschusses.

Es gab Menschen, die den Commandanten der englischen Flotille, die in der Gegend von Elba kreuzte, damit beschuldigten, daß er Napoleon aus seiner Insel entwischen ließ. Als ob ein Commandant nichts Anderes zu thun hätte, als den Polizeicommissär eines restaurirten Bourbon abzugeben. Warum hat die französische Polizei es selber nicht gethan? Sie hatte ja auch noch so viel Schiffe, um die französischen Häfen zu bewachen und eine Landung Napoleon's zu verhüten.

Dies wäre übrigens beinahe geschehen. Ein Schiffscapitain der französischen Handelsmarine brachte vom Kaiser Napoleon eigenhändig geschriebene Briefe an einige seiner Freunde in Frankreich. Er wurde von seinem eigenen Schiffszahlmeister, dem Generalprocurator in Marseille, angezeigt, worauf dieser den Schiffscapitain arretiren und sowohl an seiner eigenen Person, wie im Schiffe Untersuchungen anstellen ließ. Der Schiffscapitain hatte jedoch die Briefe schon abgegeben und einer derselben lautete an den Vater des Generalprocurators. Dieser Letztere drang in den Ueberbringer der Briefe, er möge diesen einzigen Brief herbeischaffen, es war aber nicht möglich und

damit die Sache durch den Schiffscapitain nicht einmal ans Tageslicht komme, wurde der Unschuldige für den Schuldigen in die Veste If gesperrt, von wo es ihm jedoch gelang, einen unterirdischen Weg zu finden und sich dann durch einen kühnen Sprung ins Meer zu retten. Bei Nacht erreichte er eine benachbarte Insel, von der er wußte, daß sich daselbst Schmuggler aufhielten, zu diesen begab er sich und wurde von ihnen zufolge seiner kühnen That zum Capitain gewählt.

Diese wahrhafte Geschichte diente dem fruchtbaren französischen Schriftsteller Dumas als Stoff zu einem seiner besten Romane, welcher wohl allen Liebhabern der französischen belletristischen Literatur, ja sogar den meisten Besuchern der Leihbibliotheken bekannt ist. Ist es nöthig zu sagen, daß dieser Roman: „Monte-Christo" heißt? Ich glaube nicht.

Nach den hundert Tagen fand die zweite Restauration statt und die Bourbons fielen aus einem Fehler in den anderen. Der Sorglosigkeit der ersten Restauration folgte die größte Aengstlichkeit. Es ist gewiß, daß es die Bourbons waren, die den englischen Minister Castlereagh am meisten in den Ohren lagen, damit Napoleon nach einer noch wüsteren und entfernteren Insel gebracht werde, als Elba war und daß sie dies nur mit größter Mühe durchsetzten, ist nicht minder gewiß. Nicht nur sehr viele Engländer, namentlich im Parlamente und die Wortführer in

der Presse, sondern selbst einige Beamte der Regierung und der Prinz-Regent selber widersetzten sich anfangs diesem Ansinnen, doch nachdem auch die Gesandten von Oesterreich und Preußen, später sogar derjenige von Schweden, sich dahin aussprachen, Europa könne nicht hoffen, Frieden und Ruhe zu genießen, so lange der große Feuerbrand Napoleon in der Nähe Europas lebte, willigte England ein, die Kerkermeisterrolle für das furchtsame Europa zu übernehmen, somit geschah die Deportation Napoleon's nach St. Helena ganz nach dem Willen der Bourbons, die aber deshalb noch immer dieselben Hasen blieben und für ihr Bestehen zitterten, weil sie wußten, daß ihre Partei in Frankreich eine kleine und unpopuläre war.

Der Tod befreite sie endlich im Mai des Jahres 1821 von dem Alp, der sie bis jetzt gedrückt hatte. Daß Napoleon an den Folgen einer Vergiftung gestorben, wird von vielen historischen Schriftstellern angedeutet, ob diese Vergiftung erst in St. Helena oder noch früher begonnen, darüber sind die Ansichten nicht einig. In den Memoiren Fanny Edgeworth's wird erwähnt, Napoleon habe kurze Zeit nach seiner Trauung mit seiner zweiten Gattin Marie Louise sehr über Magenschmerzen geklagt und einige der Aerzte, die zur Berathung gerufen wurden, waren der Ansicht, diese Schmerzen rührten von einer langsamen Vergiftung her, Miß Edgeworth meint sogar, diese Vergiftung stehe mit seiner zweiten Ehe in Verbindung,

obschon sie sich nicht ganz deutlich ausdrückt. Was sie damit sagen will, konnte ich nicht herausbringen und ihre Worte geben zu den verschiedenartigsten Deutungen Veranlassung. Wenn man an den räthselhaften schnellen Todesfall des jungen Herzogs von Reichsstadt denkt, dann geräth man wohl auf den Gedanken, daß man mit dem Vater noch weniger Ursache hatte, schonend zu verfahren und daß der Fürst Metternich kein Mensch war, den Gewissensscrupel abhalten konnten, ungelegene Personen Staatsgründen aufzuopfern.

Ich kehre aber jetzt zu den Bourbons zurück, die erst vor Kurzem heimathlos herumgeirrt waren, um dann in drei großen Ländern wieder eingesetzt zu werden. Sie hatten wirklich nichts gelernt, denn Ferdinand war wo möglich noch schlimmer als ehedem und der König von Neapel ein scheußlicherer Tyrann als selbst sein Vetter in Spanien. Ludwig XVIII. gab sich den Anschein, als wollte er ein constitutioneller Regent sein. Er that dies, mehr, um Ruhe zu haben, als aus Liebe zum Volke und Achtung des Gesetzes. Was er überhaupt von einer constitutionellen Regierung hielt, darüber hatte er sich in einem Briefe, den er an den König von Spanien schrieb, deutlich genug geäußert, wo er sagt, die constitutionelle Regierungsform sei die bequemste, am Ende setzten die Könige dennoch Alles durch, was sie wollten und die Constitution sei in ihrer Hand ein Spielzeug, mit

welchem die großen Kinder, das Volk, unterhalten und geblendet werden.

So ausschweifend und für sinnliche Vergnügungen lebend die Bourbons sonst gewesen, so sehr hatten sie sich seit der Revolution verändert. Selbst der Graf von Artois, der doch durch seine Verschwendungssucht so viel Veranlassung zur allgemeinen Unzufriedenheit des Volkes gegeben hatte, war ganz verändert. Er war noch bigotter geworden und trug auf bloßem Leibe unter seinem Hemde ein härenes Gewand zur Abtödtung des Fleisches, auch pflegte er sich aus übergroßer Bigotterie selbst zu geißeln. Daß Ludwig XVIII., der nicht einmal als Prinz viel Neigung zum schönen Geschlechte gezeigt hatte, dies als König auch nicht that, ist nicht zu wundern, doch stand er im Verdachte, daß er in ähnlicher Weise zu sündigen pflegte, wie Heinrich III. aus dem Hause Valois und daß er schöne Knaben schönen Mädchen bei Weitem vorzog. Er hatte übrigens ganz das Aussehen eines Menschen, der dieser Art Lüsten fröhnt, war aber klug genug, die Sachen geheim zu halten und Scandale zu vermeiden.

Die Bourbons hatten die Sünden, die sie sonst an der Nation begingen, durch ein sogenanntes tadelloses Leben gut machen wollen, dennoch konnten sie es nicht verhüten, daß sich einige ihrer Mitglieder von der Hitze ihres Blutes hinreißen ließen und die Regeln der Etikette sowohl, wie den guten Ruf mit

den Füßen traten und somit Veranlassung zu Scandalen gaben.

Ein solcher Scandal war die Ermordung des Herzogs von Berry. Die allgemeine Meinung bezeichnet den Mörder Louvel als einen bonapartistischen Fanatiker, wiewohl es auch Menschen giebt, die in ihm einen Republikaner zu finden glauben. Er mochte das Eine, oder das Andere auch gewesen sein, doch hatte er nebenbei auch vielleicht andere Ursachen, um den Herzog von Berry zu erdolchen, obwohl diese Mordthat eine sinnlose war, was immer die Ursache gewesen sein mochte.

Unter den Bonapartisten wurde ein scandalöses Gerücht über die Herzogin von Berry verbreitet. Man verglich sie in Bezug auf Freiheit der Gesinnungen mit der Königin Marie Antoinette. Sie soll, wie diese Leute ausstreuten, verkleidet, zuweilen als Mann maskirt, in Begleitung einer ihrer vertrautesten Kammerfrauen gewisse verdächtige Locale, wo der Venus vulgivaga Opfer gebracht wurden, besucht haben. Bei einer Gelegenheit kam sie aber an den unrechten Mann. Es war Louvel, der sich in sie verliebte, ohne zu wissen, wer sie war. Sie soll sich ihm für einige Stunden hingegeben haben, nicht eben aus Liebe, sondern, wie dies auch zuweilen geschieht, aus Gründen, die in der Impotenz der Gatten zu suchen sind. Der Herzog von Berry ward nämlich für einen sehr schwächlichen Menschen gehalten, der eine so liebeheiße Frau

wie seine Gattin kaum im Stande war zu befriedigen. Ob ein solcher Fehltritt von Seite einer Dame entschuldigt werden kann, davon will ich nicht sprechen, doch ist sie in solchen Fällen auch nicht ganz zu verdammen.

In wie weit das Gerücht der Wahrheit treu blieb oder nicht, dies aufzudecken mag vielleicht von der Laune des Zufalls abhängen, der zuweilen die verdecktesten Geheimnisse lüftet, daß aber die Herzogin von Berry in späteren Jahren einen solchen Verdacht rechtfertigte, ist leider nur zu gewiß. Ihre Abenteuer in Bordeaux mit dem Grafen Lucheſi-Pally und mit einem noch verworfeneren Menschen, der sie auf das Schändlichste compromittirte und endlich auch verrieth, sind zu bekannt, als daß sie selbst von den blindesten Anhängern der Bourbons bestritten und weggeleugnet werden könnten.

Louvel hatte zweierlei Verhöre zu bestehen, ein öffentliches und ein geheimes. In den Augenblicken der Gefangenschaft und den Tod vor den Augen, überkam ihn doch die Lust, das elende Leben, welches er durch sein tolles Attentat verwirkt hatte, zu retten. Es wurden ihm Versprechungen gemacht, in der Weise, wie ich dies zu Ende des VI. Bandes von einem anderen Verschwörer, dem Herrn von Salzède — zu Zeiten Heinrich's III. — erzählt habe. Er plauderte nichts aus, der gute Ruf der Prinzessin ward also damals für einige Jahre gerettet.

Dies war die einzige Scandalgeschichte während der Regierung Ludwig's XVIII.

Carl X. war als König ein noch ärgerer Pietist geworden, als er es schon gewesen zu Lebzeiten seines Bruders. Er hatte jedoch einen ewigen Mahner an seiner Seite in der Person des Prinzen von Polignac, von dem die ganze Welt wußte, er sei ein Bastard des Königs aus dem ehemaligen flotten Lebenswandel zur Zeit der Revolution. Die erbittertsten Feinde der Bourbons, die auch Ludwig XVIII. ein gewisses Laster aufgedichtet hatten, schrieben ein ähnliches auch Carl X. zu und zwar soll Polignac auch in anderer Weise in einem nur zu nahem Verhältnisse zum König gestanden haben. Es ist übrigens auch sehr wahrscheinlich, daß ein solch sodomitisches Leben den Bourbons von ihren Feinden, den Bonapartisten, nur deshalb aufgedichtet wurde, um sie selbst unter solchen Menschen, die in Bezug auf Moral sehr strenge Ansichten haben, was in Frankreich wirklich zu den Seltenheiten gehört, recht verhaßt zu machen, was ihnen auf jeden Fall gelang.

Die Bonapartisten waren zu jener Zeit viel mächtiger und einflußreicher als später. Ludwig Philipp hatte die Franzosen gelehrt, von gewissen Individualitäten nichts zu hoffen, nichts zu erwarten, somit hatte auch der Nimbus, der ehedem den Namen der Napoleons so strahlend beleuchtete, von seinem Glanze bedeutend verloren, als man in Europa einzusehen anfing, daß sich die Tugenden und das Genie

eines Einzelnen nicht nach den Nebenlinien der Familie Bonaparte vererben ließen und in den Adern der übrigen Bonapartes wenig von dem Energie verleihenden Blute übrig geblieben war.

Die Bonapartisten arbeiteten volle fünfzehn Jahre, um den Namen des in St. Helena Verstorbenen wieder auf den Thron zu bringen. Damals hatte dieser Name noch einen Repräsentanten in der Person des Herzogs von Reichsstadt. Das Unglück dieses Prinzen war nur das, daß er unter der Regierungszeit Ludwig's XVIII. noch ein unmündiger Knabe und zu Zeiten Carl's X. zwei andere Parteien sich in Frankreich gebildet hatten, deren eine sich dem Principe der Legitimität nicht gar so abhold zeigte, obschon sie sich doch auch von demselben entfernte. Von dem Vorhandensein einer solchen Partei unter den früheren Dynastien hatte man nichts gewußt, sie fing sich erst, nachdem sich in Europa alles beruhigt hatte, an zu bilden. Es war die stets mächtiger werdende Bourgeoisie oder Geldaristokratie, die sich mit den Männern der Gesetze, den Anwälten, verband, um einem ehemaligen Schulmeister in der Schweiz, dem Sohne des guillotinirten Egalité, einen Thron zu bauen.

Hätten die Bourbons gelebt, wie sie in den vorhergehenden beiden Jahrhunderten gelebt, hätten sie Maitressen gehalten, den Hirschpark neu restaurirt, so würden sie sich wahrscheinlich länger gehalten haben,

als es so geschah. Gerade diese Prüderie, diese Bigotterie, die Frömmelei, das Heucheln solcher Tugenden, die in der Hauptstadt durchaus nicht populär waren, widerten die Franzosen an, es schien ihnen, als beabsichtigte die Regierung, Frankreich in ein ungeheures Kloster zu verwandeln und als wollte man die Aufklärung in der Hauptstadt mit der Bigotterie in der Bretagne nivelliren. Die Anordnungen der Regierung waren in allen Schichten der Gesellschaft verhaßt, selbst unter den Leuten der Polizei. Unter den vielen tausend Mouchards gab es nicht einen einzigen, der den Bourbons anhänglich war, ja es ist gewiß, daß die Regierung von Niemandem sonst, als von den Beamten der Polizei, verrathen wurde, so daß die Verschwörer Zeit hatten, sich auf Alles, was erst nach Monaten vorfallen sollte, vorzubereiten.

Die Napoleonisten hatten zwei Jahre vor den Julitagen eine Revolution vorbereitet, sie sollte aber eine dynastische sein. Man wollte den Herzog von Reichsstadt an Carl's X. Stelle auf den französischen Thron erheben und, wie dies beinahe immer der Fall ist, wenn Franzosen conspiriren, daß sie dies ohne Frauen nicht thun können, so war es auch diesmal. Man brauchte eine Frau, um den Herzog aus Wien nach Paris zu locken, damit er die Bande, die Metternich um ihn geschlungen, zerreiße.

Eine berühmte Ballettänzerin war die Agentin der Napoleoniſten und es gelang ihr nur zu leicht, den Prinzen in ihre Bande zu ſchlagen, doch war ihr Erfolg nur ein zeitweiliger, denn es traten als Deae ex machina zwei hohe Damen auf, die die Tänzerin von Wien vertrieben und, damit der Prinz ihr nicht nachrenne, ſchaffte der geſchäftige Metternich dem Herzog von Reichsſtadt ſchnell eine andere Geliebte, die aber ſpäter dadurch, daß ſie ihren eigenen Willen beſaß und dieſem auch ihren Anbeter gewann, Schuld daran trug, daß der Herzog Staatsgründen zum Opfer fiel. Dies geſchah aber erſt, nachdem die ältere Linie der Familie Bourbon aus Frankreich vertrieben worden war, um dem Bürgerkönig, wie ſich Ludwig Philipp von Orleans nennen ließ, Platz zu machen.

Wie erwähnt, war den Franzoſen ein ſolcher Hof, wie derjenige der Bourbons, höchſt widerwärtig, daß aber der der neuen Dynaſtie auch nicht anders zu werden verſprach, ſah man ſchon in den erſten Jahren. Die Prinzen und Prinzeſſinnen aus dem Hauſe Orleans waren eben ſo moraliſch — wenn nicht noch mehr, wie die der älteren Linie, der König ſelber zu alt, um noch im Reiche der Galanterie etwas zu leiſten, der Herzog von Orleans hatte zwar ſeine kleinen galanten Abenteuer, nicht minder auch der Herzog von Joinville, doch genügte dies den Franzoſen nicht. Alles dies langweilte ſie. Es giebt aber

kein Volk auf Erden, welches so leicht zur Revolution bewogen werden kann, wie die Pariser, wenn sie sich langweilen. Die Abwesenheit der Hofscandale langweilte sie. Die Attentate, die Affaire der Giftmischerin Laffarge, die noch schändlichere Affaire des Herzogs von Praslin, der seine Gattin ermordet, hatte sie aufgeregt, dann aber kamen die Tage und Wochen und Monate, wo nichts geschah, das brachte die Pariser zur Verzweiflung und sie revoltirten aus ganz nichtigen Gründen, weil man das Reformbanket verboten hatte. Guizot war gewiß nicht so schlimm, wie die Minister Carl's X., Ludwig Philipp aber bedeutend besser als alle Bourbons, dennoch litt man ihn nicht und er mußte die Sünde, die Pariser volle achtzehn Jahre gelangweilt zu haben, damit büßen, daß er fortgejagt wurde.

Der größte Scandal unter den drei Nachfolgern Napoleon's I. war eben der, daß sie keine Scandale aufgeführt hatten, man hielt sie auch nicht für wirkliche Franzosen. Ein von seinen witzigen Einfällen berühmter Schöngeist sagte nach den Februartagen und als die Revolution beinahe in allen Staaten Europas ausgebrochen war: „Der König von Bayern hätte gut gethan, Ludwig Philipp Lola Montez auf einige Zeit abzutreten, dann würden sich Beide auf ihren Thronen erhalten haben." Und es scheint, der Mann hatte keinen so schlechten Einfall.

V.

Napoleon III. — Der kleine Neffe des großen Oheims. — Sein Exceß in Arenenberg mit einem Schweizer Mädchen. — Verrath an seinem Bruder in Italien. — Liebeserklärung an seine Schwägerin. — Seine Putsche in Straßburg und Boulogne. — Sein Londoner Leben. — Ham. — Seine Rückkehr nach Frankreich. — Er wird Kaiser. — Verliebt sich in Eugenie Montijo. — Abenteuer dieser Dame. — Die Geburt des kaiserlichen Prinzen. — Eugenie verläßt ihren Gatten. — Versöhnung durch die Königin Victoria und dem Prinzen Albert. — Wendepunkt in Napoleon's Glück. — Sühnung. — Die Lieblinge und Guignons der Kaiserin Eugenie.

Die Weltgeschichte hat ebenso gut ihre verzogenen Kinder, wie sie an Sündenböcken nie Mangel gelitten. Es geschieht aber auch sehr oft, daß aus den verzogenen Kindern Sündenböcke werden, während diese Letzteren von der launenhaften wankelmüthigen Glücksgöttin in einem Momente, wo sie darauf am wenigsten vorbereitet sind, emporgerafft werden und die

Weltgeschichte steht dann verblüfft da, ohne zu wissen, was sie aus einem solchen Emporkömmling machen, wie sie sich ihm gegenüber benehmen müsse. Es ist auch möglich, daß dieselbe wankelmüthige Göttin dann ihren Liebling wieder fallen läßt und die Muse Clio geräth aus einer Verlegenheit in die andere, indem sie dieselbe Individualität, die sie zuerst mit Koth beworfen, dann aber den Schmutz von ihm wieder abgekratzt, die erste Beschäftigung neuerdings anfangen soll, wenn sie mit dem Strom schwimmen will, wie dies die Tochter Mnemosynens immer thun muß, wenn sie sich mit der öffentlichen Meinung nicht verfeinden will.

Nur wenige Historiker der alten Zeit und vielleicht kein einziger der neueren hatten es gewagt, sich in einen Krieg mit der öffentlichen Meinung und mit dem Welturtheile einzulassen. Einige wenige Memoiristen waren aber kühn genug, Nebengeschichten zu schreiben, die von derjenigen, die von aller Welt gelesen wird, in den meisten Punkten abweichen und nur insgeheim und zumeist mit einigem Mißtrauen gelesen werden. Der Graf Segur, der zur Zeit Napoleon's I. Gesandter zu Wien gewesen und sehr interessante Memoiren über Napoleon geschrieben, Las Casas, Dr. O'Meara, Automarchi und der geniale Verfasser der „Briefe eines mediatisirten Fürsten" finden bei weitem weniger Glauben unter dem Publicum, als der gelehrte Doctrinär Thiers, der poli-

tische Wetterhahn Lamartine und andere Historiker, die ihre Bücher mit unzähligen Angaben von Daten und Berufungen auf andere Geschichtsschreiber recht buntscheckig gemacht.

Derjenige Historiker, der es über sich nähme, die Geschichte Napoleon's III. zu schreiben*), dürfte es kaum wagen, ein solches Werk zu unternehmen, so lang dieser und vielleicht noch sein Sohn und auch sein Enkel lebt, denn man kann nicht wissen, wie sich die Meinung der Welt zu seinen Gunsten oder zu seinem Nachtheile ändern wird. Napoleon III. wurde von der Weltgeschichte schon unzähligemal verurtheilt, dann cajolirte sie ihm wieder und so ging es seit der Nacht von Rimini bis zu seiner Ankunft in Chislehurst. Es giebt doch keinen so leichtgläubigen Menschen, der da glauben sollte, das tragikomische Epos Napoleon's III. sei schon zu Ende. Er wird noch viel zu thun haben und Anderen zu thun geben.

Ohne Napoleon's III. Lebenslauf einer Kritik zu unterwerfen und sie ausführlich erzählen zu wollen, darf ich es doch nicht wagen, über seine Abenteuer hinweg zu gehen, denn er sowohl, wie seine Gattin

---

*) Dies ist einer jener Zusätze, die zwar auf den Aufzeichnungen des greisen Diplomaten fußen, doch etwas freier bearbeitet worden sind, weil keine Ursache vorhanden war, die Wahrheit auch jetzt noch zu verhehlen, nachdem die Hauptperson dieses Abschnittes ohnehin schon jetzt dem Urtheile der Weltgeschichte angehört. Anm. des Herausgebers.

sind wahrhafte Gemmen für meine Scandalgeschichten. Ich durfte Isabella II. von Spanien und andere Fürsten und Fürstinnen nur oberflächlich berühren, ich werde es auch noch in den übrigen Bänden thun, doch Napoleon III. und Eugenie können nicht mit so wenig Aufmerksamkeit behandelt werden, sie verdienen einen auffallenden Platz in den Scandalgeschichten.

Es giebt Schriftsteller, die behaupten, Napoleon III. sei nicht der Neffe, sondern der Sohn seines Oheims. Er hätte es wohl sein können, wie auch anderer Herren, die seine Mutter für liebenswürdig hielt, ebenso konnte er auch der Sohn Ludwig's von Holland, seines präsumptiven Vaters sein. Weshalb nicht? Ludwig hatte Hortense ziemlich gerne und lebte nicht getrennt von ihr.

Wenn das Naturell eines Kindes auf das des Vaters schließen läßt, dann stände die Autorschaft der Tage Louis Napoleon's freilich sehr zweifelhaft, doch hat man in dieser Beziehung eben so wenig der Wahrheit auf die Spur kommen können, wie durch eine Aehnlichkeit der Gesichtszüge. Goethe in seinen Wahlverwandtschaften giebt darüber eine ziemlich einleuchtende Erklärung.

Der kleine Neffe konnte sich wohl auf jene Tage niemals erinnern, als die Aussichten seines Vaters und noch mehr seiner ehrgeizigen Mutter ungetrübt waren. Eines schönen Morgens erwachte er in der Schweiz, in einem ziemlich einfach aussehenden Schlosse,

zu Arenenberg. Er war ein muthwilliger, beinahe könnte man sagen, ein tückischer Junge und wenn seine Umgebung es der Mühe werth gefunden hätte, ihn zu studiren, würde man wahrgenommen haben, was aus diesem kleinen Burschen zu erwarten stände. Daß er viel energischer war als sein älterer Bruder — Napoleon Graf von St. Leu, ist gewiß, obwohl der Letztere bedeutend mehr persönlichen Muth besaß. Der Arme hat es bei Rimini bewiesen, wo er von den österreichischen Husaren niedergemetzelt wurde, nachdem Louis ihnen seinen Versteck verrathen hatte. Louis zeigte es nur zu bald, welche Anlagen er in sich barg.

Es gelang ihm durch Vermittlung seiner Eltern aus Italien zu entkommen. Seine Sachen standen verzweifelt schief, wenn ihn der österreichische General Geppert nicht entwischen ließ. So sehr con amore die Oesterreicher auch das Geheimpolizeiwesen betreiben, sind sie dazu doch sehr ungeschickt und Geppert war einer der größten Stümper darin.

Dieses erste Fehlschlagen einerseits und Gelingen des Entkommens andererseits machte den Prinzen Louis vermessen. Er hatte Lust zum Kriegsdienste in Italien und in der Schweiz bekommen, wo es übrigens nicht sehr gefährlich zuging, er bekam Lust, es nun auch in Frankreich und zwar auf eigene Rechnung zu versuchen. Es mißlang ihm wieder.

Der Putsch von Straßburg war ein schlecht verfaßtes und noch schlechter aufgeführtes Drama. Die Zeitungen lachten darüber nicht so sehr, wie über die Don Quixotade von Boulogne. Das Adlerei, der Prinz Louis und die beiden anderen unglücklichen Prinzen, Braunschweig und Crouy-Chanel, dann der Ex-Corporal Persigny, die Halbbrüder Morny und Walewski, ebenso auch der pfiffige Cigarrenhändler, der Pole Michalski, der bei Speck abgerichtete Adler u. s. w., Alles dies waren so komische Bühneneffecte und Personen, die dem Prinzen Louis nur zur Ehre gereichen. Ein Mensch, der mit so kärglichen Mitteln im XIX. Jahrhundert einen Thron zu erobern sucht, muß entweder ein Genie oder ein Tollhäusler sein. Dies erkannte auch die Regierung Ludwig Philipp's, die ihm die Ehre anthat, ihn nach Ham zu schicken und mehrere Jahre hindurch zu hüten.

Daß er durch die Vermittlung Lord Harrowby's und Mazzini's aus Ham entkam, ist ziemlich klar erwiesen. Louis hatte seine Zeit in der Gefangenschaft nicht übel benutzt, er schrieb seine napoleonischen Ideen. So gut die österreichischen Banknoten einen Fond repräsentiren, der nicht ist, wie es bei den Assignaten zur Zeit Ludwig XVI. und unter dem Regenten mit dem Mississippiactien der Fall war, so war es auch bei diesem Buche. Wenn Talleyrand sagt: „Gott habe dem Menschen die Zunge gegeben, um seine Gedanken zu verheimlichen," so hätte Louis sagen

können: „Der Erfinder der Buchstaben hat die Menschen mit Studium Lügen gelehrt.“

In dem Buche „Napoleonische Ideen“ ist das Glaubensbekenntniß eines Jesuiten enthalten, welches aber auch nur wieder von Jesuiten verstanden werden kann, die geschickt genug sind, zwischen den Zeilen zu lesen. Napoleon hat es schon in diesem Buche bewiesen, welches seine Regierungsmaxime sein würde, wenn es ihm gelänge, auf den Thron zu steigen. Stets das Entgegengesetzte dessen zu thun, was er sagt, was er beschwört, was er schreibt, was er verspricht, versprechen läßt und seinen Geheimschreibern in die Feder dictirt.

Napoleon III. war in seiner Art ein eben solches Genie wie Cromwell, Richelieu oder Mazarin, mit dem Unterschied, daß bei jenen Männern die Ehre auch Etwas galt, bei Napoleon war sie ein Phantom, welches gar keine Bedeutung hatte, wie es in einem komischen Gedichte heißt, wo ein Jude sagt: „Wie haißt, Ehre? Kann mer davon etwas verpfänden? Kann man es abbeißen und 'nen Hund damit füttern?“ Die Diplomaten seines Hofes wurden nachgerade ganz charakterlos, viel charakterloser wie ehemals und diese napoleonische Schule hat sich überallhin in alle Cabinete Europas eingeschlichen.

Napoleon's ganzes Leben ist ein großes Quodlibet von Scandalen. Der Verrath an seinem Bruder bei Rimini, seine Perfidie gegen die italienischen

Carbonari, sein Verrath in Luzern, seine Invasion bei Straßburg, das Brechen seines dem König Ludwig Philipp gegebenen Versprechens, seine Schwindeleien in London und der Betrug, den er an Karl von Braunschweig begangen, sein erbärmliches Benehmen vor dem Gerichtshofe, die Ermordung eines Gensdarmen zu Boulogne, seine zweite Perfidie, die er an den Italienern beging, sein Macquereau- und Polizistenleben in London, sein Buhlen und Bitten, um nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, das Spielen der Rolle des ersten Republikaners, die Intervention von Rom, die Vorbereitungen zum Coup d'état des 2. December 1851, die Deportationen nach Cayenne, das erste „Suffrage universel", seine Heirath mit Eugenie, nachdem er von allen Seiten Körbe erhalten, der Krimmkrieg, die Neujahranrede an den österreichischen Gesandten Hübner im Jahre 1859, die Zusammenkunft von Plombières, der Krieg in Italien, der Friede von Villafranca, der Krieg in Cochinchina, die Verletzungen der internationalen Rechte gegenüber den Vereinigten Staaten, die riesige Infamie mit dem armen Max, Kaiser von Mexiko u. s. w. Man weiß nicht, wo man aufhören soll, wenn man es noch detaillirter geben wollte. Dies waren solche Scandale, wie sie niemals weder so häufig, noch so schnell nach einander vorgekommen waren.

Uebrigens gehören unter meine Feder nach der Meinung vieler Leser nur diejenigen Scandale, die

sich auf geschlechtliche Ausschweifungen beziehen. Dies habe ich aber nirgends behauptet und ich fordere alle diejenigen meiner Leser auf, die meine Bücher ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben, zu sagen, ob ich mich nur auf solche beschränkt? Gesetzt aber, man wollte alles Uebrige, was sich nicht auf derlei Excesse bezieht, nicht für scandalös in strengem Sinne halten, so lieferte mir Napoleon III. mehr Stoff auch zu solchen Scandalen in engerem Sinne, als irgend einer der Könige und Kaiser, die ich in meinem Aufzeichnungen angeführt.

Es ist wahrscheinlich Wenigen bekannt, daß eine der ersten Ursachen, die die Königin Hortense dazu bewogen hatten, Arenenberg und die Schweiz zu verlassen, ein galantes Abenteuer des Prinzen Louis mit einem Schweizermädchen war, das er verführt hatte. Die Eltern der Entehrten verlangten Genugthuung durch eine Ehe; es waren Leute, die den Prinzen durchgebläut, wenn nicht erschlagen haben würden, wenn er sich weigerte, sein Versprechen zu halten, mithin gab es für ihn und seine Mutter kein anderes Mittel zur Verhütung einer Mesalliance als schleunige Flucht aus dem Lande, wo er ein schlechtes Andenken hinterlassen hatte. Er war damals noch sehr jung, doch bedeutend älter als sein Oheim Lucian, der in Corsika einen ähnlichen Streich begangen hatte.

In Italien machte der junge Mann weder ein besonderes Glück, noch solche Streiche, die ihm einen

Dolchstich von einem eifersüchtigen Ehemann oder anderen Nebenbuhler zuziehen konnten, wohl aber versuchte er es, das Herz seiner Schwägerin, der Gattin seines todten Bruders, zu gewinnen. Er war unternehmend genug, bei ihr eine Liebeserklärung zu wagen, kam aber zu spät, da diese Dame über ihr Herz zu Gunsten eines jungen französischen Malers bereits verfügt hatte, den dann dieses Glück wahnsinnig machte. Prinz Louis verzweifelte aber nicht, die nur gegen ihn spröde Dame noch zu erobern, wenn ihr Gatte beseitigt wäre und neben der Hauptursache, um einen Mitprätendenten der Krone, der für sich auch größere Anciennetätsrechte hatte, zu beseitigen, mochte auch etwas Liebe für seine Schwägerin zu dem an seinem Bruder begangenen Verrath bei Rimini beigetragen haben.

In England hatte er mehrere Liebschaften, doch keine einzige, mit der er sich brüsten könnte. Er wollte die sehr alte, doch auch unendlich reiche Miß Burdett-Coutts heirathen und glaubte, sie würde ihm Mittel liefern, den Thron seines Oheims zu erreichen, diese Dame aber ließ sich von dem prinzlichen Titel nicht blenden, sondern gab ihm einen Korb, ein Präsent, wie es Napoleon III. noch öfters erhielt. Schon der Umstand, daß er sich unter Frauen eines ausgesprochen zweideutigen Rufes bewegte, dient als Zeugniß, daß er unter jenen der besseren Gesellschaft kaum aufgenommen ward.

Das letzte voreheliche Liebesverhältniß mit seiner nachherigen Gattin ist der beste Beweis, wie viel der Prinz Louis, ja selbst der Kaiser, bei den Frauen gegolten, wenn eine Dame, die gewiß nicht zu den Grausamen gehörte, ihm nur unter der Bedingung den Zutritt zu ihrer Schlafkammer gestattete, wenn er mit ihr vorher den langen Umweg über den Traualtar machte.

Ich verlasse jetzt Napoleon, um auf die schöne Eugenie überzugehen, verspreche aber meinen Lesern, wieder zu ihm zurück zu kehren, ehe ich mit ihm in den Scandalgeschichten Frankreichs einen Punkt mache.

Eugenie würde vielleicht auch tugendhaft geworden sein, hätte sie um sich nicht solche Beispiele gehabt, die ihr die Tugend als ein chimärisches Wesen erscheinen ließen. Ihre Schwester, die Herzogin von Alba, ihre Mutter, ihre Herrin und Königin, Isabella II. von Spanien, gaben ihr das schlimmste Beispiel, wie man es selten in solcher Vollkommenheit der Corruption finden kann. Eugenie war die Nebenbuhlerin ihrer Schwester und hätte es der Herzog von Alba gewollt, so würde er bei Eugenie auf keinen hartnäckigen Widerstand gestoßen haben. Sie sah sich aber von ihm verschmäht und es drängte sie fort nach Frankreich. Sie bat ihre Mutter, sie möge sie in einen Badeort führen, was denn auch geschah. Hier machte sie Bekanntschaft mit einem italienischen

Grafen, der sie nach Paris entführte, wo sie mit einander Bett und Tisch theilten. Es bedurfte aller Autorität ihrer Mutter und des Earl von Clarendon — ihres wirklichen Vaters, der sich ihr bei dieser Gelegenheit als solcher zu erkennen gab, daß sie den jungen Galeazzo Visconti nicht heirathete und sich bewegen ließ, Paris zu verlassen.

Sie lebte fortan ein ziemlich abenteuerliches und unstätes Leben, theils in Frankreich, theils in Spanien oder in Belgien. Die Zahl ihrer Anbeter war eine sehr große, denn sie hatte sich entfaltet, wie keine Göttin sich schöner entfalten konnte. Visconti hatte sie die Freuden der Liebe kennen gelehrt, sie fand Geschmack an ihnen, zumal da sie mit derselben auch ehrgeizige Zwecke verbinden konnte, obschon sie sich in ihren Berechnungen nur zu oft täuschte. Einer ihrer nächsten Anbeter war der galante und hübsche Spanier Olozaga, zu wiederholten Malen Gesandter von Spanien am französischen Hofe. Sie hatte auch mit ihrem Schwager Mitleiden und gewährte ihm Verzeihung dafür, daß dieser sie als Mädchen verschmäht hatte.

Nach diesen hohen Aristokraten stieg sie nun eine Stufe höher, zu Prinzen von königlichem Geblüte. Nachdem sie eine Zeit die Geliebte des Herzogs von Aumale gewesen, versuchte sie es auch mit seinem Bruder Joinville und damit auch Montpensier nicht leer ausgehe, beglückte sie ihn ebenfalls mit einer kurzen Liebschaft.

Es währte zu lange, wenn ich die Liste der Anbeter Eugeniens hererzählen wollte, es erschienen über ihre Liebschaften eine solche Menge Broschüren, zumeist in London gedruckt, daß ich diejenigen meiner Leser, die ihre galanten Abenteuer kennen wollen, auf diese verweise und selbst ihre letzten vorehelichen Verhältnisse schweigend übergehe.

Zur Zeit der Februarrevolution kam Eugenie nach Paris und stand in einem ziemlich zweideutigen Rufe. Es gab böse Zungen, die sagten, man habe sie verkleidet im Tanzsaale Ranelagh und einmal sogar im Mabilegarten gesehen. Sie hatte ihre eigene Equipage, fuhr in derselben nach dem Gehölz von Boulogne, nach dem Marsfelde zu den Wettrennen, kurzum überallhin, wo sie ihre Reize bewundert zu sehen hoffen durfte. An Bewunderung fehlte es auch niemals, doch an ein Attachement, welches bis zur Ehe führte, war bei keinem dieser Schmetterlinge zu denken. Eugenie aber war bereits über die erste Blüthe ihrer Jugend hinaus und nahte dem verhängnißvollen dritten X, nach dessen Hinzugabe ein Mädchen schon alt genannt wird.

Sie konnte folglich nicht lange säumen. Der Zufall brachte ihr einen Mann in den Weg, der sich schon über viele Vorurtheile hinweggesetzt hatte, warum sollte sie nicht hoffen, ihn zu gewinnen? War er nicht eben so nur ein abenteuerlicher Prinz, wie sie eine abenteuerliche Dame? Daß dieser Mann niemand

anderes war, als Louis Napoleon, wird wohl Jedermann errathen.

Niemals hat es ein Cabinet und ein Damenboudoir gegeben, die so viele Geheimnisse bargen, wie das Cabinet der Tuilerien und das Boudoir der Kaiserin Eugenie. Andererseits sind aber Geheimnisse von nirgendher in so mirmidonischer Zahl in die Welt herausgeströmt als eben aus den Tuilerien. Was ist die Ursache dessen? Verstanden es Napoleon und Eugenie nicht zu verheimlichen, was die Welt nicht erfahren sollte, oder lag es ihnen selber daran, daß diese Geheimnisse zur Oeffentlichkeit gelangen? Diese letztere Annahme ist zu absurd, als daß man nur einen Augenblick bei derselben anhalten könnte, man muß sich demnach an die erstere halten.

Wenn ein Mensch Geheimnisse verbergen will, so wird er es nur dann können, wenn er jede Handlung allein verübt, die er geheim halten soll. Dies war aber weder bei Napoleon noch bei Eugenie der Fall. Der Erstere brauchte Mitwisser, Helfershelfer, die ihm Das auszuführen halfen, was er sich vorgenommen hatte, wie z. B. den Staatsstreich am zweiten December. Wovon sein Oheim, sein Vetter, der rothe Prinz, Morny, Walewsky, Persigny, Carlier, Maupas, St. Arnaud und noch einige andere Personen wußten, wie konnte dies geheim bleiben? Es gab einen General, der als Reserve diente, wenn St. Arnaud sich geweigert haben würde, die Arreti-

rungen vorzunehmen, wie er dies anfangs richtig that. Die Prinzen Jerome und Pierre waren selbst die größten Plaudertaschen und, wie sehr viele Verwandte es zu sein pflegen, die größten Neider ihres Vetters. Der rothe Prinz glaubte überzeugt zu sein, daß er viel gegründetere Ansprüche auf den Thron seines Oheims habe als der Kaiser Napoleon III. Er brauchte nur in den Spiegel zu blicken, seine Züge mit jenen Napoleon's des Ersten und des Dritten zu vergleichen. Es ist demnach kein Wunder, wenn die Geheimnisse des Tuilerienpalastes nicht verborgen blieben.

Nicht anders war es der Fall mit dem Boudoir der Gräfin von Montijo und später Kaiserin Eugenie. Wenn sie auch keine Vertraute gehabt hätte, — doch welche Dame theilt sich einer Lieblingszofe oder Freundin nicht mit? — so hatte sie doch ihre Mitschuldige in den vielen Cavalieren, die sie mit ihrer Liebe beglückt und ihnen später untreu geworden war. Discretion in Liebesaffairen gehört eben nicht zu den hervorragenden Tugenden der Aristokratie, zumal in Frankreich, somit verlor die schöne Dame ihren Ruf, als sie denselben am meisten benöthigte.

Nur ein solcher Wüstling und Abenteurer wie Napoleon III. durfte es versuchen, dem Leumunde der Welt zu trotzen, indem er eine Person heirathete, die in der öffentlichen Meinung ziemlich schlimm angeschrieben stand. Eugenie war pfiffig genug, ein-

zusehen, daß sie bei ihm eine Ausnahme machen mußte, wenn sie der Titel einer Kaiserin reizte. Die Idee, in welcher Weise sie Napoleon ködern sollte, wurde ihr von einem Buche — dem Vicomte de Bragelonne Alexander Dumas des älteren — eingegeben. Es war die Badescene in der Seine, bei welcher Gelegenheit sich Ludwig XIV. in seine Schwägerin Henriette verliebte. Auch die Oper Meyerbeer's „die Hugenotten" liefert eine ähnliche Scene auf dem Theater. Der Platz, wo Napoleon die schöne Eugenie in vollster Pracht der weiblichen Reize bewundern sollte, war ziemlich entlegen von Paris, zwischen Argenteuil und Colombes, ganz nahe bei einer Insel, wo Eugenie mit einigen ihrer Begleiterinnen, den Herzöginnen von Bassano und Padua, die es schon damals ahneten, daß sie Ursache hatten, sich ihr vertraulicher zu nähern, als sie ehemals gethan, denn ehedem hatten sie sie über die Achsel betrachtet, und noch anderen wenig spröden, doch bei Weitem weniger schönen Damen als Eugenie, — sich einfand und von ihrer Mutter — die sie als Vedette aufgestellt hatte, die Annäherung des Meisters im Staatsstreichmachen erfuhr. Die beiden genannten Herzöginnen hatten dunkle Badekleider, man konnte wohl Einiges von ihren Formen unterscheiden, wenn das Wasser die Kleider an den Leib ankleben machte, doch nicht ganz so vollkommen wie bei Eugenie, die ein weißes Badekleid von ziemlich diaphanem Stoffe anhatte, so daß

sie nicht einmal des Wassers bedurfte, wenn sie einem Manne in diesem Anzuge eine Augenweide gönnen wollte. Napoleon hatte also die schöne Dame so gut wie ganz nackt gesehen und, mit dem seiner Nation und seiner Familie eigenen Eigendünkel: „pour un français il n'y à pas des impossibilités (für einen Franzosen giebt es keine Unmöglichkeiten), steuerte er darauf los, um sie zu erobern. Von jenem Tage an war er der tägliche Gast im Salon Eugeniens.

Die Körbe, die er von drei Prinzessinnen erhalten, machten in seinen Augen das Opfer, welches er Eugenien dadurch zu bringen glaubte, daß er sie heirathete, leichter erscheinen. Er wollte diese stolzen Höfe dadurch strafen, daß sie fortan nicht nur ihm, dem Parvenu, sondern auch seiner Frau, einer Person zweideutigen Rufes, hofiren mußten und sich wirklich glücklich fühlten, den Abenteurer und die Abenteurerin als Ebenbürtige in den Hallen, wo es nur Personen aus Familien von Gottes Gnaden gab, zu empfangen.

Es gab einige blinde Vergötterer des Mannes Napoleon — nicht so viel in Frankreich selbst, als im Auslande, zumal in Deutschland, die diese Ehe eine Mesalliance nannten. Sie erinnerten sich nicht daran, daß Heinrich VIII. von England unter sechs Ehen viermal eine Mesalliance machte, daß der russische Czar Peter es ebenso gethan. Diese waren doch geborene Monarchen von Gottes Gnaden, warum

hätte es ein Napoleon nicht noch mehr thun können? Er hat ja dem Legitimitätsprincip noch viel derbere Schläge gegeben, als der war, daß er eine Dame aus einem nicht souveränen Hause heirathete.

Eugenie zeigte sich eben so zum Regieren tauglich wie ihr Gatte, vielleicht noch mehr, denn sie herrschte auch über den Herrscher von Frankreich. Sie ließ sich in ihrem Liebesverhältnisse, welches sie noch unverheirathet begonnen, nicht stören und Ornano blieb noch eine Weile ihr erklärter Liebhaber. Dieses Liebesverhältniß genirte ihn aber und er war es, der es am ehesten aufgab, ihr seine Huldigungen darzubringen. Der Gatte Eugeniens aber war vom Anbeginn her der nichts sehende Pappadacci.

Napoleon hatte sich in seinen Berechnungen in Bezug auf seine Männlichkeit und Eugeniens Fruchtbarkeit getäuscht. Es ging ihm beinahe so, wie seinem Oheim mit Josephinen, die ihren ersten Gatten Beauharnais mit mehreren Kindern beschenkte und Napoleon I. keinen Erben gab. Auch bei Eugenien hatte die Fähigkeit der Empfängniß mit ihrem Gatten sich nicht zeigen wollen und Napoleon capricirte sich auf einen ihm folgen sollenden Träger seines Namens. Er war viel zu aufgeklärt, als daß er gar zu viel auf Reinheit der Race, die sogar in seiner Person schon Abbruch erlitten hatte, gehalten hätte, es handelte sich nur darum, der Welt und vor Allem den Franzosen einen Erben zu geben, der den berühmten

Namen weiter führen sollte. Eugenie war gefällig genug, den Wunsch ihres Gatten zu verstehen und sich allen Unbequemlichkeiten zu unterziehen, die mit einer Schwangerschaft und einer Entbindung verbunden sind. Ob die letztere in Wirklichkeit stattgefunden, wäre eben so schwer bejahend, wie verneinend zu beantworten. In Paris selbst gab es Wenige, die daran glaubten, daß Lulu der Sohn Napoleon's und Eugeniens sei. Man hält ihn für ein von einem Savoyarden gekauftes Kind. Wenn man bedenkt, wie wenig man sich überhaupt und namentlich in Frankreich auf das Nichtfälschen der Race in den Königshäusern verlassen durfte, so wird man sich auch darüber hinwegsetzen, daß Lulu kein wahrer Napoleon sei, eben so wenig wie sein Vater es ist, denn über Hortensens liederlichen Lebenswandel war die ganze Welt überzeugt und Morny lieferte dafür den schlagendsten Beweis. So war es ja übrigens schon unter den Bourbons. Ich erinnere meine Leser daran, was hierüber in dem vorhergehenden Bande der Scandalgeschichten gesagt worden ist, namentlich über die Legitimität Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV., über Marie von Medici, Anna von Oesterreich, Concino Concini, Buckingham und Mazarin. Wenn man dort zweifeln durfte, warum sollte es bei dem Prinzen Lulu nicht eben so geschehen?

Dieser Scandal drang übrigens nur theilweise in die Welt. Es giebt wahrscheinlich mehr Men-

schen in Frankreich, die die Legitimität des kaiserlichen Prinzen für unzweifelhaft halten, dieser Glaube ist für sie so zu sagen Nothwendigkeit, sonst verlören sie jeden Halt, der sie an den Namen Napoleon fesselt, welcher noch immer in großer Menge Anbeter in Frankreich besitzt.

Der Kaiser der Franzosen glaubte sich fortan für alle Fälle gesichert und hoffte durch die Acquisition eines Sohnes das Ende seines Zieles erreicht zu haben. Vor Scandalen konnte er sich aber nicht bewahren. Seine Gattin machte ihm einen solchen, etwa ein Jahr nach Lulu's Geburt. Sie setzte auch in der Politik dem Willen Napoleon's den ihrigen entgegen. Sie hatte ihre Lieblinge und ihre Guignons, zu den Ersteren gehörte ihre ehemalige Souveränin, die Königin Isabella von Spanien, der Papst und der Kaiser von Oesterreich, dessen Vertreter, der Gesandte am Hofe Napoleon's, sich der besonderen Gunst der Kaiserin erfreute, zu den Guignons hingegen zählte sie vor Allem den Vetter des Kaisers, den rothen Prinzen, wie sie ihn getauft hatte, Plon Plon, den König Victor Emanuel mit dessen Gesandten und Ministern, namentlich mit Visconti-Venosta und dem Chevalier Nigra, sie sonst gut stand, der König von Preußen und sein Minister Bismarck. Am Hofe von St. James liebte sie Victoria nicht, doch dafür den Prinzen Albert so ziemlich. Sie wollte in der Politik auch Etwas gelten und als sie

in zu hochfahrendem Tone zu ihrem Gatten sprach, antwortete ihr dieser schärfer als er dies sonst zu thun gewohnt war, hieraus entstand ein kurzer Wortstreit und ein längeres Schmollen, welches in einer Reise Eugeniens nach Schottland endigte. Napoleon kam zur Ueberzeugung, er könne ohne sie nicht leben und wie der Glanz seines Hofes erbleiche, wenn sie abwesend blieb, demnach wandte er sich an seine treue Alliirte, die Königin Victoria, die dann das Mißverständniß zwischen dem Ehepaar ausglich und Engenie reiste wieder nach Paris zurück.

Diese Reise war für sie ein großer Sieg. Sie machte es, wie Börne von den Weibern sagt: „Es gäbe nichts Schlimmeres, als wenn eine Frau einmal Recht behält, damit macht sie all' ihr Gerede und Geräthe wohlriechend." So war es bei Eugenien, sie hatte ihren Gatten unter den Pantoffel gebracht.

Daß das häusliche Leben Napoleon's eben so wenig wolkenlos blieb, wie sein politisches, weiß die Welt nur zu gut. Er lebte in einer fortwährenden Furcht, daß es ihm geschehen werde, wie dies seit der großen Revolution mit allen Regenten Frankreichs — außer Ludwig XVIII. — geschehen war. Felix Phat prophezeihte ihm aus London ein ärgeres Ende, als Carl X. und Ludwig Philipp erlebt, der Erstere verließ Frankreich auf einem Postzuge, und der Letztere auf einem Fiacrewagen, Louis Napoleon

sollte aber auf einem Karren aus Frankreich entkommen.*)

Die Sonne seines Glückes ist im Jahre 1863 in den Wendepunkt des Krebses getreten, nicht auf dieser, sondern auf der entgegengesetzten Hemisphäre, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und in Mexiko. Die späteren Ereignisse sind zumeist großartige Fiascos. Die Nichtintervention im Jahre 1866 war seinerseits der größte politische Fehler, für den jedoch nicht nur er, sondern auch die Franzosen büßen mußten. Die erste Strafe folgte schon in Luxemburg.

---

*) Die Prophezeihung hat sich bis jetzt nicht erfüllt, man muß erwarten, ob noch eine napoleonische Restauration Platz finden würde. Anm. des Herausgebers.

Dänemark.
Schweden und Norwegen.

VI.

Die Skandinavier, als Bevölkerer des größten Theils Europas. — Dänen als Eroberer. — Aeltere Hofscandale in Dänemark. — Die Söhne Uve's. — Hanno von Norwegen. — Björn und Gormo. — Die schöne Getrude. — Gormo kommt um sein Reich. — Er erdrosselt seinen Bruder. — Rache des Prinzen Amleth. — Rurik, Herzog von Holstein und Clotilde. — Sieg über die Dithmarschen. — Der Stallmeister Kanut. — Gilf und Sangrida. — Kanut ermordet Rurik und Clotilde. — Iduna und Emma retten den Prinzen Askur. — Ende Kanut's und Sangrida's.

Die skandinavische Halbinsel, die Europa mit ihren Auswanderern größtentheils bevölkert hat, indem sie zur Zeit der Völkerwanderung ihre kriegerischen

Schaaren aussandte, um die Welt zu erobern, hat von seiner einstigen Bedeutung ebenso verloren, als das weltbevölkernde Asien. Sowohl die Heimath der skandinavischen wie jene der asiatischen Urvölker ist so zu sagen zu einer Terra incognita geworden. Das Sinken in der Bedeutsamkeit dieser Staaten war übrigens kein plötzliches, sondern ein allmähliches, so daß es die betreffenden Völker kaum fühlten, wie sie von dem hohen Piedestal, auf welchem sie einst gestanden, so tief bis an den Sockel herabgestiegen waren.

Skandinavien gab den Ureinwohnern Europas vor Allem eine eigene Mythologie, die von der keltischen ganz verschieden ist. Die Skandinavier hatten keine grausamen Druiden, die ihre Götter mit Menschenopfern mästeten, ihre Götter waren Helden, zuweilen ernste und strenge, manchmal aber auch wohlthätige Wesen. Die Eddha spricht von den Kämpfen der Walküren gegen die oberen Götter, doch nichts von Vernichtung der von den Ersteren geschaffenen Sterblichen. Der Tod selbst hatte bei ihnen ein milderes Antlitz als der der Kelten, es hieß, er geleite den müden Wanderer nach den Hallen der Unsterblichen. Die Mythologie der Skandinavier charakterisirt den Genius des Volkes, das sie geschaffen. So wie die griechische nicht frei ist von kleinen Scandalen, so ist es auch die Eddha nicht. Dies zeugt eben, daß den Skandinaviern schon seit Urzeiten das

Gefühl der Sittlichkeit inne gewohnt haben mußte. Davon zeugt aber noch mehr Ossian in seinen Gedichten, der das Laster geißelt, die Liebe und den Muth als Haupttugenden der Menschen preist. Bei den Skandinaviern konnte auch unter dem Volke niemals eine derartige Immoralität geherrscht haben, wie bei den meisten, ja beinahe unter allen übrigen Urvölkern, denn ihre Ursagen schweigen darüber, nicht so, wie die Bücher Mosis und überhaupt das alte Testament und die Traditionen von den Assyriern, Chaldäern, Persern, Medern, Babyloniern, Indiern, Chinesen, Kelten und allen übrigen Völkern, aus welchen man erkennen kann, daß sie durch Entsittlichung ihrem Untergange und der gänzlichen Auflösung entgegen gingen.

Vor dem Andenken der alten Skandinavier muß man Achtung fühlen, wie vor keinem anderer Völker.

Jedem, der die Weltgeschichte kennt, ist bekannt, daß die Gothen und Normannen aus Skandinavien gekommen waren, nicht anders auch die Langobarden. Diese Völkerwanderung aus der großen Halbinsel währte also viele Jahrhunderte — vom IV. nach Chr. Geburt bis zum X., — nämlich vom Eindringen der Gothen in das römische Reich bis zur Wanderung und den Raubzügen der Normannen nach Frankreich und der Gründung derjenigen Reiche, die dann die Form behielten bis auf unsere Zeiten, so daß die Veränderungen nicht wesentlich sind.

Da ich jedoch von allen diesen Völkern nach der Völkerwanderung bereits gesprochen — in allen Bänden meiner Scandalgeschichten —, so kehre ich nach den Ländern und den Dahintergelassenen zurück, weil ich mich nicht soviel an Volksstämme, als an Länder binde.

Vor allen will ich Einiges über den gegenwärtig kleinsten Theil, das kleinste Königreich der skandinavischen Halbinsel, erzählen. Ich meine Dänemark.

Dänemark war einst unter allen drei Königreichen das mächtigste und bis auf die gegenwärtigen Zeiten das einzige, welches von seinem Weichbilde nichts eingebüßt hatte. Ich meine hier nur das eigentliche heutige Dänemark, denn von den gemachten Eroberungen hat es beinahe alle eingebüßt. Dänemark hatte einstens England erobert, später Schweden unterjocht und auch Norwegen unter seine Botmäßigkeit bekommen. Es gab England drei Könige, Kanut I., den Großen, Harold und Hardekanut.

Aus den älteren Zeiten giebt es nur zwei Hofscandale von einiger Bedeutung. Der erstere ereignete sich im VIII. Jahrhunderte nach Chr. Geburt, der letztere im XI. Beide Scandale gaben Stoff zu dramatischer Behandlung, obschon sie sowohl in den Namen, wie in der Handlung selber von der historischen Wahrheit abweichen. Ich hoffe, meine Leser werden sie kennen.

Der König Uve hatte zwei Söhne, die er zu seinen Erben einsetzte, so daß der ältere, Björn, über den südlichen, der jüngere, Gormo, aber über den nördlichen Theil des Reiches herrschte. Er hatte ihnen auch die Verpflichtung eines gegenseitigen Schutzes auferlegt.

Der König von Norwegen, Hanno, lud die beiden Prinzen nach ihres Vaters Tod zu sich ein und beide entbrannten in Liebe für die schöne Königstochter Getrude. Der Eine wie der Andere hielten bei ihrem Vater um ihre Hand an. Hanno dachte aus diesem Antrage einen Gewinnst zu ziehen und wandte sich mit der Frage an Gormo, ob er bereit sei, ihm einen Theil seines Landes zu schenken. Gormo zögerte mit der Antwort und meinte, es wäre schwierig, dies zu versprechen, weil Björn, im Falle Gormo kinderlos stürbe, Ansprüche darauf erheben würde. Nun stellte Hanno dieselbe Frage an Björn und dieser willigte ein, ihm den geforderten Landesstrich zu geben, selbst wenn sich Gormo dagegen widersetzte. Somit erhielt der ältere Bruder die Hand der schönen Gertrude, obschon sie es vorgezogen hätte, den jüngeren zu heirathen.

Nach vollzogener Trauung mahnte Hanno Björn an sein Versprechen, worauf ihm dieser zur Antwort gab, er möge sich den Länderstrich nehmen, er würde seinem Bruder nicht Hülfstruppen schicken. Hanno kündigte Gormo den Krieg an, und Björn blieb wirk-

lich unthätig. Gormo hielt anfangs tapfer Stand, doch wurde er zuletzt besiegt und verlor den von seinem Bruder an Norwegen versprochenen Länderstrich.

Björn kam endlich mit einer starken Heeresmacht im nördlichen Theile des Reiches an, eine Schlacht fand zwischen den Dänen und Norwegern statt, in welcher die letzteren besiegt wurden, so daß Björn den verlornen Länderstrich zurückeroberte. Bald darauf traf er mit seinem Bruder zusammen und beredete ihn zum Abtreten seines Erbtheils. Gormo sah sich gezwungen, Björn nachzugeben, weil er wußte, daß, falls er sich auch widersetzte, er nicht im Stande sein würde, sich gegen ihn zu halten. Er ging demnach nach Helsingör, an die Residenz seines Bruders, wo er so zu sagen der Pensionär Björn's wurde.

Björn war wirklich ein tapferer Mann, auch sonst bei seinen Unterthanen beliebt und geachtet, weil er sehr gerecht war. Er hatte mit Hanno einen Frieden geschlossen und half ihm einige Striche Landes im Osten Skandinaviens zu erobern und die Finnen zu demüthigen, so daß sein Schwiegervater eben nicht Ursache hatte, ihm gram zu sein, weil Björn sein Versprechen nicht gehalten. Hanno hatte, wenn nicht den Theil des nördlichen Jütlands, so doch einen größeren Theil Finnlands erobert und auch Björn gewann dabei nicht wenig, denn auch er vergrößerte seine Besitzungen durch die eroberten Ländertheile, nachdem er sich mit Hanno darin getheilt.

Diese Kriege gegen die Norweger, dann gegen die Finnen währten mehre Jahre, ohne daß Björn nach Helsingör zurückgekehrt war. Er hatte seinen Bruder Gormo zum Statthalter ernannt, dieser sollte auch die Erziehung seines Sohnes Amleth überwachen, bis er selber — Björn — zurückkehrte.

Gormo gefiel das Regieren so gut und die ehemalige Liebe zu Gertrude erwachte neuerdings in ihm, so daß er daran zu denken begann, wie glücklich er sein würde, wenn Björn in einer Schlacht umkäme. Als ihm dann ein Bote die baldige Heimkehr seines Bruders, des Königs, meldete, war er ganz niedergeschlagen. Er sprach mit seiner Schwägerin über seine Liebe und sie war viel zu schwach, um seinem Drängen zu widerstehen und hatte ihm bald Alles gewährt, was ein Weib einem Manne nur schenken kann.

Der Gedanke, die Regierung in die Hände seines Bruders niederzulegen und die Geliebte aufgeben zu müssen, war für Gormo sehr peinigend, sein böser Genius gab ihm einen teuflischen Rath ein, den, sich seines Bruders durch einen an ihm verübten Mord zu entledigen.

Kaum war Björn nach Hause gekommen, als Gormo an die Ausführung der beabsichtigten Schandthat schritt. Sein Bruder schlief in einem Gartenhause, nach welchem Gormo sich hinschlich und erdrosselte den Schlafenden mit seiner Schärpe. Um

jeden Verdacht von sich abzuwälzen, zeigte er den Hofleuten eine getödtete Schlange, die er den Hals des todten Königs umstrickend gefunden hatte.

Gormo glaubte, die That könne niemals aufkommen. Er hatte sich aber getäuscht, denn in einem Gebüsche versteckt lag ein Zwerg, eine Art Lustigmacher des ermordeten Königs, der Zeuge war, wie Gormo die Schärpe losgebunden hatte und sie Björn um den Hals legte. Nach beendeter Leichenfeierlichkeit trat er bei Gormo ein und verlangte eine Anstellung bei Hofe, als Preis seines Schweigens. Gormo ernannte ihn zum obersten Wächter des königlichen Palastes und der Zwerg Skadur ward gleichwie sein erster Minister und blieb fortwährend der Günstling Gormo's.

Dieser König war bei seinen Unterthanen sehr unbeliebt, er war habsüchtig, geizig, feig, ungerecht und eigensinnig, man nannte ihn auch nur den Hartherzigen. Niemand liebte ihn, ausgenommen Gertrude und sein Minister Skadur. Gormo's Neffe hingegen fühlte seit frühester Kindheit eine Art von Widerwillen gegen alle drei Personen — gegen seine Mutter, gegen seinen Oheim und gegen Skadur.

Amleth war ein muthwilliger Knabe, später als Jüngling hingegen ein verschlossener Mensch. Sein Oheim und seine Mutter wollten ihn mit der Tochter des Norwegerkönigs, der Enkelin Hanno's, verheirathen, er hatte sich aber in ein anderes Mädchen

verliebt und als er einmal Skadur wahrnahm, wie dieser ihm nachspähete, hob er einen Stein vom Boden und erschlug ihn. Skadur war aber nicht gleich gestorben; es reuete sogar den Prinzen Amleth die rasche That, er versuchte auch Alles, um den Verwundeten zu retten und während er ihn mit Wasser labte, gestand ihm Skadur das Verbrechen, dessen Zeuge er gewesen, worauf er dann seinen Geist aufgab, nachdem er Amleth das Versprechen abgenommen hatte, den Tod Björn's zu rächen, denn selbst Skadur hing am Andenken des guten Königs.

Das Erste, was Amleth that, war, daß er seine Mutter zur Rede stellte und sie beschwor, ihm die Wahrheit zu gestehen. Gertrude gestand ihm die an dem Vater verübte Untreue, doch nicht die Mitwissenschaft an dem Morde und als Amleth ihr Alles erzählt hatte, überkam sie eine solche Angst und Gewissensbisse, daß sie in eine Art Delirum verfiel, nach dem Meeresstrande eilte und sich von einem hohen Felsen in die Wogen stürzte, um nicht wieder zum Vorschein kommen.

Amleth aber wiegelte die Bewohner von Helsingör gegen den Oheim auf. Die Bürger und Krieger schaarten sich um den königlichen Jüngling, sie berannten den königlichen Palast, doch hatte sich Gormo zu gut in demselben verschanzt, daß sie ihn nicht nehmen konnten, worauf sie denn Feuerbrände nach dem Dache schleuderten, welches Feuer fing und das ganze Ge-

bäude gerieth in Brand. Gormo versuchte nun einen Ausfall auf die Belagerer, wurde aber von einem herabfallenden brennenden Balken erschlagen. Sein Leichnam wurde von dem Volke geschont, so wenig er es auch verdient. Amleth bestieg nun den ihm rechtmäßig gebührenden Thron, seine Regierung währte jedoch nicht lange, denn er starb zwei Jahre nach einer Thronbesteigung, den Thron seinem Vetter, dem König von Norwegen, vermachend.

Die Dänen trugen ihre Eroberungen überall hin, und wenn sie auch einen Theil dieser Eroberungen aufgeben mußten, machten sie anderwärts bedeutendere. So kam es auch, daß sie einen Theil Schwedens und Norddeutschlands, namentlich die Provinzen Pommern, Holstein, Schleswig und Oldenburg, sich unterwarfen. Keines dieser Länder behielten sie jedoch so lange Zeit in Besitz als Schleswig und Holstein. In dem ersteren Herzogthume regierte zwar ein eingeborener Fürst, ein Dithmarscher, doch im letzteren ein Nachkomme der norwegisch-dänischen königlichen Dynastie, der Herzog Rurik und seine Gattin Clotilde, Tochter eines Herzogs von Jütland.

Das Volk liebte dieses fürstliche Paar über alle Maßen, denn sie waren die besten Menschen, wahrhaftige Engel, die Alles thaten, um ihre Unterthanen recht glücklich zu machen. Sie vertheilten unter den Armen ihr Einkommen und speisten sie an der eigenen Tafel. Als Clotilde ihrem Manne einen Knaben ge-

bar, wurden im ganzen Lande Freudenfeuer angezündet, denn man war überzeugt davon, das Kind würde den Eltern nachgerathen und Askur, wenn er aufwüchse und zur Regierung gelangte, das Land eben so gut regieren, wie Rurik es gegenwärtig regierte.

Der König hatte zwar Alles angewendet, um seinem Lande einen fortwährenden Frieden zu sichern, denn er hatte die brutalen Dithmarscher, die über den Eiderfluß eingebrochen waren, total geschlagen und sie gezwungen, Geißeln zu geben. Diese Geißeln waren Gilf und Sangrida, zwei der vornehmsten Dithmarschen. Die Letztere, Sangrida, stand im Rufe, sie übte böse Künste und es bestehe zwischen ihr und dem Erbfeinde der Menschheit ein Vertrag, kraft dessen sie ihm alljährlich ein Menschenopfer bringen sollte. Sangrida war übrigens sehr schön und der Stallmeister des Herzogs Rurik, Kanut, der sich in der Schlacht bei Lunden durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte, entbrannte in Liebe für die schöne Gefangene. Sie ließ sich von seinem Flehen erweichen, unter der Bedingung, daß er mit ihr in denselben Bund trete und ihr helfe, den bösem Geiste alljährlich in der Nacht des ersten August ein Menschenopfer zu bringen.

Sangrida hatte bald so viel Macht über Kanut erhalten, daß sie ihn zu Allem bewegen konnte, so geschah es auch, daß sie ihn zur Ermordung Rurik's und Clotilde's bewog. Kanut ging nach dem herzog-

lichen Palast, erschlug mit einem Beile Rurik und vergrub ihn unter den Dielen, Clotilden aber reichte er einen Giftbecher, den sie leeren mußte. Während er den Leichnam des Herzogs bei Seite schaffte, war Clotilde zur Tochter des Schloßgärtners geflohen und übergab ihren Säugling, den Prinzen Askur, mit der Bitte, sie möge ihn als ihren Sohn ausgeben. Dies konnte um so leichter geschehen, da Iduna's Kind nur wenige Stunden gelebt hatte. Clotilde war bald wieder im Schlosse mit dem todten Kinde, welches sie Kanut vorwies, worauf sie ihren Geist aufgab.

Kanut stand unter dem Volke in einem so guten Rufe, daß, als er den Unterthanen Rurik's erzählte, wie sowohl Rurik als auch Clotilde in der vergangenen Nacht von einem Blitzstrahle getroffen worden, und ihn sterbend zu ihrem Nachfolger ernannt hatten, ihm Jedermann diese höchst unwahrscheinliche Erzählung glaubte und sich willig seinen Befehlen unterwarf. Er brachte gleichzeitig auch dem Könige von Dänemark seine Huldigung dar, der seine Einwilligung dazu, daß Kanut Rurik in der Regierung folgen sollte, auch nicht verweigerte.

Acht Jahre waren verflossen, ohne daß man das Geringste von der Wahrheit erfahren hatte. Sangrida blieb gern bei Kanut, doch Gilf nicht, er bat den neuen Herzog, er möge ihn für einen anderen Dithmarscher auswechseln.

„Du sollst dafür von mir Deinen Dank haben,"

sagte Gilf, „ich will Dir ein Geheimniß entdecken, welches Dein Verbleiben auf dem Throne betrifft. Wisse denn, daß der rechtmäßige Erbe Rurik's noch am Leben ist und ich allein kann ihn Dir schaffen."

Kanut war von den Worten Gilf's nicht wenig betroffen; er versprach ihm freien Abzug nach seiner Heimath und obendrein ein reichliches Geschenk, wenn er ihm den Knaben schaffen sollte, worauf sich denn Gilf auf die Beine machte, um sein Wort einzulösen.

Auf welche Weise es ihm gelang, den Aufenthalt des Knaben zu erforschen, ist ungewiß, genug daß er ihn in Kanut's Hände ablieferte; doch konnte es nicht so geschehen, daß dies Niemand sah. Die Schwester der Pflegemutter Askurs, Emma, erkannte den seit einem Jahre vermißten Knaben, denn Askur war von vagabundirenden Landstreichern gestohlen worden und sie theilte ihrer Schwester mit, was sie gesehen. Es war nun von größter Schwierigkeit, wie man Askur retten könnte. Emma und Iduna gingen unter das Volk und wiegelten es gegen Kanut auf. Es gelang der Beredtsamkeit der Letzteren, die Leute von der Wahrheit ihrer Erzählung zu überzeugen und Gilf selber kam ihnen dabei zu Hülfe. Kanut hatte ihm die Lossprechung von seiner Geißelpflicht verweigert, was ihn so in Wuth versetzte, daß er sogar gegen seine Gefährtin Sangrida Zeugniß gab und erklärte, wie sie Kanut behülflich gewesen, Rurik und Clotilde zu ermorden, ferner entdeckte er auch den

Leuten den Versteck, in welchem sich die Leichname der von Kanut und Sangrida ermordeten Kinder befanden, die dem bösen Geist zum Opfer gebracht wurden; diese Kinder hatte man längst vermißt und nun stieg die Erbitterung auf den höchsten Gipfel, so daß die Holsteiner über Sangrida herfielen und sie lebendig verbrannten, dann aber zogen sie auf das Schloß Kanut's, der eben im Begriffe stand, auch Askur zu opfern. Kanut wurde nach verzweifelter Gegenwehr erschlagen und Askur bestieg den ihm rechtmäßig gebührenden Thron.

VII.

Einige Hofscandale in Dänemark, Norwegen und Schweden. — Gustav Adolf. — Herzog Franz Albert von Lauenburg. — Die Ohrfeige, die er vom Könige erhält. — Abschied Gustav Adolf's von Schweden und von seiner Tochter. — Sein Tod bei Lützen. — Verhätschelung Christina's. — Ihre frühzeitige Entfaltung. — Ihre Minderjährigkeit. — Der junge Graf Ranzau. — Graf Sentinelli, ihr erster Liebhaber und Garde-Capitain. — Monaldeschi. — Wie er zu Christina gelangt. — Seine Gattin als Page der Königin. — Ihre Thronentsagung. — Sentinelli's Intriguen. — Christina zieht mit ihrem Hofe nach Fontainebleau. — Ermordung Monaldeschi's. — Sie verläßt Frankreich und geht nach Rom. — Ihr Uebertritt zur katholischen Religion. — Ihr Ende.

Es ist sehr leicht möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß ich mir von einem Theile meiner Leser den Vorwurf zuziehen werde, daß ich über manche wirkliche Scandale ganz hinweggegangen, während ich bei geringeren und beinahe unbekannten länger verweilt, daß ich, um meinem Buche das Gepräge wahrhafter Geschichte zu geben, die Jahreszahlen hätte an-

geben sollen, endlich aber, daß ich für gewisse Nationen und Persönlichkeiten Vorliebe gezeigt, während ich gegen andere eingenommen zu sein schien, ja sogar vielleicht auch, daß ich zu oft mit meiner eigenen Autorpersönlichkeit in den Vordergrund trete und aus der Rolle eines Erzählers in die eines Raisonneurs oder Vertheidigers und Plaideurs falle. Diese Beschuldigungen haben mir, als ich das Buch geschrieben — obschon es ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt worden war —, vorgeschwebt, ich habe mir gedacht, wenn ich diese Aufzeichnungen nicht vernichtete, so riskirte ich es doch immer, daß irgend einer meiner Nachkommen sie herausgebe und wer weiß, ob er es dann mit so viel Schonung thäte, als ich es beabsichtigt, daß es geschehe. Eben dies hat mich veranlaßt, in die Herausgabe dieses Buches nach meinem Tod zu willigen, doch unter solchen Bedingungen, die meinen Namen im Grabe nicht aus der Ruhe rütteln sollen, weil dieser Name auch anderen meinem Herzen nahe liegenden Personen angehört, deren Ruhe mir eben so theuer ist, wie mein eigener guter Ruf. Demnach bin ich auf eine post mortem Kritik meiner Aufzeichnungen gefaßt und will demnach einer solchen, falls ich es vermag, durch eine ante mortem Vertheidigung zuvorkommen.

Beim Schreiben dieser Scandalgeschichten hat mich stets der Gedanke geleitet, wo möglich nur die dunkel gelassenen Stellen der Weltgeschichte zu be-

leuchten und irrige Meinungen über Persönlichkeiten, die man entweder unverdienter Weise lobhudelt oder ungerechter Weise verurtheilt, zu berichtigen. Da aber die Zahl dieser Letzteren eine so große ist, daß es nicht möglich wäre, als ihr gegnerischer oder vertheidigender Anwalt aufzutreten, so stand es mir ganz frei, diese Persönlichkeiten nach Gefallen auszusuchen und für oder gegen sie zu plaidiren. Dies die Ursache, weswegen ich bei Einigen länger, bei Anderen kürzer verweile, weil Einige mehr brauchen, um entschuldigt zu werden, oder um ihnen den Nimbus, den man ihnen unverdienter Weise verliehen, wegzublasen, bei anderen Persönlichkeiten aber werden einige Worte oder Sätze genügen.

Weswegen ich die Jahreszahlen nicht überall hinzugefügt, daran ist nichts anderes Schuld, als weil ich meine Scandalgeschichten als Commentare und Nebenbücher der Weltgeschichte betrachte. Alle Personen, von denen ich verhandle, sind historisch, ihre Namen in jeder etwas nur halbwegs ausführlichen Weltgeschichte, in allen Encyklopädien verzeichnet, mithin kann der Leser in diesen Büchern nachschlagen und über gewisse Ereignisse sich ausgedehntere Wissenschaft verschaffen, denn es wäre absurd gewesen zu denken, daß Jemand aus meinen Scandalgeschichten die Weltgeschichte lernen wollte, dann könnte er es eben so aus Bulwer's, Ainsworth's, Dumas', Walter Scott's und anderer Autoren historischen Romanen

und aus Shakespeare's, Racine's und anderer Dramendichter Trauerspielen erlernen wollen.

Endlich aber muß ich — ich weiß nicht wie oft es schon bis jetzt geschah — besonders hervorheben, daß ich diese Aufzeichnungen ursprünglich aus Zeitvertreib, zu meiner Unterhaltung geschrieben und nur von Zeit zu Zeit Stellen aus denselben meinen Freunden vorgelesen habe, daß es mir folglich frei gestanden, über Personen und Facta mein verdammendes oder lossprechendes Verdict zu geben. Daß ich für gewisse Personen in der Geschichte Vorliebe, gegen andere Antipathie fühle, ist eben so natürlich, wie dies im Leben vorkommt. Es giebt Menschen und Gegenstände, die auf tausende ihrer Nebenmenschen oder Beobachter einnehmend einwirken, während sie einem Einzigen antipathisch sind und um eine solche Antipathie zu rechtfertigen, mußte ich meine individuellen Gründe angeben, die mich zu dieser Antipathie veranlaßt, ich mußte also wie Cicero pro domo sua sprechen.

Ich habe es an dieser Stelle für geeignet gehalten, über diese Themata zu sprechen, eben weil ich mit den Scandalgeschichten Dänemarks in den zwei Erzählungen des vorhergehenden Capitels es abgethan habe und es für überflüssig halte, die Scandale, die ein Hardekanut in England, ein anderer dänischer Monarch in Norwegen, ein dritter in Schweden begangen, alle die Schändlichkeiten, die an dem

Minister und Statthalter von Norwegen, Johannes Schumacher, begangen worden, die Grausamkeiten eines Christian II. und seines Statthalters Gustav Trolle in Upsala, Helsingfors und Stockholm, unerwähnt gelassen habe, weil ich gefunden habe, daß sie in der Weltgeschichte ganz so erzählt werden, wie sie sich ereignet, ich auch nichts gefunden habe in jenen Quellen, die mir in die Hände gefallen und selber nichts dazu componiren wollte. Dieselben Ursachen haben mich auch abgehalten, die am dänischen Hofe in letzterer Zeit (bis zum Jahre 1809) vorkommenden Scandale zu erwähnen, theils weil sie in Wirklichkeit auch nicht gar so arg sind, theils auch, weil ich jenen Menschen, die die dänische Dynastie recht herabsetzen wollen in der Achtung der Welt, keine Freude machen will. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß es in anderen Staaten Europas, zumal an den Höfen, viel mehr Faules giebt, als in Dänemark. Nach jenen Schlägen, die Dänemark in den Jahren 1863 und 1864 getroffen, wäre es unedelmüthig, die Dynastie durch Pamphlete oder sonstige Bücher noch mehr anzuschwärzen, es könnte mir geschehen, daß man mir sagte, was der kranke Löwe ausruft: „eheu, nunc bis videor mori.“ Demnach sage ich: Friede sei mit Dänemark.

Ich gehe demnach auf die Geschichte Schwedens über, namentlich auf eine Episode aus dem Leben einer Königin, die vielfach behandelt und, wie dies

sehr oft in der Weltgeschichte der Fall ist, mit vielen Auslassungen und Unrichtigkeiten erzählt worden ist. Ich meine die Geschichte der Tochter Gustav Adolf's, Christina's, jener Fantastin, die nirgends Ruhe hatte und sich einbildete, eine Gelehrte zu sein und kaum eine Vielwisserin genannt zu werden verdient, die die Welt, eben so wie Elisabeth von England es eine Zeit thun wollte, zu überzeugen suchte, sie sei eine große Regentin, doch versuchte sie die weltliche Größe zu sehr, um den Titel zu behalten.

Christina war von Kindesbeinen her ein verhätscheltes Mädchen. Sie war die einzige Erbin Gustav Adolf's und so sehr dieser auch vor Begierde brannte, sein Schwert zur Vertheidigung des protestantischen Glaubens zu ziehen, so traurig stimmte ihn der Anblick seines Kindes, wenn er daran dachte, daß er es zurück lassen sollte. Die protestantischen Fürsten selbst fühlten sich zu schwach, um den Krieg selbst mit der Allianz Dänemarks gegen einen so mächtigen Gegner wie Ferdinand II. führen zu können, dies zwar um so mehr, da sich auch der Kurfürst von Bayern, Maximilian, für den Kaiser und für den Papst erklärt hatte. Auf die Hülfe Englands durften sie sich nicht verlassen, denn dieses Land war mit Staatsschulden überbürdet und vermochte keine Armee ins Feld zu stellen und Jacob I. war durchaus kein kriegerischer Monarch.

Die deutschen Fürsten gingen in ihrer Kriecherei

so weit, daß Einige von ihnen in den Dienst Gustav Adolf's traten, nicht in die Armee, sondern in seinen Hofstaat als Edelknaben oder Pagen, sogar als Kämmerlinge, sie wollten hierdurch ihre Ehrfurcht vor dem großen Schwedenkönig an den Tag legen. Dieser täuschte sich aber in ihnen nicht, er wußte, daß sie kamen, um zu intriguiren, um zu spioniren und um sich von seinem Ueberflusse aushalten zu lassen. Er behandelte sie demnach auch ganz so, wie man Lakaien zu behandeln pflegt.

Unter diesen Prinzen, die auf einer sehr niederen Stufe des Hofdienstes standen, befand sich ein Herzog Franz Albert von Lauenburg, der als Kämmerling auch bei der Tafel aufwartete. Bei einem Mahle, als König Gustav Adolf mit seinem Kanzler Oxenstierna in ein wichtiges Gespräch vertieft war, wurde er aus seiner Unterhaltung durch das Kreischen seiner Tochter Christina gestört, er blickte über die Tafel, wo das damals zweijährige Mädchen saß, und sah, wie ihr linker Arm von einer heißen Brühe troff und es auf seine rothe verbrannte Hand blickte, die es ihrem Vater vorwies.

„Wie ist dies geschehen?" frug der König auf das abgebrühte Kind zueilend.

Christina wies auf den Prinzen von Lauenburg, der mit der Schüssel bei Seite stand.

„Dieser deutsche Tölpel hat es gethan," rief Gustav Adolf hitzig, trat dann nahe an den Prinzen

zu und frug ihn mit gerunzelter Stirne, wie er so ungeschickt sein konnte, das Kind abzubrühen. Der Hochmuth paart sich zuweilen mit der Kriecherei und Lauenburg antwortete, er habe das Bedienen in seines Vaters Hause den Lakaien überlassen. Die Antwort ärgerte den König so, daß er ihm eine Maulschelle gab und ihm gebot, den Saal zu verlassen. In einer Stunde reuete es Gustav Adolf, daß er sich so weit vergessen, er ließ den Prinzen zu sich bescheiden, bat ihm die angethane Beleidigung ab, reichte ihm seine Hand zum Küssen und um Alles wieder gut zu machen, ernannte er ihn zum Obersten eines seiner besten Dragonerregimenter.

Als später der König sich endlich entschlossen hatte, den Protestanten zu Hilfe zu kommen, unter der Bedingung, daß er das Obercommando der gesammten deutsch-protestantischen Armeen erhielte, was ihm auch ohne Schwierigkeit zugestanden wurde, bereitete er sich zum Aufbruch aus seinem Lande und, eingedenk des Schimpfes, den er Lauenburg angethan, ließ er ihn noch eine Stelle höher avanciren, indem er ihn zum Commandanten zweier Reiterregimenter ernannte. Dann ging er in den Reichsrath, wo die hohen Stände Schwedens versammelt waren, nahm die kleine Christina mit sich, empfahl sie der Obsorge der Ritterschaft und der Väter Schwedens, wie er die Reichsrathmitglieder nannte, hob sein Kind vom Tische, wohin er es gestellt, küßte es ab und schied mit Thränen

in den Augen von seinen treuen Unterthanen und seiner Familie.

Es ist so ziemlich erwiesen und wird von beinahe allen historischen Schriftstellern behauptet, daß Gustav Adolf meuchlings in der Schlacht bei Lützen ermordet wurde. Die Kugel, die ihn traf, kam von hinten, wo sich sonst Niemand unmittelbar in seiner Nähe befand, als der Prinz von Lauenburg. So groß auch der Pulverdampf war, so hatte es doch der Oberst Löwenhaupt gesehen, wie Lauenburg die Pistole aus den Holftern riß und auf den König anlegte. Doch da Schuß auf Schuß folgte und das Gedränge zu groß war, als daß Löwenhaupt dahin hätte eilen und die schändliche That verhindern können, so erschien ihm der ganze Auftritt wie ein Traum und er erfuhr erst zu Ende der Schlacht, daß sein König geblieben. Er rief sofort: „dann ist doch Lauenburg sein Mörder!“ Und wirklich war er es. Der Name Franz Albert von Lauenburg wird ewig als jener eines Mörders und Verräthers in der Weltgeschichte auf dem Pranger der Verfluchten Platz finden. Er erhielt auch den Preis seines Verrathes von Wallenstein, der ihm für die Nachricht 10,000 Gulden auszahlen ließ, doch nicht gestattete, daß er seine Meldung persönlich abgebe: „der Schurke hat seine Arbeit gethan, er mag jetzt zur Hölle gehen.“ Selbst Wallenstein verachtete den Menschen, den er besoldet. Es war also nicht nur Rache wegen jener Ohrfeige, die

er vom König erhalten, sondern schnöder Lohn, mithin kann man diesen Prinzen in die Zahl der feigen Banditen zählen, die nicht den Muth haben, offen ihre Feinde anzugreifen, sondern es rücklings thun, um den Preis ihrer Schande und ihres Verbrechens mit Sicherheit zu genießen.

Da Christina kaum erst sieben Jahre zählte, als ihr Vater starb, so übernahm eine Regentschaft das Ruder des Staats und die bewährtesten Freunde des verstorbenen Königs thaten Alles, um aus Christina eine ihres Vaters würdige Nachfolgerin zu bilden. Möglicherweise lag eben darin die Schuld ihres Mißrathens, weil sie die Wissenschaften, die man sie lehrte, nicht so auffaßte, wie man sie sie hätte auffassen lehren sollen. Sie war in Allem überspannt. Sie sagte schon als Kind von neun Jahren, sie würde niemals heirathen, ihr Gatte würde Apollo der Musengott sein. Sie blieb in ihrem Zimmer oder im großen Lesesaale ganze Tage lang, ließ sich das Essen dahin bringen und man konnte sie kaum dazu bewegen, daß sie sich wusch oder waschen und ankleiden ließ. Ihre Lieblinge waren die alten Philosophen Griechenlands und sie seufzte über das Unglück, ein Land als Königin regieren zu müssen.

So sehr sie aber auch gegen die Stimme des Blutes und des Temperamentes ankämpfte, so mußte doch die Zeit heranrücken, wo sich diese Stimme geltend machte. Sie kam verhältnißmäßig spät für ein

so körperlich und geistig entwickeltes Mädchen, wie Christina.

Unter den Cavalieren befand sich der Sohn des Obersten-Forstmeisters Graf Ranzau, der ihr seines schüchternen und bescheidenen Wesens halber am meisten auffiel und auch gefiel. Christina war ein Mannweib, eben deshalb fand sie keinen Geschmack an Männern, sondern an bartlosen Jünglingen, denn der junge Ranzau war ein fader Geck, der Stunden lang bei seinem Haarkräusler zubrachte und sich parfumirte, von nichts als von Moden am Hofe Ludwig's XIII. und Carl's I. von England zu sprechen verstand, dabei so nervenschwach war, wie eine alte Jungfrau und beinahe in Krämpfe fiel, wenn man in seiner Nähe ein Gewehr abfeuerte, die Trommel schlug oder die Trompete blies.

Oxenstierna hatte es sofort wahrgenommen, wie seiner vierzehnjährigen Mündel (Christina war schon nach vollendetem dreizehnten Lebensjahre ganz entfaltet und schon damals ein Mannweib zu nennen) Augen an dem jungen Zierbengel hafteten; er sprach sofort mit dem Vater des jungen Mannes, stellte ihm vor, was aus einer solchen Liebe entstehen könnte und drang in ihn, er möge seinen Sohn verheirathen. Eine Tochter des Grafen Brahe erbarmte sich des Weichlings und reichte ihm die Hand am Traualtare. Hierüber wurde die junge Königin so wüthend, daß sie ein Gelübde ablegte, daß sie kein Schwede jemals

besitzen solle. „Wenn ihnen ein Eingeborner nicht ansteht, daß er mein Mitregent werde," sagte sie, „wohlan, dann sollen sie einen Ausländer haben."

Christina schwärmte am meisten für die Italiener. Sie las nichts, als Ariosto, Dante und Petrarca, außerdem die römischen Classiker und war von der fixen Idee befangen, nur ein Italiener könne liebenswürdig sein und verstehe zu lieben. Sie seufzte darnach, Italiener an ihrem Hofe zu haben.

Der Ruf der Königin und ihrer Leidenschaft für Alles, was aus Italien kam, verbreitete sich in kürzester Zeit bis nach dem Lande ihrer Sehnsucht und zog eine Menge Abenteurer an den Hof von Stockholm. Einer der ersten Männer, die aus jenem Lande kamen und sich ihr vorstellten, war ein Florentiner, Namens Sentinelli, der Sohn eines verarmten Edelmannes, der von den Gnaden reicherer Cavaliere gelebt hatte. Er war ein hübscher Mann, obschon nicht mehr sehr jung, denn er hatte bereits das 40. Jahr zurückgelegt, ein trefflicher Degen, ziemlich guter Reiter, doch von mittelmäßigem Talent und auch in den schönen Künsten wenig bewandert, machte schlechte Verse und verstand von Musik gar nichts.

Dennoch gefiel er der Königin, weil er der Erste jener Nation war, für die sie, ehe sie einen Sohn derselben gesehen, schon schwärmte.

Es entspann sich zwischen ihr und Sentinelli ein ernstes Liebesverhältniß, er verstand es, aus ihrem

Herzen alle Lehren der Moral hinwegzuscheuchen und an deren Stelle die Afterprincipien der epikuräischen Schule einzuimpfen, so daß er sie bald dahin brachte, wohin er wollte und sie ihm nichts mehr zu versagen hatte. Sie war so rasend in ihn verliebt, daß sie sich mit ihm vermählen lassen wollte. Sentinelli aber wagte sich nicht so hoch auf den Thron und redete ihr den Gedanken einer ehelichen Verbindung aus.

Weniger gewissenhaft und bei Weitem mehr unternehmend war ein zweiter Abenteurer, Namens Monaldeschi, der von dem Glücke, welches sein Landsmann in Schweden gemacht, hörte und sein Vaterland verließ, mit dem Vaterlande auch sein Weib und zwei Kinder, die er in der Heimath zurückgelassen hatte, um nach Schweden zu gehen.

Sentinelli mochte es geahnt haben, daß sich unter seinen Landsleuten noch mehrere finden würden, die die Hoffnung, in Schweden gute Ernte zu halten, nach Stockholm ziehen würde, wie dies bei den Italienern überhaupt Mode geworden war und sie überall ihr Glück machten, wie Caraffa, Basta, Castald, Gritti in Oesterreich und Ungarn, Rienzi in Schottland, Fabiano Fabiani in England, Concino Concini in Frankreich u. s. w. Er erschwerte den Zutritt in den königlichen Palast in jeder erdenklichen Weise, es war beinahe unmöglich hinein zu gelangen, da er selber der Cerberus war, der den Eingang zu demselben hütete. Als Capitain der Garden konnte er dies leicht thun,

denn die Mannschaft dieses Corps bestand meist aus ausländischen Söldlingen, die ihm eben so blindlings gehorchten, wie sie jedem Anderen gehorcht haben würden, der ihnen ihren Sold auszahlte. Somit mußte Monaldeschi auf andere Mittel sinnen, wie er in den königlichen Palast gelangte. Er umspähete das königliche Schloß und entdeckte endlich eine Stelle, wo er eindringen konnte, wenn es ihm nur gelang, der Wachsamkeit der Schildwachen zu entgehen, die über alle Zugänge strenge Aufsicht führten. Das Wagstück gelang in einer stockfinsteren Nacht. Zwei Kugeln hatten seinen Hut durchlöchert, ehe er das erste Stockwerk erreichte und in das Arbeitszimmer der Königin gelangte. Diese war ganz allein und las in einem Buche als Monaldeschi vor ihr erschien. In wenigen Worten erkärte er ihr, was ihn hierher gebracht und die leicht entzündliche Christina entbrannte im ersten Augenblicke in Liebe für ihn. Sie hatte kaum Zeit noch einige Fragen an ihn zu richten, als sie Tritte nahen hörte. Es war ihr Garde-Capitain Sentinelli, der die Schüsse gehört und die Schildwache befragte, was die Ursache derselben gewesen. Der Mann erzählte, so viel er wußte, daß er Tritte im Schloßgarten gehört und aufs Gerathewohl auf den Eindringling gefeuert hatte. Sentinelli errieth sogleich das Uebrige, denn er hatte schon davon gehört, wie ein Fremder den Palast allabendlich umschlich, deshalb ging er sofort zur Königin, bei der er Zutritt zu jeder Stunde

hatte, um den unverschämten Fremden von Angesicht zu Angesicht zu kennen und ihn zu arretiren. Er erkannte in dem Eindringling einen ehemaligen Jugendgespielen.

Die Königin behielt eben so die Gegenwart des Geistes wie Monaldeschi. Sie sagte, sie habe schon längst an den Hof von Florenz geschrieben, um sich von dort Jemanden zu verschreiben, der die Oberaufsicht über ihren Marstall führte und man habe ihr den Marquis Monaldeschi zugeschickt, der, wissend, wie sorgfältig sein Landsmann den Eingang zur Königin hüte, diesen Weg gewählt hatte, um in ihre Nähe zu kommen, gleichzeitig aber Proben seines Muthes abgelegt hattte.

Dagegen ließ sich nichts sagen. Sentinelli machte gute Miene zum bösen Spiele und bewillkommnete seinen Landsmann scheinbar aufs Herzlichste, doch wäre er kein Italiener gewesen, wenn er nicht gleichzeitig daran gedacht hätte, wie er ihn aus der Gnade der Königin verdrängen könne.

Von Allem war es für Sentinelli von Wichtigkeit zu erfahren, wie Monaldeschi gelebt seit der Zeit, wo sie sich zum letztenmale trafen. Er erkundigte sich brieflich nach ihm und erfuhr, daß davon kein Wort wahr sei, daß ihn der Großherzog von Toscana der Königin von Schweden empfohlen, nebenbei erfuhr er auch, wie ärmlich Monaldeschi zu Hause gelebt und daß er dortselbst seine Familie zurückgelassen. Er schrieb

nun an die Gattin Monaldeschi's und entdeckte ihr die Untreue ihres Gatten.

Der neue Oberstallmeister der Königin war übrigens ein Mann, der den Weibern, die sich ihm ergaben, eine ewige Leidenschaft einzuflößen im Stande war. Sein Weib liebte ihn mit aller Hingebung und und Opferwilligkeit einer Südländerin. Ihn von Zeit zu Zeit sehen, manchmal einen liebevollen Blick von ihm erhaschen, genügte ihr. Sie übergab ihre Kinder der Fürsorge ihrer Verwandten, reiste dann selber nach Stockholm und zwar als Mann verkleidet.

Ihr erster Besuch galt ihrem Manne, der schon längst auf ihre Ankunft vorbereitet war, weil er es ahnte, wie es im Interesse Sentinelli's lag, ihn zu stürzen. Er machte seine Gattin mit seiner Lage bekannt und stellte ihr frei, zu bleiben, doch dabei ihr Geschlecht zu verleugnen oder seinem ärgsten Feinde in die Hände zu spielen und ihm helfen, ihren Gatten zu stürzen. Die treue Gattin zauderte nicht lange mit ihrer Entscheidung, sie bat ihren Mann, er möge ihr bei der Königin eine Anstellung als Page verschaffen, denn sie war noch immer zart genug, um für einen Jüngling gehalten zu werden. Sie erhielt die Stelle, ohne daß sie der Königin oder sonst Jemandem besonders aufgefallen wäre. So verrichtete sie ihre Dienstleistungen einige Jahre. Ihr Gatte bezeugte ihr unter vier Augen so viel Liebe, als sich dies mit Sicherheit thun ließ und sie war selbst mit

dem Wenigen, was er von seiner Zärtlichkeit zu erübrigen im Stande war, zufrieden. Sie wußte von seinem Liebesverhältniß mit der Königin und war tolerant genug, sich darüber kein graues Haar wachsen zu lassen.

Unterdessen war Christina in ihrer Liebe zu Monaldeschi an jenen Culminationspunkt gerathen, der bei den Weibern zu einer Art Raserei führt. Sie wollte Monaldeschi ewig und ausschließlich besitzen und ihn ganz zu sich erheben. Alle aufrichtigen Freunde Christina's widerriethen ihr diesen Schritt, Oxenstierna ging sogar so weit, ihr zu sagen, das Volk würde sich niemals darein fügen, daß ein Ausländer und Abenteurer den Thron Gustav Adolf's einnehme. Christina war überhaupt in Schweden nicht sehr beliebt, eben weil sie Ausländern und noch obendrein Katholiken den Vorzug vor den Landeskindern gab.

Alles dies ärgerte sie so, daß ihr einstiger Gedanke, dem Throne zu entsagen, neuerdings in ihr aufkeimte und sie eines Tages erklärte, sie sei gesonnen, zu Gunsten ihres Vetters Carl Gustav der Krone zu entsagen und Schweden zu verlassen. Diese Thronentsagung wurde von den Schweden ziemlich kalt aufgenommen, sie stipulirte für sich einige Majestätsrechte, die sich aber nicht über den Bereich ihrer nächsten Umgebung ausdehnten, ebenso behielt sie einige ihrer Besitzungen, um Standes gemäß leben

zu können, unter anderen auch die Festung Wolgast, dann traf sie ihre Wahl unter den Mitgliedern des Hofstaates, der fortan ein ziemlich beschränkter sein sollte. Unter den Personen, die sie überallhin begleiten sollten, befanden sich auch Monaldeschi, Sentinelli und der Page Paolo Ciani — unter diesem Namen hatte sich die Gattin Monaldeschi's der Königin vorstellen lassen.

Noch ehe sie Stockholm verließ, schrieb sie an den Cardinal Mazarin nach Paris und bat ihn, er möge ihr in irgend einem königlichen Schlosse, wo möglich nicht in unmittelbarer Nähe von Paris, eine Freistätte gewähren, wo sie ungestört leben könnte.

Mazarin war seit jeher der höflichste Mensch. Dieser Höflichkeit hatte er seine meisten Erfolge zu danken. Er bestach damit sogar den sonst in jeder Beziehung unbestechlichen großen Cardinal Richelieu, der es gerne hörte, wenn man ihn lobte, zumal von einer Seite, die bei ihm gerade die schwächste war, sein poetisches Talent. Nicht anders war es bei der ziemlich verblüheten Königin Anna von Oesterreich, der man zwar Unterthanenhuldigungen darbrachte, doch ohne ihre Augen, den Schnitt ihres Gesichts, ihren majestätischen Wuchs und die Feinheit ihrer Hände zu bewundern. Der Brief, den er Christina zuschickte, war so außerordentlich höflich und schmeichelnd, daß sie dabei die verdeckten Impertinenzen, die derselbe enthielt, ganz übersah. Es hieß nämlich in seinem

Schreiben, wie leid es ihm thue, nicht besser für die Bequemlichkeit der Königin sorgen zu können, als sie solche im Schlosse zu Fontainebleau finden würde. Die Cassen seien erschöpft, die Frondekriege kosteten ungeheure Summen, er sei kaum im Stande, der Schwägerin der Königin, Henriette von England, so viel Bequemlichkeit verschaffen zu können, als es ihr Rang und ihre nahe Verwandtschaft mit dem Könige (Ludwig XIV.) zu fordern berechtigt sei. Dies hieß geradezu so viel: „Du magst nach Fontainebleau kommen, doch sorge für Deinen Lebensunterhalt wie Du willst, dies kümmert uns nichts.“ Christina, eben weil sie eine Gelehrte war, sah diese Impertinenzen nicht, sondern kam nach Fontainebleau und erhielt einen Besuch sowohl von Anna von Oesterreich wie von Mazarin. Dieser Letztere kam noch zweimal dahin, um sich zu überzeugen, ob Christina an nichts Mangel leide. Er wäre im Stande gewesen, ihr für hohe Rechnung Alles zu liefern, was sie brauchte, sie hatte sich jedoch mit Allem versorgt und ging auf Mazarin's Gefälligkeiten nicht ein.

Eines Tages ließ sie Monaldeschi zu sich bescheiden und machte ihm Eröffnungen, die ihren Günstling in demselben Maße überraschten, wie sie ihn in Verlegenheit setzten. Sie sagte, der Zweck ihrer Hierherreise und die Ursache ihrer Thronentsagung sei lediglich kein anderer gewesen, als daß sie sich mit Monaldeschi trauen lassen wollte, weil sie ihn nur

dann sicher zu besitzen hoffte, wenn ihn unlösliche Bande an sie fesselten. Diesen teuflischen Rath hatte ihr Sentinelli gegeben. Monaldeschi überwand bald die erste Verlegenheit und sagte, er sei der glücklichste Mensch auf Erden, wenn er sie besitzen könne, doch wollte er ihre Liebe und Opferwilligkeit nicht mißbrauchen, sondern bat sie, sie möge sich an ihre Freunde und Verwandten in Schweden wenden und ihren Rath ausbitten. Christina wollte nichts davon hören, sie sagte, sie würde dem Beispiele Anna's von Oesterreich folgen, die sich gleichfalls mit dem Cardinal Mazarin, ihrem ehemaligen Geliebten, vermählt hatte.

Christina war die wetterwendischste Person. Monaldeschi, um ihre Gedanken von der Ehe abzulenken, sprach davon, wie übel sie gethan, daß sie abgedankt und brachte sie so weit, daß sie mit einigen sehr wenigen ihrer Anhänger in Schweden ein Complot ausheckte, durch welches Carl Gustav verjagt und sie wieder zum Throne berufen werden sollte. Monaldeschi beförderte diese Correspondenz durch seine Vertrauten. Er würde, wer weiß, was gegeben haben, wenn sie wieder Königin geworden wäre, denn dann mußte sie den Gedanken an eine mit ihm einzugehende Ehe aufgeben. Die Correspondenz wurde jedoch in Schweden entdeckt und Sentinelli beschuldigte Monaldeschi des an der Königin begangenen Verraths.

Christina war wüthend und ihre Wuth steigerte sich zur Raserei, als ihr Sentinelli entdeckte, einer

ihrer Pagen sei kein Jüngling, sondern ein Weib und Monaldeschi's Gattin. Sie ging wie eine Furie auf das Zimmer der unglücklichen Frau — die, ohne daß man es bemerkt hatte, in guter Hoffnung war, sie zerrte sie herum, so daß die Geängstete in Ohnmacht fiel und eine frühzeitige Geburt machte, an deren Folgen sie starb.

Alles, was Christina selbst begangen, wurde Monaldeschi in die Schuhe geschoben. Sie klagte ihn des Mordes und Verraths an und befahl Sentinelli, er möge ihren Geliebten sofort hinrichten lassen; als der Garde-Capitain damit zauderte, weil er eine solche That in einem fremden Lande doch nicht zu verüben wagte, gab sie ihm diesen Befehl schriftlich, worauf er in Monaldeschi's Gemach drang, der seine todte Gattin beweinte und an ihrer Seite auf den Knieen lag. Die beiden Garden hielten inne, denn auch den rohen Kriegern hatte dieser Anblick eine Art Ehrfurcht vor der Todten und dem Trauernden eingeflößt. Christina war aber den Henkern nachgegangen und blieb an der Schwelle der geöffneten Thür stehen, hier angelangt streckte sie ihren Arm aus und indem sie auf ihren ehemaligen Geliebten wies, rief sie: „Stecht ihn nieder, feige Schurken. Was zaudert ihr?"

Sentinelli war der Erste, der ihm von hinten einen Stich zwischen den Schulterblättern versetzte, Monaldeschi sprang blutend auf, zog seinen Degen, um sich zu vertheidigen, wurde aber bald übermannt

und endete zu den Füßen des Weibes, das er durch seine Liebe beglückt.

Diese eigenmächtige schändliche Handlung zog ihr eine Verbannung aus Frankreich zu, Mazarin zeigte ihr brieflich an, daß man sie in Frankreich nicht länger dulden wollte, daß sie sich folglich in kürzester Zeit aus dem Lande entfernen möge.

Sie ging auch sofort nach Italien, machte auch anderwärts Reisen, bis sie sich endlich für immer in Rom niederließ, wo Sentinelli von einem seiner ehemaligen Bekannten erkannt und von diesem meuchlings erstochen wurde. So hatte Christina Niemand mehr um sich, sie schwor den Glauben ihrer Ahnen ab und trat zur katholischen Religion über. Das Leben, welches sie zumeist in Gesellschaft von Geistlichen, Mönchen und Nonnen führte, war ein ihrem schlimmen Charakter würdiges. Sie endete als eine von aller Welt verachtete Messaline.

VIII.

Parallele zwischen Christina und Ulrica von Schweden. — Carl XII. — Seine Liebelei mit einem Tartarenmädchen in Bender. — Siquier und Megret. — Feldzug in Norwegen. — Der junge Swedenborg. — Wette Megret's. — Vor Friedrichshall. — Carl's XII. Tod in den Laufgräben von Friedrichshall. — Seine wahrscheinliche Ermordung durch Siquier und Megret. — Swedenborg's Tagebuch. — Hinrichtung des Ministers Görz. — Gleißnerei und Perfidie Ulrica's. — Struensee und sein Weib. — Sein Liebesverhältniß mit der Königin. — Seine Gefangennahme und Hinrichtung.

Ein Sprichwort sagt: Wenn einem die Wahl nur zwischen einer Kröte und einer Kreuzspinne gelassen wird, dann könne man kaum entscheiden, welches der beiden Thiere man essen soll. Etwa so mag es dem Psychologen und Historiker gehen, wenn sie die beiden Königinnen von Schweden, Christina und Ulrica zu einander halten. Welche von beiden war die Kröte, welche die Kreuzspinne? Zwischen einer Messaline und einer Agrippina, einer Brunehilde und Fredegonde ist es noch viel leichter zu wählen, bei

beiden diesen Paaren würde man sich für die Erstere der Weiber entscheiden. Messaline und Brunehilde handelten aus Leidenschaft, sie verübten viel Böses in einer Art von Rausch der Leidenschaft, nicht anders Margarethe von Burgund, Gattin Ludwig's X. von Frankreich, doch bei Christina und Ulrica finden wir verknöcherte Herzen, ein wildes unbezähmbares grausames Naturell, Lüge, Hinterlist und Heuchelei, daß man kaum sagen kann, welche von den Beiden schlimmer gewesen. Christina war so gar nicht Weib, sogar ihr Aeußeres nicht darnach geschaffen, um Liebe einzuflößen: männliche Züge, zusammengewachsene Augenbrauen, an der Wurzel der Nase am dichtesten, dazu eine heisere tiefe männliche Stimme, die manchmal wie ein Blöken klang, und Ulrica war auch nicht schön, sie hatte etwas Falsches, Tückisches in ihren Zügen, welches noch dadurch, daß sie schielte, mehr hervorgehoben wurde.

Was kann man übrigens Ulrica vorwerfen, wird vielleicht mancher meiner Leser fragen? Die Hinrichtung des unglücklichen Ministers Görz oder den Tod Carl's XII.? Ist es denn erwiesen, daß Carl XII. wirklich von meuchlerischen Händen getödtet und nicht von einer verirrten Kugel in den Laufgräben von Friedrichshall getroffen wurde? War es nicht ein ordentliches Tribunal, welches Görz zum Tode verurtheilte? Oder soll man ihr etwa vorwerfen, daß sie einen Arzt — Struensee — zu den höchsten

Würden erhob und dann feig im Stiche ließ? Konnte sie ihn überhaupt retten? War er es werth, daß sie sich seinetwegen dem bösen Leumund der Welt aussetzte? Ist es überhaupt erwiesen, daß sie mit ihm in einem vor der Welt unerlaubten Verhältnisse stand?

Menschen, die der Geschichte mit solchen Fragen antworten, könnte man, sie parodirend, sagen: Ist es wahr, daß Nero Rom in Brand stecken ließ? Daß Napoleon III. am 2. December einen Staatsstreich machte und die von ihm beschworene Constitution über den Haufen warf?

Es giebt gewisse Anschuldigungen, die, wenn sie auch nicht mathematisch bewiesen werden, aus dem Rechtsaxiom fließen, welches sagt: „Derjenige ist als Mörder zu betrachten, dem aus dem Tode einer gewissen Person ein Nutzen erwächst.“ Daß aber Ulrica von dem Tode ihres Oheims einen Nutzen hatte, wird doch Niemand leugnen, denn sie folgte ihm auf dem Thron. Man wird vielleicht auch das einwenden können, daß sie ihm auch sonst gefolgt wäre. Dies ist jedoch sehr fraglich. Carl XII. war noch kein alter Mann, als er vor Friedrichshall fiel; seine kräftige Natur aber hätte ihm ein hohes Alter verhießen. Ueberdies hätte er sich auch verehelichen können, wie dies mehremal sein Vorhaben war. Er hatte sich vorgenommen, Norwegen von Dänemark zu erobern und dann an der Seite einer Gattin eine Zeit lang aus-

zuruhen von den vielen Mühseligkeiten, die er durchgemacht. Carl XII. war nicht ganz für das edelste aller Gefühle, die Liebe, unempfindlich. Er hatte sich während seines Aufenthaltes in Bender in ein tatarisches Mädchen — Sittah Mani — verliebt, seinen Generalen sagte er lachend: „Ei, weshalb sollte ich das Tatarenmädchen nicht eben so heirathen, wie mein Nebenbuhler in Bellonas Gunst eine Schulmeisters Tochter? Den Dienst, den ihm Katinka einst geleistet, war auch nicht größer, als jener, den mir Sittah Mani erwiesen und ich will nicht undankbarer sein als Peter Romanow."

Er schlug sich dieses Mädchen später aus dem Sinn und dachte daran, sich entweder mit einer hannöver'schen oder mit einer hessischen Prinzessin zu vermählen. Er ließ sich die Portraits der meisten Prinzessinnen zeigen und hielt Musterung unter ihnen. Bei einer Prinzessin aus dem Hause Braganza hielt er am längsten an, endlich legte er es mit den Worten bei Seite: „Schade, daß sie keine Protestantin ist, ich gebe sie nicht für ein Dutzend dieser steifen deutschen Prinzessinnen, die aussehen wie Wachspuppen oder Figuren auf dem Markte, die man an Schnüren zieht, damit sie sich bewegen. Da war das Tatarenkind doch schöner!"

Als er den Feldzug nach Norwegen unternahm und von Stockholm aufbrach, ward er wegen des langen Säumens zweier seiner Generale ungeduldig.

„Wo doch Siquier und Megret so lange bleiben?“ rief er, sich zum General Löwenhjelm wendend.

„Sie befinden sich bei der Prinzessin Ulrica,“ berichtete ein Adjutant der Hausgarde, „um Ihrer Hoheit den Abschiedsrespect zu erweisen.“

„Sie thun schon so, als ob sie sicher wären, daß sie mir bald folgen wird,“ brummte der König mit gerunzelter Stirne, sein Zorn legte sich aber, als die Generale ihm entgegen kamen und berichteten, sie seien nur deshalb zurück ins königliche Schloß gegangen, um die Lieblingswindspiele Carl's, die man auf den Fourgon zu laden vergessen, zu holen, weil sie wußten, wie schwer es dem König fiele, sie nicht stets vor den Augen zu haben.

„Nehmt Euch doch ein Beispiel von diesen Franzosen,“ sagte der König zu seinen schwedischen Generalen, „wie sie dafür sorgen, daß es uns an nichts fehle. Wir werden noch lange brauchen, ehe wir die französische Höflichkeit, Zuvorkommenheit und Galanterie in unserem Lande einbürgern.“

Ein alter Mann in der Nähe des Königs machte die Bemerkung, die beiden französischen Generale hätten einander bei diesen Worten bedeutsam angeblickt und über des Einen Lippen schwebte ein höhnisches Lächeln.

Auf dem Zuge nach Norwegen hatte der König von seinem Minister Görz mehre Zuschriften erhalten, es waren Warnungen.

Bei einem Gelage wurden mehre Wetten vorgeschlagen — es war etwa 14 Tage vor des Königs Tod. — Megret wettete darauf, daß Carl XII. die Belagerung von Friedrichshall nicht zu Ende führen, sondern vor dieser Festung seinen Tod finden werde. „Der König ist zu tollkühn," sagte Megret, „und dies wissen die Dänen, sie werden es erfahren, wenn er sich in den Laufgräben befindet und eine Kugel kann dort das kostbarste Leben auslöschen." Der König selbst erfuhr von dieser Wette und nahm es Megret sehr übel, daß er sie vorgeschlagen. Er stellte ihn zur Rede darüber, Megret aber entschuldigte sich damit, daß er zu viel getrunken, sich mithin in einem unzurechnungsfähigen Zustand befunden habe.

An demselben Tage, an welchem sich das Unglück ereignete, kam ein anderer noch dringenderer Brief des Grafen Görz an den König in Betreff der Entlassung der beiden Franzosen. Der König war selbst ein wenig stutzig geworden. Niemand als der junge Swedenborg befand sich im Cabinet. Der König theilte ihm den erhaltenen Brief mit und sagte scherzend: „Nun, mein junger Plato, was sagst Du dazu?" — „Das Euer Majestät den Rath des Ministers befolgen mögen," entgegnete Swedenborg ohne einen Augenblick zu zögern. — „Dies geht nicht so schnell. Ich brauche die Leute bis zur Einnahme von Friedrichshall, dann kann ich sie entlassen." — „Gerade heute läuft die Frist ab, die Megret für seine Wette

angesetzt," wagte Swedenborg zu bemerken. — „Richtig, Du hast Recht. Er soll sie verlieren, denn ich gehe nicht in die Laufgräben."

Am Abend, kurze Zeit, ehe der König sich zum Abendmahle zu setzen pflegte, ging eine Meldung ein. Man hatte eine verdächtige Bewegung des Feindes bemerkt und Löwenhjelm befürchtete, dieser würde einen Ausfall machen, doch, fügte er bei, sei man darauf gefaßt und werde die Dänen mit blutigen Köpfen zurückschicken. „Unsere Kanonen sind schlecht aufgestellt," bemerkte Megret. „Das ist Siquier's Fehler." — „Die Kanonen können nicht besser gestellt sein," war des Angeschuldigten Antwort. — „Sie waren es vor ein paar Tagen, ich habe sie heute anders stellen lassen. Wenn Euer Majestät heute nach den Laufgräben gehen, können Sie es selber beurtheilen." — „Ja, das will ich auch und zwar sogleich. Ich mag solche Dinge nicht gerne aufschieben."

Als der König aus seinem Zimmer trat, erblickte er den jungen Swedenborg und sein Anblick brachte ihm die Wette ins Gedächtniß. Er frug Siquier, an welchem Tage es gewesen, wo die Wette geschehen. „Morgen werden es 14 Tage sein," entgegnete der Gefragte. „So?" sagte der König lachend, „dann können wir es heute noch immer wagen und wollen morgen zu Hause bleiben." Swedenborg bat den König, ihm zu gestatten, daß er ihn begleite. „Gut,

doch nur bis an die Gräben, und stelle Dich hinter einen Schanzkorb. Die Kanonenkugeln sind so ungeschickt, die gelehrten Leute anstatt der dummen zu treffen."

Swedenborg folgte dem König und den beiden Franzosen. Einige andere Officiere, die den König eine Strecke begleiteten, wurden von ihm zurückgeschickt, so daß er nur mit den Franzosen die Laufgräben hinabstieg. Swedenborg folgte ihm trotz des erhaltenen Verbotes, um ihn stets in den Augen zu behalten. Der König hatte sein Fernrohr hervorgezogen und blickte nach den Wällen der Festung. Da krachte ein Schuß in unmittelbarer Nähe des Königs und Swedenborg sah ihn vorwärts sinken. Die beiden Franzosen waren hinzugesprungen und nachdem sie den König befühlt, rief Megret aus: „Die Comödie ist zu Ende. Laßt uns soupiren gehen." Bald darauf erschien er und Siquier unter den Officieren und sagte diesen was vorgefallen, worauf er seinen Landsmann unter den Arm griff und mit diesem forteilte.

Im Lager war Alles so betroffen, daß man der Erzählung Megret's kaum glauben wollte. Erst als man den entseelten Leichnam des Königs erblickte, erkannte man die Wahrheit.

Görz, der ausgesprochenste Gegner der Thronfolgerin, der dem verstorbenen König unzähligemal zugeredet hatte, er möge sich verheirathen, nur damit seine Nichte nicht auf den Thron komme, hatte

am ehesten von der Rache dieser Furie zu leiden. Sie ließ ihm den Proceß als Hochverräther machen. Falsche Zeugen traten gegen ihn auf, man hatte seine Schrift nachgeahmt und wies sie dem Tribunal vor, welches gegen ihn ein Urtheil fällen sollte, dieses zögerte dennoch mit dem Aussprechen des Todesurtheils. Einige der ehemaligen Freunde des Ministers baten die Königin, sie möge ihn aus dem Lande verbannen oder ihn lebenslänglich in eine Festung sperren lassen. „Dies kann ich nur im Wege der Gnade thun," antwortete sie gleißnerisch. „Nur wenn man ihn zum Tode verurtheilt, kann ich das Urtheil mildern."

Durch diese vagen Versprechungen ließ sich der Gerichtshof bethören und sprach das Urtheil gegen ihn aus. Alle Welt erkannte die Ungerechtigkeit desselben, die Richter waren davon sogar überzeugt. Als das Todesurtheil der Königin zur Unterfertigung gebracht wurde, flog eine hohe Röthe der Freude und inneren Genugthuung über ihr Antlitz. „Niemals habe ich eine Schrift so gern unterzeichnet wie diese," sagte das rach- und ränkesüchtige Weib. — Ein Federstrich beraubte Schweden eines der gerechtesten und weisesten Männer, den es jemals gehabt.

Diesem Menschen folgte Struensee, ein Parvenu, einer der übermüthigsten Emporkömmlinge, der es wagte, die Großen des Reichs geringschätzend zu behandeln, nachdem er die längste Zeit von ihren Gnaden gelebt hatte.

Daß zwischen Struensee und der Königin ein Liebesverhältniß bestanden, darüber sind alle Geschichtsschreiber einig. Die Gattin dieses Menschen war die Vertraute und Kupplerin der Königin. Im königlichen Palaste wurden so schändliche Orgien veranstaltet, wie sie nur die ausschweifendste Phantasie eines Italieners oder Franzosen hätte ersinnen können, es genüge meinen Lesern davon nur so viel zu wissen, daß achtjährige Mädchen und zehn- bis zwölfjährige Knaben bei diesen Lupercalien auch mitspielten.

Die Nation wollte aber Struensee nicht dulden. Er wurde endlich gestürzt und so sehr die Königin sich Mühe gab, ihn zu retten, gelang es ihr doch nicht. Der Befehl zu seiner Gefangennahme wurde bei Nacht erlassen und sofort ausgeführt. Sowohl Struensee wie seine Gattin, ein energisches Weib, setzten sich zur Wehre, sie waren Beide nur im Hemde und die Frau kämpfte mit ihrem Säbel gegen drei Soldaten, ehe sie übermannt wurde.

Druck von Th. Krüger in Leipzig.

Scandal-Geschichten europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

allen Diplomaten.

Neunter Band.

Türkei. — Polen. — Rußland.

Leipzig,

Verlag der Verlagsanstalt.

Griechenland und Türkei.

I.

Die Urscandale in Griechenland, die sich bis in den Olymp in den Kreis der Götter verlieren. — Scandale im alten Griechenland. — Scandale am byzantinischen Hofe. — Untergang des byzantinischen Reichs. — Die acht großen Sultane. — Das Corps der Janitscharen. — Amurat III. — Die schöne Tscherkessierin Gül Bedzschazeh. — Ihre Stummheit und ihre kataleptischen Anfälle. — Wie er sich ihrer entledigt. — Kara Pelivan der Fleischer und Halil Patrona der Schuster. — Der letztere erhält Gül Bedzschazeh. — Krieg gegen die Russen. — Aufstand der Janitscharen. Pelivan's und Patrona's Tod. Thronentsetzung Amurat's III.

Wenn ich die Scandale des classischsten Landes der Erde — Griechenlands — jenen der übrigen Höfe anreihen wollte, dann müßte ich das Leben eines Methusalem oder wenigstens Thomas Parr besitzen, denn diese sind unzählig und wahrscheinlich von

ältestem Datum. Betrachten wir den Olymp, die Residenz des Königs der Götter, als einen Hof, dann lieferten er, seine Gattin Here, Aphrodite und beinahe alle Götter des Mythos eine unabsehbare Reihe von Scandalen. Wem es demnach Vergnügen verschaffte, auch die Scandale der alten Oberwelt kennen zu lernen und von den verliebten Abenteuern des lustigen Gottes Zeus mit Jo, Semele, Europe, Callisto, Leda, Alkmene, Maja, Danaë und wie alle die Schönheiten der alten Zeit geheißen haben mochten, so wie auch von den kleinen Seitensprüngen Eros, Ares, Hades, Poseidon, Alkid, Hermes, Phöbos, Artemis, Aphrodite und der übrigen ganzen und Halbgötter sich Kenntniß zu verschaffen, die großen Scandale Jasons mit Medea, Theseus mit Ariadne, Pasiphaës mit dem Stier, Clitemnestras, ferner Oedips und Jokastas und Paris mit Menelaus Gattin, Aeneas mit Dido nicht zu vergessen, dann verweise ich die Liebhaber von derlei antik-classischen Scandalen an die Dichter der damaligen Zeit, wie namentlich an Ovid (seine Metamorphosen), ferner unter den neueren Dichtern an Goethe, Wieland und selbst Schiller, endlich aber an Funke's Real-Schullexikon, wo über diese Dinge ziemlich ausführlich gesprochen wird.

Nicht nur unter den Göttern, sondern selbst auf der Erde hat es aber im classischen Griechenland zu allen Zeiten Scandale gegeben. Außer den von mir

so eben erwähnten einigen Fällen haben Aspasia, Phryne, Thaïs und Laïs, ja noch viele andere Weiber Veranlassung zu solchen gegeben. Ob man aber zu jener Zeit ein derartiges wüstes Leben und selbst Blutschande wirklich für eine Sünde und als Scandal betrachtet habe, ist sehr zu bezweifeln, wenigstens behaupten viele der älteren und neueren historischen Schriftsteller das Gegentheil. Man betrachtete geschlechtliche Ausschweifungen nicht so, wie man sie jetzt betrachtet, man hielt sie nicht für schlimmer als das Laster der Trunkenheit und wie man das des Spieles, der Völlerei u. s. w. betrachtet.

Wenn man demnach mit geschlechtlichen Ausschweifungen so viel Nachsicht hatte, so war alles Das, was man jetzt davon hält, nicht scandalös, mithin kann man derartige Ereignisse auch nicht Scandale nenne, sie sind dazu nur von der Anschauungsweise der Neuzeit gestempelt worden.

Es ist nur zu gewiß, daß es, absolut genommen, keine Tugend und kein Laster giebt, d. h. es giebt keine Handlung, die unter gewissen Verhältnissen und zu gewissen Zeiten entweder nicht erlaubt oder gestattet gewesen wäre. Hat ja doch Moses den unschuldigsten Trieben der Menschen, dem Essen, das Siegel des Verbotes und des Gewährens aufgelegt und es giebt und hat einst Völker gegeben, wo Handlungen, die unter allen civilisirten Völkern als verbrecherisch betrachtet werden, ganz und gar erlaubt

sind, wie der Diebstahl unter den Spartanern gestattet war, ja sogar der Mord — und namentlich Elternmord — bei den Scythen für eine verdienstliche Handlung gehalten wurde, wenn die Eltern ein so hohes Alter erreicht hatten, daß sie so zu sagen sich und ihrer Umgebung zur Last fielen, wie das Erdrosseln von den Thugs noch jetzt für eine solche zum Wohle des Opfers unternommene verdienstliche Handlung gehalten wird. Mit einem Worte, man geräth in das höchst sonderbare Dilemma, sagen zu müssen: „Entweder wir selber sind Narren, daß wir es nicht so halten, wie man es zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern gehalten, oder waren diese alle Narren und nur wir sind die Weisen, die es beurtheilen, wo das ultroque citraque existirt.“

Ohne darauf einzugehen, gleichwie der berüchtigte Gevatter Mathies es macht, dem von den Gesetzen der civilisirten Völker Verbotenen ein Plaidoyer zu halten, will ich doch nicht behaupten, daß die Gesetzgebung dies ultro citraque gefunden hat. Sie verbietet viele Dinge, die den Staat nicht im Entferntesten etwas angehen, sie beschränkt die Freiheit der Handlungen, wo sie wirklich nicht das Recht dazu besitzt, denn meiner Ansicht nach ist jede Handlung erlaubt, die das Weiterfortbestehen der Gesellschaft nicht gefährdet. Der Mensch kann dem Rechte, mit seiner eigenen Person nach Gefallen zu verfahren, niemals entsagen und wenn zwei oder noch mehre

Personen sich dahin vereinigen, unter sich selbst etwas zu thun, was zwar von den Gesetzen nicht gestattet wird, ohne jedoch durch ihre Handlung die Rechte Anderer zu beeinträchtigen, so haben die Gesetze dagegen nichts zu sagen.

Man ist übrigens schon so ziemlich von dieser drakonischen Beschränkung der menschlichen Handlungen im abstracten Sinn weit weggekommen. Es giebt Institutionen, Einrichtungen, Gebräuche, die ehemals sehr verpönt, ja sogar mit dem Tode bestraft wurden, wenn man dabei ertappt wurde, wie z. B. Ketzerei, Duelle, Ehebruch, Handel mit dem eigenen Leibe u. s. w., die jetzt theils stillschweigend geduldet, ja einigermaßen sogar von den Gesetzen in Schutz genommen werden, während andere Sitten oder vielmehr Unsitten jetzt auf's Strengste geahndet werden, wie namentlich Menschenhandel, der ehemals sogar in den Republiken Griechenlands und in Rom gestattet war.

Wie weit man noch kommen wird, um die individuelle Freiheit des Menschen ganz und gar unbeschränkt zu lassen, ist voraussichtlich. Die Tendenz der Menschen zur höchsten Vollkommenheit, die allgemeiner werdende Erziehung — wenn sie auf besseren Systemen fußen wird, als dies gegenwärtig der Fall ist — wird es ganz und gar überflüssig machen, daß sich der Staat um das Treiben der Menschen in ihren Familienkreisen beschäftige, es wird sein wie in allen

Vereinen: Jedermann wird Lasten zu tragen haben und davon Vortheile genießen, weiter aber nichts.

Die Verfechter des Systems, nach welchem die Gesetze die Handlungen der Menschen einschränken dürfen, holen ihre Argumente aus der Pflicht des Staats für das Wohlsein der Bürger zu sorgen. Sie philosophiren so: „Die Gesetze und die vollziehende Gewalt sind die Vormünder der Bürger — die sie also als unmündige Kinder betrachten — sie erhalten ihren Gehalt, um dafür zu sorgen, daß die Bürger sich selbst und ihren Mitbürgern keinen Schaden zufügen können.“ Welch sonderbare Philosophie! Moses hat Gesetze zum Wohle seines Volkes gebracht, Solon und Lykurg, Mahomet, Christus, Konfutse und andere Gesetzgeber haben es eben so gethan. Wie kommt es denn, daß die Gesetze aller dieser Gesetzgeber von einander so verschieden sind, ja daß sie sogar in die heftigste Collision mit einander gerathen? Ist oder war der Unterschied zwischen den alten Kelten und anderen Völkern ein so ungeheuer verschiedener, daß es scheint, als wären die einen ganz andere Geschöpfe, als die anderen? Ich habe die Culturgeschichte aller dieser Völker ziemlich genau studirt, ohne einen so himmelweiten Unterschied wahrzunehmen.

Den schroffsten Gegensatz in den Gesetzen finden wir in Bezug auf die geschlechtliche Frage, sowohl was die heterosexuellen — einzig naturgemäßen, — so auch was die homosexuellen Triebe betrifft. Moses,

Lykurg und die älteren Gesetzgeber ignoriren die letzteren ganz und gar, in Bezug auf Heterosexualität sind sie aber noch nachsichtiger, denn die älteren Gesetze gestatten sie geradezu. Es giebt noch gegenwärtig ganze Völker, wo jenes Laster so zu Hause ist, daß es die natürliche heterosexuelle Liebe beinahe gänzlich verdrängt, eben so ist constatirt, daß die Homosexualität erst von den Kirchenvätern der zweiten christlichen Periode (nach Constantin den Großen) als Sünde und Laster bezeichnet und demgemäß von den Gesetzen bestraft wird.

Wie kommt es aber, daß, nachdem derjenige Theil der moderneren Gesetzgeber, die sich zur Aufgabe gestellt, die Menschheit in jeder möglichen Weise zu veredeln und die Verheirathung in Verwandtschaftsgraden zu verbieten, weil durch eine solche die Zahl der Mikrokephalen und Cretins wegen Mangel an nöthiger Racenkreuzung zunehmen müßte, nicht auch in anderer Weise für die Veredlung der Menschenrace sorgen und es gestatten, daß sich Idioten verheirathen, daß die Bordelle der Vermehrung und Veredlung der Menschenrace hinderlich werden, daß körperlich decrepite Menschen oder Personen von einer ungewöhnlichen Verschiedenheit des Alters sich paaren? Wenn sich die Sorgfalt des Staates für die Veredlung der Menschenrace nach einer Richtung hin ausdehnt, weshalb geschieht dies nicht auch in einer anderen Richtung?

Ich möchte mich vielleicht zu weit in philosophisch-physiologische Erörterungen eingelassen haben, diese sind mir aber dadurch, daß ich überhaupt vom Begriffe: „Scandal" zu schreiben begonnen, so zu sagen unwillkührlich in die Feder geflossen und mögen dadurch entschuldigt werden, daß ich die Scandale der alten Zeit in Griechenland übergehen wollte. Diejenigen der späteren Periode — namentlich seit der Theilung des römischen Reichs — habe ich theilweise schon erwähnt (im IV. Bande), als ich von Justinian und Belisar gesprochen. Die späteren Scandale am Hofe von Byzanz sind meistens von gleichem Typus, als daß sich über diejenigen viel sagen ließe. Auch verlieren sie von ihrem Interesse dadurch, daß sie so öffentlich geschahen, daß sie in allen weltgeschichtlichen Werken vorkommen, mich folglich der Mühe entheben, darüber zu schreiben. Ich kann darüber höchstens sagen, daß es wenige griechische Kaiser gegeben, die mit Bestimmtheit den Urheber ihres Daseins anzugeben im Stande gewesen wären und daß bei ihnen die Reinheit der Race beinahe niemals erwiesen worden konnte.

Nach dem Falle von Constantinopel im XV. Jahrhunderte blieb von dem ehemals mächtigen griechischen Volke nichts übrig, was einen an den vergangenen Glanz erinnern könnte. Man bedauert nicht einmal den Untergang dieses Reiches, nur höchstens das, daß demselben nichts Besseres folgte.

Die Barbaren des Ostens und des Nordens hatten die römische Civilisation nach der großen Völkerwanderung vernichtet, die Barbaren des XV. Jahrhunderts fanden in Byzanz noch weniger, was sie vernichten konnten, als die Longobarden, Gothen, Alanen, Hunnen und die übrigen wilden Völker. Von einer byzantinischen Civilisation waren auch nicht die geringsten Spuren übrig geblieben. Die Griechen des Mittelalters stammten schon von einer entnervten demoralisirten Race und gleichwie die Entdecker des neuen Welttheils aus Amerika mit anderen nützlichen Sachen auch Siechthum in verschiedener Form mit sich gebracht, so fanden die Eroberer von Constantinopel auch nur Entnervtheit in den eroberten Ländern.

Die ersten Führer dieses Heldenvolkes — denn daß die Türken eine tapfere Nation waren, ist nicht zu leugnen — kämpften nicht nur gegen die Waffen aus Stahl und gegen die neu erfundenen Feuerschlünde ihrer Gegner, sondern auch gegen die Unsittlichkeit jener Bevölkerung, die sie unterjochten. Keine Nation hat eine solche Reihe großer Monarchen aufzuweisen, wie die erobernden Türken bei ihrer Ankunft in Europa. Ich rechne hier nur jene an, die allgemein bekannt sind, wie Bajazeth, den Sieger bei Nicopel, Amurad, den Helden von Varna, Mohamet II., den Eroberer von Constantinopel, Soleiman II., den Eroberer von Ungarn und Rhodos, den gerechtesten, großmüthigsten und heldenmüthigsten aller

Sultane, seinen Sohn Selim, den Eroberer von Aegypten. Diesen reihen sich noch Mustapha II. und Achmet II. an, so daß man in ununterbrochener Reihenfolge acht Sultane zählen kann, deren jeder ein Held war, eben so groß im Kriege wie im Frieden.

Welche der civilirten Nationen vermag es ein ähnliches Beispiel aufzuweisen? Rechnet man es nicht für ein Glück, wenn auch nur zwei Regenten folgten, die ihr Volk glücklich machten, und war das Glück, welches sie ihren Völkern brachten, ein absolutes? Auf Titus folgte ein Domitian, auf Marc Aurel ein Commodus, auf Richard I. ein Johann ohne Land, auf Carl V. ein Philipp II., auf Heinrich IV. ein Ludwig XIII. Die Völker sind und waren sehr geduldig und leicht zu befriedigen, die einen Ludwig XIV., einen Maximilian II. von Oesterreich, einen Philipp VI. von Frankreich auch zu den guten Regenten zählen, die doch sehr mittelmäßige, schwache oder leidenschaftliche und egoistische Regenten waren.

Nicht so war es in der Türkei. Die von mir oben aufgezählten Sultane werden von allen ihren Unterthanen geliebt und geachtet, ihre Krieger waren für sie so fanatisirt, daß sie sich willig für sie schlachten ließen, weil sie sahen, wie die Sultane die Gefahr der gemeinen Krieger theilten. Ferner waren diese Sultane nicht nur als Regenten, sondern auch als Menschen groß. Ihre Religion gestattete ihnen Vielweiberei und sie genossen die Freuden der Liebe doch

mit Maaß. Von keinem dieser Männer läßt sich sagen, daß er ein Wüstling gewesen, wie der König Salomo, dem nicht einmal die 300 Concubinen genügten, sondern er hatte auch mit der Königin Saba ein sehr unplatonisches Liebesverhältniß.

Alles nimmt endlich ein Ende und Alles unterliegt den äußerlichen Einflüssen. So auch die türkischen Sultane. Sie ließen sich endlich von der europäischen Civilisation anstecken. Der Heldenrace folgten endlich auch verweichlichte Menschen und die Strafe dehnte sich von ihnen auf ihr Volk aus. Von dem Augenblicke an, in welchem die Sultane aufhörten, die Führer ihrer Krieger zu sein, fing der Glanz des Halbmondes zu erbleichen an, bis er endlich so blaß geworden, daß er gleich einem Nebelstreifen in sternenheller Nacht, kaum noch mit freiem Auge unterschieden werden kann.

Die Türken kannten die Idee einer Constitution niemals. Die Sultane waren die Väter ihres Volkes. Dieses Volk hatte Zutrauen zur Weisheit und Gerechtigkeit seines Oberhauptes. Wo es keine Constitution giebt, kann es wohl eine Despotie, niemals aber eine Tyrannei geben, denn ein Tyrann kann nur derjenige Regent genannt werden, der sich gegen die bestehenden Gesetze auflehnt und sie über den Haufen wirft. Ein Despot kann auch der mildeste Regent sein. Ein Tyrann ist immer ein eigenwilliger, boshafter, am öftesten auch ein grausamer Mensch.

Dennoch verehrten die Sultane gewisse von ihren Verfahren gebrachten Gesetze, namentlich die geschriebenen des Koran besser, als je ein constitutioneller Monarch die selbst von ihm dem Volke gegebene Charte; dieses Gesetz betrachteten sie als heilig, wie die Spartaner die Verordnungen Lykurgs. Durch diese wurden den Regenten schwere Pflichten auferlegt und keiner der erwähnten acht Sultane hatte es je versäumt, diesen Gesetzen Achtung zu verschaffen und ihnen gemäß zu regieren.

So währte es bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, bis zum Regierungsantritt Amurat's III. Dieser Regent hatte viel von dem Naturell des letzten Maurenkönigs in Granada, Boabdil el Zogoibi (Siehe Band V. Spanien) an sich. Er war weibisch, feig und träge. Feigheit ist mehr als Schwäche oder selbst Laster, ja sogar das Wort Sünde ist noch zu mild dafür, es ist bei einem Menschen, zumal bei einem Manne, geradezu ein Verbrechen gegen sich selber. Die Feigheit ist die Mutter der meisten anderen Sünden, zumal, wenn sie, wie dies bei Amurat III. der Fall war, mit Trägheit gepaart erscheint. Amurat III. glich in dieser Beziehung den beiden letzten Sultanen, Abdul-Medjid und Abdul-Azis. Er wußte von einem Leben außerhalb des Harems gar nichts. Wenn sich sein Vizier und seine Minister im Divan über Staatsangelegenheiten beriethen, blieb er ferne davon. Er war übrigens der

erste Sultan, der aus angeborner Trägheit eine Art Staatsrath schuf, den man Divan nannte, um aller Regierungssorgen mit einem Male enthoben zu sein.

Die türkische Constitution, wenn man überhaupt Etwas, was nichts als eingeführter Brauch ist, Constitution nennen darf, kennt keine Geburtsaristokratie, sondern nur eine des Verdienstes, sie ist also jedenfalls eine gerechtere und vernunftsgemäßere als alle Verfassungen des civilisirten Europa. Die einzige erbliche Würde im Staate ist die des Regenten, den man als einen Abkömmling des Propheten betrachtet, wenn er es auch nicht ist. In der Türkei giebt es eigentlich nur zwei regierende Kasten, die des Militärstandes und der Imams, nämlich der Geistlichkeit, die gleichzeitig auch Dolmetscher des Gesetzes, mithin Rechtsgelehrte sind. Die Civilämter sind erst in neuerer Zeit in der Türkei in Mode gekommen, obschon jeder Pascha gleichzeitig auch einen Militärrang bekleidet, und der erste Minister oder Großvezier ist gleichzeitig der oberste Feldherr der Armee. Somit ist diese Art Constitution oder Staat ein hierarchisch-militärischer.

Sultan Soleiman II. hatte für sich eine Art Prätorianergarde errichtet. Es war das berühmte Corps der Janitscharen, welches anfänglich aus Christensclaven gebildet wurde. Unter diesem Corps gab es ferner noch ein Elitecorps, die sogenannten Serdinguesti — Waghälse — in welchem nur solche Leute auf-

genommen wurden, die mehrere Schlachten mitgemacht und sich dortselbst ausgezeichnet hatten. Das Corps der Janitscharen faßte alle drei Waffengattungen: Infanterie, Cavalerie und Artillerie — in sich, eben so wie die französische Garde und wie dies auch jetzt noch in Rußland und Preußen ꝛc. ist. Später, nach Selim's II. Tod, rekrutirte man die Janitscharen nicht nur aus Christensclaven und es war Jedermann gestattet, in das Corps der Janitscharen einzutreten, so daß diese Miliz nach und nach dazu wurde wie jedes privilegirte Militär zu sein pflegt, wie die römischen Prätorianer, die schweizer Garden unter Franz I. von Frankreich und die Strelizen es geworden waren. Sie fingen an ihre Macht auszudehnen und dem übrigen Militär Gesetze vorzuschreiben, endlich sogar dem Sultan, zumal Amurat III., den schwächsten Regenten, den die Türken bis dahin gehabt. Er sagte zu allem sein „Peki" (schon gut) und ließ die Janitscharen thun, wie es ihnen gefällig war, so daß sie wirklich eine furchtbare Macht bildeten.

In eben dem Maaße, in welchem das Ansehen der Janitscharen stieg, verminderte sich das des Sultans. Amurat III. war seit einer Zeit ganz kopfhängerisch geworden und man schrieb dies der Angst zu, die er vor den Janitscharen hatte. Dies war aber nicht der Fall. Die Janitscharen waren ihm ergebener als sie es jemals einem Regenten gewesen, eben weil sie wußten, daß sie bei ihm Alles durchsetzten.

Die Ursache des Trübsinns des Sultans war eine ganz andere. Er war ganz einfach verliebt und zwar in eine der Frauen seines Harems, die er kürzlich aus Tscherkessien erhalten hatte, von der er aber wußte, daß sie ihn nicht liebte, ja, daß sie seine Liebe niemals erwidern werde.

Gül Bedzschazeh (die weiße Rose), so hieß die schöne Tscherkessierin, war die einzige Tochter eines Chans, der sie dem Sultan um einen sehr hohen Preis verkaufte. Sie war das schönste weibliche Wesen, dessen sich die ältesten Kislar-Agas (Oberhäupter der schwarzen Verschnittenen) erinnerten, daß sie ein solches gesehen hatten. Sie hatte aber einen großen Fehler, sie war stumm und zwar wurde sie es in dem Augenblicke, als sie nach dem Harem des Sultans gebracht wurde, obschon ihr Vater behauptete, sie habe schöner gesungen als die Nachtigallen in den Thälern des Kaukasus.

Stummheit ist zuweilen sogar eine Tugend, zumal bei Frauen und würde selbst im Harem manchmal als eine solche gelten, doch bei Gül Bedzschazeh war sie ein Uebelstand, weil diese Stummheit, wie man annehmen mußte, eine freiwillige war, folglich aus Eigensinn stammte.

Amurat versuchte Alles, um die schöne „weiße Rose" zum Sprechen zu bewegen, als er aber sah, wie jede seiner Bemühungen erfolglos blieb, dachte er daran, an ihr das zu genießen, was sie ihm sonst

zu bieten im Stande wäre und dies war an und für sich schon eine übermenschliche Wonne.

Mit dem Vorhaben, sich an ihren Reizen voll zu schwelgen, trat er bei ihr eines Abends ein und begann sie mit seinen Liebkosungen zu bestürmen. So lange er sich auf zärtliche Worte beschränkte, blickte sie ihn an, ohne daß sich auch nur eine Muskel ihres Gesichts bewegte, doch als er ihr näher an den Leib rückte, stieß sie einen gellenden Schrei aus und fiel zu seinen Füßen in Ohnmacht. Amurat dachte anfangs, es sei einer der gewöhnlichen Kunstgriffe der Weiber, um sich das Erröthen in einem gewissen kritischen Momente zu ersparen. Dennoch zaudere er mehr, als es vielleicht ein anderer Mann gethan haben würde. Es ist nämlich zu bemerken, daß die Orientalen in der Liebe viel zarter mit den Weibern umgehen, als die Nordländer und überhaupt Männer civilisirter Nationen. Er kniete an ihrer Seite nieder, befühlte ihre Hand und lauschte ihrem Athem. Die erstere war eisig kalt und wie erstarrt und ihre Brust bewegte sich nicht, ihre zur Hälfte geöffneten Augen blickten ganz starr, mit einem Worte, er konnte sie eben so gut für todt wie für ohnmächtig halten. Er sprang sofort auf, rief die Wärterinnen herbei, eben so auch einen berühmten französischen Arzt, den einzigen Mann, der, obschon kein Verschnittener, die Erlaubniß hatte, des Sultans Harem zu betreten. Die Wärterinnen erklärten Gül Bedzschazeh für todt

und nur der Arzt behauptete, sie sei es nicht, sondern befinde sich in einer Art Katalepsie, von welcher er jedoch nicht wußte, wie lange sie währen und welchen Ausgang sie nehmen könne. Er schrieb seine Verordnungen und, Dank der Pflege, die man auf ihre Herstellung verwendete, sie erholte sich nach 24 Stunden wieder, doch blieb sie eben so stumm und wo möglich noch tiefsinniger und trauriger, als sie vorher gewesen.

Amurat wollte die schöne „weiße Rose" schonen und wiederholte seinen Besuch erst einen Monat später aus derselben Absicht, aus welcher er zum erstenmale zu ihr gekommen war.

Zum zweiten Male war es noch schlimmer, denn die Ohnmacht Gül Bedzschazeh's währte nicht einen, sondern zwei volle Tage und Nächte, ehe sie sich wieder erholte.

Amurat berief nun die Mollahs zu einer Berathung und befrug sie über die Mittel, die er einschlagen müßte, um den verhängnißvollen Zauber zu lösen, denn daß es ein Zauber sei, daran zweifelte er keinen Augenblick. Die Mollahs aber, die nur rathen können, wenn man ihres Raths nicht bedürftig ist, riefen einmal über das anderemal „Allah büh" und „Allah kerim", dann gingen sie auseinander, ohne daß Amurat klüger geworden war, als ehe er sie zusammen berief.

Gül Bedzschazeh war ihm demnach eine Tantalus-

frucht und er dachte mit ihr so verfahren zu müssen, wie Sultane es thun, wenn sie eines ihrer Weiber überdrüssig geworden, nämlich sie entweder zu verkaufen oder zu verschenken. Das erstere war nicht leicht möglich, wer würde sich entschlossen haben, eine Person zu kaufen, die stumm war und in Ohnmacht fiel, wenn sie ein Mann berührte? Selbst wenn er sie Jemandem geschenkt hätte, wäre dies eine Bürde gewesen, und er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, um sie auf die beste Art los zu werden, so, daß man sein Geschenk nicht zurückwiese. Wenn Jemand ein Hausthier verschenkt, sorgt er doch dafür, daß es in keine schlimmen Hände gerathe, um wie viel mehr geschieht dies bei einem Weibe, welches alle Eigenschaften besitzt, um geliebt zu werden und deren einziger Fehler nicht aus eigenem bösen Willen stammt.

Zu dieser Zeit waren zwei Männer in das Janitscharencorps getreten, die den Ruf großen persönlichen Muthes in Constantinopel genossen, der eine war ein Fleischer, Namens Kara Pelivan, ein riesenstarker Kerl, der andere ein Schuster, Namens Halil Patrona, der, obwohl kleiner und dem Aussehen nach schwächlicher als Pelivan, bei den Janitscharen viel beliebter war, weil er ein vortrefflicher Erzähler und Sänger und dabei so muthig und tapfer war, daß er sich nicht einmal vor dem riesigen Fleischer fürchtete.

Pelivan war ein großer Prahlhans, er hob die

schwersten Lasten, packte einen Esel bei den Hinterbeinen und schleuderte ihn über seinen Rücken. Die Janitscharen brannten vor Begierde zu erfahren, welcher der beiden neu angeworbenen Männer der stärkere sei und sie suchten sie zu bewegen, daß sie mit einander ringen möchten. Patrona lächelte dazu und sagte, er würde Pelivan nicht ausweichen, wenn dieser ihn zu einem solchen Kampfe aufforderte, dieser aber blickte verächtlich auf den kleinen Mann und warf den Kopf in die Höhe, als ob er sagen wollte, er schämte sich mit einem solchen Schwächling zu kämpfen, weil ihm dies keinen Ruhm brächte.

Eines Tages hatten beide die Wache in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Palastes, als der Sultan eben von einer Revue zurückkehrte und die beiden Männer erblickend, vor ihnen stehen blieb.

„Du bist Halil Patrona der Schuster und Du Kara Pelivan der Fleischer?“ frug er sie.

Die beiden Männer bejahten es und der Sultan befahl ihnen, ihre Geschicklichkeit im Ringen zu zeigen, weil es auch zu seinen Ohren gekommen war, daß man nicht wissen könne, welcher der Beiden der Stärkere sei. Sie mußten gehorchen und nachdem sie die möglich günstigste Stelle ausgesucht, begann das Ringen. Es war ein hartnäckiger Kampf und, so sehr sich auch Pelivan auf seine Stärke viel einbildete, so konnte er den kleinen Patrona doch nicht zu Boden werfen, ja, er hatte selber die größte Mühe,

daß er sich auf seinen Beinen hielt. Das Ringen hatte nahe an eine Viertelstunde gewährt, Pelivan schnaubte wie ein wüthender Stier, während Patrona's Athemzug eben so regelmäßig geblieben war, als zu Anfang des Kampfes.

„Macht doch ein Ende!" riefen die umstehenden Janitscharen. „Schleudere ihn, Pelivan! Vorwärts, Patrona! 'Sist doch nur eine große Fleischmasse, sonst nichts!"

Auf diese ermuthigenden Zurufe sammelten die Kämpfer ihre letzten Kräfte. Patrona bückte sich so, daß er Pelivan mit dem Kopfe zwischen die Beine fuhr und ihn dann so in die Höhe hob, dann aber packte und schleuderte er ihn wohl zwei Klafter weit vor sich hin.

Somit war der Kampf entschieden und der Sultan ernannte den Sieger sofort zum Aga, um ihn aber noch königlicher zu belohnen, schenkte er ihm seine schönste Sclavin, Gül-Bedschazeh.

Beinahe ganz Constantinopel wußte von der Krankheit der schönen Tscherkessierin und man bedauerte den armen Patrona, daß ihm der Sultan ein solches Geschenk gemacht hatte, welches ihm viel Geld kosten müßte, ohne daß er einen Nutzen davon hätte. Er selbst ergab sich mit stoischer Indolenz in sein Schicksal und die Ehre, Aga geworden zu sein, tröstete ihn allein.

Als er Abends die Wache verließ, um nach Hause zu gehen, fand er bereits Gül-Bedschazeh auf

der Terasse seines Hauses schlummernd. Die Sonne war bereits untergegangen und die weiße Mondesscheibe glänzte am azurnen Himmelszelte und entsendete ihre Silberstrahlen auf das herrliche Antlitz der „weißen Rose". Er blieb vor ihr stehen und betrachtete sie eine Weile, dann legte er seine Hände gekreuzt über die Brust und betete zu Allah: „Allah ist groß und barmherzig, er wird mir Stärke verleihen, daß ich der Versuchung nicht unterliege und diesem armen Geschöpfe Vater sei, da ich nicht ihr Gatte sein darf. Allah sei gepriesen und Mahomed sein Prophet."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Gül Bedzschazeh ihre großen Augen öffnete und ihren Lippen entströmte der schönste hellste Gesang, den man auf viele hundert Schritte in der Entfernung hörte. Es war ein Liebeslied, in welchem sie Halil Patrona gestand, wie er den Zauber, der ihre Zunge gebunden, gelöst habe und wie sie sein Weib sein wolle, nachdem sie erfahren, wie rein sein Herz von sinnlichen Begierden bei ihrem Anblicke geblieben.

Halil Patrona war von jetzt an der glücklichste Mensch unter der Sonne, doch fürchtete er sich, er würde dieses Glück nicht lange genießen können, denn wenn der Sultan erführe, Gül Bedzschazeh habe den Gebrauch ihrer Stimme wieder erlangt, dann würde er sie möglicherweise von ihm zurückfordern und wer weiß, ob man ihn nicht damit beschuldigte, er habe

sie schon ehedem gekannt und es sei zwischen ihnen verabredet worden, den Sultan zu täuschen. Was sollte er also thun, um seine Gattin vor dem feigen und treulosen Sultan zu schützen? Die Sorgen einerseits, andererseits aber die Liebe ließen ihn nicht schlafen und er verließ Gül Bedzschazeh erst am nächsten Morgen, um seine Compagnie zu mustern.

Als er nach der Kaserne kam, fiel ihm die ungewöhnliche Bewegung unter den Leuten auf. Sie standen gerüstet mit Waffen in den Händen und die Kanonen fuhren auf; es schien, als sollten sie in's Feld ziehen. Er erkundigte sich um die Ursache dieser Bewegung und erfuhr, daß ein Courier bei Nacht mit der Nachricht angekommen sei, daß es zwischen der hohen Pforte und Rußland einen Krieg gebe und daß einige Regimenter Redifs schon nach der Grenze aufgebrochen seien und die Janitscharen selbst sich marschfertig halten sollten, doch würden noch einige Tage verstreichen, ehe sie in's Feld rückten, denn der Sultan habe sich entschlossen, selber an dem Feldzuge theilzunehmen und die Compagnie Patrona's sollte zu seiner Garde gehören.

Alles dies war Halil Patrona sehr erwünscht. Er hatte Zeit, seine Gattin nach Asien hinüber zu bringen und sie dort bei einer weiblichen Verwandten zu lassen, bis er wieder zurückkehrte. Er säumte mit der Ausführung nicht lange, noch an demselben Tage hatte er sie untergebracht und kehrte wohlgemuth

nach Constantinopel zurück, um sich für den Feldzug vorzubereiten.

Als er durch die engen Straßen von Pera kam, bemerkte er hinter sich einen Schatten, der ihm überallhin zu folgen schien, wenn er sich aber umwandte, um den Lauscher zu ertappen, verschwand dieser in irgend einen Schlupfwinkel hinter den kleinen Hausgärten. Ein einziges Mal wäre es ihm aber dennoch beinahe gelungen, ihn zu ertappen, doch der Mann verschwand in dem Augenblicke, in welchem er ihn zu packen glaubte, er hörte aber etwas Klirrendes fallen, bückte sich, hob es auf und sah einen Handschar, den er als Eigenthum seines Rivalen Kara Pelivan erkannte. Nun wußte er, wer ihm nachspürte. Es war sein erbittertster Feind. Was konnte er ihm aber thun? Patrona wußte, daß es jetzt entweder zu zeitig oder zu spät für eine Rache sei.

Etwa eine Woche später befand er sich im Felde. Die Compagnie Patrona's, von ihm fanatisirt, verrichtete Wunder der Tapferkeit, er selber machte einen feindlichen General zum Gefangenen und der Groß-Vezier schlug dem Sultan Halil Patrona zum Miralaj der Janitscharen vor, welche hohe Stelle der ehemalige Schuster auch richtig erhielt. Außerdem aber hatte er im Kriege reiche Beute gemacht und da der Feldzug nicht lange gewährt hatte, so durfte sich Patrona des Glückes, welches ihn in den Armen seiner Gattin erwartete, bald erfreuen.

Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt hielt er um einen kurzen Urlaub an, der ihm auch nicht versagt werden konnte. Er ging zu seiner Gattin, die ihn bereits zum Vater gemacht und die Tage, die er an ihrer Seite zubrachte, zählten zu den glücklichsten.

Das häusliche Glück Patrona's sollte aber von keiner langen Dauer sein. Dunkle Gerüchte von einem Aufstand der Janitscharen in Constantinopel waren bis in das kleine Dorf, wo er mit seiner Gattin lebte, gedrungen. Seine Pflicht rief ihn zurück. Er schwang sich in den Sattel und kam in wenigen Tagen in Constantinopel an, um zu erfahren, was es gebe.

Das Gerücht hatte nicht gelogen. Der Aufstand war sogar größer und ausgedehnter, als man anfangs berichtet hatte. Nicht nur die Janitscharen, sondern auch die Elitetruppen, die Serdingesti, hatten sich empört, weil man ihnen die Auszahlung des versprochenen Antheils an der Kriegsbeute verweigert hatte und der ehemalige Rival Patrona's, Kara Pelivan, hatte sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt. Auch dieser war nämlich zum Kaimakan avancirt.

Halil Patrona sammelte die Leute, auf die er sich am meisten verlassen konnte und untersuchte die Ursache des Aufstandes. Als er hörte, was es sei, ließ er sich beim Sultan anmelden, um ihm die gerechten Klagen der Mannschaft vorzutragen. Wie staunte er aber, als er im Selamlik (Vorzimmer)

seinen Gegner Pelivan erblickte, der ihn hohnlächelnd angrinste.

„Was willst Du, elender Rebell?“ rief ihm Pelivan zu, „glaubst Du, der Padischah kennt Deine Verbrechen nicht? Vergebens verbirgst Du Deine Mitschuldige bei Deiner Base. Während Du Verrath gegen die geheiligte Person des Sultans spinnst, hat man sie aus ihrem Verstecke gebracht und Dein elender Bastard trinkt jetzt das Wasser des Bosporus.“

Halil Patrona verließ seine Fassung, er zog sein Schwert und ehe Pelivan sich zur Wehr setzen konnte, lag sein Haupt zu den Füßen des Sultans, der bei dem Lärmen und Schwertgeklirr herbeigeeilt war, um zu sehen, was es gebe. Als er Pelivan niederstürzen sah, wies er auf Patrona und befahl seinen schwarzen Verschnittenen, sich der Person des Mörders zu bemächtigen, was auch sofort geschah, ohne daß sich Patrona zur Wehr gesetzt hatte.

Der Sultan ließ allsogleich Gericht über Patrona halten. Dieses verurtheilte ihn zum Tode, und er wurde im Innern des Serails geköpft, sein Haupt auf einen Spieß gesteckt und in der Stadt umhergetragen, endlich aber auf den Zinnen des Gefängnisses der sieben Thürme zur Schau ausgestellt.

Diese Ungerechtigkeit gegen einen Mann, dem der Sultan im Kriege so große Erfolge zu danken hatte, empörte die Janitscharen noch mehr, zumal als man noch obendrein sagte, es sei geschehen, weil

Amurat die von ihm dem ehemaligen Schuster Halil Patrona geschenkte Sclavin Gül Bedzschazeh zurücknehmen wollte und der Sultan sie auch richtig aus Asien abholen ließ, endlich aber, daß Halil Patrona's Sohn, ein Säugling, in's Meer gestürzt und ertränkt worden sei.

Der Aufstand nahm immer mehr zu. Die Janitscharen steckten die Hauptstadt an vier Ecken in Brand und ermordeten jeden Menschen, der sich nicht zu ihnen gesellte und „Tod dem Sultan Amurat!“ rief. Der Serailpalast wurde von den dem Sultan treu gebliebenen Truppen in Vertheidigungszustand gesetzt, doch war es in Vorhinein nur zu offenbar, daß man denselben nicht lange gegen die große Uebermacht der Feinde halten können. Somit wurden mit den Meuterern Unterhandlungen angeknüpft und, so schwer auch die Bedingungen zu erfüllen waren, die von ihnen gestellt wurden, gab es doch kein anderes Mittel zur Dämpfung der Empörung, als ein zeitgemäßes Nachgeben. So wurde vor allem die Absetzung Amurat's III. verlangt, an dessen Stelle sein in der Gefangenschaft gehaltener Bruder den Thron besteigen sollte, zweitens eine vollkommene Amnestie für alle Meuterer, drittens die Auszahlung des rückständigen Soldes und Vertheilung der Kriegsbeute an die Janitscharen, endlich aber ein dem tapferen Halil Patrona zu errichtendes Denkmal in dem Dorfe, wo er mit Gül Bedzschazeh gelebt hatte, bewilligt.

Polen und andere slavische Länder.

II.

Etwas über die Slaven im Allgemeinen. — Verschiedenheit im Typus und Nationalcharakter der Slaven. — Die Slavinnen. — Die Urstämme der Slaven. — Czech und Lech. — Slavische Mythologie. — Unterscheidung der Liebe von Unzucht bei Slaven. — Krok, Gründer der czechischen Königsdynastie — Seine Schwester Zwartka und deren Tochter Wlasta. — Theilung Böhmens, welche aber von den Töchtern Krok's aufgehoben wird. — Libussa, Tetka und Kascha. — Die Geliebten der beiden Letzteren. — Die Töchter Krok's. — Libussa. — Wlasta, Commandantin der Weibergarde. — Przemislaw, zuerst Wlasta's, dann Libussa's Gatte. — Der böhmische Mägdekrieg. — Wlasta's Ende. — Scandale in Dalmatien. — Die Königin Sophia und ihr Sohn Eugen. — Er will nach Palästina ziehen. — Weshalb er nicht dahin kommt. — Neuigkeiten aus Jadera. — Der Usurpator Andreas. — Frangipani von Veglia. — Die Insel Santa Croce.

So wie ich in dem vorhergehenden Abschnitte Griechenland in dieselbe Rubrik genommen, wo ich

von der Türkei sprach, so kann ich hier Einiges von einem stammverwandten Volke der Polen, den Czechen, erzählen, da diese Nation mir zu wenig Stoff dazu bietet, daß ich ihr einen ganzen Abschnitt, wäre er auch noch so kurz, einräumen könnte.

Die Philologen mögen es entscheiden, in welcher nahen Verwandtschaft die slavischen Stämme mit einander stehen, sie werden hierin wenig brauchen, denn die slavischen Dialekte deuten auf eine solche Verwandtschaft nur zu deutlich hin. Ganz anders zeigt sich aber der Typus der Slaven, sowohl in ihrem Aeußeren, wie auch in Bezug auf ihren Nationalcharakter. Wir glauben hier drei verschiedenen Racen zu begegnen und selbst in diesen Racen giebt es schwache Nüancirungen. Wie ganz verschieden ist nämlich der Nordslave vom Nordwestslaven und noch mehr vom Südslaven. Bei den Nördlichen ist der mongolische Gesichtstypus vorherrschend, dieser zeigt sich namentlich in den kleinen schmalen Augen, den vorstehenden Backenknochen und der dicken, kurzen, zuweilen platten Nase. Die Nordwestslaven — namentlich die Böhmen und Mährer, so auch die Slowacken im nordwestlichen Theile Ungarns — haben zwar auch meistens platte Nasen und lichte Haare wie die Nördlichen, doch weder so sehr hervorstehende Backenknochen noch auch kleine Augen. Endlich aber sind die Südslaven von allen übrigen Racen des gemeinschaftlichen Stammes noch wesentlicher verschieden,

ihre Gesichtszüge markirt, ihre Backenknochen wohl hervorstehend, doch die Farbe ihres Haares und ihres Gesichtes bedeutend dunkler, ihre Züge regelmäßig, die Nase gebogen, das Kinn stark, die Lippen schön geformt und schmal, mit einem Worte antik und classisch schön. In Bezug auf den Körperbau sind die Slaven noch mehr verschieden. Der Russe ist mehr unter als über Mittelgröße hoch, die Formen weder schön noch kräftig, bei den Polen hingegen vollkommen ebenmäßig, doch durchschnittlich auch nicht hoch, sondern kräftig, muskulös, sehnig und unendlich biegsam elastisch. Die Slowacken sind sehr hoch, mager, die Kniee gebogen, der ganze Körper etwas schlaff. Die Böhmen sind groß und dick, obschon nicht sehr muskulös, sondern sich dem Silenartigen nähernd, zumeist plump und schwerfällig. Die Serben und Croaten, so auch die Dalmatiner und alle Südslaven meistens über Mittelgröße hoch, kräftig, sehr gut gebaut, schlank und elastisch.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß weder die Russen und Polen, noch viel weniger die Südslaven den Originaltypus in Gestalt, Zügen und Nationalcharakter beibehalten haben, sondern durch eine fortwährende Racenkreuzung dazu geworden, wie sie gegenwärtig sind. Namentlich haben sich die Nordslaven mit den Mongolen und Tataren, die Südslaven mit den Walachen und Griechen vermischt, so daß in den Letzteren auch vielmehr griechischer als slavischer Typus

wahrnehmbar ist. Wenn man bedenkt, wie außerordentlich wenig von den Nachkommen der Hellenen übrig geblieben, so findet man die Lösung dieses Räthsels in den im Süden der slavischen Länder neu entstandenen Menschenracen, die auch viel von dem Nationalcharakter der ehemaligen Griechen angenommen.

Der Unterschied aber im Nationalcharakter ist noch bedeutender und zwar geht hier die Verschiedenheit sogar in partiellere Nüancirungen über. Es giebt dann eine Kette, die die nach dem Aeußern von einander mehr auseinandergehenden Racen mit einander verbindet, z. B. die Falschheit und Tücke, die bei dem Russen und Böhmen am meisten hervortritt, der Leichtsinn hingegen verbindet den Polen mit dem Serben, die Tapferkeit ist beinahe allen slavischen Völkern eigen, ausgenommen vielleicht den Russen, bei denen nur eine passive Tapferkeit, eine Art Hammelstoicismus, zu bemerken ist. Der Russe wird sich erschießen lassen, doch besitzt er nicht den Muth des Angreifens, der dem Polen und Südslaven gleichwie angeboren ist. Dem Russen gleicht höchstens der Ruthene, dem Böhmen aber der Slowacke. In einem sind alle Slaven sich gleich, in der Liebe zur Musik, obschon sie nicht alle gleiche Fähigkeiten dazu besitzen.

Wenn wir die Weiber aller Nationen als getrennt von den Männern stehend annehmen, dann wird sich aber die Stammverwandtschaft der Sla-

vinnen noch mehr herausstellen. Alle Slavinnen sind nämlich ungewöhnlich verliebten Naturells und für Liebesgenüsse gleichwie geschaffen. Die Palme der Schönheit gebührt hier ebenfalls den Südslavinnen, wie unter den Slaven die Südslaven auch als Männer die Schönsten sind. Nächst den Südslavinnen folgen die Czechinnen, dann aber die Polinnen, am wenigsten hübsch, ja sogar häßlich, sind die Russinnen, Slowackinnen und Ruthenninnen, so wie die letzteren auch weniger Feuer in der Liebe besitzen.

Ich habe mich deshalb in solcher Breite über diese Nationalitäten ausgelassen, um dabei als Corollar folgern zu können, daß, obschon eine solche Verschiedenheit im Typus und im Charakter dieser Völker wahrnehmbar ist, sie doch alle vielleicht noch verliebteren Naturells und wahrscheinlich ausschweifender in sinnlichen Genüssen sind, als alle übrigen Nationen Europas. Eben diesem lebhaften Temperamente, diesem Hange zu geschlechtlichen Ausschweifungen ist es zuzuschreiben, daß man bei den Slaven wenig Scandale aufgezeichnet findet. Ich muß hier wieder darauf zurückkommen, wovon ich schon zu wiederholten Malen gesprochen. Wo man Etwas nicht als Scandal betrachtet, kann man es auch nicht für einen Scandal halten, die Scandalosität liegt ja eben nur in dem Eindrucke, den das Benehmen und die Aufführung einzelner Menschen auf die übrigen macht. Daher kommt eben der Aus-

druck „sich über Etwas scandalisiren“. Wenn sich die Leute über etwas nicht scandalisiren, ist es auch keine scandalöse Handlung.

Dies ist eine der Ursachen, weswegen ich über die Scandale in Polen wenig zu sprechen haben werde, noch weniger über diejenigen in Böhmen, beinahe gar nichts über Serbien, unbedeutend wenig über Dalmatien, doch dafür desto mehr über Rußland, weil die Personen, die hierselbst Scandale verübt hatten, der ganzen Welt Anstoß gaben.

Ich will demnach die slavischen Völker einzeln durchgehen, und in einen Abschnitt die czechischen, slavischen, serbischen und dalmatinischen Scandalgeschichten nehmen, ehe ich auf die polnischen und russischen übergehe.

Schon der Umstand, daß die Geschichte nur von zwei slavischen Stämmen spricht, die von älterer Einwanderung sind als die übrigen Völker Europas, wo die große Völkerwanderung erst zu Ende des IV. Jahrhunderts nach Chr. Geb. begonnen, beweist, daß es nur die Polen und Böhmen gewesen, die in Europa eingewandert waren. Wann, in welchem Jahrhundert diese Einwanderung geschehen? dies läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Es mußte jedenfalls vor Christi Geburt geschehen sein, denn die ersten Apostel des christlichen Glaubens (ich meine hier nicht die zwölf Jünger Christi) fanden die slavischen Völker bereits in Europa angesiedelt als Aborigines, wie-

wohl sie doch von jüngerem Datum sein mußten als die Kelten, Scandinavier und Teutonen oder Germanen. Als erste Führer der beiden slavischen Stämme, die in den Ländern, wo sie sich niederließen, Staaten — und zwar eine Art aristokratisch-monarchische Regierungsform gründeten, werden Lech und Czech genannt, der erstere als Führer der Letten, Lithvanier oder Lithauer und Polen, der letztere der Czechen oder Böhmen. Von welchem dieser Stämme die Südslaven abgeleitet worden? Ob die Besitznahme Czech's und Lech's eine gleichzeitige gewesen? Ob die Römer unter der Benennung „Sarmaten" bereits diese Volksstämme oder nur einen bezeichnet hatten und ob überhaupt die Sarmaten mit den Polen und Böhmen identisch sind? Dies ist wieder nicht zu ermitteln und wir überlassen dies gerne den Forschungen jener Gelehrten, die sich mit der schönen doch unfruchtbaren Wissenschaft der Alterthumskunde beschäftigen.

Zwischen Czech und einem seiner Nachkommen, der im schönen Böhmerlande eine Dynastie gegründet — entsteht eine lange Leere, man weiß nicht einmal, ob Krok ein directer Abkömmling Czech's war, so wie auch das Datum der Regierungszeit Krok's nicht genau angegeben werden kann. Es mochte wohl in die erste Periode des Christenthums gefallen sein, denn die Verkünder der christlichen Lehre waren aus anderen Ländern vertrieben worden und flüchteten nach der Gegend der Sudeten und des weißen Flusses

(Albis — Elbe). Diese ersten Christen wurden von den Abkömmlingen Czech's ziemlich gut empfangen. Obschon die Czechen bereits ihre eigene Religion besaßen und da sie einen Cultus hatten, mochten sie auch nicht priesterlos gewesen sein. Sie hatten eben so gut wie die Kelten, weibliche und männliche Priester (wie die Kelten Druiden und Druidinnen). Sie hatten in Jutrobog ihren obersten Gott, den Donnergott oder den Gott des anbrechenden Tages, eine göttliche Persönlichkeit, in welcher die Eigenschaften eines Zeus, Ares und des scandinavischen Odin sich vereinigten, in Tschernobog ihren Pluto und in Tschart seine Residenz, das Reich der Schatten, des Todes oder auch das schwarze Reich genannt, in Lado ihre Aphrodite, die Göttin der weiblichen Liebe und Schönheit, und in Lel den Gott des geschlechtlichen Genusses.

Schon der Umstand, daß sie Liebe vom sinnlichen Genusse in ihrem Cultus trennten, zeigt, daß ihnen die platonische Liebe eben so bekannt sein mußte und sie die Begriffe vielleicht noch accurater trennten, als man dies im Allgemeinen thut und gethan hat. Lel war Lados Sohn — (wie Eros derjenige Aproditens), ein schelmischer Thunichtgut, der, nachdem er die Tochter eines weißen Adlers, die schöne Biala, verführt hatte, von seiner Mutter aus ihrem Reiche verbannt wurde; sie nahm ihn jedoch wieder in Gnaden auf, als er Biala einen Schleier brachte, der ihr die verlorne Keuschheit wieder gab.

Dieser Schleier hieß Nieweſta, was gleichbedeutend mit Gattin iſt, er mußte alſo Biala geheirathet und ihr den verlornen guten Ruf durch das „subsequens Matrimonium“ zurückgegeben haben.

So viel und kaum etwas mehr iſt aus der ſlaviſch-czechiſchen Mythologie bekannt.

Kork hatte eine Schweſter Namens Zwartka, eine Prieſterin der Göttin Lado, ihr Gatte Lapak hingegen war im Tempel Jutrobog's angeſtellt. Sie hatten eine Tochter Namens Wlaſta, die von Krok zu ſeiner Erbin eingeſetzt wurde, da ihm ſeine Gattin Holubka keine Kinder geboren hatte. Auf ſeine alten Tage verliebte er ſich in eine ſchöne Chriſtin, die nach Böhmen gekommen war, um hier das Evangelium zu predigen, ſie hieß Trinitas und war aus Rom hierher gewandert. Sie beredete Krok dazu, daß er ſich taufen laſſe. Er frug ſie hierauf, ob ſie ihm dafür mit Liebe lohnen wollte? Sie gab endlich ſeinem Drängen nach, doch da es in Böhmen keine chriſtlichen Prieſter gab, ſo war dieſe Ehe in doppelter Hinſicht eine unformelle, ungeſetzliche und ungiltige, um ſo mehr, da ſich Krok von Holubka nicht ſcheiden ließ, die chriſtliche Lehre aber eine Polygamie nicht geſtattete. (Außer einmal, als der Papſt dem Grafen von Gleichen einen Dispens zur Bigamie gegeben hatte.) Von Trinitas hatte Krok drei Töchter — nach einer alten Tradition ſollen es Drillingsſchweſtern geweſen ſein — Libuſſa, Tetka und Kaſcha.

Die Geburt dieser Mädchen beraubte die Nichte Krok's, Wlasta, ihres Erbtheils, obschon Krok seiner Schwester versprochen hatte, daß dies nicht sein würde, selbst wenn seine Gattin, gleich Sara im alten Testament, in ihrem hohen Alter einem Kinde Leben geben würde. Er hielt jedoch sein Versprechen nicht, sondern theilte das Böhmerland unter seinen drei Töchtern und Wlasta hatte das Nachsehen.

Der Unterschied im Alter der vier Mädchen — der drei Töchter Krok's und Wlasta's — war ein bedeutender — Wlasta war um elf Jahre älter, folglich nahe an dreißig Jahre, als ihre Cousinen mannbar wurden. Zwartka war aber eine bessere Schwester als Krok ein Bruder, sie erzog ihr Kind so, daß es seine Cousinen liebte und sie um ihr Erbtheil weder beneidete, noch auf den Besitz desselben lüstern war.

Nach Krok's Tod übernahmen die drei Töchter das Reich. Sie zählten aber erst neun Jahre und konnten es nicht regieren, demnach wurde ihnen von ihrem Vater bei seinem Tode ein Vormund gegeben und zwar nicht derjenige, den man glaubte, daß er dazu bestimmt werden würde, Lapak, sondern ein gänzlich fremder, ein ehemaliger Kriegsgenosse Krok's, Namens Wrschowetz. Er war ein indolenter Mensch, der nicht viel darnach fragte, was seine Mündel thaten. Diese errichteten auf den Rath Wlasta's eine weibliche Garde, deren Oberbefehlshaberin Wlasta selber wurde.

Die drei Schwestern liebten sich so zärtlich, daß sie sich von einander nicht trennen wollten und sie loosten darüber, wer die Regierung aller drei Theile des ihnen von ihrem Vater hinterlassenen Landes regieren sollte. Das Loos entschied für Libussa. Als die Mädchen herangewachsen waren, fingen sie an auch eine andere Liebe zu fühlen, als diejenige, die sie bisher gekannt, die gegenseitige Schwesterliebe. Tetka verliebte sich in den jungen Bogenschützen Stjason, Kascha in den Pferdebändiger Rostjin, Libussa allein blieb den Gefühlen der Liebe eine Zeit lang fremd, ihre Cousine Wlasta hatte sie so für ritterliche Spiele einzunehmen verstanden, daß sie für nichts sonst Sinn hatte, als für Jagden, Reiten, Turniere u. s. w.

Endlich schlug doch auch Libussa's Stunde. Sie erblickte einen Mann, der ihr besser gefiel, als alle übrigen, die sie bis dahin gesehen und der Umstand, daß er bei ihrem Anblicke kalt blieb und sie kaum grüßte, machte sie erpicht auf seinen Besitz, wie dies schon Moreto in seinem trefflichen Lustspiele „desden con el desden" so psychologisch beweist. Unter zehn Fällen wird der kalte Mann über den galanten einen Sieg davon tragen. Die Weiber sind hierin auch nicht besser als die Männer, auch sie lieben Widerstand und Kampf.

Nicht Libussa allein hatte aber Przemislaw, denn dies war der Mann, der ihr in die Augen gefallen war, schön gefunden, sondern auch Wlasta. Diese

Letztere machte mit ihm weniger Umstände, sie gestand es ihm ganz offen, daß sie ihn liebe und daß er sie nur zu nehmen brauchte. Przemislaw verband sich mit ihr nach altczechischer Sitte, indem er sich von seiner Schwiegermutter ein Bett mehr in seinem Zelte machen ließ. Przemislaw und Wlasta waren nämlich noch Heiden, während Libussa und ihre Schwestern sich zur christlichen Religion bekannten, da sie noch als Kinder in derselben erzogen wurden.

Przemislaw war seine Gattin bald satt und um sich von ihr scheiden lassen zu können, trat er zur christlichen Religion über, damit er in ihrem Unglauben einen Vorwand zur Scheidung von seiner Gattin finde. Die Herrscherin von Böhmen, Libussa, war es, die ihm dazu gerathen und ihm ihre Hand angeboten hatte. Es bestand nämlich zwischen ihr und ihm ein Liebesverhältniß hinter dem Rücken Wlasta's, welches sich dann in ein eheliches verwandelte und der Bauer Przemislaw wurde Mitregent Libussa's.

Diese Heirath gab aber zu jenem langwierigen und blutigen Kriege Veranlassung, der in der Weltgeschichte unter der Benennung „böhmischer Mägdekrieg" bekannt ist. Wie ich oben erwähnt, hatte Libussa eine weibliche Garde unter Anführung Wlasta's errichtet; diese und die beiden ersten Anführerinnen der Garde, Stratka und Scharka, griffen zu den Waffen, überwältigten die vor kurzem erst gegründete

feste Stadt Prag, zogen dann verheerend weiter und metzelten die entgegengeschickten Truppen Przemislaw's nieder. Sie ermordeten auch die beiden Schwestern Libussa's, Tekta und Kascha und würden es mit Libussa und Przemislaw auch so gemacht haben, wäre nicht in der Person Stjason's, des Wittwers, ein Rächer erstanden, dem es gelungen, sich in das Vertrauen Stratka's, einer der Mitanführerinnen, zu schleichen, die sich dann dazu verband, ihre Freundin zu verrathen. Stratka hatte sich nämlich mit Stjason in's Zelt Wlastas geschlichen und als sich die Oberanführerin zur Ruhe begeben, erdrosselten sie die Verschworenen und eilten zu Libussa, um ihr die Nachricht vom Tode ihrer Feindin zu bringen. Die Königin, als sie davon hörte, verfiel in ein heftiges Schluchzen, sie erinnerte sich daran, wie sehr sie einst Wlasta geliebt, daß ihr diese sogar theurer als ihre Schwestern gewesen, sie wollte ihren Gatten Przemislaw dazu bringen, daß er Stratka und Stjason hängen lasse, Przemislaw aber war froh, daß er auf diese Art von einer gefährlichen Feindin, die für ihn gleichzeitig eine Art Nemesis war, erlöst war, er gab den Befehl zur Hinrichtung Stratka's und Stjason's, kam aber bei Nacht zu ihnen in den Kerker, löste ihre Bande, gab ihnen so viel Geld, daß sie aus dem Lande fliehen konnten, was sie auch thaten und so lange in Schlesien blieben, als Libussa lebte, was nur wenige Jahre währte, denn Przemislaw begrub

sie, nachdem sie ihn mit einem zweiten Kinde beschenkt hatte. Der Mägdekrieg wurde auch bald beendet, denn die meisten der weiblichen Garden kehrten zu ihren Unterthanenpflichten und ihren Geliebten zurück.

Dalmatien hatte kurze Zeit, ehe es sich mit Ungarn vereinigte und einen gemeinschaftlichen Regenten mit diesem Lande anerkannte, eine scandalöse Hofgeschichte aufzuweisen, die einige Analogie mit der eben so scandalösen Geschichte des Königs Biörn von Dänemark hatte, die dem großen Shakespeare zum Stoff seines Trauerspiels Hamlet gedient.

Gegen das Ende des XI. Jahrhunderts, zur Zeit des Beginns der Kreuzzüge, herrschte über Dalmatien die Königin Sophia aus dem griechischen Geschlechte der Comnenen. Sie war eine sehr gottesfürchtige Frau und als der Aufruf Urban's des Zweiten erschollen war, bewog sie ihren Sohn Eugen zum Mitmachen des Kreuzzugs unter den Befehlen des ungarischen Königs Ladislaus I., nachherigen Heiligen dieses Namens. Die ungarische Expedition fand jedoch nicht statt, denn Ladislaus starb inzwischen und sein Sohn Koloman war den Kreuzzüglern bis an sein Lebensende feind. Nur wenige hundert Ungarn und einige Dalmatiner unter den Befehlen Eugen's, bildeten eine kleine Schaar von Freiwilligen und schlossen sich dem Zuge Peters von Amiens an. Diese Bande plünderte während des Durchzugs Ungarn, sie

wurde aber dann vom Könige Koloman angegriffen und beinahe gänzlich aufgerieben, so daß es nur Wenigen gelang, ihr Leben durch Flucht zu retten.

Unter denen, die das Glück hatten, zu entkommen, befanden sich der Prinz Eugen, der seine Rettung einzig seinen beiden Ungarn, die sich ihm angeschlossen hatten, dankte. Sie begleiteten ihn bis an den Fluß Drave, wo sie sich von ihm trennen wollten, er aber bat sie, sie mögen ihm nach seiner Heimath folgen, wo er sie zu hohen Ehrenstellen zu erheben versprach. Die beiden Ungarn ließen sich nicht lange bitten, sondern folgten dem Prinzen nach Dalmatien.

Als sie an die Grenze des Landes, den ein großer Wald bildet, gelangten, kam ihnen ein altes Weib entgegen, eine Art Hexe, die ihnen schlimme Nachrichten aus der Hauptstadt Dalmatien's, Jadera, brachte. Sie meldete dem Prinzen den Tod seiner Mutter und daß sein Oheim Andreas den Königsthron bestiegen, weil es hieß, Eugen sei mit seinen Begleitern in der Gegend von Malevilla in Ungarn gefallen, daß die Partei, die Andreas zum König gewählt, das Volk tyrannisire und daß sich der mächtige Graf von Veglia, Frangipani, zurückgezogen, weil er Andreas nicht huldigen wollte. Daß endlich alle Anzeichen darauf deuten, daß in Dalmatien sehr bald ein Bürgerkrieg ausbrechen werde.

Eugen war von diesen Nachrichten nicht wenig

betroffen und herabgestimmt, er wußte zwar sehr gut, daß er nur zu erscheinen brauchte, um Andreas vom Throne zu stoßen, doch lag ihm nicht so viel an dem Throne selbst, als an seiner Mutter, die er auf das zärtlichste liebte. Er würde alle Throne der Welt für ihr Leben hingegeben haben. Was ihn bei den Nachrichten, die er aus seiner Heimath erhielt, noch mehr befremdete, war der Umstand, daß seine Mutter nicht im königlichen Friedhofe zu Jadera, sondern auf einer wüsten Insel, Santa Croce, begraben worden war. Er reiste dahin und fand dort nur ein junges Mädchen, eine Italienerin, Namens Bianca, in die er sich bald verliebt hatte, die auch seine Liebe erwiderte, doch sehr in ihn drang, nach Jadera zu reisen, um dort Besitz von seinem Erbe zu nehmen, worauf er dann abreiste und unvermuthet schnell eintraf.

Der Graf von Veglia hatte Nachricht von der Ankunft des Prinzen erhalten und kam mit seinem zahlreichen Gefolge an, um ihn in seinen Ansprüchen zu unterstützen. Andreas versuchte es eine Zeit zu temporisiren und sich unter dem Volke einen noch stärkeren Anhang zu schaffen. Es kam zwischen den Dalmatinern des Andreas und den Veglianern Frangipani's zu einer Rauferei, bei welcher Gelegenheit Eugen beinahe sein Leben verlor, die Letzteren hatten aber die Strauchritter des Ursurpators Andreas bald überwunden und Eugen zog nach dem herzoglichen

Palaste, wo er seinen Oheim in Gesellschaft zweier Damen fand. Die eine dieser Damen war verschleiert, die andere nicht und er erkannte in ihr das schöne Mädchen, welches er auf der Insel Santa Croce gefunden. Es war eine edle Venezianerin, die Tochter eines Senators, Namens Blanca Ugonini. Der verschleierten Dame entfuhr ein Schrei, als sie Eugen erblickte und Andreas wurde todtenbleich.

Das Räthsel war bald gelöst. Die verschleierte Dame war Niemand sonst als die von ihrem Sohne für todt gehaltene Mutter, die Königin Sophia. Andreas hatte ihr den Tod ihres Sohnes gemeldet, es war aber eine von ihm erfundene falsche Nachricht. Der erste Schmerz der Mutter war so groß, daß sie ohnmächtig wurde und in einen Zustand der Katalepsie fiel. Als Andreas sich mit einem Arzte darüber besprach, wie lange dieser Zustand währen könne, kam ihm der Gedanke, ihren Tod auszusprengen, sie selber aber nach der Insel Santa Croce abführen zu lassen. Andreas war kein muthiger Verbrecher. Er erwartete von der Zeit Hülfe. Die Königin kam auf der Insel wieder zu sich und Ugonini, der sie stets verehrt hatte, sandte ihr seine Tochter als Wärterin zu. Blanca hatte mittlerweile Eugen kennen gelernt und der Königin Alles entdeckt, was sie von ihm erfahren, dies bewog Sophia nach Jadera zu gehen, wo sie ihren Sohn antraf. Der Scandal endete mit der Verbannung Andreas aus Dalmatien,

die eine lebenslängliche war. Eugen heirathete Blanca und schloß dann einen Vertrag mit dem König Géza II. von Ungarn, nach welchem eine Vereinigung Dalmatiens mit Ungarn stattfand. Er hatte sich mit der schönen Blanca vermählt, um Dalmatien einen Erben zu geben. Doch täuschte er sich in seinen Erwartungen, denn sie blieb unfruchtbar und ihr Gatte liebte sie viel zu sehr, um dem Papste mit einer Bitte um Scheidung ungelegen zu fallen.

III.

Die slavischen Länder und die Scandale daselbst. — Polen. — Ungerechtigkeit der Theilung Polens. — Piast der Gründer der ersten Dynastie in Polen. — Die Polen bleiben Heiden bis in's 14. Jahrhundert. — Jagello. — Seine Kriege gegen den Deutschen Orden. — Er verheirathet sich mit Hedwig und wird Christ. — Abstammung von 16 Familien, seine Bastarde. — Casimir der Große. — Siegmund und Stefan Bátory. — Ihre Galanterie. — Entsittlichung der Polen unter der Regierung Heinrich's von Valois. — Die Moden aus Paris. — Die Balken in den Wappen. — Leichtfertigkeit der Polinnen. — Polnische Könige und Königinnen.

So frei die Ansichten der Männer und Damen im Punkte der Moralität in den slavischen Ländern überhaupt sind, so findet man dort keine so haarsträubende Scandale, wie in den Geschichten der Höfe Frankreichs, Englands, Griechenlands, Italiens, Spaniens und selbst Deutschlands. Eben diese Freiheit in dieser Beziehung mag vielleicht am meisten Ursache daran sein, so wie auch der Mangel einer ausgebildeten Civilisation. Der Mensch bleibt sich unter

allen Zonen gleich und sein Hang zum Verbotenen entfaltet sich in dem Maße, in welchem der Freiheit Fesseln angelegt werden.

Die Philisophen, Civilisatoren und diejenigen Menschen, die sich zur Aufgabe gestellt, die Generationen auf die praktischste Weise zu bessern, sind noch auf kein so bewährtes Universalmittel gekommen, daß sie es überall bei jedem Menschen mit Erfolg anwenden könnten. So viel hat uns die Erfahrung immerhin gelehrt, daß Nachsicht und Freiheit dem Zwange und der Unterdrückung vorzuziehen seien, zumal im Erziehungssystem, welches von der Geburt bis an den Tod währt. Wirket auf den Verstand durch Logik, zeuget den Menschen das Laster in seiner ganzen Nacktheit mit allen seinen schlimmen Folgen, dann werdet ihr weder Gewissen noch Freiheit beschränkende Gesetze brauchen, denn der Instinkt und die Klugheit werden den Menschen von Begehen einer in ihren Folgen schädlichen Handlung zurückhalten.

So gut sich die Folgen eines verfehlten Erziehungssystems bei Einzelnen zeigen, eben so fallen sie uns bei ganzen Völkern auf, wo die Gesetze eigentlich auch nichts anderes sind, als ein Erziehungssystem für erwachsene Menschen, mit dem Unterschiede, daß hier die Strafen strenger, die Gesetze sehr oft noch widersinniger sind, als in Erziehungsanstalten, weil sie sich auf eine größere Menge von Individuen ausdehnen, bei denen noch weniger eine Gleichheit im

Naturell, in der Beurtheilungskraft, in der Auffassungsgabe u. s. w. zu erwarten ist, als unter Schülern von ziemlich gleichem Grad der moralischen Bildungsfähigkeit und gleichen Alters oder Geschlechts, worauf in den Gesetzen beinahe niemals Rücksicht genommen wird.

Man weiß eigentlich nicht, wo man größere Uebelstände antreffen kann, ob in der Gesetzgebung oder im Erziehungswesen. Das Letztere ist insofern zu verdammen, weil es als Basis dessen dient, weshalb die Gesetze so mangelhaft sind, denn in den Erziehungsanstalten werden den Menschen jene Vorurtheile eingeprägt, die er nicht los wird, wenn sein Verstand noch so sehr gereift ist. Es klebt immer von dem Angeeigneten an dem Menschen und nur ein selbst geschaffenes System der praktischen Philosophie, ein Studium von vielen Jahrzehnten gehört dazu, bis man zur Einsicht gelangt, wie Alles, was ist — nicht wie Pangloß sagt — das Beste in der besten aller möglichsten Welten — sondern am schlimmsten in dieser sonst vollkommen geschaffenen Welt ist, und wie es nur die Menschen so schlimm als möglich gemacht haben, weil sie närrisch genug waren, Gesetze zu bringen für Menschen, wie sie sie machen wollen, nicht aber für diejenigen, die von ihren Vorfahren und Erziehern dazu gemacht werden, wie sie sind.

Ob die Gesetzgebung der Zukunft auf Prinzipien fußen wird, die der gesunden Vernunft mehr ent-

sprechen, dies wäre schwer zu bestimmen, denn wir nehmen in dieser Beziehung sehr bedauerliche Rückschritte auch wahr; wenn wir aber annehmen, daß sich die Menschheit doch mehr zur Vervollkommnung neigt, so wollen wir von der Zukunft etwas Besseres hoffen.

Das Thema, über welches ich in diesem und in dem nächsten Abschnitte schreiben will, hat mich zu diesen philosophischen Raisonnements verführt. Ich bin an ein Volk gekommen, dessen Geschichte die traurigste der übrigen ist, ein Volk, welches unverdient viel Unglück ertragen mußte und noch ertragen wird, während andere, gleich Glückspilzen, in Allem, was sie unternehmen, zu jenem Ziele gelangen, welches sie sich vorgesteckt.

Ob einer meiner Leser es erräth, von welchem Volke ich spreche? Ich hoffe es, denn da sie wissen, ich wolle von den Scandalgeschichten der slavischen Völker sprechen und bis jetzt noch Polen unbeschrieben gelassen, so wird sie ihre Combination bald darauf gebracht haben.

Es hat bis jetzt noch kaum einen selbst gegen die Polen noch so eingenommenen Historiker gegeben, der die Theilung Polens, dieses himmelschreiende Verbrechen, entschuldigte. Es haben sich Einige gefunden, die die Ursache dieser Theilung angegeben und erklärt, doch stets dazu gesetzt haben, sie sei ungerecht gewesen. Die Geschichte erzählt sogar, die Kaiserin Maria The-

resia, die von dieser Theilung doch ein Beuteantheil erhalten, habe sich nicht enthalten können, die bittersten Schmerzensthränen über den Untergang dieser Heldennation zu vergießen. Wenn es ja unter den russischen und deutschen Historikern und Politikern noch Einige giebt — denn jede andere Nation verdammt diesen Akt des Treubruchs und des Raubes, — die dem Welturtheil trotzend die Theilung Polens als Söhnung für die vielen Fehler, die die Polen begangen und der in diesem Lande ewig herrschenden Uneinigkeiten darstellen, so wäre es sehr leicht, ihnen zu antworten, und zwar gerade auf eine der Nationen hinweisend, die ihr verdammendes Urtheil spricht, indem man sagte: „Waren denn die Kleinstaaten Italiens und Deutschlands jemals einig unter einander und hat Italien seine Einigung bereits vollbracht und ist Deutschland nicht auch nahe daran dies zu thun*)? Wenn die Polen unter sich uneinig waren, geschah dies nur zu ihrem Schaden und welchem anderen Reiche stand das Recht zu, die Zuchtmeisterolle zu übernehmen und eine Nation zu strafen?“ Man weiß übrigens nicht, ob die übrigen Staaten, die von der Theilung Polens keinen Nutzen hatten, nicht auch vor dem Tribunal der Weltgeschichte dafür

*) Der Verfasser dieser Aufzeichnungen war vor dem Jahre 1870 gestorben, wußte also von der Einigung Deutschlands und Einverleibung Roms noch nicht.
Anm. d. Herausgebers.

verantwortlich sind, daß sie diesen Raub geschehen ließen. Man bestraft Menschen dafür auch zuweilen, wenn sie das Begehen eines Verbrechens durch einen Anderen nicht hindern.

Was soll ich übrigens bei dieser Ungerechtigkeit verweilen, die zwar die größte war, die jemals begangen worden, doch nicht die einzige und wahrscheinlich auch nicht die einzige bleiben wird, solang politische Fragen mit Stahl und Blut gelöst werden dürfen.

Es ist nicht meine Absicht, die Scandalgeschichten der polnischen Dynastieen einzeln zu erzählen. Je weiter ich mich dem Ende meiner Aufzeichnungen nähere, desto weniger könnte ich in den Abschnitten, die mir noch übrig geblieben, etwas hineingeben, was nicht schon ein analoges Seitenstück in den Scandalgeschichten der übrigen Höfe fände. Demnach werde ich in Flug über die Geschichte Polens hinwegeilen und nur dort anhalten, wo ich Stoff für mein Buch finde.

Erst kürzlich habe ich über den Ursprung der beiden Hauptstämme der Slaven, die unter Lech's und Czech's Führung Reiche gegründet, gesprochen. Lech hieß der Heerführer der jetzigen Polen und war Gründer jenes Reichs, welches sich vom Pruth bis an die Weser ausdehnte, indem es im Süden durch eine Bergkette von den Ländern Bulgarien, Ungarn und Böhmen getrennt wurde. Das heutige Preußen —

die Provinzen Ost- und West-Preußen, Pommern, ja sogar der größte Theil Schlesiens und Sachsens, namentlich, Lausitz, waren ergänzende Theile des Polenreiches, welches anfangs eine föderative Verfassung besaß und einer Art Republik glich, doch später in mehre kleinere Königreiche und Fürstenthümer zerfiel, um endlich doch wieder ein compactes Reich zu bilden.

Die Polen und Letten oder Lithauer gehören zu jenen Nationen Europas, die sich am spätesten dazu entschlossen, die christliche Religion anzunehmen, obschon sie der Verbreitung derselben durch christliche Emissäre keine Hindernisse in den Weg legten. Es gab einige Landstriche, wo die Religionsprediger von dem Volke sehr gut aufgenommen wurden und es gelang ihnen auch hier in ziemlicher Anzahl Proselyten zu machen. Dies geschah aber erst in der Mitte des XIV. Jahrhunderts, zu Zeiten Casimirs aus dem Hause Jagello.

Daß die Polen schon im XI. Jahrhundert nach Chr. Geb. eine ansehnliche Militärmacht waren, so daß die meisten benachbarten Höfe Europas sich um die Gunst Polens bewarben, ist nur zu gewiß, als daß es Jemandem einfallen könnte, dies zu leugnen. Prinz Béla — nachheriger I. dieses Namens als König von Ungarn, dankte es seiner Verschwägerung mit dem Könige von Polen, daß er seinen gegen ihn ungerecht handelnden Bruder, Andreas I., besiegte. Es waren nämlich Polen, die die Schlacht entschieden

und nachdem sie gesiegt, kehrten sie in ihr Land zurück. Es war ein Dienst, wie es nur ein Prinz dem anderen leisten sollte, ohne Interesse, ohne sich dafür durch Kriegsentschädigung, Abtretung von Ländertheilen oder sonstwie entschädigen zu lassen. Der König, der so edel gegen Béla handelte, hieß Wladislaw und war ein Enkel jenes berühmten Bauern Piast, der in Polen eine Dynastie gegründet hatte, indem er über seine Nebenbuhler durch seine Klugheit und Geschicklichkeit einen Sieg errang. Jenen Lesern zu Gefallen, denen die Geschichte Piast's nicht bekannt ist, will ich die Weise, in welcher er König wurde, erzählen.

Pferde spielen in der Weltgeschichte eine bedeutende Rolle. Man spricht selten von Alexander von Makedonien ohne der Erwähnung seines berühmten Rosses Bukephalos, eben so ist es bekannt, daß der Perser Satrap Dareios Hystaspis seine Erwählung zum König dem Wiehern seines Pferdes zu verdanken hatte, daß der König Sventibald oder Svatopluk von Mähren dem Heerführer der Magyaren Arpád um den Preis eines Schimmels sein Reich abtrat, daß endlich auch Braunschweig seinen Namen einem braunen Pferde zu verdanken hat. Aehnliches geschah auch bei der Gründung der ersten polnischen Dynastie, des Piastischen Stammes.

Piast war ein Bauer oder Landmann, wie überhaupt die Gründer der meisten Dynastieen entweder

Bauern oder Räuber waren. Die Ersteren waren jedenfalls respectablere, ehrenwerthere Menschen. Wie die Polen auf den Gedanken gerathen waren, einen König zu wählen, ob sie vom Beispiele der Nachbarvölker mit der monarchischen Regierungsform angesteckt worden waren oder ob die Völker überhaupt von einem ihnen angebornen Instinkte der Trägheit im Denken und Handeln dazu getrieben wurden, sich ein Oberhaupt zu wählen, dem sie alle Sorgen für den zu gründenden Staat aufbürden wollten, um ihm dann lieber unbedingt zu gehorchen, als sich selber zu bevormunden, dies hat noch kein Philosoph je entdeckt; genug, daß sich die monarchische Regierungsform in allen Staaten am allereheften geltend machte. Mit einem Worte, auch die Polen waren von dieser Idee besessen und nur darin nicht einig, wer dieser Führer des ganzen Volkes sein sollte.

So gut es Menschen giebt, die nur gar zu gerne gehorchen, so giebt es andererseits auch mehre, die eben so gerne befehlen, ob sie dazu fähig sind oder nicht. Unter den slavischen Stämmen ist ein solcher Ehrgeiz und eine derartige Herrschsucht mehr vielleicht als bei anderen Völkern wahrnehmbar. Unter den Polen bewarben sich mehre der wohlhabenden Männer um diese Ehre und man kam darin überein, daß sie demjenigen gegeben werden sollte, der hierzu die meisten Fähigkeiten besaß.

Es darf den Psychologen nicht Wunder nehmen,

wenn er sieht, wie die Menschen, die sich hochmüthig Herren der Schöpfung nennen, auf die größten Absurditäten verfallen und um ja nicht denken zu müssen, die Entscheidung der wichtigsten Sachen dem Zufalle oder solchen Factoren überlassen, die durchaus nichts mit der Sache, die entschieden werden soll,. gemein haben. So hatten es die Perser gemacht, als sie denjenigen zum König wählten, dessen Roß den anbrechenden Tag durch sein Wiehern am ehesten begrüßen würde. Nicht anders handelten die Polen. Sie hatten sich dahin vereinigt, Denjenigen zum König zu wählen, der sich als der geschickteste Reiter erwiese und im Rennen seine Nebenbuhler besiegte. — Ein gewisser Tag — in welchem dieses Rennen stattfinden sollte, wurde festgesetzt und alle Competenten zur Königswürde sollten sich zu diesem Rennen vorbereiten.

Der Bauer Piast, der pfiffigste unter den Uebrigen, nahm — wie dies auch heutzutage bei den Wettrennen geschieht — zum Betrug seine Zuflucht. Er schlug in den Boden, wo gerannt werden sollte, Nägel ein und ließ nur einen schmalen Raum zwischen denselben, wo er mit seinem Pferde rennen würde. Er ging dann täglich dahin und rannte in dem Zwischenraum, so, daß das Roß es genau sehen konnte, wohin es seine Hufe legen konnte, wohin nicht. Er hatte es endlich so weit in der Trainirung des Pferdes gebracht, daß dieses selbst dann, als er

den Boden mit Sand bestreute, die Bahn einhielt, die es stets gerannt, worauf er dann am anberaumten Tage durch diese List den Preis gewann, da die Rosse der übrigen Reiter, nicht wissend, welche Hindernisse sich unter ihren Hufen befanden, blindlings über die Fläche zu rennen begannen, doch von den heimtückisch angebrachten Nägeln in den Häksen verwundet zu Boden stürzten und ihre Reiter mit sich rissen. Der Betrug wurde zwar später entdeckt, doch schon zu spät, denn das Volk hatte bereits Piast gehuldigt und dieser war kein Mensch, um eine Macht, die man ihm in die Hände legte, so leicht wieder herzugeben. Somit blieb er auf dem Throne sitzen.

Da, wie ich oben erwähnt habe, die Polen beinahe bis zu Ende des XIV. Jahrhunderts Heiden blieben, so betheiligten sie sich auch nicht an den Kreuzzügen. Sie hielten es für vernünftiger, ihre Feinde im Osten, Westen und Norden zu bekämpfen. Es gab zwar Einige unter ihren Königen, die sich zur christlichen Religion bekehren ließen, ohne jedoch eine allgemeine Bekehrung des Volkes erzwingen zu können, wie namentlich Guron, der Vater Bretislawas, nachherigen Gattin des Königs Koloman von Ungarn, einer Prinzessin, die in den Scandalgeschichten des Königreichs Ungarn keine unbedeutende Rolle gespielt (Siehe Band I. Seite 16—17). Eben so werden sich unsere Leser auch des anderen Falles erinnern, wo ein polnischer Prinz, der Bruder der Königin

Elisabeth, Gattin Karl Robert's von Anjou, eine etwas zweifelhafte Rolle spielte, indem er ein Hoffräulein nothzüchtigte. (Siehe Band I. Seite 25.) Dieser letztere Prinz war selber noch ein Ungläubiger und nur seine Schwester hatte sich zum christlichen Glauben bekehren lassen, sie wurde dann eine solche Zelotin, daß sie kein höheres Ziel kannte, als ganz Polen zu diesem Glauben bekehrt zu sehen.

Der heldenmüthige Jagello, der dem Deutschen Orden so viel zu schaffen machte und diesen aus beinahe allen festen Plätzen vertrieb, war in eben dem Maße ein tapferer Krieger, wie er auch ein großer Politiker war. Er schloß eine Tripelallianz mit dem Fürsten von Lithauen, Witold und mit dem Chan der Krim, Bagardin, um den Deutschen Orden zu bekriegen, denn diese Pfaffenritter fingen nachgerade an eben so mächtig und gefährlich zu werden, wie ehemals die Templer. Er drängte den Großmeister des Ordens bis nach Marienburg, ließ dann jeden von ihm gefangenen Ritter aufknüpfen, wie namentlich einen der Comthure, Marquard von Düren, bis er die übermüthigen Ritter ganz aus Preußen und Polen trieb, so daß sich ihr Weichbild auf sehr wenige Meilen in die Runde beschränkte und sie genöthigt waren, um Frieden zu bitten. Der Großmeister Heinrich Reuß von Plauen äußerte sich beim Unterzeichnen des Friedenschlusses in einer Weise, daß ihm Jagello beim Wort nehmen konnte. Er hatte

nämlich gesagt, er sei bereit, den ganzen Landstrich von der Trave bis an den Fluß Memel für ewige Zeiten an Jagello abzutreten, wenn dieser sich taufen ließe und sein Volk die christliche Religion annähme. Jagello hatte bereits dem Könige von Ungarn, Ludwig I., genannt den Großen, das Versprechen abgelegt, er wolle sich taufen lassen, wenn er ihm seine Tochter Hedwig zum Weibe gäbe und die Angelegenheit war schon in Vorhinein mit Ludwig abgemacht worden, ohne daß Heinrich Reuß davon wußte. Als dann Jagello sich bereit erklärte, an den Taufstein zu knieen und sein Haupt mit dem heiligen Wasser besprengen zu lassen, schnitt zwar der Großmeister ein saures Gesicht, konnte aber sein Wort nicht mehr zurücknehmen, da er es in Gegenwart vieler Zeugen gegeben hatte.

Die Gattin Jagello's, Hedwig, war fürwahr eine sehr tugendhafte Prinzessin und ihre Sanftmuth, ihre Wohlthätigkeit wirkten mehr auf das rohe Volk der Polen, als ein Dutzend Missionäre gewirkt haben würden. Jagello ließ sie gewähren, er achtete sie, doch konnte in ihm niemals jene feurige Liebe für seine Gattin auflodern, wie dies bei anderen Männern der Fall ist, die junge Gattinnen haben. Hedwig war zu keusch und zu schamhaftig, um ihn dauernd zu fesseln, so daß er außerhalb des königlichen Palastes Eroberungen zu machen suchte, die ihm auch nicht fehlten, denn er war eben so hübsch, als tapfer

und galant, dabei auch sehr freigebig. Nicht weniger als sechzehn Familien Polens leiten ihre Abstammung von ihm her. Man findet aber in dem Wappen einer jeden dieser Familie jenen ominösen Balken durchgezogen, der die Illegitimität des ersten Stammvaters bezeichnet.

Der Name Jagello vererbte sich dann auf die übrigen Könige, so gut wie der Name Napoleon, der denjenigen der Bonaparte verdrängt hatte. Diese Dynastie zählte mehre große Könige, namentlich Wladislaw I., nachherigen König von Ungarn und Casimir den Großen, der als Abkömmling eines ungarischen Königs aus weiblicher Linie (Ludwig's I. des Großen, von seiner Tochter Hedwig der Heiligen) Ansprüche auf den Thron Ungarns erhob und als Candidat bei der Wahl am Rákosfelde auftrat. Er hatte später mehrfache Kriege gegen den König Mathias Corvinus von Ungarn und war der einzige Gegner dieses sehr tapferen Königs, dem derselbe nicht beikommen konnte, so daß die Herren Ungarn Casimirs in ihrer Geschichte niemals erwähnen, weil die gegen diesen König geführten Kriege nicht zu den erfolgreichen gehörten. Es war ein Glück für Mathias, daß Casimir nicht sehr erpicht auf Eroberungen in Ungarn war, da seine Aufmerksamkeit von der schon damals im Wachsen begriffenen Macht der russischen Czaren zu sehr in Anspruch genommen und er auch seine südlichen Grenzen, wie Podolien, die

Ukraine und Bessarabien, gegen die Einfälle der Türken sicher stellen mußte. Die Rache, die die Ungarn unter Mathias an Casimir und gleichzeitig an den Polen nahmen, war eine wahrhaft kleinliche, sie brachten ein Gesetz, demzufolge kein Pole jemals Indigena von Ungarn werden durfte. Zum Glück wurde dieses Gesetz schon unter dem Nachfolger Mathias Corvinus, Wladislaw II., Sohn Casimirs des Großen, außer Kraft gesetzt.

Mit Ludwig II., König von Ungarn und Böhmen, (gefallen in der Schlacht bei Mohács im Jahre 1526) starb die Familie Jagello in männlicher Linie aus und Polen wurde zu einem Wahlkönigreich. Der Erste dieser Wahlkönige war Siegmund, Sohn Johanns, Herzogs von Finnland und Neffe Erich's Königs von Schweden. Unter seiner Regierung erstarkte der Adel und bemächtigte sich der Macht im Staate, so daß es eines solchen Mannes bedurfte, wie Stefan Báthory, der diese übermüthige Aristokratie wieder im Zaume hielt. Sowohl Siegmund wie Stefan Báthory, so ganz verschieden von einander sie auch sonst gewesen sein mochten, glichen sich in einem Punkte, sie gehörten zu den galantesten Königen ihrer Zeit. Auch ihrer Galanterie haben viele hohe Familien ihre Abstammung zu danken, da jedoch die Polen im Punkte der Legitimität der Geburt nicht so strenge waren, wie die Engländer, Deutschen, Franzosen und Spanier, so entbehren die

Nachkommen jenen schändenden Balken, der die Wappen so mancher Familie der so eben genannten Länder verunstaltet und man weiß auch gegenwärtig wenig von dieser illegitimen Abkunft.

Wie ich im Bande VI. (Seite 143) bemerkt habe, datirt die wirkliche Demoralisation des polnischen hohen Adels zumeist aus der Epoche der kurzen Regierung Heinrich's (III) von Valois. Es giebt gewisse Völker, die sich sehr leicht ihre Urtypus entäußern und Alles Schlimme anderen Nationen entlehnen, ohne auch das Gute von ihnen sich anzueignen; dies geschieht, weil das Schlimme ihren Leidenschaften und Sinnen angenehm erscheint, um aber das Gute zu befolgen, muß man sich auch überwinden können. So hat die Anglomanie in Deutschland und Frankreich eine Zeit lang unendlich viele Proselyten gehabt, ohne daß man auch das Gute dieser Nation, ihre Industrie, ihre Gesetzgebung, ihr Erziehungssystem, ihre Sittlichkeit angenommen hätte. Ebenso war es auch in Polen der Fall. Die Begleiter Heinrich's III. erzählten den Polen und Polinnen von Diana von Poitiers, von Agnes Sorel, vom Maitressenthum und wie dieses in Frankreich geachtet wird, sie logen sogar noch Vieles dazu und der polnische Adel glaubte, er könne sich die Freiheit, Bildung und Liebenswürdigkeit der Franzosen mit der Sittenlosigkeit derselben aneignen, deshalb zierten sich die Damen nicht mehr, wenn ein Cavalier um ihre

Liebe buhlte, ja um zu zeigen, wie gelehrige Schülerinnen sie seien, gingen sie den Männern auf halbem Wege entgegen, wurden dann eben solche Courtisanen, wenn auch weniger fein, wie die Damen von Paris. Somit wurde der böse Samen gesäet und trieb bald die üppigsten Blüthen vom giftigen Bilsenkraut der Entsittlichung.

Polen hatte nach Heinrich von Valois trotz dieser Demoralisation noch einige tapfere und gute Könige, namentlich den Helden Johann Sobieski, der am meisten dazu beitrug, daß die Macht der Türken in Europa für ewig gebrochen wurde. Wenn er nicht zu rechter Zeit am Kahlenberge anlangte, so war es um Wien geschehen und selbst Carl von Lothringen, der die kaiserlichen Truppen commandirte, wäre zu schwach gewesen, um den Türken eine Schlacht anzubieten. Die polnischen Truppen jedoch, obschon die Armee Sobieski's nicht mehr denn 70,000 Mann zählte, waren so tapfer und ihr Angriff auf die Muselmänner ein so wüthender, daß Kara Mustafa total geschlagen wurde.

Die Dynastie Habsburg war eine jener Königsfamilien, die im Unglück sehr demüthig sind und Alles versprechen, wenn sich aber die Glücksgöttin ihnen freundlich zeigt, dann werden sie übermüthig und vergessen, was sie einstens versprochen.

Dies hat namentlich Leopold I. bewiesen. Als er durch seinen Gesandten den Polenkönig um Hilfe

anflehte, sagte er die Hand einer seiner Töchter dem Sohne Sobieski's zu, als ihn aber der Letztere an sein Versprechen mahnte, machte er tausend Ausflüchte und entgegnete, er könne der Liebe seines Kindes keine Gewalt anthun, die Prinzessin habe schon nach ihrem Herzen gewählt und der Kaiser habe ihr seine Einwilligung zugesagt.

Auf diese Undankbarkeit des Hauses Habsburg hat auch weiland Kaiser Nikolaus von Rußland angespielt, als er vor der Statue Sobieski's ausrief: „Dieser und ich waren die größten Narren, die Polen jemals besessen."

IV.

Demoralisation des polnischen Adels unter August dem Starken. — Seine Liebschaften in Polen mit der Gräfin Soltyk und den Fürstinnen Radziwil und Sapieha. — Die politischen Complote der Letzteren. — Plan, um den König in die Luft zu sprengen. — Der Ball zu Bialistock. — Die Zigeunerinmaske. — Anschlag auf die Freiheit August's. — Wie dieser Anschlag vereitelt wird. — Sein Abschied von der Fürstin Sapieha. — Theilung Polens. — Poniatowski der letzte Polenkönig. — Wie ihn Soltyk insultirt. — Die Gräfin Walewska, Maitresse Napoleon's I. — Ihr Calembourg. — Ihre Untreue mit einem Uhlanenoffizier. — Napoleon's I. Rache.

Noch viel mehr als Heinrich von Valois hatte der vom russischen Czaren begünstigte König August, gleichzeitig auch Churfürst von Sachsen, gewöhnlich unter dem Beinamen „August der Starke" bekannt, zum Sturze des Polenreichs beigetragen. Er war einem solchen Manne wie Sobieski gefolgt und Polen begann einzusehen, wie sehr es Unrecht hatte, einen Regenten aus dem Auslande zu holen und mit die-

sem eine Menge schlimmer Gewohnheiten einzubürgern. Unter allen Regenten, die Polen sich aus dem Auslande holte, gab es nur einen wahrhaft großen Mann, dieser eine war Stefan Bátori, dessen Name noch jetzt von jedem Polen geehrt wird.

Rußland hatte schon unter dem Czaren Peter jene Politik begonnen, die es noch gegenwärtig verfolgt, die Politik der Vergrößerung und der Intriguen. Der Panslavismus — eigentlich Panrussismus — datirt aus jener Zeit und die Wurzel dieses der Welt verderblichen Giftbaumes dehnt sich bis zu den Zeiten dieses Czaren aus. Es ist gewiß, daß die Russen schon zwei Jahrhunderte vorher mächtig zu werden anfingen und der türkische Gesandte am Hofe Stefan Bátori's, als dieser mit der Pforte eine Allianz gegen Rußland schließen wollte, sagte, er könne seinem Sultane zu einer solchen Allianz nicht zureden, weil Rußland beinahe so stark sei wie die Türkei — ein Geständniß, welches auch dahin gedeutet werden kann, daß die Türkei schon damals Rußland für gefährlich und vielleicht auch für stärker hielt, als sich selber. Dort lag eben der Fehler von Seite der Türkei, sie hätte eine Allianz mit Bátori schließen sollen, um dem Bären, ehe er noch gar zu kräftig geworden, den Pelz von den Knochen zu reißen, dann lebten Europa und Asien nicht in einer fortwährenden Furcht seit anderthalb Jahrhunderten vor der Erdrückung durch dieses Ungethüm.

Wie gesagt, war das eine Unglück Polens August der Starke, der, weil ihn der König von Schweden, Carl XII., nicht auf dem polnischen Throne leiden wollte, den weißen Czaren um Schutz anflehte, während Stanislaus Lescinski als Gegenkönig sich mit dem schwedischen Löwen verband und ohne jene unglückliche Schlacht bei Pultawa, in welcher die Armee Carl's eine fürchterliche Niederlage erlitt, würde Polen vielleicht noch gegenwärtig ein selbstständiges Reich sein.

Man behauptet allgemein und es ist auch viel Wahres dabei, daß die Deutschen am meisten zur Civilisation jener Länder beigetragen, wo sie einwanderten und wohin sie ihre Liebe zur Industrie, ihren Fleiß, ihre Geschicklichkeit mitbrachten. Andererseits ist es aber noch gewisser, daß die Regenten aus deutschen Fürstenhäusern für kein Land von guter Vorbedeutung waren und daß die Reiche, wo sich ein deutscher Fürst einnistete, sehr bald zu Grunde gingen. So war Philipp II. aus deutschem Hause, so August der Starke in Polen, so Ferdinand I. in Ungarn, und sie drehten so zu sagen das Glücksrad zurück, nachdem es lange Zeit sich nach vorwärts bewegt hatte.

Ist es nicht ein Unglück für ein Land, wenn es die Früchte der Bestrebungen eines großen Monarchen durch einen seiner Nachfolger nach einander verlieren muß, wie Ungarn, wo auf einen Mathias

Corvin bald ein Habsburger folgte, der Schuld daran war, daß das schöne Land anderthalb Jahrhunderte unter türkischem Joche schmachtete? Polen war noch schlimmer daran und der Contrast zwischen einem Sobieski und einem August den Starken war noch stärker und bälder folgend, als zwischen Mathias und Ferdinand I. Auch war die Macht der Türken voraussichtlich keine ewig währende in Europa. Die Sultane hätten ganz Asien und Afrika unterjochen und aus diesen zwei Welttheilen zwei riesige Monarchieen machen können, weil sie dortselbst auf eine viel geringere Civilisation stießen, als sie selbst eine besaßen, ferner weil sie dort homogene Nationalitäten fanden und weil die mahomedanische Religion beinahe in allen Ländern dieser Welttheile theils schon verbreitet war, theils aber leichter verbreitet werden konnte, als in Europa, wo die christliche Lehre schon zu feste Wurzeln gefaßt hatte, um ausgerottet zu werden und diese Wurzeln noch durch das Hinzukommen der Reformation stets mehr an Festigkeit und Zähigkeit gewonnen hatten.

Nicht so ist es mit dem Russenthume, welches — obschon auch ziemlich weit zurück in der Civilisation — doch das Glück hat, sich mit einem Glaubensbekenntnisse einen Schild und eine Waffe verschafft zu haben, die es beinahe unverwundbar machen. Die Bekenner der orthodoxen Religion, zufolge ihrer Negation der römisch-päpstlichen Oberherrschaft, können

sich eben so leicht zu den Protestanten schaaren, andererseits aber sind sie durch ihre Dogmen mit den Katholiken eins, demnach wird sich niemals von Seite Europas ein Religionskrieg gegen Rußland wälzen, wie es in anderen vielen Ländern Europas der Fall gewesen, namentlich in Deutschland, in England und Schottland, in Frankreich, in Oesterreich, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen. Das byzantinische Reich selbst konnte sich halten, ohne den Protestantismus, um wie viel mehr hält sich Rußland mit den Protestanten gegen die Römisch-katholischen oder mit diesen gegen die Protestanten. Es spielt die Rolle der Fledermaus in der Fabel, die sich einmal den Säugethieren, ein andermal den Vögeln anschloß.

Auch der Katholicismus hat in Polen die stärkste Stütze verloren. Maria Theresia, die eine sehr eifrige Katholikin war, mußte dies vorausgesehen und erkannt haben, denn sie war es, die am schwersten in die Theilung Polens einwilligte. Von Seite aller katholischen Mächte, namentlich von Seite des heiligen Stuhles, Frankreichs, Spaniens und der italienischen Höfe war es aber ein unverzeihlicher Fehler, daß sie — aus katholischem Standpunkte betrachtet — in diese Theilung willigten, zumal da sich unter den Theilenden eine dem Papste feindliche orthodoxe und eine noch feindlichere protestantische Macht befand.

Wenn auch Johann von Sobieski nicht zu den keuschen Männern gehörte, so war dies August der

Starke noch viel weniger und er hatte nicht nur in Deutschland seine Maitressen, sondern auch in Polen eine große Anzahl derselben. Keine dieser Damen stand seinen deutschen Geliebten, der Cosel und Königsmark, nach, weder an Eleganz, noch an Schönheit. Das Einzige, was ihn bei dem Umgang mit den polnischen Damen störte, war, daß sie sich noch lebhafter für Politik interessirten als die deutschen Damen, obschon auch diese mehr als zu viel Confusion verursachten.

Nur dem Umstande, daß August der Starke von den Frauen gar zu gerne gesehen wurde und viel bei ihnen galt, ist es zuzuschreiben, daß er auch nur eine so große Partei in Polen für sich hatte, denn nirgends gelten die Damen so viel wie dort, weil man von ihrem Patriotismus mehr als irgendwo sonst überzeugt zu sein glaubte. Es ist auch wirklich wahr, daß den Polinnen keine anderen Weiber der Erde in Bezug auf Patriotismus gleichgestellt werden können. Doch ist die Urtheilskraft dieser Damen manchmal sehr beschränkt, sie glauben ihrem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, während sie demselben nur schaden, da sie sich erstens von Eindrücken nur zu leicht beeinflussen lassen.

Eine solche Dame war auch Felicia Gräfin von Soltyk, eine der eifrigsten Anhängerinnen des sächsischen Hercules, mit dem sie ein nicht aufhören wollendes Liebesverhältniß hatte. Sie war eben so schön

wie geistreich und verstand alle Künste der Koketterie, als wäre sie eine Französin gewesen. Ihr Mann hingegen war der fürchterlichste Intrigant und ein persönlicher Feind des Gegenkönigs Lescinski. Das Schlimmste für August und die Gräfin war aber, daß Soltyk noch immer rasend in seine Gattin verliebt und fürchterlich eifersüchtig war. Dennoch gelang es seiner Gattin ihn zum Besten zu halten und August betraute ihn mit den wichtigsten Missionen, um ihn los zu werden. Da bei Soltyk der Ehrgeiz beinahe so groß war, wie seine Liebe zur schönen Felicia und seine Eifersucht, so packte man ihn nur bei jener schwachen Seite, um ihn zu entfernen.

Eine andere Dame, in die sich der König verliebt hatte, war eine Fürstin Radziwil; diese Liebe zu ihr war aber von kurzer Dauer, denn er nahm wahr, wie sie sich ihm gegenüber nur deshalb so gefällig und zugänglich zeigte, weil sie seine Geheimnisse und die des russischen Hofes zu erfahren suchte, die sie dann den Anhängern Stanislaus Lecinski's mittheilte, so daß die meisten Pläne, noch ehe sie zur Ausführung kamen, verrathen wurden, weil die Fürstin sie erfahren hatte.

So leid es auch August that, diese schöne Dame aus seinem Herzen zu bannen, so mußte er sich doch darein fügen, er hatte die Wahl: König zu bleiben und die Fürsten aufzugeben, oder sie als Maitresse

zu behalten um dem mit großer Mühe erworbenen Thron zu entsagen. Er entschied sich für das Erstere. Am schlimmsten war er aber mit der Fürstin Leontine Sapieha daran, einer Frau, die eine größere Schauspielerin war, als jemals eine auf den Brettern gestanden. Niemals konnte man erfahren, welcher Partei sie eigentlich angehörte, und in Polen gehörten doch alle Frauen zu einer gewissen Partei, auch ihr Gatte und ihre beiden Brüder schwammen zwischen zwei Wässern, obschon Stanislaus Lescinski überzeugt zu sein glaubte, daß sie ihm anhänglicher waren, als dem Churfürsten von Sachsen. Es schien, als hätten sie von der Dame ihre Instructionen erhalten, denn sie war die Seele der geheimen Partei, die dahin arbeitete, den Einfluß des Czaren in die Angelegenheiten Polens zu vernichten. Wenn alle polnischen Magnaten es mit ihrem Vaterlande so redlich gemeint hätten und so klug verfuhren, wie die Sapieha's, namentlich Leontine, so würde der russische Einfluß schon damals aufgehört haben, Polen gefährlich zu sein. Sie hatten eine geheime Gesellschaft gegründet, welche mit den unzufriedenen Russen sich in Verbindung setzte, um in Rußland eine Republik zu proclamiren, die dann von der polnischen patriotischen Partei unterstützt worden wäre. Auch August der Starke war als eines der Opfer dieser Verschwörung bezeichnet und er sollte in ähnlicher Weise umkommen, wie der Gatte Maria Stuart's, Darnley, indem man

das Schloß, wohin er von der Fürstin Sapieha zu einem Stelldichein geladen worden war, in die Luft zu sprengen beabsichtigte. Der König war so verliebt in die Fürstin, daß seine Umgebung kaum im Stande war ihn abzuhalten, daß er hingehe. Er glaubte nicht an die Möglichkeit einer solchen Ruchlosigkeit und zwar um so weniger, weil diejenigen, die ihm den Plan entdeckten, ihre Angaben nicht beweisen konnten. August war aber trotz seiner riesigen Stärke nicht besonders muthig, zumal wenn es galt, sein Leben zu wagen, ohne sich vertheidigen zu können. Endlich gab er doch den Bitten seiner Camarilla nach, damit er aber die Liebe der Fürstin nicht verscherze, daß er ihrer Einladung keine Folge leistete, ließ er durch seine Leute ausſprengen, er habe sich das Bein verrenkt und liege krank zu Bette.

Die Fürstin ahnte gleich, daß sie verrathen worden war, doch wollte sie darüber Gewißheit haben. Sie ließ den König bitten, er möge ihr gestatten, daß sie ihn während seiner Krankheit warte und pflege, und August war genöthigt, sich ins Bett zu legen, sein Hofarzt legte ihm Verbande an, als ob sein Bein wirklich beschädigt wäre und die Dame brachte ganze Stunden an seinem Bette zu, während er den Kranken spielte, sie entfernte sich nur während der Arzt kam, um andere Bandagen aufzulegen.

Dies war eine kleine Rache der Fürstin, daß sie den verliebten Monarchen in's Bett bannte. Sie

steigerte diese Rache noch dadurch, daß sie die gewählteste Toilette machte und verführerischer als je aussah, um ihn ja recht zu martern.

Die Fürstin war übrigens nicht die Frau, die ihre Pläne so leicht aufgegeben hätte. Sie sah zwar ein, daß es sehr schwierig sein würde, den König, in dem der Verdacht gegen sie schon rege gemacht worden war, in eine Falle zu locken, ohne sich selber der größten Gefahr auszusetzen, denn so sehr sie auch Patriotin war, fehlte ihr doch jener Muth, den man gewöhnlich nur bei Männern wahrnimmt, daß sie ihr Leben in die Schanze schlagen, um ihrem Feinde beizukommen. Sie lebte gerne und dachte auch daran, daß die Verschwornen ihre Seele verlören, wenn sie sie hätten entbehren müssen. Sie war ohnehin schon dadurch stark compromittirt, daß die Verschwörung in St. Petersburg entdeckt und die Haupttheilnehmer an derselben theils hingerichtet, theils nur gefangen genommen wurden und ihr Prozeß noch immer währte. Einer dieser Menschen machte umfassende Geständnisse, in welchen auch der Name der Fürstin Sapieha erwähnt wurde. Zu ihrem Glücke wußte der Verräther wenig von der Verbindung zu sagen, in welcher die Partei Lescinski's und die Verschwornen in Rußland mit einander standen.

Einige Wochen nach der angeblichen Verrenkung glaubte die Fürstin eine gewisse Steifheit und Kälte von Seite des Königs bemerkt zu haben, ja seine

Reden waren etwas zweideutig, er machte Anspielungen auf die Perfidie der polnischen Damen und nannte auch Einige derselben, in denen er sich getäuscht hatte, namentlich die Gräfin Soltyk und die Fürstin Radziwil, seine Geliebten.

„Es ist ein Glück für mich", bemerkte die Fürstin, „daß ich nicht zu Ihren Geliebten gehöre, Sire, denn sonst würden Sie mich diesen Damen anreihen. Wie gut ist es, daß Sie damals Ihren Fuß verrenkt hatten, als ich schon auf dem Punkte stand, mich Ihren Wünschen zu fügen."

„Sie nennen das ein Glück? Ist es denn so schwer für Sie, mich zu lieben?" frug der König.

„Wie könnte ich einen Mann lieben, wäre er selbst ein König und besäße er auch so glänzende Eigenschaften wie Sie, der, wenn er nichts mehr zu wünschen übrig hat, mich für eine Verrätherin hielte, wie die Soltyk und die Radziwil. Ich stehe Euer Majestät zu ferne, um Ihr Vertrauen zu besitzen, folglich habe ich nichts zu verrathen. Sind Sie gegen Ihre deutschen Damen auch so mißtrauisch? Wie gut muß es dann der Cosel und der Königsmark an Ihrem Hofe gehen."

„Lassen wir dies, Fürstin. In meinem Sachsen conspirirt Niemand gegen mich. Dort habe ich keine Feinde, die mich verjagen wollten. Wollte Gott, ich hätte mich nicht verleiten lassen zur Annahme der Krone Polens. Sie bringt keinem Ausländer Glück."

„Sie hat doch Bátory Glück gebracht," bemerkte die Fürstin mit Betonung.

„Ihr Polen könnt nichts Anderes, als Euch auf diesen Bátory berufen," sagte der König verdrießlich.

„Er war trotzdem, daß er nicht in Polen geboren, ein großer König und man liebte ihn hier."

„Dies war leicht. Die Ungarn und Polen sind Völker eines Stammes," meinte der König.

Die Fürstin verbiß mit Mühe ihr Lachen. Bekanntlich war August kein Gelehrter, sonst würde er nicht einen solchen Unsinn gesagt haben, daß die Ungarn und Polen eines Stammes sind.

Er vertiefte sich mit der Fürstin in's Gespräch und nahm gar nicht wahr, daß er manche Dinge ausplauderte, die er sehr geheim hätte halten sollen. Er wurde immer dringender, sie aber spielte noch stets die Spröde und ließ ihn schmachten, dabei aber reizte sie ihn durch eine sehr feine Koketterie derart, daß er, hätte man ihn gefragt, ob er bereit sei, ihr seinen Thron abzutreten, auch darin gewilligt haben würde. Als er sah, daß er bei ihr durch Zärtlichkeit nicht weiter kommen konnte, versuchte er den Gleichgiltigen zu spielen, ein Manöver, welches nur dann glückt, wenn man damit anfängt, nicht aber um damit aufzuhören.

Man rieth ihm, die Fürstin durch Geschenke und Festlichkeiten zu blenden. August war stets ein großer Verschwender und die Festlichkeiten, die er ihr zu

Ehren gab, standen jenen, die Ludwig XIV. zu geben pflegte, nicht viel nach. Um die Dame noch mehr an sich zu fesseln, gab er sich alle erdenkliche Mühe die polnische Sprache zu erlernen und nahm sogar Unterricht in den polnischen Nationaltänzen, weil er mit ihr eine Mazurka zu tanzen sich vorgenommen.

Der Ball, den der König zu Bialistok gab, gehörte zu den glänzendsten Festen, die man jemals in Polen gesehen hatte. Er ließ alle Juwelen aus der Schatzkammer von Dresden holen und die Tische seufzten unter der Last des Silberzeuges. Die Wände waren mit orientalischen Shawl's behangen, den Fußboden eines der Gemächer hatte man mit Gold- und Silbermünzen ausgelegt. Die Fürstin Sanguško machte hierbei die Bemerkung, es sehe hier aus wie in der Wechselstube eines holländischen Millionärs — zu jener Zeit war es nämlich in Holland bei den reichen Handelsherren Sitte, den Fußboden ihrer Prunksäle mit Thalern auszulegen. Die Pracht der Anzüge der Polen und Polinnen blendete alle Gäste. Unter allen am schönsten war aber die Fürstin Leontine Sapieha, in reichem Gewande, als Zigeunerwojwodin erscheinend. Zu jener Zeit kamen jene Kleider der Damen in die Mode, die die Brüste ganz entblößt sehen ließen. Sie waren eine Erfindung der Marquise de St. Prie, die sich auf die Schönheit dieses Theiles ihres Körpers nicht wenig einbildete und gerne damit stolzirte. August der Starke hatte diese

Dame gekannt, doch als er die Fürstin Leontine erblickte, sagte er, er habe noch nie etwas so Schönes gesehen, wie sie, und die Marquise könne sich vor ihr verstecken.

Sowohl die Herren wie die Damen erschienen maskirt auf dem Balle, mithin auch die Fürstin Sapieha. Der König wich beinahe gar nicht von ihrer Seite. Es war festgestellt, daß die Anwesenden sich um 2 Uhr nach Mitternacht demaskiren sollten.

Die Ankunft des Gesandten von England mit seiner Gattin rief den König von der Seite der schönen Geliebten ab. Diese hatte ihm ein Stelldichein zugesagt. Er wußte also, daß sie ohne ihn den Ball nicht verlassen würde.

Nachdem er mit dem Gesandten und dessen Gattin gesprochen hatte, machte er sich von ihnen los und suchte die Fürstin auf. Ein Kammerherr sagte ihm, sie erwarte ihn in dem Gewächshause, zu welchem man durch einen langen, schmalen, schwach erleuchteten Corridor gelangte. Dies war der Platz des Stelldichein's. August gab einem Offiziere Befehl, er möge Niemandem verrathen, wohin er sich begab und solle strenge Wache halten, endlich aber durfte Niemand in's Gewächshaus treten, so lange sich der König dort befand.

Als er in das duftende Lokal eintrat, erblickte er die Dame auf einer Ottomane sitzend. Sie hatte die Kapuze ihres Mantels tief in's Gesicht gezogen

und sich in ihren Scharlachmantel eingewickelt. August setzte sich an ihre Seite und begann den Sturm auf ihre Tugend. Sie wehrte sich ziemlich schwach und ohne einen Laut von sich zu geben. Als der König sich über sie neigte, um sie an sein Herz und ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken, da wurde es plötzlich schwarz vor seinen Augen, er fühlte mehre kräftige Arme, die ihn von rücklings packten und eine Hand, die ihm einen Knebel zwischen die Zähne stecken wollte. Jetzt kam August seine Stärke trefflich zu statten. Obschon man ihm einen Mantel über den Kopf geworfen und er nichts sehen konnte, so hieb er doch mit seinen Fäusten so verzweifelt um sich, daß er drei seiner Gegner niederschlug. Die Zahl der Menschen, die sich gegen ihn verschworen, war aber eine bedeutend stärkere und er wäre trotz seiner Herculeskraft unterlegen, wenn der Offizier, dem er Ordre gegeben, darüber zu wachen, daß er nicht überrascht werde, vom Teufel der Neugierde geplagt, nicht dahin gekommen wäre, um die Schäferstunde zu belauschen.

Der Capitän Dziewuski — dies war des Offiziers Name, hatte sich ebenfalls in's Gewächshaus geschlichen und kauerte hinter einem Kübel, aus welchem eine riesige Ciccaspalme emporstieg und ihn vor allen Augen, die ihn hätten sehen können, verbarg. Aus diesem Verstecke sah er, wie hinter den anderen Kübeln vermummte Männer hervortraten, deren einer einen

Mantel in den Händen hielt, den er dem König über den Kopf warf. Aus dem Verstecke zu treten und die Wache herbei zu rufen, war der Werk eines Augenblicks. Die Soldaten drangen in das Gewächshaus, doch bei ihrem Anblick verschwanden die Verschwornen hinter den Kübeln und es gelang ihnen sammt der maskirten Dame das Weite zu gewinnen. Einer dieser Männer hatte dem König aber einen solchen Schlag auf den Schädel gegeben, daß er davon betäubt zu Boden stürzte. Dies geschah hauptsächlich, damit die Soldaten, ehe sie an die Verfolgung der Flüchtlinge dachten, sich mit dem in's Lebenrufen des Königs beschäftigten. Seine dichte Perücke hatte zwar den Schlag ein wenig geschwächt, doch blutete er bedeutend, da der Schlag mit einem schweren hammerartigen Werkzeuge gegeben worden war. Nach wenigen Minuten hatte sich August erholt.

„Kein Wort von dem, was geschehen," rief er dem Offizier zu, „und sorgen Sie dafür, daß die Leute auch nicht plaudern. Vertheilen Sie den Inhalt dieser Börse unter ihnen, morgen aber melden Sie sich bei mir."

Der König ging sofort in den Saal, wo er die Fürstin Sapieha mit einigen französischen Cavalieren conversirend antraf. Er erkundigte sich, wann sie in den Saal zurückgekehrt und man versicherte ihm, daß sie denselben keinen Augenblick verlassen habe. Sie selbst sagte ihm dasselbe. Nun ließ er den Kammer-

herrn rufen, der ihn falsch berichtet hatte, dieser gestand seinen Irrthum ein, denn auch er hatte die Fürstin dort gesehen, wo sie sich noch gegenwärtig befand. Um seinen Fehler gut zu machen, wollte er dem Könige nacheilen, doch die Soldaten, die dort auf der Wache standen, ließen ihn nicht weiter gehen, da, wie sie sagten, der König selber befohlen hatte, Niemanden durch den Corridor passiren zu lassen, wie dies auch wirklich so gewesen.

August sah nun ein, daß die Fürstin die Sache sehr klug angestellt hatte und daß die Maske im Gewächshause eine von ihr hierzu aufgestellte Person war, die ihn getäuscht hatte, was sie um so leichter thun konnte, weil es dort ziemlich dunkel war und sie sich auch durch den Klang ihrer Sprache nicht verrathen hatte. Somit konnte er der Fürstin nichts anhaben. Er ließ es ihr jedoch wahrnehmen, daß er von dem Anschlag wußte und seine größte Rache bestand darin, ihren Plan vereitelt zu haben.

Die Fürstin hatte es sogleich erkannt, daß sie fortan nicht weiter gehen dürfe, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als Hochverrätherin angeklagt zu werden, sie bat demnach den König um die Erlaubniß, sich auf ihre Güter zurückziehen zu dürfen, August zauderte einige Zeit, ehe er ihr diese Bitte bewilligte, denn er hoffte noch immer über ihre Tugend siegen zu können, doch als sie diese Bitte zu wiederholten Malen an ihn richtete, ging er noch einmal zu ihr, um von

ihr für immer Abschied zu nehmen, da er nur zu gut wußte, daß sie nicht auf ihren Gütern bleiben, sondern nach Frankreich reisen würde, wie sie sich dies schon seit längster Zeit vorgenommen hatte. In den letzten Augenblicken ihres Beisammenseins fand zwischen dem König und der Fürstin eine aufrichtige Versöhnung statt und sein Adjutant Dzewuski, derselbe, der ihn in dem Gewächshause durch seine Neugierde gerettet hatte, dafür auch vom König zum Obersten ernannt und in den Grafenstand erhoben worden war, bemerkte es, wie er sich eine Thräne aus dem Auge wischte und sehr niedergeschlagen war.

Man dürfte wohl glauben, daß dieser Abschied den König einen harten Kampf kostete, weil die Fürstin an diesem Tage weniger spröde gegen ihn war, als sonst. Dzewuski soll auch wahrgenommen haben, daß der König, als er nach Hause kam, bitterlich weinte und ihm die Worte entfuhren: „Ach, sie hat mich heute nur darum so glücklich gemacht, damit ich erkenne, welch einen Schatz ich an ihr besäße, wenn sie mich immer lieben wollte.“

König August hatte noch außer den genannten Damen mehre ephemere Liebesverhältnisse, doch nicht mit Damen höheren Ranges, sondern Bürgerlichen. Die Polinnen gehören nicht zu den sprödesten Weibern. Sie betrachten einen derartigen Liebesdienst für nichts sonst als eine Gefälligkeit, die sie einem Manne kaum verweigern dürfen, wenn er ihnen gefällt. Sie sind

in dieser Hinsicht noch weniger schwierig als die Französinnen, bei denen die Liebe auch ein Wörtchen drein zu reden hat. Der folgende Vers charakterisirt die Frauen dreier Nationen, der Deutschen, der Ungarinnen und Polinnen:

Germanam praecibus, Polonam munere vinces,
Ungara sola dabit commoditate loci.

Es ist nämlich gewiß, daß bei einer Polin, wenn sie mit ihrer Koketterie und Liebelei keine politischen Zwecke verbindet, Eigennutz die größte Triebfeder ist, die sie dazu treibt, um ihre Schönheit zu Markte zu tragen. Ich erinnere meine Leser an das, was ich im ersten Kapitel des zweiten Bandes von Potocki und einer Engländerin erzahlt habe. Das Manöver, welches er bei ihr unternahm, war für ihn ein natürliches, bei den Polinnen wurde er daran gewöhnt, damit anzufangen, womit er bei der Engländerin endete.

August war in Polen wenig beliebt. Selbst jene Faction, die ihn zum Throne berufen, hatte es nur gethan, damit nicht ein Pole die Krone erhalte. Es ist ein sonderbares bei vielen Nationen vorkommendes Phänomen, daß sie Fremde Einheimischen vorziehen, zumal ist dies bei den Ungarn, Spaniern und Polen wahrzunehmen. Die Ursache liegt wahrscheinlich in dem Nationalstolze dieser Völker. Dieser Nationalstolz ist auch mit etwas Neid gepaart. Sie betrachten sich als ebenbürtig und können sich mit

dem Gedanken nicht befreunden, daß Einer ihres Gleichen über sie herrsche, deshalb vereinigen sie sich lieber dahin, einen Fremden über sich zu setzen. Dieser Stolz ist übrigens bei allen drei von mir erwähnten Nationen neueren Ursprungs, denn sowohl die Spanier, wie die Ungarn und auch die Polen hatten anfangs Könige ihrer eigenen Nation. Bei den Spaniern gelangten die Habsburger durch Erbfolge zum Thron, nicht minder später die Bourbons, bei den Ungarn kamen die Könige der Wahlperiode theils durch Verwandtschaft in weiblicher Linie mit dem ausgestorbenen ungarischen Stamme, folglich aus einer Art Pietät für diese ausgestorbene Familie, theils aber auch deshalb, weil sie einen König ihres Stammes nicht über sich dulden wollten. Bei den Polen aber geschah es nur aus der letzteren Ursache, nachdem die Familie der Jagellonen in männlicher Linie ausgestorben war.

Nach Lescinski's und August's Tod währten die Verwirrung und die Parteikämpfe in Polen bis zu jenem großen Akt völkerrechtswidrigen Raubes — der Theilung dieses unglücklichen Reichs — fort. Der letzte König von Polen, Poniatowski, war ein Günstling und Vasall der Kaiserin Katharina II., die ihn zum König machte, um ihn dann, als er sich daran zu erinnern wagte, daß er Pole und durch seine Stellung, die er eigentlich ihr verdankte, ihr ebenbürtig geworden war, wieder abzusetzen und aus besonderer Gnade zu

pensioniren. Somit sank er herab zu jener niederen Stufe ihrer Pensionäre Subow, Potemkin, Mamanow, Lantzkoi u. s. w. Die Polen selbst verfuhren am schändlichsten mit ihm, namentlich zeichnete sich durch seine Intriguen der Sohn einer der Maitressen des Königs August des Starken, Graf Soltyk aus, der nicht genug, daß er ihn bei der Kaiserin Katharina anschwärzte und am meisten dazu beitrug, daß diese Kaiserin mit den Waffen in der Hand sich in die Angelegenheiten Polens mischte, er nahm ihn sogar gefangen und lieferte ihn nach Rußland aus. Seine Niederträchtigkeit ging so weit, den gefangenen Monarchen zu verhöhnen und zwar in ähnlicher Weise, wie es heißt, daß Christus bei seinem Gange nach der Richtstätte von einem Juden und Carl I. Stuart von einem Fleischer verhöhnt worden war.

Gegen die Theilung Polens protestirte das ganze unglückliche Land, namentlich der Adel. Diese Protestation lebte noch in allen drei Theilen, die ebenfalls das Polenreich gebildet hatten, fort. Am lebhaftesten war die Protestation in dem sogenannten Congreß-Polen, nächst diesem in Posen. Auch in Galizien zieht sich diese Protestation bis auf unsere Zeiten hinaus. In jenen ersteren Ländern gab es blutige Revolutionen und Verschwörungen, in Galizien nur die letzteren, denn die Galizianer rechnen noch immer darauf, daß Oesterreich Polen wieder herstellen werde und die Zahl derer, die daran nicht glauben, ist eine

verhältnißmäßig geringe, deshalb sind diese Menschen nur auf Verschwörungen beschränkt. Es mag dennoch eine Zeit kommen, wo es Niemanden mehr in Polen geben wird, der an eine Wiederherstellung des Polenreiches glauben wird; in diesem Falle werden die Ueberreste Polens sich in Deutschland, in Oesterreich und in Rußland einschmelzen lassen oder sie werden sich zu einer gemeinschaftlichen Action verbinden und unter dem Rufe: „Jeszcze Polska nie zginala“ den letzten Kampf wagen, um sich ihre nationale Unabhängigkeit zu erkämpfen, ohne sich auf fremde Hilfe zu verlassen, wie dies schon dreimal geschah, das: „aide toi et Dieu t'aidera“ wird zu ihrem Wahlspruche werden, wie es bei den Schweizern, Spaniern, Griechen, Belgiern u. s. w. gewesen.

Die Politik ist eine Wissenschaft, wie das Schachspiel. Sie kann niemals vollkommen erlernt werden. Man kann nicht einmal eine möglichst hohe Stufe in der Politik erlangen. Selbst der routinirteste Politiker —, zu diesen kann man die beiden Borgia, den Cardinal von Richelieu, die beiden Oranien, Wilhelm den Schweigsamen und Moritz, endlich auch Napoleon III. zählen, haben große Böcke in der Politik geschossen, so vorsichtig sie auch sonst zu Werke gingen. Von den russischen Czaren, von den preußischen Königen und Ministern kann man nicht so absolut absprechend urtheilen, dies wird sich erst zeigen, wenn sie das Ziel, nach welchem sie streben, erreicht haben werden oder

davon wegfallen. Die Prinzipien, auf welche sie ihre Politik gründen, haben sich nicht überall bewährt, ja sie tragen den Keim eines Zerfalles für das Reich, welches sie sich eigen machte, in sich. Centralisation hat den Fall Roms herbeigeführt, durch Centralisation ist Oesterreich um die Schweiz und die wallonischen Provinzen, Spanien um die Niederlande, Britannien um die Vereinigten Staaten von Amerika gekommen und die allzugroße Ausdehnung eines Reichs vermindert die Intensität seiner Kraft.

So wie man es bei den Naturkörpern wahrnimmt, daß sich dieselben entweder conglomeriren und coaguliren oder auseinander fallen und sich trennen, so ist es auch bei den Ländern und Ländertheilen. Das Bestreben der Theile geht mehr auseinander, das der Regierung arbeitet auf ein Zusammenziehen hin. Bei dem ersten Stoß, der stark genug ist, um eine Regierung dauerhaft zu erschüttern, fallen die Theile auseinander, wie wir dies zur Zeit der Völkerwanderungen bei dem römischen Reich gesehen haben. Aehnlich war es auch in neuerer Zeit mit Frankreich, nach dem Sturz Napoleon's, als sich alle Alliirten des Kaisers von ihm trennten. Sie waren doch auch nichts sonst als Vasallen Frankreichs.

Ein ähnliches Loos bedrohte eben zu Napoleon's I. Zeiten Preußen nach der Schlacht bei Jena und Rußland nach jener von Austerlitz und später im Jahre 1812. Es lag in der Macht Napoleon's, Rußland

in die ehemaligen Grenzen einzuschließen, in welchen es gewesen zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, zu Zeiten des Regierungsantritts des Czaren Peter des Großen. Eine Allianz mit Schweden, mit der hohen Pforte und die Wiederherstellung Polens wären leicht ausführbar gewesen, doch dann mußte Napoleon seinen Eroberungsplänen in Spanien und in Deutschland entsagt und das England feindliche Continentalsystem aufgegeben haben.

Napoleon hatte seinem Marschalle, Poniatowski, die Wiederherstellung Polens zugesagt, ihm auch Hoffnungen gemacht, daß er den Thron, den Einer seiner Familie kurze Zeit hindurch besessen, wieder erhalten werde. Poniatowski rieth ihm zur Beziehung der Winterquartiere in Polen, und Napoleon war schon geneigt diesem Rathe zu folgen und den Feldzug gegen Rußland erst im nächsten Frühjahre anzufangen, wenn ihn seine polnische Geliebte nicht auf andere Gedanken brachte.

Die schöne Gräfin Walewska gehörte auch zu jenen Damen, die sich am Besitz des Herzens Napoleon's theilten und ihm einen Nachfolger mit einem Balken durch das Wappen gaben. Napoleon hielt die Dame für außerordentlich geistreich, sie war es auch, doch viel weniger, als sie es sich einbildete. Napoleon sprach mit ihr über den Plan Poniatowski's, Winterquartiere in Polen zu beziehen und befrug sie über ihre Meinung. Die Gräfin nahm anstatt aller

Antwort ein Blatt Papier zur Hand und zeichnete mit einer Bleifeder eine Nase, einen Mast, einen Schlüssel und einen Strumpf. Es war ein Calembourg, welcher französisch zu lesen war, doch in polnischer Sprache eine Bedeutung hatte, nämlich: ne ma kleba (es hat kein Brod). Sie wollte damit sagen, Polen sei nicht im Stande, eine so ungeheure Armee, wie die Napoleon's und seiner Verbündeten, einen Winter hindurch zu verproviantiren. Napoleon ließ sich die Worte des Bilderräthsels übersetzen und gab sofort Befehl zum Marsche.

Nicht allein der Rathschlag der Gräfin, sondern auch ein anderer Umstand bewog ihn dazu, daß er Polen verließ. Er war in die Gräfin mehr verliebt, als er selbst in Josephine, seine erste Gattin oder Fanny Edgeworth, verliebt gewesen war, denn er glaubte sich von ihr wirklich geliebt. Er hatte sich aber in ihr getäuscht; eben die Ueberzeugung, daß sie ihn hintergangen, trieb ihn aus Polen hinweg.

Eines Abends, denn er pflegte sie sonst bei Tage zu besuchen, kam er unerwartet zu ihr. Niemand dachte daran, daß der Kaiser um diese Zeit kommen würde, zumal an diesem Tage, an welchem, wie die Gräfin von ihm selbst gehört hatte, die Marschälle zu ihm zu einem Kriegsrath berufen waren. Das Kammermädchen der Gräfin hatte sich mit ihrem Geliebten aus der Vorhalle entfernt, der Kaiser ging demnach geradezu auf das Zimmer seiner Maitresse und fand

sie in den Armen eines hübschen Uhlanenoffiziers, eines jungen Mannes von niederer Herkunft, den er selber seines schönen Aeußeren halber zum Offizier ernannt hatte. Er sagte kein Wort, sondern warf die Thür hinter sich zu und ging wieder nach Hause.

Napoleon war ein Mensch, der eine Kränkung und Beleidigung niemals verzieh. Gewöhnlich lassen es Männer die Weiber fühlen, wenn sie in ihrer Ehre gekränkt werden. Napoleon glich hierin anderen Männern nicht und er konnte seine korsische Abstammung nicht verleugnen. Er ließ den Uhlanenoffizier nicht mehr aus den Augen und lauerte auf eine Gelegenheit, um ihm das einzubringen, was er an ihm verbrochen. Während der Schlacht von Smolensk beauftragte er ihn mit einer sehr schwierigen Mission, die die Kräfte des jungen Mannes überstieg, er konnte sie nicht nach des Kaisers Wunsch ausführen und das Detachement, welches er anführte, wurde von den Russen theils in Stücke gehauen, theils gefangen genommen, nur der Offizier selber und zwei Uhlanen entkamen. Jeder andere Feldherr würde den Offizier, der sich sonst brav gehalten hatte, den Fehler verzeihen, ja ihn seiner Tapferkeit wegen sogar gelobt haben. Napoleon ließ ihn vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen, obschon sich Poniatowski und auch andere hohe Offiziere für ihn verwendeten. „Gott bewahre uns davor," rief ein Pole aus, „daß wir durch einen solchen Menschen wie Napoleon unsere Unabhängig-

keit zurück erlangen. Er verführe mit uns viel schlimmer, als er mit den Deutschen und Italienern verfährt. Gegen diesen ist sogar Czar Alexander noch ein sehr milder Regent." Die Polen hatten sich für Napoleon geopfert, ernteten aber keinen Dank und die Dienste, die sie ihm geleistet, wurden ihnen übel angerechnet.

Rußland.

V.

Die Russen. — Ihr Ursprung. — Stammverwandtschaft mit den Tataren und Mongolen. — Rurik, Gründer des russischen Reichs am Ilmensee. — Wladimir. — Er wird Christ. — Iwan Wassiljewitsch der Schreckliche. — Griechische Flüchtlinge. — Ihre Aufnahme in Rußland. — Ihre Schätze. — Calixt Palivez. — Sophia und Eudoxia Palivez. — Unterschieben eines Bastards für ein legitimes Kind. — Vergiftung der Czarin und Sophia's Palivez. — Iwan's Heirath mit Eudoxia. — Sie bleibt kinderlos. — Phocas Palivez und seine Gattin, eine Tatarin. — Ihr Fluch. — Erblicher Wahnsinn in der Familie Palivez. — Aussterben dieser Familie.

Bisjetzt habe ich meine Leser zumeist unter civilisirteren Nationen umhergeführt, obschon sie sie noch in einem barbarischen Zustande auch gesehen, jetzt komme ich an eine Nation und einen Hof, von welchen ich nichts anderes sagen kann, als was Napoleon I. gesagt: „Der gebildetste Russe, wenn man an

ihm eine Weile kratzt, läßt den Tataren hervortreten.“ Was Sitten und Moralität anbelangt, so sind die Russen noch stets dort, wo sie vor einem Jahrtausend gewesen und wir finden in den Annalen der Neuzeit solche Ereignisse verzeichnet, wie sie zu Zeiten Iwan's des Schrecklichen auch nicht viel ärger vorfallen konnten.

Schon der Beiname, den man dem soeben von mir erwähnten Regenten gegeben, deutet an, was die Leser von ihm erwarten können, wenn sie seine Geschichte lesen. Ich will hier nicht seinen ganzen Lebenslauf beschreiben, weil, wie ich schon öfters erwähnt, ich nicht Weltgeschichte schreibe, sondern von einigen der fürstlichen Personen nur einzelne Momente und Episoden vorführe. Bei Iwan dem Schrecklichen nehmen aber die schlimmen Handlungen und Scandale jeder Gattung einen so bedeutenden Raum in seinem Leben ein, daß es vollkommen genügt, wenn ich diese beschreibe.

Sowohl die Traditionen wie die geschriebene Geschichte weisen auf unzählige Lücken in Bezug auf Rußland und sein Volk, welches erst seit etwa zwei Jahrhunderten bekannt zu werden angefangen. Man besitzt chronologische Tabellen der Geschichte dieses Reiches, doch sie sind theils unrichtig, theils aber unvollkommen, so daß man sich auf diese nicht verlassen kann, denn die mündlichen Traditionen lassen diese Lücken leer und zwar sind es keine von wenigen Jahren, sondern von Jahrhunderten.

Selbst der Ursprung dieser Nation ist in tiefes Dunkel gehüllt. Dort, wo jetzt der Hauptsitz des Russenthums sich befindet, angefangen von Moskau weiter nach Norden und Nordosten, hatten ehemals Scythen und Sarmaten gelebt, von denen die alte Geschichte wenig erwähnt. Man glaubt, Tomyris, die Besiegerin des Perserkönigs Cyrus, sei eine Scythin gewesen, so wie auch der Ursprung der Slaven, namentlich der Polen und Letten oder Lithauer, von den Sarmaten hergeleitet wird. Erst zur Zeit der großen Völkerwanderung fingen diese Völker an, sich zu rühren und ein Theil der Wanderungen nach Europa geschah durch Rußland.

Das russische Reich soll im Jahre 862 von Rurik in der Gegend des Ilmensees gegründet worden sein, mithin hatte er mit Charlemagne gleichzeitig regiert und während der Letztere das franco-gallische Reich gegründet hatte, that Rurik dasselbe in dem heutigen Rußland. Dieser Rurik scheint selbst schon ganz oder wenigstens halb tatarischer Abkunft gewesen zu sein. Ob er sonst ein guter oder schlimmer Regent, ob er gerecht oder ein Despot war, weiß man nicht, nur soviel, daß er ein tapferer und wahrscheinlich auch ein weiser Monarch gewesen sein mußte. Dies giebt die natürlichste Logik, denn um ein Reich zu gründen, dazu gehört jedenfalls etwas Tapferkeit und auch Verstand, die erstere, weil beinahe niemals die Gründung eines Reiches anders als durch Kriege

geschah, zweitens, weil der Gründer eines Reiches, dem Volke, welches sich ihm freiwillig oder von ihm bezwungen, unterwarf, auch Gesetze geben mußte, hierzu aber gehört Weisheit. Der Unterschied zwischen einigen Gesetzgebern und den anderen ist nur der, daß die einen über die Nation, der sie Gesetze gaben, herrschten, die anderen nicht. Von den Letzteren gab es nur sehr wenige. Die Weltgeschichte erwähnt nur vier solche Gesetzgeber: Draco und Lykurg in Griechenland, Confutse in China und Zoroaster in Persien, während die Uebrigen beinahe despotisch über das Volk herrschten, dem sie Gesetze gaben, wie dies das Beispiel Mosis', Mahomed's und aller Gründer von Staaten nur zu klar beweist, denn die meisten dieser Gesetzgeber waren auch Gründer von Dynastieen, wenn sie auch nicht in directer Linie Nachkommen hinterließen oder sie räumten den jeweiligen Staatsoberhäuptern unbeschränktes Recht und Gewalt über die betreffenden Völker ein.

Ein Nachkomme Rurik's dehnte sein Reich noch mehr aus. Er kommt in der Weltgeschichte unter dem Titel eines Großfürsten vor, daher ist es, daß sämmtliche russisch kaiserliche Prinzen sich auch heutzutage noch Großfürsten tituliren lassen. Es war Wladimir, der auch die christliche Religion in sein Reich einführte Dies geschah im Jahre 1000 nach Chr. Geb., folglich wurde die christliche Religion dort und in Ungarn in einem und demselben Jahre eingeführt und auch

eine Art Erbfolge bestimmt, mit dem Unterschiede, daß Stefan der Heilige die Landestheile vereinigte, während Wladimir seine Besitzungen zerstückelte, indem er sein Reich unter seinen zwölf Söhnen theilte. Da die Geschwister einander fortwährend bekriegten und die Hülfe der benachbarten Tataren anriefen, so thaten diese Verbündeten dasselbe, was auch sonst in der Geschichte vorkommt — namentlich in England und in Spanien — die Angelsachsen und Mauren — daß sie die Russen unterjochten und eine andere Dynastie gründeten, mithin ist es so gut wie gewiß, daß das Volk der Russen zumeist tatarischen Ursprungs ist, die Dynastieen aber insgesammt von den Tataren stammen. Da jedoch die nicht civilisirten Nationen gewöhnlich in die unterjochte einschmelzen, wenn diese eine civilisirte war, so läßt sich annehmen, daß es schon zu jener Zeit unter den ursprünglichen Russen etwas mehr Civilisation gab, als unter den erobernden Tataren, die auch in China ihre ursprüngliche Nationalität für die chinesische ganz aufgaben. Diese Eroberer hatten aber auch noch später Kriege gegen die stammverwandten Mongolen und Türken, welchen Umstand die Russen so benutzten, daß sie sich von ihren Unterjochern unabhängig erklärten. Es ist jedoch nicht constatirt, ob diese Letzteren wirklich rein Russen oder auch schon eine gemischte Race von Sarmaten und Mongolen waren. Das letztere scheint wahrscheinlicher, weil die Mongolen eine Race waren,

die sich am ehesten mit den anderen vermischten und so zu sagen in den anderen Nationen aufgingen. Der Zwischenraum vom Jahre 1000 bis 1480 ist zu groß, als daß eine solche Vermischung nicht stattgefunden haben soll, da jedoch in diesem Reiche die mongolische Sprache verschwunden oder vielmehr verschlungen worden war, so nennt man Iwan Wassiljewitsch schon einen Russen.

Daß die Annahme der christlichen Religion zur Verbreitung der Civilisation in Rußland nichts beitrug, ist auch daraus zu ersehen, daß die Polen, die vierthalb Jahrhunderte später die christliche Religion angenommen hatten, in viel kürzerer Zeit viel civilisirter wurden als die Russen.

Ich lasse jetzt diese unklare Geschichte und gehe auf einen der mächtigsten Czaren Rußlands, denselben Iwan Wassiljewitsch, über, der eigentlich als Gründer des moskovitischen Reichs betrachtet wird. Ohne seine Tapferkeit in Zweifel zu ziehen, kann man sonst nichts Gutes über ihn sagen. Er war der grausamste, hartherzigste, finsterste Despot, den es jemals gegeben und seiner Regierung hat es noch die gegenwärtige Generation zu danken, daß in ihr jedes Gefühl der Selbstständigkeit, jede Sehnsucht frei zu werden, gänzlich mangelt, weil er diese Sehnsucht und jedes Gefühl der Menschenwürde durch seine lange eiserne Despotie ertödtet hat.

Iwan der Schreckliche war sonst ein kluger und

berechnender Kopf. Indem er die Ueberreste des gestürzten byzantinischen Reiches auflas, da er diejenigen unter den Flüchtigen, die sich nicht entschließen konnten, unter türkischer Herrschaft zu leben, bei sich aufnahm, schmeichelte er den Griechen noch dadurch, daß er sich ebenfalls zum orthodoxen Glauben bekannte und somit sich und sein Volk von der Oberherrschaft des Papstes befreite und unabhängig von ihm blieb. Durch diese Einwanderung vieler großer griechischer und auch einiger bulgarischer und südslavischer Familien gewann er und das Reich sehr viel an Cultur, Wissenschaften und auch an Reichthum. Es gab schon damals solche Familien unter den ausgewanderten Griechen, deren Vermögen an Juwelen und geprägtem Gold mehre Millionen Francs betrug. Ein reicher griechischer Auswanderer, mit der Familie der Comnenen, Porphyrogeniten, Cantacuzenen und selbst mit Constantin Paleolog, dem letzten griechischen Kaiser, verwandt, Namens Calixt Palivez, kam mit hundert Wagen Kostbarkeiten in Rußland an und kaufte von dem Czaren einen großen Länderstrich zwischen Kiew und Kasan an, ja, seine Besitzungen dehnten sich beinahe bis ans Schwarze Meer, bis nach Eupatoria, aus. Er war unter allen Einwanderern der reichste und angesehenste.

Dieser Mann hatte nur einen Sohn, doch zwei Töchter. Sein Vermögen sollte unter den Dreien gleich getheilt werden und wenn eine der Schwestern

stürbe, sollte ihre Hinterlassenschaft nicht auf den Sohn, sondern nur auf die übriggebliebene Schwester übergehen. Dies war eine Ungerechtigkeit von Seite des Vaters bezüglich des Sohnes, dessen Vermögen demnach nicht vermehrt werden konnte, sondern nur jenes der Mädchen. Calixt Palivez liebte nämlich seine beiden Töchter viel mehr als seinen Sohn und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Liebe nicht blos eine väterliche Zuneigung, sondern etwas mehr war. In Griechenland, namentlich in den letzten Jahrhunderten vor dem Fall des byzantinischen Reichs, war ein blutschänderisches Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, so wenig es auch durch die Religion und die geschriebenen Gesetze sanctionirt war, nichts Seltenes, so daß beinahe jeder Vater gleichzeitig auch der erste Geliebte seiner Tochter oder seiner Töchter war.

Diese Unsitte ist sogar bis auf den heutigen Tag bei einem Volke, welches dieselbe von den Griechen genommen, gäng und gäbe. Die Serben, wenn sie ihre Töchter verheirathen, übergeben ihren Eidamen die Gattin erst nach einem Jahre nach der Trauung und leben bis dahin mit ihr, wie Mann und Weib, ohne daß es dem Eidam einfiele, dies übel zu nehmen. Bei ihnen kann man also nicht sagen: „Ländlich, sittlich", sondern „ländlich, unsittlich".

Iwan der Schreckliche fand die jüngere Tochter Calixt's, Eudoxia, so schön, daß er, obschon bereits

verheirathet und Vater mehrer Kinder, sich um ihre Liebe bewarb, Eudoxia aber war viel zu stolz, als daß sie die Maitresse eines Mannes geworden wäre, der, obschon Czar, in ihren Augen doch ihr an Abstammung nicht gleich kam. Iwan war auch nicht schön genug, um Eudoxia durch Liebe zu gewinnen. Sophia hingegen, die ältere Schwester, zeigte sich minder spröde und kokettirte mit dem Czaren so lange, bis sie ihn ihrer Schwester abwendig gemacht hatte.

„Glaubst Du," frug ihn Sophia eines Tages, „daß Deine Gattin Dich noch mit einem Kinde beschenken wird? Und wird dieses Kind, falls es ein Knabe werden sollte, Dein Reich erben?"

„Meine Gattin ist auch gegenwärtig in der Hoffnung und es hängt von mir ab, denjenigen zu meinen Thronerben zu ernennen, den ich unter meinen Kindern für den tauglichsten halte. Mein ältester Sohn Olaf ist es leider nicht und sein jüngerer Bruder eben so wenig, der erstere zieht das Lesen und Schreiben, welches er erst von den Leuten Deiner Nation gelernt, den ritterlichen Uebungen vor, der andere ist ein Schwächling. Mein Reich wird von seiner Größe verlieren unter ihrer Regierung, wenn ich frühzeitig sterben sollte. Ich hoffe übrigens noch lange genug zu leben, um einen Sohn so zu erziehen, daß er tauglicher zur Regierung werde, als sie."

„Die Söhne meiner Familie haben Griechenland viele große, sehr weise und sehr tapfere Männer gegeben," sagte Sophia. „Wie wäre es, wenn ich Dir einen Sohn gäbe, könntest Du ihn nicht zu Deinem Nachfolger ernennen? Wer dürfte es wagen, Deinen Willen nicht zu respectiren?"

„So lange ich lebe, gewiß Niemand, doch wer bürgt mir für Deines Sohnes Glück und Geschicklichkeit, die Russen unter seinem Scepter so fest zusammen zu halten, wie ich es thue? Meine Söhne Olaf und Wolodimir würden sich gegen ihn auflehnen und sie fänden unter den Russen Anhänger genug."

„Glaubst Du, daß die Mädchenkinder es eben so vermöchten wie Olaf und Wolodimir?" frug Sophia.

„Dies nicht. Die Russen würden einem Sohne, wenn er nur ein Windelkind wäre, eher huldigen als der klügsten, schönsten und muthigsten Frau, zumal wenn ich es so bestimmte," war Iwan's Antwort.

Sophia lächelte und brachte Iwan dahin, daß er seine Einwilligung dazu gab, daß, wenn seine Gattin ihn mit einem Kinde beschenkte, dieses für eines Sophia's ausgetauscht werden sollte. Sophia hatte die Ueberzeugung, daß jenes Kind, welches sie bereits unter dem Herzen trug, ein Knabe werden würde. Dies war ein Vorgefühl, eine Ahnung, sonst nichts, woher hätte sie sonst Gewißheit haben können?

Ihre Ahnungen hatten sie auch nicht getäuscht. Sie entband acht Tage nach der Czarin, die ebenfalls

einem Knaben Leben gegeben hatte. Die Verwechslung geschah, ohne daß Jemand davon wußte. Sophia hatte es verstanden, sich in die Gunst der Czarin, die von einem Liebesverhältnisse ihres Gatten mit der Griechin nichts ahnte, einzuschleichen und war, während die Wöchnerin das Bett hütete, beinahe immer bei ihr, sie verließ sie nur für einen Tag, jenen, an welchem sie das Herannahen der Katastrophe fühlte und besaß Kraft genug, sofort nach der Entbindung das Bett zu verlassen und zur Czarin zu eilen. Wie es Sophia überhaupt gelungen war, die Welt über ihren Zustand und über ihr Verhältniß mit dem Czaren zu täuschen, wäre schwer anzugeben. Es war dennoch so.

Somit war der Bastardsohn Sophia's und des Czaren der Thronfolger, mithin stammt die Nachkommenschaft Iwan's des Schrecklichen mütterlicherseits schon von einem griechischen Hause.

Es genügte aber Sophia nicht, ihr Kind in die Wiege eines Prinzen einzuschmuggeln; damit dieser Austausch niemals aufkomme und der Sohn der Czarin nicht einst erfahre, daß er um sein Erbe betrogen worden und dann als Kronprätendent auftrete, dachte sie bei ihm an das sicherste und kürzeste Mittel, um ihn für immer daran zu hindern. Sie vergiftete ihn.

Diese beiden Schandthaten sollten aber nicht ungerächt bleiben und zwar erstand aus der Schwester Sophia's, Eudoxia, eine Rächerin. Obschon ihre

Schwester sich ihr nicht mitgetheilt, erfuhr Eudoxia doch Alles und der Neid darüber, daß Sophia's Kind auf den Thron gelangt war, nagte an ihrem Herzen. Sie sah ein, welchen Fehler sie begangen, als sie des Czaren Liebe verschmäht, um jenen Preis, den Sophia erlangt, würde sie auch die Schande auf sich genommen haben.

Eudoxia war viel schöner als Sophia. Der Czar fand dies noch immer so, denn obschon er der erklärte Geliebte Sophia's war, suchte er stets Gelegenheit zum Alleinsein mit Eudoxia, die er mit seinen Liebesanträgen bestürmte, bis diese ihm erklärte, sie würde sich ihm nur dann ergeben, wenn er sie zur Czarin machte. Iwan war kein Mensch, den eine willkürliche Handlung schreckte. Eudoxia aber wollte ganz sicher gehen. Sie litt keinen Thronprätendenten und keine Nebenbuhlerin in der Macht, obschon sie sich wenig darum kümmerte, wem der Czar sein Herz anbot. Sie verstand es, Iwan in einer Weise zu reizen, daß dieser wie rasend in sie verliebt wurde. Sie ließ sich von ihm einmal im Bade überraschen und jede einzelne noch so kleine Gunstbezeugung, die sie ihm schenkte, wurde von ihm mit einem neuen Versprechen bezahlt, deren jedes in sich ein Verbrechen war. Iwan willigte in die Vergiftung seiner legitimen Gattin, seiner beiden Söhne und auch einer Tochter ein. Nur das Kind Sophia's wurde am Leben gelassen. Weshalb dieses geschont wurde, läßt sich nicht begreifen,

da die beiden Schwestern einander durchaus nicht liebten, ja Eudoxia vergiftete später auch Sophia, um Erbin ihres Vermögens zu werden, wie dies die testamentarische Verfügung ihres Vaters angeordnet hatte.

Demnach wurde Eudoxia Czarin. Sie blieb aber zeitlebens unfruchtbar und übertrug alle Liebe, wenn ein solches verbrecherisches Wesen überhaupt eines solchen Gefühls fähig ist, später auf ihren Neffen.

Die Verbrechen und Scandale in dieser Familie hatten aber noch immer kein Ende erreicht. Auch der Bruder Sophia's und Eudoxia's stand seinen Schwestern und Schwager an Schlechtigkeit nicht nach. Er hatte eine Tatarin, die Tochter eines Verwandten der vergifteten Czarin geheirathet. Dieses Weib liebte ihren Mann nicht, sie wurde aber vom Czaren und von ihrem eigenen Vater zu dieser Ehe gezwungen, indeß ihr wirklicher Geliebter vor ihren Augen ermordet ward. Aximene, so hieß das Weib des Griechen Phocas Palivez, verfluchte ihre eigenen Nachkommen und da Gift ein unter den Russen und Russinnen sehr oft gebrauchtes Mittel war, um sich von seinen Feinden zu befreien, so hatte sie davon ihrem Gatten auch gegeben, doch nur in so kleiner Dosis, daß er daran nicht starb, sondern nur gefährlich erkrankte und selbst als er genas, verlor er von Zeit zu Zeit den Gebrauch seines Verstandes und geberdete sich wie ein Tobsüchtiger.

Aximene hatte ihm einen Sohn geboren. Dieser

hatte von seinem Erzeuger die Krankheit geerbt, die sich während seiner Kindheit in Symptomen der fallenden Sucht, später, nach erreichtem 20. Lebensalter, in Trübsinn und zeitweiliger chronischer Geistesabwesenheit, nach zurückgelegtem 50. Jahre in vollkommenen Wahnsinn bekundete. Die Nachkommen dieser Familie, von denen noch Einige zu Ende des verflossenen Jahrhunderts gelebt, fielen alle derselben Krankheit zum Opfer, indeß die Letzte der Palivez — da die männliche Linie im Jahre 1769 erloschen war — selber an Gift starb, welches ihr von einer Tatarin gegeben worden war.

VI.

Die Abkömmlinge Iwan's des Schrecklichen. — Die Familie Romanow. — Alexis. — Ermordung und Aufstand der Strelitzen. — Sophia und Peter in der Kirche. — Peter schickt seine Mutter und seine Schwester ins Kloster. — Seine Bekanntschaft mit Le Fort. — Charakter des Czaren Peter. — Czar Peter als Schiffszimmermannslehrling in Saardam. — Sein und Golowin's verliebtes Abenteuer mit der Tochter des Schiffsmeisters. — Seine Reisen. — Neuer Aufstand der Strelitzen. — Peter's Grausamkeit. — Krieg gegen Schweden. — Katinka, die Tochter des Schulmeisters von Marienburg. — Sie besticht den Groß-Vezier. — Gründung von St. Petersburg. — Verschwörung des Fürsten Amilka. — Mentschikoff und Natalie Chuwanski. — Serdjukow. — Tod des Czaren Peter. — Seine Wittwe Katharina I.

Von dieser verbrecherischen Familie, denn der Thronfolger Iwan's des Schrecklichen war ein im Ehebruche gezeugter Bastard, stammen noch einige Mitglieder jener Dynastie, die erst dritthalb Jahrhunderte später den Titel eines Czaren mit dem eines Kaisers gleichbedeutend machten.

Ich übergehe hier die Hofscandale unter den nachfolgenden Herrschern, namentlich die eines Boris Gudunow, der sechs falschen Demetriusse, deren einer mit Hülfe der Polen beinahe den Thron bestiegen hätte, würde nicht der an seiner Geliebten Mafra verübte Verrath durch einen von ihr begangenen gerächt worden sein, denn sie war es, die die Russen darüber aufklärte, daß Demetrius ein Betrüger und von sehr niederer Herkunft war.

Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auch dem Rebellen Radzin, der sich ebenfalls für einen Czarensohn ausgab und eine große Armee sammelte, so daß er schon die Hauptstadt bedrohte, als sich das Kriegsglück plötzlich gegen ihn wandte und er um die ersehnten Hoffnungen auf den Thron und um sein Leben kam. Auch er wurde von einem Weibe verrathen, seiner eigenen Gattin Suranna, die er für ein lithauisches Mädchen, in das er sich verliebte, verstieß. Suranna eilte zum Feldherrn der russischen Regierungstruppen, theilte ihm Details über die Stärke und Aufstellung des Heeres ihres Gatten mit, so daß dieser geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet wurde.

So kam denn die Macht in die Hände der Familie Romanow, die, obschon sie sich für eine vollblutrussische hält, doch auch eine Beimischung anderer Nationalitäten in sich hat, ja, wenn man die Reinheit der Race genau untersucht, wird man finden,

daß sie eigentlich nur eine Mischung von mongolischem und griechischem Blute ist.

Nach der Ermordung des Czaren Alexis durch die Strelitzen, als der zukünftige große Beherrscher aller Reußen kaum erst acht Jahre zählte, war Alexis' Wittwe Sophia eine Zeit lang Regentin der Russen während der Minderjährigkeit Peter's. Sie hatte im kritischsten Momente so viel Energie, Muth und Gegenwart des Geistes gezeigt, daß sie ihr und ihres Sohnes Leben dadurch rettete. Diesem Muthe hatte sie es auch zu danken, daß sie sich über alle Hindernisse hinwegschwang. Man hatte beschlossen, sie und den Thronfolger zu ermorden. Sie war mit diesem in die Hauscapelle des Kreml geflohen, die Strelitzen verfolgten sie bis an den Altar, sie aber hob den Kelch mit dem Leibe Jesu auf und hielt ihn gleich wie als Schild den Meuterern entgegen, so daß sie in die Kniee sanken und ihr und ihrem Sohne nicht näher zu treten wagten. Mittlerweile war es auch einigen ihrer Anhänger gelungen, sich einen Weg durch die Reihen der Aufrührer zu bahnen und sie zu schützen, so daß Sophia einstweilen von den Rebellen Nichts mehr zu fürchten hatte.

Ihr Sohn lohnte aber ihre Aufopferung und Liebe zu ihm sehr schlecht. Peter war schon als Knabe von elf Jahren so eigenwillig, daß seine Mutter nichts mit ihm auszurichten im Stande war, seine Schwester aber, die die Unarten des Knaben,

mit welcher er sie sehr oft beleidigte, nicht dulden wollte, bestrafte ihn einmal mit einem Backenstreich, den ihr Peter niemals verzieh.

Er ging zu seinen vormaligen Feinden, den Strelitzen, wiegelte sie gegen seine Mutter auf und ließ sich mündig erklären, dann aber schickte er, um jeder Controle los zu sein, Mutter und Schwester in ein Kloster, wo sie nicht viel besser behandelt wurden, als ob sie Gefangene gewesen wären.

Einer seiner ersten und ältesten Günstlinge war der französische Officier Le Fort, den Sucht nach Abenteuern und die Hoffnung, unter einem nichtcivilisirten Volke eher sein Glück machen zu können, als in einem Lande, wo es viele militairische Capacitäten gab, nach Rußland getrieben hatten. Er erzählte dem jungen Czar so Vielerlei von den Sitten, Gebräuchen, von der Organisation der Heere, den ungeheuren Flotten und Ansehen des französischen Hofes, daß Peter einzusehen begann, wie Rußland noch sehr weit hinter allen übrigen Staaten Europas stand. Er hatte sich aber vorgenommen, sein Vaterland eben so reich, so mächtig und blühend zu machen wie die übrigen Staaten, um aber dies auszuführen, brauchte er selber Erfahrungen zu machen.

Czar Peter der Große ist eine jener Erscheinungen in der Geschichte, von denen man nicht sagen kann, daß sie böse oder gute Genien der Welt waren. Europa hat es der Energie und Wißbegierde Peters

zu danken, daß es in einer ewigen Angst vor dem russischen Koloß lebt. Dies ist gewiß nicht angenehm für den civilisirteren Theil Europas. Selbst die Russen danken Peter nur den Glanz, nicht aber irgend eine glückliche Existenz. Die Russen sind als Unterthanen unter allen Völkern Europas die unglücklichsten und zwar um so mehr, weil sie dieses Unglück nicht fühlen, sie folglich an den schlimmen Zuständen, die sie drücken, nichts verbessern werden. So paradox auch dieser Satz erscheinen mag, daß ein Volk, welches sein Unglück nicht fühlt, gerade deshalb am unglücklichsten ist, so bleibt er nichtsdestoweniger richtig. Hält man nicht auch unter den Menschen die Cretins und Irrsinnigen für die unglücklichsten Geschöpfe, weil bei ihnen der göttliche Funke, die Erkenntniß der Wahrheit, der Verstand getrübt ist? Wenn dies bei Einzelnen steht, um wie viel mehr muß es bei Völkern stehen.

Czar Peter war in seiner Art eben so groß, wie viele Eroberer der älteren Zeit, die überall Blutspuren und Fesseln hinter sich ließen. Attila, Alarich, Dschengis-Chan und andere Eroberer hatten es auch nicht besser gemacht, sie hatten aber die Civilisation unter ihrem Volke nicht eindringen lassen. Ob sie dabei weise gehandelt, will ich weder bestreiten noch behaupten.

Der oben angeführte Ausspruch auf die Russen paßte auf Niemanden so sehr, wie auf Czar Peter, bei diesem war es kaum nothwendig zu kratzen, so trat

der Tatar oder vielmehr Barbar gleich heraus, wie es auch bei allen seinen Nachkommen, außer vielleicht Alexander I., der Fall war. Czar Peter war nicht nur streng, sondern grausam, diese Grausamkeit lag in seinem Naturell, wie die Rohheit und es kostete ihn stets viel Ueberwindung, wenn es ihm die Politik so gebot, höflich und milde zu sein.

Es steckte in ihm ein schwacher Keim von Wißbegierde, die aber nicht in der Liebe zu den Wissenschaften oder in dem Wunsche, sein Vaterland groß und glücklich zu machen, fußte, sondern in seiner unbegrenzten Eitelkeit, sich einen Namen zu machen und in seiner noch größeren Habsucht, die ihn trieb, die Grenzen seines Reiches noch weiter auszudehnen, als sie Iwan der Schreckliche ausgedehnt hatte.

Peter wußte sehr gut, wenn er Neuerungen in der Industrie und hauptsächlich in seiner Armee einführen wollte, es kaum genügte, sich aus dem Auslande Fachmänner und Militairs holen zu lassen. Wer sollte es in Rußland beurtheilen, ob diese Fachmänner und Militairs auch wirklich solche Leute waren, die Fähigkeiten genug besaßen und auch dem barbarischen Czar und seinem Volke treu dienen würden? Es war schon öfters der Fall, daß solche Leute die Erfindungen ihres Vaterlandes nicht nach dem Auslande verpflanzen wollten, sondern lediglich nur aus Eigennutz dahin kamen.

Peter erkannte es bald, nachdem er mehrere

Bücher über Staatswissenschaften und die Werke des Polibius' und Vauban's durchgeflogen, daß ihm der Inhalt eben so unverständlich blieb, als wenn es chaldäisch geschrieben gewesen wäre, von Mathematik und Trigonometrie hatte er aber nicht den schwächsten Begriff. Alles dies theoretisch durchzumachen, dazu fehlte es ihm an Lust und an Geduld, er gerieth auf den Gedanken, nur das Praktische in der Mechanik, namentlich in der Schiffsbaukunst, zu erlernen. Er wußte aus der Geschichte, wie sich Völker aus ihrer primitiven Rohheit und Unwissenheit nur durch den Handel emporgehoben und mächtig geworden waren, denn der Handel sichert den Völkern Reichthum und mit Reichthum läßt sich alles Uebrige erobern. Vor Allem war es also nothwendig, eine Marine zu schaffen.

Zu jener Zeit waren die Holländer als die ersten Schiffsleute der Welt bekannt. Peter also verließ sein Reich und begab sich incognito nach Holland, namentlich nach Saardam, wo er als Lehrling bei einem Schiffszimmermann in den Dienst trat. Hier ist es einzig, wo Peter Größe gezeigt hat, denn er blieb mehrere Monate über ein Jahr hier, arbeitete wie der gemeinste Handlanger, ließ sich von seinem Meister, wenn er Etwas ungeschickt gemacht hatte, ausschelten, lebte ziemlich dürftig, obwohl es ihm an Geld nicht mangelte. Er mußte es aber verheimlichen, damit er aus seinem Incognito nicht herausfalle. Dieses

wurde endlich doch errathen. Es kam weder durch ihn, noch durch Le Fort, der ihn überallhin begleitete, heraus, sondern durch den jungen Golowin, den der Czar ebenfalls mit sich nach Saardam genommen und genöthigt hatte, als Lehrling bei einem Seiler einzutreten und das Handwerk zu erlernen.

Peter hatte sich in die Tochter des Schiffsmeisters, bei dem er arbeitete, verliebt und da er ein hübscher Mann war und auch einige Feinheit sich angeeignet hatte, die bei den schlichten Holländern viel auffallender war, als sie es bei Franzosen oder Italienern gewesen wäre, so fehlte es ihm nicht sie zu erobern. Peter war aber nebenbei auch für den jungen Golowin sehr eingenommen und einige Memoiristen, ja sogar Geschichtsschreiber behaupten, Peter habe mehr Geschmack für Jünglinge als für Jungfrauen gehabt und daß sowohl Golowin wie später Mentschikoff diesem Geschmacke des Czaren ihr Fortkommen zu danken hatten. Solche Männer giebt es genug und es hat immer welche gegeben seit Urzeiten, die es mit keinem der Geschlechter verderben wollten. Zufälligerweise hatte Golowin die Tochter des Schiffszimmermannes auch hübsch gefunden und das Mädchen fand in ihrem Herzen Raum für zwei Liebhaber.

Das Liebesverhältniß zwischen diesen drei Personen hatte aber seine Folgen. Die Tochter des Schiffszimmermannes fühlte sich Mutter, ohne be-

stimmt angeben zu können, welchen ihrer beiden Geliebten sie als Vater des Kindes betrachten müsse. Golowin theilte ihr nun mit, wer Peter der Schiffslehrling eigentlich sei, damit sie keinen Lärm schlagen möge. Das Mädchen bezeichnete demnach ihn als Urheber einer noch nicht zum Licht des Tages beförderten Existenz. So gut man für Madame Montespan einen Mann gefunden hatte, der den Bastarden Ludwig's XIV. einen Namen gab, so war es auch hier der Fall. Ein dritter Geliebter wurde gefunden, gegen den sich das Mädchen eben so gefällig zeigte, wie gegen den Czaren und Golowin und ihm wurde der neue Weltbürger aufgebürdet. Bei der Taufe des Kindes warf dann Peter sein Incognito von sich und band dem Kinde seiner ephemeren Leidenschaft ein schönes Präsent in das Taufkissen, so daß es einen tüchtigen Mann brauchte, der es mit dem Golde nach Hause nehmen konnte, denn es enthielt nicht weniger als 6000 Stück Dukaten.

Von Holland führte ihn sein Weg nach Frankreich, namentlich nach Paris, wo er zuerst mit der feineren Welt bekannt wurde. Obschon er auch hierher nur incognito gekommen, wußte es doch beinahe Jedermann wer er sei und man empfing ihn überall mit echt französischer Zuvorkommenheit und Höflichkeit. Später ging er nach England und endlich über Deutschland zurück in seine Heimath. Daß er in den meisten Städten, wo er sich aufhielt, auch Liebes-

abenteuer hatte und hie und da auch Andenken seines Dortverweilens zurückließ, ist ziemlich bekannt, doch hatte er kein einziges Liebesverhältniß mit Damen höheren Ranges, seine etwas derbe und gemeine Natur zog ihn mehr zu den tiefer stehenden Schichten des Volks herab.

Die größte Freude hatte er an jenem Schiffe, an welchem er selber gearbeitet und welches er, als es vom Stapel gelaufen war, für sich, als ersten Kern jener Kriegsmarine ankaufte, die er zu gründen sich vorgenommen. Es war ein Linienschiff dritten Ranges mit 64 Kanonen. Er schickte es nach Archangel, wo er wohnen wollte und es für seine zukünftige Residenz bestimmte. Von diesem Plane kam er jedoch später zurück. Archangel liegt zu weit nördlich, paßte also nicht für eine Hauptstadt. Moskau wollte er nicht als Residenz mehr behalten, er verband mit dieser Stadt viele unangenehme Erinnerungen. Es war der Sitz der rebellischen Strelitzen, auch befanden sich seine Mutter und Schwester ebenfalls hier im Kloster, er wollte also so weit wie möglich von ihnen wohnen. Daher gerieth er auf den Gedanken, Archangel zum Sitz der Regierung zu erheben.

Er reiste später nach Wien, wo er aber gezwungen war, sein Incognito abzulegen, da er mit der kaiserlichen Polizei, zufolge eines Attentats auf die Keuschheit eines Mädchens in einen Conflict gerieth und von derselben beinahe arretirt worden wäre.

Von hier wollte er nach Italien reisen, doch ein unter den Strelitzen neuerdings ausgebrochener Aufstand nöthigte ihn zur Heimreise. Die Grausamkeit, mit welcher er gegen die Meuterer verfuhr, findet wenig Beispiele ihres Gleichen in der Weltgeschichte, denn die Leute wurden sämmtlich entweder erschossen oder gerädert und Peter selbst machte sich das Vergnügen, Einigen dieser Unglücklichen den Kopf abzuschlagen und sie höchst eigenhändig mit der Knute zu hauen.

Peter ließ aus England, Dänemark, Holland, Italien, Frankreich und Deutschland Handwerker, Künstler und Colonisten holen, um Schulen, Fabriken und andere Institute zu errichten. Mit der Marine aber, die er geschaffen, konnte er nicht weiter, da jene Provinzen und Meere, wo sich dieselbe hätte ausdehnen können, Schweden angehörten. Er hatte sich also vorgenommen, von diesem Reiche so viel wegzurauben, als er gerade nothwendig brauchte, daß sich seine Schiffe dort herumtummeln konnten. Er fiel in das Nachbarreich ein, doch erlitt er gleich in der ersten größeren Schlacht — bei Narwa — eine so fürchterliche Niederlage, daß er sich in größter Eile zurückzog. Es war sein Glück, daß Carl XII. von Schweden anderwärts auch Krieg führte und Peter nicht in das Innere seines Reiches verfolgte, dieser hatte also Zeit, eine neue Armee zu recrutiren, da die erste beinahe ganz aufgerieben war.

Peter begann den Krieg gegen Carl XII. von Neuem, eroberte die Provinz Ingermannland und gründete hierselbst die zukünftige Hauptstadt seines Reichs, St. Petersburg. Carl war aber nicht der Mann, der eine Provinz so leicht hergegeben hätte. Er griff Peter neuerdings an und nachdem der Krieg eine Zeit lang mit wechselndem Glück geführt wurde, gelang es endlich den Russen, eine Schlacht zu gewinnen. Es war die bei Pultawa, in welcher auch Carl XII. verwundet wurde und sich zurükziehen mußte. Peter verfolgte ihn bis nach der Türkei.

Die Russen hatten nicht daran gedacht, daß der Ruf Carl's XII. ein so großer sei, daß sich jeder Staat für glücklich hielt, mit ihm eine Allianz schließen zu können. So verbanden sich auch die Türken mit den Schweden und machten dann Fronte gegen die Russen. Dies geschah am Pruthflusse, wo Peter beinahe in Gefangenschaft gerieth.

Die Art und Weise, wie der Czar und seine Armee durch Katinka, die damals schon mit Peter insgeheim getraut war, gerettet wurde, ist ziemlich bekannt. Meyerbeer hat diese Episode aus dem Leben Peter's in seiner Oper „der Nordstern" verewigt.

Der Czar hatte die Bekanntschaft der Tochter des Schulmeisters schon vorher gemacht. Sie war die einzige Person, die diesen rohen Menschen zu behandeln verstand, sie brachte ihn dahin, daß er ihr die Ehe versprach. Es reute ihn später sein Ver-

sprechen, doch konnte er nicht mehr zurücktreten, weil sie ihn mit einer eisernen Geduld und Beharrlichkeit daran mahnte. Sie war ein sanftes Wesen, die die Thränen so in ihrer Gewalt hatte, daß sie weinen konnte, wann es ihr einfiel. Es ist gewiß, daß weinende und seufzende Weiber viel stärker sind, als die zänkischsten Harpyen und selbst viel stärker als Koketten. Sie setzte der Rohheit Peter's ihre Sanftmuth entgegen und das Felsenherz des Czaren wurde durch die Seufzer und Thränen so weich und mürbe, daß er ihr endlich nachgab und sie heirathete. Man darf also aus der Handlung Kantinka's am Pruth nicht mehr machen, als die Handlung werth war. Sie hatte allen Schmuck, den sie doch nur von ihrem Gatten erhalten, denn sie hatte als arme Schulmeisterstochter kaum mehr als einen Thaler werthen Ring besessen, zusammen gepackt, ging ins Lager des Groß-Veziers, den sie zu einem Verrath an seinem Monarchen, an seinem Vaterlande und an seinem Verbündeten verleitete, indem sie ihn bestach, so daß derselbe Peter durchschlüpfen ließ. Welche Folgen diese Untreue des Groß-Veziers hatte, ist unberechenbar. Man kann behaupten, daß nicht nur Schweden und die Türkei, sondern ganz Europa noch gegenwärtig die Opfer dieses Verrathes sind. Wenn man bedenkt, daß Peter's Carrière am Pruth geendet haben würde, dann mag man eine Folgerung ziehen auf die späteren Ereignisse.

Daß Carl XII. auf den Groß-Vezier wüthend

war, läßt sich leicht begreifen. Er zog aber den Kürzeren, denn dieser hatte es verstanden, sich bei dem Sultan rein zu waschen und alle Schuld auf Carl's Eigensinn und heftiges Temperament zu schieben, so daß die Türken ihren Verbündeten später im Stiche ließen und Carl XII. nur die Ueberreste seines Heeres aus der Türkei nach Schweden zurückbrachte.

Als Peter endlich nach Hause kam, legte er den Grundstein zu seiner zukünftigen Residenz St. Petersburg. Kaum hatte er sich indessen von seinen Strapazen erholt, als eine neue Verschwörung wider sein Leben ausbrach. Die Verschwornen waren zumeist Mitglieder der hohen Aristokratie, die Fürsten Amilka und Ossodar, ferner die verwittwete Gräfin Chuvanski, Tochter des Fürsten Amilka, endlich aber der Senator Massalski. Ihre Absicht war, Peter zu ermorden und eine Monarchie auf einer anderen Basis als diejenige Peter's gewesen, zu gründen. Die Aristokratie wollte auch ihre Vorrechte genießen. Es war so wie in England, in Polen und in Ungarn, ja sogar in Deutschland, daß eine Constitution nur die Rechte des Adels sichern sollte, an die niederen Schichten des Volkes dachte Niemand. Den eingefleischten Russen war es ein Dorn im Auge, daß alle Anstellungen, sowohl im Civil- wie im Militärfache nur Ausländern gegeben wurden oder höchstens solchen Russen, die eine ausländische Bildung hatten, oder von dem Czaren aus anderen Gründen begünstigt wurden.

Zu diesen Letzteren gehörte namentlich Mentschikoff, der aus einem Pastetenbäckerjungen Marschall und Fürst geworden war. Welches intime Verhältniß zwischen dem Czaren und Mentschikoff bestand, davon wußte man nicht, oder wenn man es auch ahnete, so konnte es nicht leicht bewiesen werden. Es handelte sich unter den Verschwörern hauptsächlich darum, auch Mentschikoff für ihre Partei zu gewinnen. Dies war aber eine sehr schwierige Aufgabe. Für Russen war es doch nicht unmöglich, sie auszuführen, da es sich nur darum handelte, den Fürsten Mentschikoff gegen den Czaren aufzubringen, indem man ihm bei seiner schwächsten Seite, seiner Leidenschaft für die Gräfin Natalie Chuvanski packte.

Der Senator Massalski hatte in seinen Diensten einen Mulatten, Namens Jeffreys, aus West-Indien, einen außerordentlich abgefeimten und geschickten Jungen, der besonders in dem Nachahmen jeder Handschrift es so weit gebracht hatte, daß selbst Diejenigen, deren Handschrift er gefälscht hatte, diese Fälschung nicht erkannten. Bis jetzt hatte er noch wenig praktischen Gebrauch von seiner Geschicklichkeit gemacht, dieses Talent sollte aber nicht lange mehr brach liegen. Massalski besaß mehre Autographbriefe des Czaren, die dieser noch zu einer Zeit geschrieben, als Massalski sein Cabinetschef gewesen. Er ließ sie durch Jeffreys copiren, sagte ihm zugleich, er möge die Handschrift genau nachahmen. Die Copie war eine so vollkommene,

daß als sie ihm der Mulatte zurück gab, sein Ansteller das Original von der Abschrift nicht im Stande war zu unterscheiden. Die Geschicklichkeit seines Dieners benutzte Massalski dazu, um durch ihn einen Brief in des Czaren Handschrift an Natalie Chuvanski schreiben zu lassen, in welchem eine Anspielung auf ein bestandenes Liebesverhältniß zwischen dem Czaren und der schönen Dame geschah. Der Brief schloß mit den Worten: „Dies soll Sie, schöne Gräfin, nicht hindern, Ihre Hand Mentschikoff zu reichen. Selbst wenn er es erführe, Sie haben mir Ihre Liebe geschenkt, wird er sich glücklich schätzen, mich zu seinem Vorgänger gehabt zu haben."

Es ist gewiß, daß zwischen dem Czaren und der Gräfin ein solches Liebesverhältniß bestanden hatte, ja, daß sich sowohl Amilka wie seine Tochter der Hoffnung hingaben, er würde sie heirathen, er machte aber diesen Berechnungen dadurch einen Strich in die Quere, daß er Catharina, die Tochter des Schulmeisters von Marienburg heirathete. Daher stammte auch der Zorn des Fürsten Amilka und seiner Tochter. Mentschikoff allein wußte von Allem kein Wort.

Eines Abends wurde er vom Fürsten Amilka zum Abendmahl eingeladen. Es war gerade das Verlobungsfest für diese Gelegenheit festgesetzt. Man trank dem Marschalle fleißig zu und Massalski kam auf die verliebten Abenteuer des Czaren zu sprechen. Er drehte das Gespräch dann auf Natalie Chuvanski

und sagte, wie es wenig gefehlt, daß sie nicht Czarin geworden. Sie hätte nicht so bald den Bitten des Czaren Gehör schenken sollen. Amilka und Ossodar secundirten dem Senator, Mentschikoff aber behauptete, ein solches Verhältniß könne niemals bestanden haben. Er berief sich auf die Gräfin selber, diese sagte, der Czar habe ihr wohl den Hof gemacht und ihr versprochen, er würde sie heirathen, doch sie vermochte es nicht gegen einen Mann Liebe zu heucheln, der gegen seine Freunde eben so perfid ist, wie gegen Damen indiscret. Nach vielem Hin- und Widerreden, sagte sie, der Czar habe gesagt, daß er für Mentschikoff eine eigene Leidenschaft in sich verspürt hatte, deshalb lohnte er seine Dienste so reichlich. Mit einem Worte, Natalie von einer Seite und Massalski mit dem gefälschten Briefe, der aber mit den Aussagen der Dame in Widerspruch stand, so daß sie den Czaren für einen Lügner erklärte und Mentschikoff versicherte, dieser Brief sei nur deshalb so geschrieben, um sie in seinen Augen zu erniedrigen, deshalb habe man denselben nicht an seine Adresse gelangen lassen, brachten es endlich so weit, daß Mentschikoff zu den Verschwornen übertrat und ihnen versprach, er würde den Czaren gefangen nehmen.

Die Verschwornen würden ihr Werk auch ausgeführt haben, hätte nicht der Graf Serdjukow, der selber in der ersten Strelitzenverschwörung mitbetheiligt gewesen und als er sich wahnsinnig stellte, um der

Todesstrafe zu entgehen, von Czaren dazu verurtheilt wurde, als Hofnarr zu dienen, einen Lärm geschlagen, als Massalski und Ossodar sich bereits im Palaste befanden und nur noch Mentschikoff mit seinen Soldaten erwarteten. Der Czar wurde durch den Lärm, den Serdjukow machte, geweckt und trat aus seinem Zimmer, ehe Mentschikoff angekommen war. Peter und Serdjukow fielen über Massalski und Ossodar her, diese wurden von ihnen verwundet und gebunden, dann aber der Wache übergeben.

Als Mentschikoff mit seinen Leuten ankam, sah er es im ersten Augenblicke was geschehen, war aber so geschickt die Sache so zu wenden, daß er den Czaren glauben machte, er sei einzig nur deshalb gekommen, um ihn zu retten, daß er nur zum Schein an der Verschwörung theilgenommen, ja er war perfid genug, seine Geliebte Natalie Chuvanski selbst in Stich zu lassen.

Ob Peter Alles, was ihm Mentschikoff erzählte und vorlog, glaubte oder nicht, ist gleichviel, es scheint doch, daß er es that, denn Mentschikoff wurde während des Prozesses wider die übrigen Verschwornen nur als Zeuge vorgerufen und Natalie an die Richtstätte geführt. Sie mußte der Hinrichtung ihres Vaters, des Fürsten Ossodar, Massalski's und Jeffrey's beiwohnen, als man ihr aber die Binde an die Augen legte, kam ein kaiserlicher Courier an, der ihre Begnadigung brachte, sie war durch die Todesängsten sattsam bestraft worden.

Der Czar drang jetzt mehr als je darauf, daß Mentschikoff Natalie heirathe, was wohl auch der Vermuthung Raum giebt, daß er seinem Marschall doch nicht Alles geglaubt und daß er ihn gerade durch diesen Heirathszwang bestrafen wollte.

Am besten bei dieser Gelegenheit kam Serdjukow weg, der Czar begnadigte ihn nicht nur gänzlich, sondern ernannte ihn sogar zum Gouverneur von Ingermannland.

Peter war sogar von solchen Fehlern nicht frei, die man sonst bei gekrönten Häuptern kaum findet. Ein solcher Fehler war, daß er nicht nur leidenschaftlich spielte, sondern beim Spielen auch betrog. Um dies recht geschickt machen zu können, nahm er Unterricht im Escamotiren von einem sehr geschickten Taschenspieler, bis er die Volte sehr gut zu schlagen verstand.

Er war auch einer der größten Esser seines Jahrhunderts, trank aber verhältnißmäßig weniger, als die Herren in Rußland gewöhnlich zu trinken pflegen.

Auch in seinen übrigen Leidenschaften verstand er es nicht, sich zu mäßigen und wäre Catharina nicht so außerordentlich geschickt in seiner Handhabung und seinem Lenken gewesen, er würde wahrscheinlich das Beispiel Heinrich's VIII. an ihr nachgeahmt haben. Zu seinen Leidenschaften gehörten namentlich Eitelkeit, Rachsucht und Zorn. Wenn er in Wuth gerieth, kannte er sich selber nicht. Er maulschellirte seine

Minister und Generale, so daß jedes Ehrgefühl in ihnen aussterben mußte.

Eines Tages hatte eine Hofdame bei einer Aeußerung des Czaren, die etwas sehr Absurdes betraf und sehr unschicklich war, ein schwaches Verziehen des Mundes nicht verbergen können. Der Czar hatte es wahrgenommen und war darüber so aufgebracht, daß er sie augenblicklich arretiren ließ und am nächsten Morgen sollte sie auf öffentlichem Markte die Knute erhalten, blos deshalb, weil sie es gewagt hatte, die geheiligte Person des Czaren durch ihr satyrisches Lächeln zu beleidigen. Die Dame war jung, schön und sehr zart, sie würde diese fürchterliche Strafe nicht überstanden haben. Die Kaiserin Catharina legte für sie bei ihrem Gatten eine Bitte um ihre Begnadigung ein. Peter war in so gereizter Laune, daß, als die Kaiserin sich durch sein standhaftes Verweigern ihrer Bitte nicht abweisen ließ, er mit der geballten Faust einen großen Spiegel zerbrach und, indem er dies that, ausrief: „Sehen Sie, Madame, so vernichte ich Sie, wie diesen Spiegel, wenn Sie es wagen, eine andere Meinung zu haben als ich.“ — „Dann werden Euer Majestät die schönste Zierde Ihres Palastes vernichtet haben,“ entgegnete Catharina ruhig, ihn mit ihren Augen, die wie gewöhnlich in Thränen schwammen, schmerzlich und liebevoll betrachtend. — „Nein, Katinka, meinen besten Schmuck will ich nicht zertrümmern. Schade um den Spiegel,

er kostet mich zwei hundert Rubel. Geh, bringe ihr die Begnadigung." Hierauf setzte er sich an den Schreibetisch und fertigte die Begnadigung der Hofdame aus.

Der Czar hatte für nichts so viel Vorliebe, als für Schiffe überhaupt, die Eitelkeit war dabei auch im Spiele, weil er hier die Fehler an dem Baue leichter erkennen konnte, als sonst bei anderen Gegenständen. Er pflegte dann darüber zu sprechen, an wie vielen Schiffen er gezimmert und wie ihn sein ehemaliger Meister zu Saardam gerne gehabt.

Dieser Leidenschaft für Schiffe hatte er auch seinen Tod zu danken. Er sprang nämlich in's Wasser, um ein dem Untergange nahes Schiff zu retten oder retten zu helfen, da er sah, wie sich die Leute schwer entschlossen in's Wasser zu springen. Dies zog ihm eine Erkältung zu, an deren Folgen er im Jahre 1725 starb.

Seine Wittwe überlebte ihn noch mehre Jahre. Trotz ihrer Liebe zu ihm, war sie ihm doch nicht immer treu geblieben. Wenn er zuweilen Monate lang von Hause abwesend war, dachte sie daran, sich über ihre Strohwittwenschaft trösten zu lassen. Sie fand auch unter den Gardeoffizieren Leute genug, die einen halben Wink verstanden und ihr jenen Trost reichten, wie sie ihn verlangte.

Die nachherigen Günstlinge dieser Kaiserin — deren Zahl eben keine unbeträchtliche war, dankten

es zumeist ihrer Galanterie gegen sie, daß sie zu den höchsten Stellen in der Armee avancirten. Dies ist ihr übrigens kaum mehr übel zu nehmen, da Peter sich mit ihr in den letzten Jahren seiner Ehe wenig abgab.

Catharina regierte noch einige Jahre nach dem Tode ihres Gatten über Rußland, und ihre Unterthanen fanden sie so mild und gutherzig, daß sie darüber ihre niedere Herkunft vergaßen. Sie hatte auch die Russen an die Weiberregierung gewöhnt, der sie sich ehedem nicht gerne fügten.

VII.

Die vier Nachfolgerinnen Peter's des Großen. — Catharina I., Anna, Elisabeth. — Ermordung des Großfürsten Iwan im Gefängnisse. — Welchen Antheil Elisabeth an seiner Ermordung hatte. — Catharina II. — Ermordung ihres Gatten Peter's III. — Wie sie seine Ermordung veranlaßt. — Die Geliebten Catharina's II. — Lantzkoi. — Seine Krankheit und sein Tod. — Plato Subow. — Das Taschentuch der Kaiserin. — Orloff und Potemkin. — Golowin und Mamanoff. — Ihre Vertrauten: Dr. Sidow, Bankier Arendsohn, Yates und Lesseignier. — Die Fürstinnen Apraxin und Daschkoff. — Probierstein der Kaiserin. — Poniatovski als König von Polen. — Pugatscheff und Kazarin. — Perfidie Catharina's. — Der Hercules Wodzazek. — Er ißt das Mahl von zwölf Personen.

Ohne mich bei den drei Nachfolgerinnen Peter's des Großen lange aufzuhalten, werde ich von einer Dame sprechen, die in den Scandalgeschichten einen hervorragenden Platz einnimmt; ehe ich jedoch auf sie komme, darf ich es nicht versäumen, auch ihrer Vorgängerinnen zu erwähnen, namentlich der Czarin Elisabeth, die eben auch kein solches Leben führte, daß man es nicht rügen dürfte.

Viele Reiche haben das Unglück, daß auf einen energischen Monarchen eine ziemlich lange Reihe schwächlicher und untauglicher Regenten folgte. Rußland zählt namentlich zu diesen. Anstatt Männern, folgten vier Frauen hintereinander Peter dem Großen. Seine Wittwe Catharina I., von der ich schon im vorhergehenden Capitel genug gesprochen, die ich also nicht mehr erwähnen will, und Anna, von der man ebenfalls nichts sagen kann. Sie gehörte zu jenen Fürstinnen, die gleich einem Sternschnuppen nur für einen Augenblick sichtbar sind, so lange ihre momentane Bewegung währt, um dann in dem nächtlichen Horizont spurlos zu verschwinden, so daß man kaum weiß, ob sie ein Körper, ein Ausfluß eines Körpers oder nur ein schwacher Schein und eine Illusion gewesen

Viel merkwürdiger als Anna's und Catharina's I. Regierung war diejenige Elisabeth's. Nicht als ob sie selbst entweder ein besonderes Genie gewesen, oder als ob unter ihrer Regierung sich für Rußland denkwürdige Ereignisse zugetragen hätten, sondern weil ihre Regierung mit einem großartigen Scandale begann und sie auf ihrer Seele eine große Schuld vor dem ewigen Richter zu verantworten hat.

Der legitime Thronfolger wäre eigentlich der Großfürst Iwan gewesen. Dieser war aber nicht viel besser als ein Cretin und zur Regierung durchaus untauglich. Daß es für manchem Menschen an-

genehmer ist, wenn ein schwacher Regent über einem Staate steht, als wenn ein energischer herrschte, ist leicht begreiflich, weil dann seine Umgebung regiert und nicht nur für sich gewisse Vorrechte sichert, die sie auf ihre Nachkommen vererben kann, sondern weil neben den Vorrechten auch noch andere große Vortheile für sie erwachsen und sie sich Reichthümer sammeln, wie dies überall der Fall war, wo es schwache Regenten gab. Rußland gab den Beweis seiner Barbarei auch dadurch, daß man dort eben so wie in der Türkei, wo Prinzen, aus denen Prätendenten werden könnten, entweder ermordet oder die wenigstens bei Lebzeiten des regierenden Sultans eingesperrt werden, den Thronfolger Iwan in ein Gefängniß sperrte und ihn bewachen ließ.

Niemand dachte weniger daran, Elisabeth den Thron streitig machen zu wollen, als Iwan.

Desto mehr aber dachte daran eine Partei, die dadurch, wenn sie diesen blödsinnigen Prinzen auf den Thron erhob, unumschränkt über Rußland zu herrschen hoffte. Diese Partei hetzte das Volk auf, sagte demselben, Alles, was man über den Blödsinn des Prinzen sprach, sei nichts als Verleumdung und eine böswillige Intrigue, die Russen aber, bei denen es eben nicht schwer hält, Etwas als Wahrheit darzustellen, wenn es noch so absurd ist, glaubten diesen Aufwieglern. Es fanden Zusammenrottungen statt, man rief Iwan's Namen und verlangte seine Be-

freiung, sogar einige Regimenter hatten sich in einer Weise geäußert, daß Elisabeth glauben mußte, sie würde vom Throne gestoßen und die Zelle einnehmen müssen, in welcher sich Iwan aufhielt. Die partiellen Aufstände wurden bald allgemeiner und compacter und die Czarin schwebte in der größten Gefahr.

Unter ihren Räthen gab es einige, die ihr dazu riethen, Iwan bei Nacht nach einer anderen Stadt führen zu lassen, ohne daß es möglich wäre, seinen Aufenthaltsort auszukundschaften. Dies wäre wohl nicht unausführbar gewesen. Die Czarin aber fürchtete sich sehr, es könnte doch aufkommen, wo er sich befinde und gab den Officieren, die ihn bewachten, die Ordre, Iwan, sobald sie sähen, daß es zum Aeußersten komme, zu tödten, ehe sie ihn aus dem Gefängniß führen ließen. Von dieser Ordre wußte Niemand, nur eben die beiden Officiere, die ihn bewachten. Sie war selber nach dem Gefängniß gefahren und hatte mit diesen Männern gesprochen, dabei aber nicht versäumt, auch Iwan einen Besuch abzustatten, dem sie die größte Zuneigung und Zärtlichkeit heuchelte.

Die Aufständischen hatten zur Befreiung Iwan's eine finstere Nacht bestimmt. Die Rädelsführer an der Spitze bewegte sich ein langer Zug von Soldaten, von gemeinem Volke begleitet, nach dem Gefängniß. Es entspann sich am Thore des Gebäudes ein hitziges Gefecht zwischen der schwachen Besatzung und den

Angreifern; die Letzteren waren aber in so bedeutender Uebermacht, daß sie die Widerstehenden bald überwältigt hatten, das Thor einbrachen und unter dem Rufe: „Es lebe unser Czar Iwan! Tod seinen Feinden! Nieder mit Elisabeth!“ ins Innere des Gefängnisses drangen. Die Officiere, die an diesem Abend dem Großfürsten stark zugetrunken hatten, waren aufs Aeußerste gefaßt, Iwan selbst aber war so berauscht, daß er in einen tiefen Schlaf versank, dem bald ein ewiger folgen sollte. Als die Aufrührer sich bereits im Corridor, der gerade nach der Zelle Iwan's führte, befanden, zog der ältere Officier seinen Degen und stieß ihn bis ans Heft in die Brust des Schlafenden, so daß, als seine Partei in die Zelle trat, sie ihn schon entseelt am Bette, auf dem Rücken liegend fand, worauf sie sich dann, ohne seinen Tod zu rächen, entfernte.

Von diesem Augenblicke an herrschte Elisabeth ziemlich ruhig, wenn man es fassen kann, daß eine Person, die einen Mord auf der Seele hat, ruhig leben kann. Sie hatte ebenso wie Catharina I. und Anna ihre Gelieben, die Zahl der Letzteren war bei ihr sogar eine größere als bei ihren Vorgängerinnen, sie trieb es indessen nicht zu auffallend, so daß man von ihren galanten Abenteuern wenig erfuhr. Sie war eine ausgesprochene Feindin Friedrich's des Großen und nahm an dem siebenjährigen Kriege unter seinen Feinden Theil. Ihre Truppen wurden zu wieder-

holten Malen geschlagen und die Zahl der Kriegsgefangenen, die die Preußen machten, war eine so große, daß man sie in Berlin und anderen Städten Preußens kaum unterbrachte.

Mehr finde ich überflüssig von ihr zu sprechen, und gehe auf die große Heldin aller Scandale, auf die Kaiserin Catharina II., eine Deutsche von Geburt, über.

Catharina II., aus dem Hause Anhalt-Zerbst, war die Gattin des Czaren Peter's III. Man behauptet, in Rußland duldete das Volk keinen Czaren länger als 25 Jahre auf dem Throne, was aber ein Unsinn ist, denn sowohl Peter der Große, wie Catharina II. und auch Czar Nicolaus haben länger als 25 Jahre geherrscht. Sie liebte ihren Gatten von Anbeginn her nicht und stellte sich insgeheim an die Spitze jener Verschwörung, die diesem Czaren nach dem Leben trachtete. Catharina zeigte es schon damals, was die Männerwelt von ihr zu erwarten hatte. Sie machte es, wie ehemals Cleopatra, indem sie sich den Verschwornen ganz hingab und sie durch ihre Zärtlichkeiten dahin brachte, daß sie Peter ermordeten. Der Leichnam des Czaren wurde öffentlich ausgestellt, damit das Volk sehen soll, daß er wirklich gestorben, weil sich in St. Petersburg das Gerücht verbreitet hatte, einigen Anhängern Peter's III. sei es gelungen, ihn aus dem Gefängnisse, in welchem er einige Zeit vor seiner Ermordung gefangen

gehalten worden war, zu befreien. Das Volk kümmerte sich nicht viel darum, ob er natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben war, es genügte demselben, ihn todt zu wissen, denn er war wirklich ein abscheulicher Despot, der den Tod verdient hatte, nur hätte es nicht seine Gattin sein sollen, die ihn ermorden ließ.

Catharina II. war sonst eine große Regentin, weise in der Politik, wie es wenig ihr ähnliche selbst unter den Männern gab. Ihr größter Fehler war ihr Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen, in welchen sie niemals zu sättigen war.

Trotzdem, daß Catharina von den Russen beinahe abgöttisch verehrt wurde, war sie dem russischen Volke nicht sehr gewogen. Sie wählte sich zwar ihre Günstlinge und Geliebten zumeist unter den Russen, doch liebte sie das Volk selbst nicht, so sehr sie sich auch stellte, als sei sie selber ganz Russin geworden. Die gewisse deutsche Camarilla, die noch unter Alexander I., ja selbst unter Nicolaus I., in Rußland bei Hofe so viel gegolten, wurde erst von ihr in alle Staatsämter eingeschmuggelt, „weil", wie die Czarin sagte, „die Russen zu sonst nichts taugten, als an der Tafel, im Felde und im Bette".

Einer ihrer ersten Geliebten war Lantzkoi, einer der schönsten Jünglinge von Rußland. Sie liebte ihn mehr, als irgend einen anderen ihrer nachherigen Geliebten. Man kann sogar behaupten, daß er der Erste

gewesen, der ihr Herz ganz ausfüllte, denn mit den Uebrigen fiel es ihr niemals ein, im Garten von Czarskoje Zelo Stunden lang umher zu spazieren und bei Mondenscheine zu schwärmen. Dennoch gebrauchte sie ihn auch zu positiverem Vergnügen und Lantzkoi, der die Czarin mehr als Frau, denn als Fürstin liebte, konnte sich an ihr nicht satt schwelgen. Die gar zu häufigen Ausschweifungen, denen er sich in ihren Armen hingab, zogen ihm endlich ein Lungenübel zu. Die Czarin brachte, als er schon hoffnungslos darnieder lag, mehrere Stunden täglich an seinem Bette zu, sie reichte ihm selber die Arzeneien und als er bereits zu schwach war, um aus eigenen Kräften sich von seinen Kissen zu erheben, half sie ihm. Man warnte sie, sie möge sich nicht zu nahe an ihn setzen, da die Krankheit in das Stadium der Ansteckung übergegangen war, sie ließ sich aber nichts sagen, sondern blieb bei ihm bis an sein Ende. Sie war von seinem Leichname nicht zu trennen, schnitt eigenhändig eine Locke von seinen Haaren ab und befahl, man solle sie ihr in den Sarg legen, wenn sie stürbe. Sein Leichnam wurde auf ihren Befehl nach Czarskoje Zelo gebracht und in jenem Theile des Boskets, wo sie am öftersten mit ihm verweilt und seinen Liebesschwüren gelauscht hatte, zur Erde bestattet. Ein prachtvolles Marmordenkmal bezeichnete die Stelle, wo er ruhte. Der Stein führte nur die Worte: „Dem ewig Unvergeßlichen," als Aufschrift und sie wanderte Winter

und Sommer jeden Tag dahin, um dort unter unzähligen Thränen ihr Gebet zu verrichten.

Aus dieser wahrhaft romantisch zarten und schwärmerischen Liebe ist es zu folgern, daß Catharina den sanftesten weiblichen Herzensregungen nicht unzugänglich geblieben war, obschon Lantzkoi nicht der Erste gewesen, den sie mit ihrer Zärtlichkeit beglückt.

So sehr sie auch übrigens das physische Vergnügen liebte, so war sie zuweilen ganz Schwärmerin und man hätte dann glauben müssen, daß sie nur rein platonisch zu lieben verstehe. Dies war aber für sie eine angenehme Illusion, die den Reiz der Genüsse nur erhöhte.

Obschon Catharina sowohl bei Lebzeiten Lantzkoi's, wie auch kurze Zeit nach seinem Tode geschworen hatte, niemals wieder zu lieben, so war dieser Schwur ein leerer Hauch, denn schon am Tage seiner Begräbniß hatte sie einen Mann erblickt, der ihr den ersten Geliebten ersetzen sollte. Es war Plato Subow, ein sehr schöner Mann, mit ausdrucksvollem Gesichte und dabei galant wie ein Franzose. Subow gehörte jener Classe stolzer Männer an, die niemals einen ersten Schritt bei einer Frau thun, ohne die Gewißwißheit des Sieges zu besitzen. Subow sah es Catharina beim ersten Blickwechsel an, daß er bei ihr nicht lange zu schmachten brauchte, dennoch war er zurückhaltend und nur sehr höflich, ohne zudringlich zu sein. Zwei andere Rivalen bewarben sich zu eben

derselben Zeit um die Gunst der Kaiserin, Potemkin und Orloff. Da aber Subow seinem Aeußeren nach mehr Vergnügen zu versprechen schien, als die beiden anderen Herren, so fiel die Wahl der Kaiserin auf ihn. Die Weise, wie sie sich ihm zu verstehen gab, war in ihrer Art originell.

An einem Hofballe hatte Catharina in höchst auffallender Weise ihr Taschentuch auf den Boden fallen lassen, was so viel zu bedeuten hatte, als daß derjenige, der es am ehesten aufhob, der Begünstigte sein sollte. Obschon Niemand dem gefallenen Taschentuche so nahe stand als Subow, kam ihm doch Potemkin im Aufheben desselben zuvor, wiewohl er wenigstens ein Dutzend Schritte weiter stand. Die Kaiserin winkte Subow zu sich. „Man sagt," sprach sie zu ihm, „Du seiest der galanteste Mann an unserem Hofe, wie kommt es, daß Du Dich nicht bücktest, um mir das Taschentuch aufzuheben?" Subow ward so verlegen, daß er nur ein paar entschuldigende Worte stammelte und es kaum wagte, die Kaiserin anzublicken. „Ah, ich verstehe, die Sultane werfen die Taschentücher nicht auf den Boden, sondern reichen sie ihren Geliebten," sagte lächelnd die Kaiserin und verband die That mit den Worten, indem sie ihm das Taschentuch reichte, welches Subow sogleich an seine Lippen preßte.

Dieser Cavalier hatte bei der Kaiserin einen schweren Stand, denn sie marterte ihn so zu sagen

mit ihrer Liebe. Er hatte eine sehr schöne Stimme und mußte zuweilen von Abends 9 Uhr bis gegen 3 Uhr nach Mitternacht der Kaiserin Lieder vorsingen, aus welchen sie die schönsten Stellen drei- bis viermal wiederholen ließ, so daß er ganz außer Athem kam.

Nach einem etwa halbjährigen Liebesverhältniß zwischen der Czarin und Subow, war der Letztere, sonst ein wahrhaftiger Alkid an Gestalt, bedeutend herabgekommen, er spuckte sogar Blut aus und es war im Voraus zu sehen, daß er Lantzkoi's Loos theilen würde, wenn er auch fortan ein so liederliches Leben führte, als seit dem Tage, an welchem er das Taschentuch erhalten. Endlich mußte er sogar sein Bett hüten und die Kaiserin sandte zu ihm ihren eigenen Leibarzt.

Sie erkundigte sich bei dem Jünger Aesculaps über die Ursache der Krankheit ihres Geliebten und dieser sagte es ihr gerade heraus, daß Subow sich durch seinen Dienst in der Armee der Liebesgötter so zu Grunde gerichtet. „Wahrhaftig, dies hätte ich nicht gelaubt, daß Subow gar so ausschweifend ist. Ich will ihn von seiner Krankheit schon heilen."

Dieses Heilmittel bestand aus nichts anderem, als daß sie ihn längere Zeit nicht mehr gestattete, sie zu besuchen und da sie selber sich nicht geschwächt fühlte, hatte sie für ihn bald andere Ersatzmänner gefunden, namentlich die beiden oben erwähnten Ca-

valiere, Orloff und Potemkin, von denen der letztere sich ihrer Gunst beinahe bis an sein Lebensende erfreute, während Orloff nur vier Jahre in die Liste ihrer Geliebten gehörte.

Potemkin war der pfiffigste Russe, den es nur geben konnte. Er verstand es vollkommen, sich bei einer Frau unentbehrlich zu machen. Obwohl ihm von jener Feinheit, die Subow so natürlich war, noch Vieles fehlte und er seine tatarische Abkunft zuweilen in heftigen Zornesausbrüchen hervortreten ließ, so geschah dieses Letztere niemals in Gegenwart der Kaiserin, vor welcher er beinahe bis zur Kriecherei unterthänig war. Er sprach die französische Sprache vollkommen und seine Lieblingslectüre waren La Rochefoucauld's Maximen und die Memoiren des Herzogs von St. Cyr. Er hielt nebenbei stets Franzosen in seiner Umgebung, um sich ihre feinen Manieren anzueignen. „Potemkin ist ein gelehriger Schüler," sagte die Kaiserin von ihm, „doch noch immer kein Subow. Zur Galanterie muß man eben so geboren werden, wie zum Dichter oder Musiker."

Als die Kaiserin bereits das dreißigste Lebensjahr weit überschritten und nur zu bedeutende Erfahrungen in der Liebe gemacht hatte, kam sie zu der Ueberzeugung, daß der größte Genuß der Liebe im Wechsel des Gegenstandes sei. Sie fing an, mehrere Geliebten gleichzeitig zu haben und es machte ihr Vergnügen, Männer verschiedenen Temperamentes in

der Liebe zu studiren. Sie brachte es in ihren Erfahrungen so weit, daß sie selten zu jenen ephemeren Liebschaften zurückkehrte, die sie nur für wenige Tage unterhalten hatte. Als Reserven blieben ihr immer Subow und Potemkin.

Als sie von der Errichtung der ungarischen Garde in Wien hörte und man Glossen darüber machte, daß die Kaiserin Maria Theresia auf ihre älteren Tage die jüngsten Leute zu Geliebten aussuchte, die man spottweise die Kebsmänner der Kaiserin nannte, ahmte Catharina ihr Beispiel nach in der Errichtung einer Leibgarde aus den schönsten Jünglingen des Reichs. Sie trachtete darnach, Maria Theresia in dieser Beziehung noch zu übertreffen.

Unter den Offizieren dieses Corps befanden sich namentlich zwei, die sich durch ihr schönes Aeußeres und ihre Kunst im Reiten auszeichneten. Wassilei Golowin, ein Enkel des Begleiters Peter's des Großen nach Saardam — und Alexei Mamanoff. Der erstere war tatarischer Abkunft, der zweite ein Vollblut Russe. Die Kaiserin hatte die beiden jungen Männer zu ihren Galans erwählt.

Das Verhältniß mit dem einem wie mit dem anderen ward jedoch ganz kurz abgebrochen und zwar, weil Golowin an jenem Abend, an welchem er Ordre erhielt, vor der Kaiserin zu erscheinen, welche Ordre ganz unerwartet kam, sich einen Rausch angetrunken hatte, so daß er es kaum vermochte auf den Beinen

zu stehen, Mamanoff aber an einem körperlichen Gebrechen litt, welches ihm bei Damen, wenn sie davon unterrichtet wurden, sehr schadete, so daß beide junge Leute den Abschied erhielten und in Regimenter versetzt wurden, die in Finnland — sehr weit weg von der Residenz — garnisonirten.

Catharina hatte sowohl männliche wie weibliche Vertraute, zu den ersteren zählten ihr Leibarzt, ein Preuße, Namens Sidow, der aber nicht den Titel eines kaiserlichen Leibarztes führte, doch darum bei der Kaiserin viel mehr galt, als derjenige, der diese Ehre verbrieft genoß, ein jüdischer Banquier Namens Aaron Arendsohn aus Kopenhagen, ein Engländer, Namens Yates, ein sehr talentvoller Mensch, und ein Franzose Namens Lesseignier. Die beiden Letzteren bekleideten keine eigentliche Stelle bei Hofe, sondern hielten sich in St. Petersburg auf und lebten von ihren eigenen Mitteln. Lesseignier war viel an anderen Höfen herumgekommen, hatte Madame de Pompadour gekannt und stand mit Voltaire in Briefwechsel. Er hatte Paris verlassen müssen, weil er mit den Jesuiten in einem geheimen Einvernehmen stand, dieser Orden aber wurde aus allen Staaten Europas vertrieben.

Unter den weiblichen Vertrauten befanden sich die Fürstinnen Apraxin und Daschkoff an der Spitze der übrigen. Die erstere war sehr schön, doch die Cavaliere beklagten sich über sie, weil sie nur kokettirte, ohne einem oder dem anderen eine höhere Gunst, als

höchstens einen Handkuß zu gewähren. Bei ihr fanden sehr oft Bälle statt, wobei stark gespielt wurde, sie selbst war eine leidenschaftliche und sehr glückliche Spielerin, sie hatte an einem einzigen Abend dem Fürsten Potemkin eine Million und dreihunderttausend Rubel abgewonnen, man nannte sie nur das Faß der Danaiden, weil sie das Vermögen vieler Herren im Spiel verschlungen hatte. Sie war übrigens auch keine Lucretia, nur daß sie es vorzog, ihre Liebesabenteuer in ein undurchdringliches Dunkel zu verhüllen.

Ganz anders war die Fürstin Daschkoff. Sie war die Vertraute der Kaiserin in Liebeshändeln, während sich die Fürstin Apraxin ausschließlich mit Potitik befaßte und in dieser Beziehung einen durchdringenden Verstand besaß, so daß, wenn die Kaiserin in Verlegenheit gerieth, was sie thun, wem von ihren Räthen sie Recht geben oder wenn sie selbstständig handeln sollte, sie nur zur Apraxin ging und dann ganz ihrem Rathe gemäß handelte. Die Fürstin Daschkoff hingegen war eine Stümperin in der Politik, so sehr sie sich auch einbildete, diese zu verstehen. Nicht so in Liebesaffairen. Die Zahl ihrer Geliebten übertraf selbst diejenige der Kaiserin und sie war wo möglich noch unersättlicher als Catharina II. Als diese Kaiserin sich mit Golowin und Mamanoff in eine Liebeständelei einließ und sie dann abbrach, sprach dieselbe mit ihr darüber, weshalb sie diese Leute so bald entlassen hatte.

„Hätten mich Euer Majestät über diese Herren befragt, dann würden Sie sich in ihnen nicht so bitter getäuscht haben. Ich kannte sie schon von jener Seite her," sagte die Fürstin.

„Es thut mir leid, Dir davon nichts gesagt zu haben. Diejenigen meiner Anbeter, die dies auf Deine Anempfehlung geworden, haben mich viel mehr unterhalten, als die Anderen, die ich zufolge eines inneren Triebes gewählt. Dir danke ich Subow, Potemkin und Orloff.

„Und Poniatowski," setzte die Fürstin mit einem bedeutungsvollen Blick dazu.

„Allerdings Poniatowski auch. Diesen werde ich zwar verlieren. Er dringt so sehr in mich, daß ich ihm zu den Thron von Polen verhelfe. Die Apraxin widerräth es mir aber."

„Die Apraxin ist eine eifersüchtige Närrin. Sie beneidet Euer Majestät um Poniatowski."

„Lassen wir dies jetzt, sprechen wir von unseren Liebschaften. Weißt Du,. was ich so eben gedacht habe? Sage nichts, Du würdest es ohnehin nicht errathen. Ich will Dich zu einer hohen Würde erheben. Du magst dabei auch Deine Rechnung finden. Ihr Russinnen seid auf das liebe Geld gar so versessen. Ich öffne Dir eine Geldquelle. Du sollst bei den Männern, die ich mit meiner Gunst beschenken will, meine Vorkosterin sein. Ich habe mich in ihnen zu oft getäuscht, als daß ich Lust fühlte, sie selber

auf die Feuerprobe zu stellen. Dies soll fortan Dein Amt sein. Wenn Du Einem ein gutes Zeugniß giebst, dann mag er bei mir Gnade finden, wenn nicht, nicht."

Die Fürstin ward demnach die Vorkosterin der Kaiserin oder, wie man sie allgemein nannte, ihr Probierstein. Dieses zwar einigermaßen beschwerliche, doch mancher Dame angenehme Amt brachte ihr enorme Summen ein, denn ein jeder Cavalier bestrebte sich von ihr ein gutes Zeugniß zu erhalten, um die Gunst der Kaiserin zu gewinnen.

Bei Poniatowski hätte sich übrigens die Kaiserin verrechnet. Sie glaubte nämlich, dieser würde ihr dazu dienen, Polen, auf welches schon Czar Peter der Große lüstern war, dahin zu bringen, daß es die Oberherrschaft Rußlands anerkenne und Poniatowski sollte dortselbst dann nur eine Art Vicekönig sein. Dieser aber, nachdem er sich auf den Thron gesetzt hatte, warf die Maske ab, und duldete den Einfluß der Russen in die Angelegenheiten Polens nicht. Ob er in seiner Politik klüger handeln konnte oder nicht, wäre schwer zu bestimmen, er traute den Großen mehr Energie und Patriotismus zu, doch täuschte er sich in seinen Berechnungen, da Catharina dort schon eine große Partei hatte, die dann Rußland in die Hände arbeitete. Somit wurde die Theilung dieses unglücklichen Landes beschlossen und auch ausgeführt. Poniatowski wurde des Throns entsetzt

und von seinen Landsleuten gefangen, die ihn der Kaiserin Catharina auslieferten.

Während sie in ihren Unternehmungen bezüglich Polens so glücklich war, bildete sich eine andere Wolke am russischen Horizont, die für Catharina gefährlich zu werden drohte.

Sie hatte nämlich die Kosaken, ehemals ein unabhängiges Nomadenvolk, ebenso unter die Kriegszucht zu stecken begonnen, wie ihre anderen Unterthanen und die verschiedenen Haufen von Kosaken wurden militärisch organisirt, in Pulks — Regimenter — eingetheilt. Hierdurch concentrirten sie ihre Kräfte mehr, als sie ehemals waren. Selbst Mazeppa hatte nur ungeordnete Haufen zusammenbringen können und richtete schon viel Schaden an, um so viel mehr wurden sie jetzt gefährlich, nachdem sie eine vollkommene Militärdisciplin erhalten hatten.

Ein Hetmann der Kosaken, Pugatschff, ein sehr schöner Mann und von Catharina von Rußland besonders begünstigt, denn er gehörte auch unter die Zahl derjenigen, die sie mit ihrer Liebe beglückte, träumte — wie Poniatowski es gethan — davon, die Kosaken frei und unabhängig zu machen. Während seines Liebesverhältnisses mit der Kaiserin, hatte die Letztere ihm einige vage Versprechungen gemacht, die er so deutete, daß sie bereit sei, mit ihm den Thron zu theilen, indem sie ihn heirathete und ihn zum Mitregenten erhob, später jedoch begann er einzu-

sehen, daß sie nicht mehr daran dachte, ihr Versprechen zu erfüllen und darüber in Wuth gerathend, wiegelte er die einzelnen Kosakenregimenter gegen die Kaiserin auf. Es gelang ihm, eine Armee von 150,000 Mann zusammen zu bringen und er operirte so geschickt, daß er die gegen ihn ausgesandten einzelnen Abtheilungen der Kaiserlichen schlug und immer vorwärts drang. Die wankelmüthige Kriegsgöttin hatte ihm aber später für einige Zeit den Rücken zugewandt und er erlitt einige Schlappen. Dies brachte Unzufriedenheit unter den Leuten hervor, so daß Pugatscheff genöthigt war, einige der Meuterer mit dem Tode zu bestrafen. Unter diesen Leuten befand sich auch ein Mann, dessen Sohn in der Garde der Kaiserin diente. Der Jüngling, als er die Hinrichtung des Vaters erfuhr, schwor vor dem Altare Rache seinem Mörder und die Kaiserin erfuhr davon soviel, daß sie einen Plan faßte, um durch den jungen Kasarin, so hieß der Sohn des hingerichteten Kosaken, Pugatscheff zu besiegen. Nachdem sie ihn — Kasarin — in eben derselben Weise sich ganz unterthan gemacht hatten, wie die meisten ihrer Günstlinge, ernannte sie ihn an Pugatscheff's Stelle zum Hetmann der Kosaken. Insgeheim aber wurde es Pugatscheff gesteckt, was man gegen ihn vorhatte. Die Kaiserin selbst verrieth Kasarin an Pugatscheff. Es war jedoch zu spät, denn Kasarin hatte einen großen Theil der Kosaken auf seine Seite gebracht, eine neue Meuterei brach im Lager Pugatscheff's aus,

er ward von seinen eigenen Leuten gefangen und der Kaiserin ausgeliefert, die ihn dann rädern ließ. Damit aber Kasarin sie nicht verrathe, lockte sie diesen nach Petersburg und ließ ihn hier bei seiner Ankunft arretiren. Ein Kriegsgericht verurtheilte ihn wegen begangenen Hochverrath zum Tode. Der junge Mann war der Kaiserin so ergeben, daß er sie in seinen Aussagen nicht compromittirte. Sie hatte nämlich auch die Fürstin Daschkoff, die ihn der Kaiserin in ihrer Eigenschaft als Probierstein zum Liebhaber empfohlen, zu ihm in den Kerker geschickt und ihm das Versprechen geben lassen, sie würde ihn am Richtplatze begnadigen. Als Zeichen seiner Begnadigung sollte sie mit einem Pelze von Eisbären in einem Schlitten an der Richtstätte vorüberfahren. Der Unglückliche ließ sich noch im letzten Momente täuschen, denn sie hatte dem Executionscommandanten insgeheim den Auftrag gegeben, daß wenn sie im obenerwähnten Pelze erschiene, man die Trommeln rühre, wodurch es denn unmöglich gemacht wurde, daß der Verurtheilte eine Anrede an das Volk hielte, durch welche die Kaiserin sicherlich bloßgestellt worden wäre. Diese Perfidie gelang ihr vollkommen und Kasarin wurde in eben dem Augenblicke hingerichtet, in welchem er seine Begnadigung zu erhalten gehofft. Er erblickte die Kaiserin im Schlitten und rief: „Es lebe unsere allergnädigste Kaiserin Catharina.“ Gleich darauf packten ihn die Henker und er wurde sofort

hingerichtet, ohne ein Wort sprechen zu können. Diese Handlung zog ihr den Beinamen „eines weiblichen Nero" zu.

Catharina war in ihrem politischen Leben eben so perfid, wie im privaten, dies beweisen eben die Beispiele der drei von mir erwähnten Liebhaber, Poniatowski's, Pugatscheff's und Kasarin's. Dennoch will man der Welt glauben machen, sie habe ein gutes Herz besessen und vergleicht sie in dieser Beziehung mit der Kaiserin Maria Theresia. Diese Letztere hatte nur mittelbar und gewiß nicht geflissentlich den Tod eines Mannes verursacht (Siehe Band I. Seite 92), sie machte sich darüber ihr ganzes Leben hindurch Scrupeln, während Catharina über die Hinrichtung Pugatscheff's lachte und derjenigen Kasarin's in Person beiwohnte.

Der Ruf von Catharina's Liebesabenteuern und davon, wie sich ein schöner Mann in Rußland sein Glück gründen könne, hatte aus allen Ländern Abenteurer nach St. Petersburg hingezogen. Unter diesen befanden sich einige Franzosen und Italiener, bedeutend mehr Polen und auch ein Ungar, Namens Herr von Szirmay. Sie mußten sich aber dem Urtheile der Fürstin Daschkoff unterwerfen. Auch Szirmay kam endlich an die Reihe. Die Fürstin empfahl ihn der Czarin mit den Worten. „Gut für eine Woche und höchstens ein Oberstlieutenantspatent werth." So geschah es auch. Szirmay erhielt den Rang eines Oberst-

lieutenants und versah die Dienste eines Cabinets-couriers.

Eines Tages kam die Fürstin ganz außer Athem zur Kaiserin und meldete ihr, welch kostbare Acquisition sie unter den Liebhabercandidaten für Catharina gefunden.

„Wer ist der Mann, der Dich so außerordentlich für sich eingenommen?" frug die Kaiserin.

„Erschrecken Euer Majestät nicht, wenn Sie ihn sehen, denn er ist ziemlich häßlich, auch nicht allzujung, doch dafür ein wahrer Herkules, wie es nur jemals einen solchen gegeben. Es ist ein Pole, sein Name ist Wodzazek. Ein Mensch von geringer Herkunft, roh und linkisch, war ehemals Capuzinermönch oder nur dienender Bruder, ich weiß nicht ganz gewiß. Die ehrwürdigen Patres haben an ihm einen großen Schatz besessen und es muß ihnen leid thun, ihn verloren zu haben. Es ist auch ein großer Profit bei diesem Manne, daß Euer Majestät ihn leichter befriedigen können, als den unersättlichen Potemkin, der Ihnen schon viele Millionen kostet. Wodzazek ist ein Nimmersatt, er ist im Stande für ein Dutzend andere Männer zu essen. Mit einem Worte, ein wahres Wunderthier."

„Gut, Du sollst ihn mir bringen. Doch versteht er auch zu schweigen?"

„Ich habe niemals einen wortkargeren Menschen gekannt," war der Fürstin Antwort.

Der Pole wurde demnach bei der Kaiserin zugelassen. Sie entsetzte sich beinahe vor ihm, denn er war der häßlichste Mann, den sie jemals bei Hofe gesehen. Sie bemeisterte aber ihr Mißfallen und ließ ihm vor Allem ein kolossales Souper auftragen, welches 12 Menschen ganz gewiß gesättigt haben würde. Wodzazek verschlang die Speisen wie ein reißendes Thier. Die Kaiserin fragte ihn spöttisch, ob er denn reich genug sei, um sich täglich zu sättigen.

„Mein Vater war ein reicher Mann," entgegnete der Pole. „Wir besassen schöne Güter in Galizien, diese sind alle von mir aufgegessen worden und jetzt, weil ich nichts mehr besitze, esse ich Talg oder Kartoffeln, wenn es nur viel ist, denn meine Bekannten wollen mich nicht mehr zu Tische bitten."

„Dieser Mensch wird glücklich sein, wenn ich ihm jeden Tag fünf Rubel für seine Mahlzeiten gebe," sagte die Kaiserin zu ihrer Vertrauten, der Fürstin Daschkoff.

„Euer Majestät werden ihm gerne das Vier- bis Sechsfache geben, wenn Sie ihn erst näher kennen. Ich fürchte nur, daß er sogar Ihnen zu viel sein wird."

„Meinst Du? Wir wollen es auf eine Probe ankommen lassen," sagte die Kaiserin lächelnd.

Wodzazek erhielt wirklich 30 Rubel täglich, außerdem aber auch seinen sonstigen Lebensunterhalt und mußte in St. Petersburg nahe zum kaiserlichen Palast

wohnen, den Sommer aber in Czarskoje Zelo zubringen. Die Kaiserin nannte ihn ihre Reserve. Wenn sie übler Laune war, ließ sie ihn zu sich holen, doch duldete sie ihn sonst nicht bei sich und er erhielt keine sonstige Anstellung, obschon er um eine solche gebeten hatte.

Dieses Liebesverhältniß war unter allen übrigen das scandalöseste. Jedermann wußte davon und viele hohe Damen rümpften ihre Nasen darüber.

Wodzazek blieb aber der Kaiserin nicht treu, denn viele Damen, die seine glänzenden Eigenschaften als Mann ahneten, rissen sich darum, ihn wenn auch nur auf kurze Zeit zu besitzen und er erwarb sich durch seine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit sehr große Summen, so daß er die subhastirten Güter seiner Familie wieder zurück zu kaufen im Stande war. Das unthätige Schmarozerleben widerte ihn endlich derart an, daß er eines Tages Petersburg heimlicher Weise verließ und in seine Heimath reiste, wo er von seinen Lorbeeren ausruhte, nachdem er seine ehemaligen Güter wirklich zurückgekauft hatte.

Noch lange nach seinem Verschwinden konnten die Kaiserin und die Fürstin Daschkoff diesen Menschen nicht vergessen. Er erhielt Einladungen zur Rückkehr, folgte ihnen aber nicht.

VIII.

Paul, der Nachfolger Catharina's. — Er verbündet sich mit Oesterreich, Preußen und Schweden gegen Frankreich. — Wird ein Verehrer Napoleon's I. — Seine Ermordung. — Der Thronfolger Alexander und der Großfürst Constantin sind Zeugen seiner Ermordung. — Alexander's I. verliebte Abenteuer in St. Petersburg und in Wien während des Congresses. — Sein Tod. — Ausschließung Constantin's von der Thronfolge wegen einer Mesalliance.

Der Nachfolger Catharina's glich der großen Kaiserin durchaus nicht. Er war wieder ganz Russe, und zwar einer, an dem gar nicht gekratzt zu werden brauchte, um als Tatar zu erscheinen. Während seiner Regierung brach in Frankreich die große Revolution aus. Paul erklärte sich sogleich wider die Franzosen und schloß ein Bündniß gegen diese Nation mit dem Kaiser von Oesterreich und den Königen von Preußen und Schweden. Später, als er von Napoleon's I. Heldenthaten hörte, ward er zum größten Bewunderer dieses Mannes. Er dachte sogar daran, sich mit ihm zu alliiren und sich in der Herrschaft über Europa

zu theilen. Dies war aber ganz wider die Politik der in Rußland noch immer sehr mächtigen und einflußreichen deutschen Clique, die von dem Kaiser von Oesterreich und König von Preußen bestochen, gegen eine solche Allianz arbeitete. Der Czar aber war zu eigensinnig, um sich von seiner Umgebung beeinflussen zu lassen, er drohte einigen dieser Herren damit, sie vom Hofe nach Sibirien zu verbannen, wenn sie eine andere Politik befolgten, als eine, die ihm angenehm war. Er war so heftigen Temperaments, daß er jeden Menschen, der es wagte, einer anderen Meinung zu sein als er selber war, durchprügelte, man nannte ihn auch nur Paul den Wütherich. Eine derartige Despotie, wie sie Paul heimisch machen wollte, war sogar den nur zu geduldigen Russen zu stark. Er ließ hohen Officieren und selbst Staatsräthen die Knute geben und machte nur bei Frauen eine Ausnahme, gegen die er die größtmöglichste Höflichkeit und Galanterie bekundete.

Die Zahl der Liebschaften Paul's war keine geringe. Die Frauen hatten ihn doch trotz seiner Galanterie nicht sehr gerne, weil er sie nicht in dem Maße zufrieden zu stellen im Stande war, wie sie es vielleicht gefordert hätten und jede derselben zitterte für einen ihrer Angehörigen, da Paul gegen Männer stets schonungslos blieb und wenn Frauen sich ins Mittel legten, um einen Menschen, den der Kaiser bestrafen lassen wollte, zu retten, so versprach er

ihnen Alles, was sie wünschten, hielt aber niemals Wort.

Diese despotische Regierung konnte selbst in Rußland von keiner langen Dauer sein. Einige Senatoren und Generale hatten sich wider sein Leben verschworen, ja selbst der Thronfolger, der nachmalige Kaiser Alexander I., und dessen Bruder der Großfürst Constantin wurden von den Verschworenen auf ihre Seite gewonnen, sie wußten nicht nur davon und billigten die Verschwörung, sie thaten sogar noch mehr, als es mit ihrer Sohnespflicht vereinbar gewesen wäre, denn sie waren Augenzeugen der Ermordung ihres Vaters.

Dies war der größte Scandal, den man in Rußland seit dem Tode des Großfürsten Iwan und des Czars Peter III. erlebt. Dieser Scandal war sogar noch größer, wie überhaupt Vatermord ein größeres Verbrechen ist, als Gatten oder gar Verwandtenmord.

Alexander und Constantin hielten sich im dritten Gemache von demjenigen auf, in welchem sich ihr Vater befand, als die Verschworenen bei dem Letzteren eintraten und sogleich über ihn herfielen. Paul war außerordentlich stark und wehrte sich mit seiner Faust gegen vier Männer. Einer derselben, der Gardegeneral Graf Pahlen, ein Deutscher seines Ursprungs nach, löste seine Schärpe vom Leibe und warf dieselbe als Schlinge dem Kaiser um den Hals. Auch

dann wehrte sich noch Paul, mit seinem rechten Arme die Degenhiebe auffangend, die gegen ihn geführt wurden. Pahlen trat nun von rückwärts ganz nahe an ihn heran und hieb mit seiner goldenen Tabaksdose auf den Schädel des Kaisers zu und zwar waren diese Hiebe gegen die Schläfe gerichtet, bis Paul theils durch das Stranguliren mit der Schärpe, theils durch die Schläge nach den Schläfen seine Besinnung verlor und zu Boden stürzte, wo man ihn vollends erdrosselte.

Die beiden Söhne hielten einer den anderen umschlungen, ohne ein Wort zu sagen, oder ihrem Vater zu Hülfe zu eilen, weil sie selber in die Verschwörung mitverwickelt waren. Die Mörder wurden auch für ihre That nicht zur Rechenschaft gezogen, sondern erfreuten sich auch fortan der Gunst des Nachfolgers des von ihnen ermordeten Czaren.

Als der französische Marschall Vandamme in der Schlacht bei Kulm in russische Gefangenschaft gerieth, überhäufte ihn Kaiser Alexander I. mit Vorwürfen für alle die Grausamkeiten, die die Soldaten mit seiner Erlaubniß in den von den Franzosen eroberten deutschen Provinzen verübt. Vandamme hörte den Czaren ruhig zu Ende, dann aber entgegnete er: „Sie haben Recht, Sire, mir alles Das, was theils mit meiner Erlaubniß, theils auf mein Geheiß Schlimmes geschah, vorzuwerfen. Wenn Sie aber alle jene Greuel, die unter meiner Führung begangen worden, zusammenstellen, so werden Sie sie doch nicht so groß

finden, als einen, welchen Sie selber verübt. Ich habe meinen Vater nicht erschlagen sehen, wie Euer Majestät den Ihrigen."

Alexander schwieg, er vermochte es nicht, auf diese Beschuldigung zu antworten.

Alexander I. hatte zwar zu eigentlichen Hofscandalen keine Veranlassung gegeben, denn, obschon er sehr verliebten Naturells, außerordentlich flatterhaft und auch sonst sehr galant war, nahm er sich doch zu Hause in seinem Palaste sehr in Acht. Dennoch konnte er es nicht verhüten, daß einige scandalöse Ereignisse, die im Kaiserpalaste vorfielen, nicht ruchbar wurden. Man sprach davon, daß der Kaiser allabendlich von als Männer verkleideten Damen Besuche empfing, die sich dann bis zum nächsten Morgen ausdehnten. Außerdem aber kannte er alle verdächtigen Schlupfwinkel von St. Petersburg, wo die Hetären der Hauptstadt an der Newa zu finden waren, er gerieth bei einer solchen Gelegenheit beinahe in die Gefahr sein Leben einzubüßen.

Eines Abends hatte er sich in einer solchen Lasterhöhle mehre Stunden aufgehalten, als auch andere Gäste kamen, die den Czaren entweder nicht kannten oder ihn nicht kennen wollten. Es ärgerte sie, daß sich ein Einzelner, von dem, wie gesagt, Niemand wußte, wer er sei, das schönste Mädchen ausgesucht hatte, damit erhoben sie ein Geschrei und es gelang ihnen, die Thür des Zimmers zu sprengen, in wel-

chem sich der Czar mit seiner Geliebten befand. Der Kaiser war endlich genöthigt, sein Incognito aufzugeben und den Leuten durch sein Vortreten Respect einzuflößen, denn einer der Officiere war scharfsinnig genug ein Rubelstück aus der Tasche zu holen und des Kaisers Bild mit dem Original zu vergleichen, worauf denn Alle reumüthig um Verzeihung baten.

„Sie soll Euch gewährt werden, doch lasse ich Alle füsiliren, wenn es herauskommt, daß ich hier gewesen," sagte Alexander und begab sich hinweg.

Während den Feldzügen gegen Napoleon hatte der Kaiser Alexander viel mehr Glück in den Boudoirs der Damen, als im Felde. Er war ein schöner Mann, verstand es auch sehr, galant und höflich zu sein und war noch obendrein sehr freigebig. Wenn ihm ein Mädchen oder eine Frau gefiel, dann gab es keinen zu hohen Preis, den er nicht bereit gewesen wäre, zu geben, um sein Ziel zu erreichen. Seine Liebschaften sowohl in Rußland wie im Auslande kosteten ihm enorme Summen und er erschöpfte nur zu oft die Baarvorräthe in den Kriegscassen, wobei natürlicherweise die Mannschaft am meisten litt.

Selbst in Paris unter den Französinnen war es nur er allein unter den Alliirten, der dortselbst gerne gesehen wurde. Er hatte sogar einige Abenteuer mit solchen Damen, die ihn selber dazu aufforderten, er möge mit ihnen einen Abstecher in das Land der Idyllen machen und die Zahl der ihm in Paris zu-

gesandten Liebesbriefe war eine so große, daß sie zwei tüchtige Cartons füllten. Der Kaiser sammelte dieselben und auf der Rückseite des Umschlags waren von ihm eigenhändig einige Anmerkungen gemacht worden, freilich nur bei solchen Briefstellerinnen, deren Schreiben er in eigener Person beantwortet hatte.

Nicht anders war es in Wien, zur Zeit des Congresses. Alexander hatte sich hier unter allen Monarchen, die daran theilnahmen, am längsten aufgehalten. Er besuchte hier eben so wie er es in St. Petersburg, Weimar, Paris und Berlin gemacht hatte, alle diejenigen Orte, wo er wußte, daß er leicht Eroberungen machen könne. Er war in Wien so verrufen, daß die Ehemänner große Noth hatten, ihre häusliche Ehre zu bewahren, weil sich eine jede Wienerin glücklich schätzte, wenn sie von ihm ausgezeichnet wurde, so wie es auch Mädchen gab, die sich ihm nur zu willig zeigten.

Alexander war unter allen Regenten Rußlands noch der humanste. Er würde sich sehr leicht entschlossen haben, seinen Völkern eine Constitution zu bewilligen, so wie er diejenige der Polen auch unangetastet ließ, er bevorzugte sogar die Polen in mancher Beziehung, hatte Polen zu Ministern, wie namentlich den Fürsten Czartoriski, er vermochte es aber nicht, gegen jenen Strom zu schwimmen, dessen Schleusen vor ihm von der bis dahin in Rußland herrschenden deutschen Camarilla geöffnet wurden, da-

mit er ihn weder durchwate, noch überspringe. Man glaubt sogar, seine Freisinnigkeit sei ihm bei den Vollblut-Russen zum Verderben angerechnet worden. Die allgemein verbreitete Meinung von Alexander's Tode ist die, daß er vergiftet worden sei. Er starb zu Taganrog an einem sehr schönen Wintermorgen im Jahre 1824. Seine letzten Worte waren: „Ah, quel beau jour, mais pas pour moi! (Hah, welch' schöner Tag, doch nicht für mich!)" Es scheint also, daß er seinen Tod voraus gesehen.

Sein Bruder Constantin hätte ihm als Zweitältester auf dem Throne folgen sollen, doch er wurde, zufolge seiner Heirath mit einer Polin aus nicht souveränem Hause, von der Thronfolge eigenmächtig ausgeschlossen und starb wie sein Bruder ebenfalls an Gift, im Jahre 1830, während der Revolution in Polen.

Druck von Th. Krüger in Leipzig.

Scandal-Geschichten
europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

alten Diplomaten.

Zehnter Band.

Niederlande. — Deutschland.

Leipzig,
Verlag der Verlagsanstalt.

Niederlande.

I.

Die Periode der Scandale in den Niederlanden ist eine sehr kurze, sie umfaßt nur 3 Jahrhunderte. — Die Wahl eines Statthalters nach den Niederlanden. — Philipp II. entscheidet sich für Margarethe, Herzogin von Parma. — Bedingungen, unter welchen sie die Statthalterschaft annimmt. — Der Cardinal Granvella. — Der Tulpenhändler von Harlem und sein Sohn. — Egmont und Wilhelm von Oranien. — Die Spione der Statthalterin. — Der Geusenbund. — Das Gastmahl bei Brederode. — Margaretha von Parma versöhnt sich mit Egmont. — Rath, den Wilhelm von Oranien Egmont giebt. — Austreten des Prinzen von Oranien und des Grafen Hoorn aus dem Staatsrathe. — Der Ring der Statthalterin. — Er wandert aus der Hand Egmont's in die eines Bürgermädchens. — Egmont reist nach Aachen. — Ausbruch der Revolution. — Alba, Nachfolger Margaretha's. — Ihre Rache an Egmont.

Wie konnte es dem Verfasser der Scandalgeschichten europäischer Höfe einfallen, für die Niederlande eine Rubrik offen zu lassen, wo doch die Sittlichkeit nirgends so sehr zu Hause ist, als hier unter diesem industriösen Volke?

Es ist möglich, daß man so sprechen wird, wenn man den zehnten, mithin letzten, Band der Scandalgeschichten zu Händen bekommt. Diejenigen, die so sprechen werden, kennen kaum die Geschichte der Niederlande, denn nirgends hat es vielleicht größere Scandale in einem Zeitraum von wenigen Jahren gegeben, wie gerade hier, namentlich seit dem Momente der Unabhängigkeitserklärung dieses territorial kleinen, in moralischer Beziehung aber so großen Staates.

Ich will hier jener Scandale gar nicht erwähnen, als die Niederlande keinen eigentlichen Staat bildeten, zerrissen waren und ein Theil derselben zu Frankreich, ein anderer zu Deutschland oder zu Patrimonialbesitzungen der Häuser Anjou, Burgund und Habsburg gezählt haben, denn dann hätte ich Vieles von Carl dem Kühnen und einigen französischen und deutschen Fürsten zu erzählen, von denen ich bereits theils gesprochen habe, theils noch sprechen will. Ich werde mich also nur auf die Periode des staatlichen Daseins der Niederlande — angefangen vom Beginn des Abfalls der vereinigten Niederlande, bis zum Aufhören des Königreichs Holland, nach dem Sturz Napoleon's I. — beschränken und meine Leser sollen finden, daß die Scandale, die ich hier zu erzählen habe, denen, die ich bereits erzählt, nicht sehr nachstehen.

Ich übergehe hier geflissentlich die zahllosen verliebten Abenteuer Carl's V., der sich durch seine Leutseligkeit in den Niederlanden so beliebt machte, daß es seinem Sohne Philipp II. sehr große Mühe kostete, die Pietät, die man

dem Andenken seines großen Vaters zollte, derart zu untergraben, daß davon beinahe gar nichts übrig blieb, so zwar, daß man Carl blos deshalb in den Niederlanden verfluchte, weil er einen solchen Sohn, wie Philipp, gezeugt hatte.

Uebrigens hat es niemals eine Regierung gegeben, die alle Schichten des Volkes gleich zufrieden zu stellen im Stande gewesen wäre. Es hat immer einige Städte gegeben, deren Geist stets eine rebellischer gewesen, wie z. B. Mailand, Paris, Madrid, London, selbst Wien zu wiederholten Malen. Solche Städte gab es auch in den Niederlanden, namentlich Lüttich und Gent. Die Bürger der letzteren Städte revoltirten gegen jedwede Oberherrschaft. Es lebte in ihnen ein eigener republikanischer Geist, den die Machthaber nicht erkannten und nicht verstanden. Man unterjochte sie, doch jedesmal erwirkten sie sich auch nebenbei gewisse Privilegien und brachten es dahin, daß man mit ihnen weniger tyrannisch verfuhr, als mit anderen Städten. Es war deshalb so, weil die Genter und Lütticher die reichsten Bürger waren, die Regierungen also Alles anwenden mußten, um die Bürger von Gent nicht durch allzu große Strenge so zu erbittern, daß sie vor ihnen ihre Geldkisten für ewig verschlossen oder mit gewissen Unterschriften hervorrückten, die die Monarchen in große Verlegenheit gebracht haben würden. Carl V. kannte den Reichthum der Genter so gut, daß er zu sagen pflegte: „Gent ist die größere Hälfte meiner niederländischen Besitzungen“. Als die Genter sich gegen ihn empörten, ging er dahin, und anstatt sie nach gedämpfter Empörung zu

bestrafen, gab er ein glänzendes Bankett, schmeichelte ihnen, tanzte mit den Bürgerinnen, und war freundlicher denn je mit seinen größten Feinden. „Hätten Sie gewußt", sagte er einem seiner Hofcavaliere, „wie viel mir daran gelegen war, ihr Herz zu gewinnen, so würden Sie für sich ganz andere Concessionen erpreßt haben. So habe ich nur dafür gesorgt, daß einige ihrer Weiber ihren Männern Erben geben sollen. Es sind aber auch die schönsten Frauen, die ich je gesehen."

Philipp II. war der bornirteste, grausamste Finsterling, den es nur geben konnte. Er dachte durch Gewalt Alles durchsetzen zu können. Der Protestantismus fing in den Niederlanden an Wurzeln zu fassen und anstatt demselben freien Eintritt dahin zu gönnen, führte er dortselbst das verhaßte Inquisitionsgericht ein, was eben in mittelbarer Weise dem Protestantismus die meisten Anhänger zutrieb. Es ist ein seit Urzeiten nur zu oft bewiesener Satz, daß der Mensch das Verbotene dem Erlaubten vorzieht, daher datirt ja die Erbsünde und ich würde niemals Scandalgeschichten geschrieben haben, wenn das, was man jetzt Scandal nennt, etwas Gestattetes gewesen wäre.

Als der König darüber nachzudenken anfing, wie er seine Staaten, in denen die Sonne niemals unterging, regieren solle, verfiel er natürlicherweise darauf, daß er dies nur durch delegirte Statthalter thun könne. Es war für ihn ein Glück, daß ihn der Tod von seiner ersten Gattin, Maria Tudor, erlöst hatte, denn hätte sie gelebt, dann würde er nur eine Sorge mehr gehabt haben. Die

neueroberten amerikanischen Besitzungen brauchten keine anderen Statthalter, als tüchtige Soldaten, denn es war keine große Schwierigkeit, wehrlose Wilde auszurotten und ihnen alles Gold und alle Edelsteine zu rauben. In Spanien selbst war er am besten aufgehoben, denn sein finsteres Gemüth paßte nirgendhin so gut, wie in das Land, in welchem solche Finsterlinge, wie die Dominikaner der heiligen Hermandad, die herrschende Macht bildeten.

Es handelte sich also nur darum, für die ferne liegenden Provinzen, die ihm als Erbtheil zugefallen waren, einen passenden Statthalter zu finden. Philipp selber war viel zu träge, um auch nur auf kurze Zeit sein glühendes Spanien zu verlassen und den Aufenthalt in Aranjuez mit jenem in einer Canalstadt der Niederlande zu vertauschen.

Ich habe im 5. Bande meiner Scandalgeschichten die Ursache angegeben, was Philipp abgehalten hatte, den Niederländern seinen Sohn Don Carlos zum Statthalter zu geben. Er hatte einst diese Absicht gehabt, doch durfte er sich weder auf die Treue, noch auf die Energie und Weisheit des Infanten verlassen. Er kannte ihn viel zu gut, um ihn dahin zu senden, demnach fiel seine Wahl auf eine andere Person und zwar auf eine Frau, die aber viel mehr männlichen Geist besaß, als sehr viele andere Männer. Diese Frau war Margarethe, Herzogin von Parma.

Als er sie damit beauftragte, nach den Niederlanden zu gehen und die Oberstatthalterschaft anzunehmen, nahm

sie diese Mission unter gewissen von ihr festgestellten Bedingungen an. Diese Bedingungen waren: 1. Daß sie sich einen Minister wählen dürfe. 2. Daß alle von ihr gutgeheißenen Anordnungen dieses Ministers vom Könige im Voraus genehmigt werden. 3. Daß es ihr frei stehe, in Bezug auf die aus Spanien nach den Niederlanden gesandte heilige Inquisition solche Aenderungen zu treffen, wie sie sie nothwendig finde. 4. Daß ihr das Recht der Begnadigung, im Falle sich Jemand in den Niederlanden des Hochverraths schuldig machte, zustehe. 5. und letztens aber, daß sie nach Gutdünken Allianzen mit jedweder ausländischen Macht schließen oder derselben Krieg erklären könne und ihr eine hinlängliche Militärmacht zur Verfügung gestellt werde.

Der König schüttelte den Kopf bedenklich, als ihm Margarethe von Parma diese Bedingungen stellte, doch gewährte er ihr Alles, weil er überzeugt zu sein glaubte, sie würde dieselben nicht mißbrauchen. Der wichtigste Punkt war für ihn der dritte und er berieth sich mit dem Großinquisitor darüber, ob er ihr hierbei freies Spiel lassen könne. „Es ist die Frage, wen sie mit sich als Minister nach den Niederlanden nimmt?“ sagte der Großinquisitor. „Den Cardinal Granvella“, entgegnete der König. „Dann können ihr Euer Majestät auch diesen Punkt ohne Weiteres gewähren. Granvella ist ein sehr gottesfürchtiger Mann und der ergebenste Diener der heiligen Kirche, es ist nicht zu befürchten, daß er den verfluchten Ketzern irgend welche Concessionen machen werde.“

Somit übernahmen diese beiden Personen die Regierung der Niederlande. Margarethe war eine sehr stolze Frau, doch nur solange, bis sie von mehr als zwei fremden Augen gesehen und mehr als zwei Ohren gehört wurde. Im Boudoir selbst war sie die nachgiebigste Person der Welt. Granvella war aber ein schöner und galanter Mann, der keine Gelegenheit versäumte, sich auf jede mögliche Weise der Oberstatthalterin gefällig zu zeigen. Kein Historiker spricht von einem Liebesverhältniß der Herzogin und des Cardinals, wo es doch gewiß ist, daß ein solches zwischen ihnen bestand.

So wie es mir gelungen, die Geheimnisse anderer Höfe zu erfahren, so hatte ich auch das Glück, diesem Liebesverhältniß Margarethens mit dem Cardinal Granvella auf die Spur zu kommen und zwar auf einem Orte, wo ich es gewiß nicht gesucht haben würde. Ich will es meinen Lesern mittheilen, wie dies geschah und hoffe, meine Entdeckung wird sie ihrer Originalität wegen interessiren.

Als ich im Jahre 1847 die berühmte Tulpenstadt Hollands, Harlem, besuchte, kam ich zu einem der ersten Verkäufer dieser an Farbe so schönen, doch geruchlosen Blumen. Ich wurde von ihm sehr freundlich aufgenommen und hatte diese Freundlichkeit meiner Aufmerksamkeit, die ich seinem kleinen pausbackigen Knaben bewies, zu danken. Ich bin sonst kein Kinderfreund. Der kleine Johannes hatte aber ein für sein Alter so ernstes und kluges Gesicht, daß ich es studirte und meine Augen von demselben nicht abwandte. Er beschäftigte sich eben damit,

Düten für Tulpenzwiebeln zu verfertigen und hatte hierzu von seinem Vater ein großes Buch erhalten, aus welchem er die Blätter riß und sie zu Düten verwendete. Plötzlich sah ich ihn in seiner Beschäftigung anhalten, und eines der herausgerissenen Blätter lesen, dann legte er es wieder in's Buch hinein, und nahm die Zwiebeln aus den bereits verfertigten Düten, die er mit der Hand zu glätten und der Reihe nach in's Buch zurück zu legen begann. Diese Manövers des Knaben fielen mir auf. Ich frug ihn um die Ursache, weshalb er es thue.

„Ich glaube", entgegnete der Knabe, „das Buch ist etwas Besseres werth, als zu Düten verbraucht zu werden."

„Willst Du mir das Buch zeigen, mein kleiner Johannes?" frug ich den Knaben.

„Ich will es Ihnen zeigen, doch Sie müssen es mir zurück geben. Ich hoffe, einen Käufer dafür zu finden."

„Wahrscheinlich einen Antiquarbuchhändler, denn das Buch scheint mir sehr alt."

„Es ist's und mir thut es sehr leid, daß es so verstümmelt worden. Ich werde keinen großen Preis erhalten."

„Wer weiß", sagte ich und fing an in dem Buche zu blättern. Es war zur Zeit des Abfalls der Vereinigten Niederlande geschrieben und mit einem anderen aus einer späteren Periode — theils zur Zeit des Statthalters Moritz von Oranien und auch späteren Jahren — zusammengebunden. Ich sagte dem Knaben, wie ich selber alte Bücher zu kaufen pflegte und frug ihn, ob er mir es

um 2 holländische Gulden verkaufen wolle. Er entgegnete, er müsse erst seinen Vater um Erlaubniß bitten. Dies geschah und der Tulpenverkäufer verweigerte sie ihm nicht. So erhielt ich es um einen Spottpreis.

Auf meiner Reise von Rotterdam nach London hatte ich Muße es durchzufliegen und fand sehr interessante Details über einige historische Persönlichkeiten in demselben, namentlich über Margaretha von Parma, über Granvella, Wilhelm den Schweigsamen, die Grafen Brederode, Hoorn und Egmont, ferner über die beiden unglücklichen Brüder de Witt, über Peter Paul Rubens, über Moritz von Oranien, Barneveldt, Hugo Groot, Boerhave, Ruyter u. s. w. Denn das zweite Buch langte bis zum 18. Jahrhundert.

Nach diesem Buche soll Margaretha von Parma auch nicht besser gewesen sein als ihre Namensschwester von Navarra, die Gattin Heinrich's IV., mit dem Unterschiede, daß sie sich eines der Axiome der Jesuiten: si non caste, caute (wenn nicht keusch, so doch vorsichtig), eigen machte. Uebrigens fand sie so viel Vergnügen an den Freuden der Liebe, daß ihr ein Mann, wäre er auch ein Alkid an Kräften gewesen, kaum genügte. Sie hielt Granvella als Lückenbüßer und dieser war tolerant genug, nichts dazu zu sagen, wenn sie auch mit anderen Männern kokettirte, namentlich hatten ihr die beiden Grafen Egmont und Hoorn in die Augen gestochen, sie lud sie zu wiederholten Malen zu Tische und kokettirte mit ihnen in auffallendster Weise.

Unter den Staatsräthen, die an den Berathungen, die

bei der Oberstatthalterin stattzufinden pflegten, theilnahmen, gab es einen, dem die Koketterie der hohen Dame mit den beiden schönen Grafen nicht entging. Es war der Prinz Wilhelm von Oranien. Er sprach darüber mit Egmont und neckte ihn damit.

„Welch ein Gedanke", sagte Egmont. „Die Herzogin weiß doch, daß mich eine andere Flamme erwärmt, sie hat es von mir selber gehört. Sie hat mich so zu sagen aufgefordert, daß ich ihr Alles erzähle."

„Und Du warst unvorsichtig genug, in die Falle zu gehen. Oh, mein armer Freund, ich fürchte nur zu sehr, daß Du Dir ein ähnliches Loos bereitest, wie es Hyppolit gethan. Sie wird von jetzt an Deine erbittertste Feindin werden. Hast Du wenigstens Hoorn darüber in Kenntniß gesetzt?"

„Wovon hätte ich ihn in Kenntniß setzen sollen?" frug Egmont befremdet.

„Daß er Deine Stelle bei der Herzogin vertrete. Er ist Dir zu sehr Freund, als daß er es nicht gern thäte und er wird Dir und unserer Sache nützen. Glaube mir, es ist von der höchsten Wichtigkeit für unser Vaterland, daß wir die Herzogin dadurch, wenn wir uns ihrer Privatgunst versichern, in Schach halten."

„Ich glaube nicht, daß Hoorn das Geringste in dieser Beziehung thun wird. Er verläßt Brüssel noch heute", sagte Egmont; dann fuhr er fort: „Wenn Du die Prinzessin für eine so leichte Dame in Herzensangelegenheiten hältst, warum bewirbst Du Dich nicht um ihre Gunst?"

„Weil ich wahrgenommen habe, daß sie mich nicht ausstehen kann und mich abweise?"

„Wenn sie aber sieht, wie Diejenigen, auf die sie ihr Netz ausgeworfen, ihr entgehen, so wird sie nicht gar zu wählerisch sein. Es ist doch nicht schwer, zwischen Dir und einem Granvella zu wählen."

„Oh, Granvella bliebe ihr immer. Versuche Deinen Fehler gut zu machen, erzähle ihr, wie Du von Deiner Liebe für die Andere abgekommen bist. 's ist ohnehin nur ein Bürgermädchen."

„Nein, nein, Oranien, ich will nicht einmal in Gedanken gegen sie sündigen. Sie ist ein Engel."

„Das Vaterland ist doch das kleine Opfer einer Nothlüge und etwas Verstellung werth."

„Du hältst die Sache für zu wichtig. Ich glaube aber Du täuschest Dich. Das nächste Mal mehr darüber."

Egmont hatte sich lange Zeit in Frankreich aufgehalten und den leichtsinnigen Charakter der Großen dieser Nation ganz angenommen. Anstatt die Warnung seines Freundes Wilhelm von Oranien zu beherzigen, fing er an, sich über die Herzogin lustig zu machen und zu witzeln. Es fanden sich schon damals selbst unter den Niederländern genug verkäufliche Seelen, die davon lebten, die Gedanken und Aeußerungen der Männer auszuwittern, die einigen Einfluß auf das Volk übten. Von Wilhelm von Oranien konnte nichts gesagt werden, er war viel zu vorsichtig, als daß er sich verrathen hätte, wogegen Egmont in seinen Reden viel freier war, als selbst in seinen Gesinnungen.

Es ist nur zu gewiß, daß dieser sonst so ehrliche Patriot vor dem Gedanken einer Revolution schauderte. Er glaubte der herrschenden Dynastie verpflichtet zu sein und war auf den Orden des goldenen Fließes sehr eitel, nicht so wie Wilhelm von Oranien, der ihn als eitlen Tand betrachtete und ihn nur bei feierlichen Gelegenheiten und deshalb trug, damit ihm spanischerseits nicht etwa vorgeworfen werde, er verachte den Orden.

Die Spione, mit denen die Herzogin von Parma die angesehensten Männer der Niederlande umgab, säumten nicht, die Aeußerungen Egmont's in Bezug auf die Prinzessin zu berichten. Granvella selbst rieb sich selbstzufrieden die Hände, als er davon hörte, denn es gewährte ihm Genugthuung, einen Mann, der ihm gefährlich hätte werden können, angeschwärzt zu sehen. Die Herzogin schrieb nun an den König und schilderte Egmont in einer Weise, daß Philipp glauben mußte, der Hochverrath sei in den Niederlanden schon überallhin verbreitet worden. Er entsendete ein paar tausend Mann Truppen und ertheilte der Statthalterin Instructionen, wie man sie nur für ein Land ertheilen kann, welches in vollem Aufstande begriffen und wo das Martialgesetz eingeführt worden ist.

Schon die heilige Inquisition war den Niederländern ein Dorn in den Augen. Der Protestantismus verbreitete sich im Lande immer mehr. Die Proselyten des neuen Glaubens versammelten sich bei Nacht und in Privathäusern, man spürte sie aber aus und sie wurden deshalb, weil sie Gott in anderer Form verehrten als die

Spanier, vor das Inquisitionsgericht geschleppt, gefoltert, einige sogar hingerichtet, ihr Vermögen aber confiscirt. Alles dies geschah nur, um den unersättlichen Säckel der Kirche zu füllen, denn in die anderen Staatscassen floß nichts.

Die Erbitterung im Lande war ungeheuer. Die Staatsräthe versammelten sich bei der Oberstatthalterin, machten ihr Vorstellungen, baten sie, sie möge den Leuten das Einzige lassen, was jedes Menschen angebornes Recht ist, seine Gedankenfreiheit. Sie hatten aber tauben Ohren gesprochen, und als Egmont ebenfalls zu sprechen anfing, schnitt sie ihm das Wort ab.

„Ich habe seiner katholischen Majestät die Sache an's Herz gelegt," sprach Margarethe. „Er verlangt unbedingten Gehorsam und daß man seine Stellvertreterin achte. Anstatt dessen entblöden sich manche Leute nicht, auf unsere Gnade pochend, Lügen gegen uns auszustreuen und uns in den Augen des Volkes um unseren guten Ruf bringen zu wollen. Ihr blickt mich an, Graf Egmont, als ob Ihr Euch noch so unschuldig fühltet. Oh, Eure Zunge reicht weit, doch nehmt Euch in Acht, daß sie Euch nicht um Euren Kopf bringe."

Egmont war wie niedergedonnert. So hatte Margarethe noch niemals zu ihm gesprochen. Sie war sonst immer so huldvoll und jetzt diese Veränderung! Was sollte dies bedeuten? Sein Blick begegnete demjenigen seines Freundes Wilhelm und dieser sagte ihm, daß er am besten thue, wenn er schweige.

Nachdem die Sitzung für aufgelöst erklärt worden war, zog sich die Herzogin in ihr Kabinet zurück und erließ den Befehl, Niemand, nicht einmal Granvella, dürfe vorgelassen werden.

Oranien und Egmont begaben sich nach Hause. Auf der Straße begegneten sie einigen Edelleuten, deren Jeder eine Tasche an der Seite trug; sie war aus grober Sackleinwand, von derselben Größe und Form, wie sie die Bettler zu tragen pflegen. Unter diesen Herren befand sich auch Brederode.

„Was soll diese Tasche zu bedeuten haben?" frug ihn Egmont. „Wollt Ihr verreisen?"

„Kommt morgen Alle zu mir zum Speisen, dort will ich Euch die Bedeutung dieser Tasche erklären. Ihr werdet sehen, daß sie für uns vollkommen paßt", entgegnete Brederode.

Oranien hatte keine Lust der Einladung Brederode's Folge zu leisten. Egmont redete ihm aber so lange zu, bis er sich dazu entschloß und nach dem Kuylemburg'schen Palaste ging, wo dieses Mahl stattfinden sollte. Es waren über 300 Gäste anwesend. Wilhelm hörte das Toben und das Klirren der Gläser. Er hielt Egmont am Arme zurück und sagte ihm, es sei noch Zeit zum Umkehren. In diesem Augenblicke öffnete sich ein Fenster und der Graf Hoorn blickte aus demselben.

„Ah! Ihr seid es? Sputet Euch, sonst wird der Burgunderwein kalt", rief er ihnen zu.

„Du siehst, die Leute trinken", sagte Egmont lachend

zu Oranien. „Solche Menschen denken an keine Verschwörung. Komm, man würde sonst glauben, wir fürchten den Wein."

Es war nicht mehr möglich zurück zu treten. Brederode war den Ankömmlingen bis an die Treppe entgegen gegangen, er griff Wilhelm unter den Arm und zerrte ihn hinein.

„Wollt Ihr uns jetzt die Bedeutung dieser Maskerade erklären?" frug Wilhelm auf die Tasche deutend.

Brederode entsprach dem Wunsche des Fragenden und erklärte den Ursprung dieses Aufzugs. Eine Deputation des Adels hatte vor einigen Tagen der Oberstatthalterin ein Bittgesuch eingereicht, welches in etwas scharfer Sprache verfaßt war, so daß sie sich beim Lesen desselben verfärbte, worauf ihr der Graf Barlaimont in französischer Sprache die Worte zugeflüstert hatte: „Frau Herzogin, Ihr werdet Euch doch nicht vor einem Rudel Bettler fürchten!" Dieses Wort hatte Brederode aufgefaßt und erfand den Bund der Geusen (Bettler). Diese Geusentasche hatte noch außerdem die satyrische Bedeutung, daß der niederländische Adel vom Könige von Spanien auf den Bettelstab gebracht worden sei, was wirklich so ziemlich der Wahrheit nahe lag.

Wilhelm hatte vielleicht niemals so sehr den Zunamen „eines Schweigsamen" verdient, als bei dieser Gelegenheit. Während die übrigen Herren lärmende Toaste ausbrachten und dabei Luther, die Königin Elisabeth von England und ihren Vater Heinrich VIII. noch im Grabe leben ließen, war er stumm geblieben, Egmont hingegen

brachte die Gesundheit des Königs und der Statthalterin aus. Dies war ein Fehler. Er hätte bedenken sollen, wie er bei so erhitzten Köpfen kaum auf ein Echo stoßen würde. Oranien blickte hinweg, als hätte er Egmont's Worte nicht verstanden. Hoorn hatte den Becher zwar bis an die Lippen gebracht, als er aber den Namen Philipp's II. hörte, setzte er ihn unangetastet wieder auf den Tisch, Brederode ging noch weiter, er verschüttete seinen Wein, indem er ausrief: „seinen Manen gerne, wenn er todt sein wird." Andere Herren trieben es endlich so arg, daß sie Flüche gegen den König ausstießen, so daß Wilhelm erklärte, er würde den Saal verlassen, wenn man in dieser Weise fortführe, die Gesetze zu verhöhnen. Er stand auch sofort nach Tische auf und beurlaubte sich von Brederode.

„Ihr werdet doch jetzt nicht gehen. Der Abend wird uns herrlich vergehen, wir haben einige schöne Italienerinnen zu Gästen geladen, sie werden uns den Wein mit Küssen versüßen", sagte Brederode.

„Man hat mir den Beinamen des „Schweigsamen" gegeben", sagte Oranien, „erlaubt mir Graf, daß ich auch den eines „Enthaltsamen" verdiene." Hierauf verließ er die Versammlung.

Es war eine Orgie, wie man in Frankreich und Italien alle Tage zu sehen bekommen konnte, nur daß hier unter den verschämten Flamändern die Ausschweifungen nicht öffentlich getrieben wurden. Es gab im Palaste der Kabinete genug, wohin sich girrende Pärchen zurückziehen

konnten und nur das Trinken und Singen von Zotenliedern geschah öffentlich.

Am nächsten Tage wurde der Oberstatthalterin jedes Wort und jede Bewegung, die Dieser oder Jener bei dem Mahle gemacht hatte, berichtet. Während sie über Einiges und zwar über das Meiste empört war, konnte sie doch über andere Dinge ihre Zufriedenheit nicht verhehlen.

„Ihr habt es immer versucht", sagte sie zu Granvella, „den Grafen Egmont vor mir anzuschwärzen, jetzt seht Ihr doch, daß er der einzige loyale Mann in diesen rebellischen Landen ist. Er hat auf meine Gesundheit getrunken. Er hat ebenso, als die Buhlerinnen ihr schändliches Handwerk zu treiben angefangen, den Palast verlassen. Oh, und ich habe ihn gestern so grausam beleidigt."

Granvella zuckte die Achseln und meinte, der Graf hätte klüger gethan, wenn er keine Gesundheiten ausbrachte, denn dann würde die Statthalterin nicht die Demüthigung erfahren haben, daß er von keiner Seite her secundirt ward. Margarethe biß sich in die Lippen und schwieg.

Wenige Tage darauf erhielt der Graf Egmont von der Statthalterin einen eigenhändig geschriebenen Brief, in welchem sie ihn zu sich einlud. Es hieß, er möge Abends zu einer Stunde kommen, wo sie von den Staatsgeschäften ausruhte. Der Brief war in sehr freundlichem Tone geschrieben.

Egmont wußte nicht, was er davon halten sollte. Er dachte schon daran, es könne eine Falle sein, denn Egmont war ein Mensch der plötzlichen Impulse. Er wußte nicht,

in welcher Weise er sich gegen sie vergangen, und noch weniger, was er gethan, um wieder in Gnade aufgenommen zu werden. Er schwankte und war schon daran sich krank zu stellen, als Oranien bei ihm eintrat. Wilhelm sah es seinem Freunde gleich an, daß er sehr bewegt war, da es aber niemals schwer hielt, von Egmont zu erfahren, was ihm fehlte, so wußte es auch Wilhelm in wenigen Augenblicken.

„Es ist ganz natürlich, daß Du dahingehst," sagte Wilhelm, nachdem ihm Egmont den Brief gezeigt.

„Du glaubst wirklich, ich soll zu ihr gehen? Du bist sonst so vorsichtig im Abrathen."

„Hätte ich tausend Zungen und die Ueberredungsgabe eines Demosthenes, ich könnte nicht anders, als Dir aufs Eindringlichste rathen, daß Du zur Herzogin gehst. Mich wundert es, daß Du es nicht erräthst, woher der Wind bläst. Es ist das Geusenmahl, wo Du Dich so loyal benommen. Und jetzt hast Du die beste Gelegenheit, das wieder gut zu machen, was Du vor einigen Monaten verdorben."

„Du meinst doch nicht, daß ich meine Liebe für Clara verleugnen soll?"

„Allerdings meine ich es so. Was liegt Dir daran? Lügen wir nicht immer und glaubst Du, Du hast den Gegenstand Deiner jetzigen Liebe nicht schon angelogen und verleugnet? Geschieht es nicht zu Deinem und ihrem, und, was mehr als alles Uebrige gilt, Deinem Vaterlande zum Heile."

„Du hast Recht, nur bitte ich Dich, mich in Zukunft mit Fragen darüber, was ich heute mit der Herzogin sprechen werde, zu schonen. Du zürnest mir doch nicht, Oranien?“ sprach Egmont.

„Nein, sei ruhig und benütze die Gelegenheit, so gut Du kannst. Auf Wiedersehen.“

Egmont verwandte an diesem Abend viel mehr Sorgfalt auf seine Toilette, als er es die längste Zeit her gethan hatte. Nachdem er noch einen letzten Blick in den Spiegel geworfen, ging er nach dem Palast.

Die Unterredung zwischen Margaretha und dem Grafen währte mehrere Stunden, sie ließ ihm sogar Erfrischungen auftischen und war voller Huld in ihrem Benehmen gegen ihn. Worüber sie mit ihm gesprochen, davon erfuhr niemals jemand ein Wort. Eine ihrer Kammerfrauen kam jedoch einmal auf ihr Schellen ins Kabinet und fand ihre Herrin sehr aufgeweckter Laune, sie lachte, sowie man sie sonst niemals lachen gesehen und gehört hatte. Egmont saß auf einem Kissen zu ihren Füßen.

Drei Tage darauf wurde wieder Staatsrath gehalten. Sie machte den versammelten hohen Herren des niederländischen Adels sanfte Vorwürfe über das, was sich im Kuylemburg'schen Palaste ereignet hatte, sie ging so weit, den Grafen von Egmont zu entschuldigen, doch dafür griff sie den Prinzen von Oranien in verdeckter Weise an, indem sie sagte, der König habe von Demjenigen seiner Staatsräthe, dem er nächst seiner Statthalterin den meisten Eifer und die größte Anhänglichkeit an seine

Person zugetraut, nicht erwartet, daß er an einer Orgie theilnehme, in welcher man gegen die Sittlichkeit, wie gegen die dem Könige schuldige Loyalität so viel verbrochen, dies wenigstens schickte sich für Cavaliere von hoher Geburt nicht. Der Prinz berief sich auf einige jener Personen, die bei dem Geusenmahl zugegen gewesen und diese bezeugten, wie er so zu sagen gewaltsam in den Saal gebracht worden, dort nur ein Glas Wein getrunken und der Erste war, der sich aus der Versammlung entfernt hatte.

Der Geusenbund machte immer mehr Fortschritte, Brederode und die übrigen Herren, außer Oranien und Egmont, verließen die Hauptstadt und warben eine kleine Armee, um sich, wenn es nöthig werden würde, der königlichen Autorität auch gewalsam zu widersetzen. Die Excesse nahmen von Tag zu Tag mehr zu, die spanischen Soldaten wurden verhöhnt und die Edikte, welche die Herzogin erlassen hatte, von den Mauern, wo sie angeschlagen gewesen, herabgerissen, mit einem Worte, alle Zeichen einer herannahenden Revolution waren vorhanden.

Als die Herzogin von diesen Vorgängen hörte, berief sie den Prinzen von Oranien, die Grafen Egmont und Hoorn neuerdings zu sich und ließ sich in ihrer Gegenwart durch den Geheimschreiber des Cardinals Granvella die Berichte vorlesen, die eingelaufen waren, dann wandte sie sich an die drei Edelleute und rief: „Ihr habt es gehört und könnt es nicht leugnen. Ihr war't es, die mir stets zur Mäßigung riethen und mich an meine Weiblichkeit, die Sanftmuth meines Herzens, erinnertet. Besteht Ihr

noch immer darauf, daß man dieses rebellische Volk durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit regieren könne? Ich will keinen Eurer ehemaligen Rathschläge, sondern hören, welche Mittel Ihr mir zur Dämpfung des Aufruhrs vorschlagt?"

„Wenn Eure Hoheit mir zu sprechen gebieten, so habe ich nichts Anderes zu sagen," entgegnete der Prinz von Oranien, „als, da ich sehe, daß der König der Dienste seiner treuesten Unterthanen überdrüssig ist, diesen nichts Anderes übrig bleibt, als das Amt, welches ihnen von Ihrem Lehnsherrn aufgebürdet worden, in aller Demuth wieder in die allergnädigsten Hände der Statthalterin zurück zu legen." Hierauf verbeugte sich der Prinz und verließ den Saal. Graf Hoorn that Aehnliches wie Oranien und folgte ihm in wenigen Minuten.

Der einzige Graf Egmont war geblieben, er blickte verwirrt zu Boden, indem er seinen Federhut aus einer Hand in die andere wechselte. Die Herzogin winkte Granvella, er möge sich entfernen und sie mit dem Grafen allein lassen.

„Und Ihr, Lamoral, wollt Ihr mich und den Dienst des Königs gleichfalls verlassen?" frug sie ihn. „Ihr habt mir doch so nahe gestanden. Keiner der beiden Männer, die so eben fortgegangen, war mir Das, was Ihr mir gewesen. Ihr werdet mir doch nicht auch abtrünnig werden?"

Egmont versicherte die Regentin seiner unverbrüchlichen Treue, Liebe und Anhänglichkeit. Sie vergaß in

seiner Gesellschaft bald alle Sorgen, die ihre Sinne bis jetzt getrübt hatten, und beschenkte ihn mit einem kostbaren Diamantring, den sie von ihrem Finger zog.

„Solltest Du jemals in Lebensgefahr schweben, dann sende mir diesen Ring zu. Wenn irgend jemand, so bin ich es, die einigen Einfluß, ja Macht über Philipp besitzt. Ich weiß es, daß er mir nichts verweigern darf. Zähle auf mich. Doch wenn Du mich jemals täuschtest, dann wird dieses Diamants Glanz verbleichen und ich werde aus der Trübung desselben erkennen, daß Du mich hintergangen — dann — dann Lamoral, hast Du mich und Dein Leben verwirkt."

Der Graf entfernte sich in Gedanken vertieft. Als er auf die Straße trat, sah er, wie die Bürger einem gewissen Punkte ausströmten und hörte ein dumpfes Getöse. Es waren Kanonen, die so eben angekommen waren und eine starke Bedeckung spanischer Reiterei begleitete sie.

Egmont wußte niemals, wie er es mit der dem Könige und dem Vaterlande schuldigen Pflicht halten möge, in ihm stritten der eitle Höfling mit dem flamänder Patrioten, er liebte sein Vaterland, doch auch die Würden, mit denen er bekleidet worden war und das Vertrauen der Statthalterin schmeichelte ihm über alle Maßen. Er billigte die Handlungsweise Oranien's und Hoorn's nicht, diese hätten die Regentin gerade jetzt, im kritischsten Momente, nicht verlassen dürfen, dies war seine Meinung. Er selbst hatte sich vorgenommen, fest an ihrer Seite zu verharren.

Während er eben darüber nachsann, was er zunächst thun sollte, begegnete er einem weinenden Mädchen, in welchem er seine Geliebte aus dem Bürgerstande erkannte. Sie klagte ihm ihr Unglück, indem sie sagte, ihr Vater sei von den Häschern der Inquisition in den Kerker geworfen worden und man werde den schwächlichen Greis auf die Folter spannen, weil er beschuldigt wurde, er habe einer mitternächtlichen Calvinistenpredigt beigewohnt. Sie beschwor Egmont, er möge sich für sie bei der Regentin verwenden.

„Ich weiß, wie viel Ihr bei ihr geltet," sagte die Schluchzende, „Ihr habt mich selber dabei vergessen. Ah, so wendet doch Euren Einfluß bei Eurer Geliebten an, um meinen Vater zu retten."

„Meine Geliebte? Wie kannst Du denken, daß ich ein so häßliches altes Weib, wie die Herzogin, lieben könnte? Nein, tröste Dich. Ich liebe sie nicht. Sie plagt mich mit ihren Aufmerksamkeiten, das ist Alles. Damit Du siehst, wie wenig ich mir aus ihr mache, nimm diesen Ring, den sie mir gerade heute geschenkt. Diese Pfaffen sind bestechlich. Verkaufe ihn, mit einem Viertel des Preises kannst Du Deinen Vater loskaufen."

Das Mädchen befolgte den Rath des Grafen und es glückte ihr, ihren Vater zu befreien.

Das Gespräch aber, welches Egmont mit dem Bürgermädchen gehalten, wurde von einem der vielen Spione Granvella's belauscht und dem Cardinale berichtet. Dieser erkundigte sich, an welchen Juwelier der Ring verkauft

worden sei und als er ihn von diesem zurückkaufte, ging er zur Regentin, der er das Geschehene Wort für Wort berichtete. Als Egmont am nächsten Tag nach dem Palast der Statthalterin ging, wurde ihm der Eingang verwehrt. Ein junger Edelmann, dem Egmont einmal einen Dienst geleistet hatte, und der bei der Herzogin als Kämmerling angestellt war, raunte dem Grafen ins Ohr: „Laßt Euch einen guten Rath geben, Graf Egmont. Entfernt Euch aus dieser Stadt, denn man hat hier Böses gegen Euch vor. Die Sache mit dem Ringe, den Ihr gestern erhieltet und wieder verschenktet, ist aufgekommen."

Der Graf erschrak nicht wenig. Er fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken. Er wollte bei der Herzogin Sehnsucht nach seiner Person erregen und begab sich nach Aachen, um in den Bädern seine zerrüttete Gesundheit zu pflegen, wie er sich in dem an die Regentin abgeschickten Briefe ausdrückte.

So hatte er denn selber durch seinen Leichtsinn und seine Unbesonnenheit sich aus einer Freundin eine seiner unerbittlichsten Feindinnen geschaffen und dies sollte ihm sein Leben kosten.

Die Revolution war in den Niederlanden bald ausgebrochen. Die Geusenarmee, die erste, die mit den Spaniern Scharmützel hatte, focht mit wechselndem Glück. Die Regentin und Granvella sahen es ein, daß sie sich in den Niederlanden nicht halten könnten und, „lieber abdanken, als abgedankt werden," entschlossen sie sich, den König zu bitten, er möge die Regierung stärkeren, Männerhän-

den, anvertrauen. So verließ Margarethe denn das Land, wo sie, so wenig sie auch dazu beigetragen hatte, den Haß gegen den König zu vergrößern, dennoch niemals gerne gesehen wurde. Alles, was Granvella eigenmächtig gethan, wurde auch ihr zugeschrieben und das Volk war froh, als die Carosse verschwand, die sie in sich barg.

Ihr Nachfolger war der finstere Herzog von Alba, ein Mensch ohne Seele, ohne Mitleid, ein würdiges Gegenstück des berühmten Thomas Torquemada, mit dem Unterschiede, daß seine Brust anstatt einer Kutte ein Panzer deckte. Dieser wie jener machte das Herz des einen und des anderen Mannes alle sanfteren Regungen unzugänglich. Unter den Männern die am ehesten von Alba's Grausamkeit zu leiden hatten, befanden sich die Grafen Egmont und Hoorn. Philipp wollte den Ersteren schonen, doch Margarethe schwärzte ihn so an, daß er ihrer Rachsucht zum Opfer gebracht wurde.

II.

Abberufung Margarethens von Parma aus den Niederlanden. — Egmont und Hoorn. — Brederode und Wilhelm von Oranien bei Egmont. — Wilhelm auf dem Lande. — Die Städter und Dorfbewohner in den Niederlanden. — Das Mädchen mit den Kirschen bei Wilhelm von Oranien. — Alba's erstes Auftreten gegen Egmont. — Alba wünscht die Wiederholung einer solchen Orgie, wie jene nach dem Geusenmale. — Arretirung Egmont's und Hoorn's. — Falsche weibliche Zeugen. — Alba wird durch ein Mädchen in einem Gefecht gefoppt. — Schlimme Folgen seiner Wüstlingslaune.

Niemals hat ein Regent eines seiner blühendsten Länder durch Unvernunft und Grausamkeit so muthwillig verscherzt, wie Philipp II. die Niederlande. Die Pietät für das Andenken Carl's V. war so groß, daß es unendlich viel kostete, um diese aus den Herzen der Unterthanen auszurotten. Selbst die protestantischen Prediger, von denen sehr viele aus Deutschland gekommen waren, deren Väter unter den ersten Religionskriegen von Carl's V. Soldateska viel zu leiden hatten, vermochten nur so die Niederländer für die neue Lehre zu gewinnen, daß sie die Worte Christi: „gebt Cäsar, was Cäsar gehört", zu wiederholten Malen betonten und die Niederländer in ihrer

Treue gegen Philipp niemals wankend zu machen versuchten.

Erst nach dem Entstehen des Geusenbundes und dem Ausscheiden Wilhelm's von Oranien aus dem Staatsrathe fingen die Gemüther an, sich ihrem König zu entfremden und das Hausen des grausamen Alba, Herzogs von Toledo, die Hinrichtung zweier der besten Männer der Nation, Egmont's und Hoorn's, machten es, daß diese Herzen fortan für ewige Zeit den Nachkommen Carl's V. verschlossen blieben.

Die Hinrichtung Egmont's hat diesen Mann zum Freiheitsmärtyrer canonisirt, ob er es wirklich gewesen, darüber möge die Nachwelt entscheiden, die Geschichte tappt hierbei im Dunkeln. Ob bei Egmont der Patriot über dem loyalen Unterthan, oder dieser über dem Patrioten stand, darüber sind die Gelehrten uneinig. Schiller in seinem „Abfall der vereinigten Niederlande" behauptet selber, welch ein wankender Charakter Egmont gewesen, wie er mit sich niemals ins Reine zu kommen im Stande war. Sein letzter an den König gerichteter Brief — am Vorabende seiner Hinrichtung — überströmt von Loyalitätsversicherungen und trägt das Gepräge eines reuevoll büßenden Gemüthes an sich. Sein Freund Hoorn kann vielmehr ein Freiheitsmärtyrer genannt werden, er hat sich auch niemals so sehr gedemüthigt wie Egmont, er war Patriot und scheute sich nicht, dies zu bekennen und das Schwert für das Vaterland gegen die Unterdrücker desselben zu ziehen. Dennoch bedauert die allgemeine Mei-

nung Egmont viel mehr als Hoorn, eben weil man einsieht, daß Alba keine Ursache hatte, ihn hinrichten zu lassen, mithin war sein Urtheil ein ungerechtes, das gegen Hoorn gefällte nicht. Man bedauert also Egmont dafür, daß er für kein Princip eingestanden war und dennoch geopfert wurde. Dieses Bedauern des Unglücklichen ist noch durch das Trauerspiel Göthe's und die Musik Beethoven's mehr gesteigert worden, so daß die eigentliche Apotheose Egmont's von diesen Beiden stammt.

In der Geschichte der neueren Zeit finden wir ein ganz ähnliches Beispiel wie jenes Egmont's — in der Hinrichtung des ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten, Grafen Ludwig von Batthyány. Dieser Mann glich in vieler Beziehung Egmont. Er war Patriot und Ungar, doch dabei sehr ehrgeizig und sogar loyal. Sein Patriotismus ging niemals so weit wie derjenige seines Ministercollegen Kossuth. Er fürchtete eine Revolution, obschon er überzeugt sein konnte, daß es unmöglich war, einer solchen auszuweichen, ohne die Rechte des Landes aufzuopfern, was er aber auch nicht zugeben wollte. Gerade so war Egmont. Ihm galt die Gunst Philipp's II. beinahe so viel, wie die Liebe der Niederländer. Während seines kurzen Aufenthalts in Spanien hatte er zwar die Wünsche seiner Landsleute aufs Wärmste befürwortet, ließ sich aber vom König mit vagen Versprechungen hinhalten und kehrte unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Egmont war sehr leichtsinnig und ein Mensch der ersten Impulse. Es gab Augenblicke, in welchen er sogar

das Schwert gegen seinen Souverän im Stande gewesen wäre zu ziehen, ein andermal hingegen schauderte er vor einem solchen Gedanken.

Wilhelm von Oranien war bei Weitem mehr Mann und wußte nur zu gut, welche Wendung die Dinge nehmen würden. Obschon er das Gefährliche in einer Schilderhebung der Niederlande gegen Spanien nur zu wohl einsah, so bereitete er sich dennoch zu einer solchen vor, falls sie unausweichbar werden sollte. In jenem Staatsrathe, in welchem er zum letzten Male mit der Oberstatthalterin gesprochen, hatte er schon Alles im Voraus berechnet, was er sagen würde, wenn man über die Widersetzlichkeit der Niederländer spräche.

Er blieb noch einen Tag in Brüssel und besuchte am Abende seinen Freund Egmont, bei dem er auch Hoorn und Brederode antraf. Die beiden Letzteren versuchten es, Egmont zum Beitritte in die Geusenarmee zu bewegen, denn Brederode, Kuylenburg, Arenberg und Hoorn hatten bereits eine kleine Schaar zusammengebracht, der sie die Ehre anthaten, sie eine Armee zu nennen, die aber zu jener Zeit, als sie sie zu bilden anfingen, aus nicht mehr denn 2000 Mann bestand, von welchem aber mehr als drei Viertel schlecht oder gar nicht bewaffnet waren und größtentheils aus Bürgern und Handwerkern bestanden, die zwar ihre Stadt so weit wie möglich vertheidigen konnten, doch niemals als mobile Truppe verwendbar waren.

So lange Brederode bei Egmont blieb, sprach Wil-

helm kein Wort. Er hatte sich in einer Zimmerecke auf einen Stuhl niedergesetzt und las ein von dem berühmten Viglius geschriebenes Buch mit Aufmerksamkeit, ohne sich stören zu lassen. Die von den drei Cavalieren an ihn gerichteten Fragen beantwortete er entweder einsilbig oder durch ein Schütteln oder Nicken mit dem Kopfe, so daß es Brederode endlich aufgab, ihn ins Gespräch zu ziehen, er auch dann ziemlich mißvergnügt von Egmont schied, der noch immer unschlüssig war, wie er sich halten müsse.

Kaum hatte Brederode das Gemach verlassen, als Oranien das Buch bei Seite legte und so viel zu sprechen begann, als ob er die ihm zugelegte Benennung eines „Schweigsamen" Lügen strafen wollte. Hoorn war noch zurückgeblieben, vor ihm genirte sich Wilhelm nicht, denn er kannte seinen rechtlichen Charakter und wußte, daß dieser von dem, was Wilhelm sagte, keinen Gebrauch machen würde. Man sprach von der Ankunft eines anderen Statthalters an Margarethens Stelle.

„Glaubst Du wirklich", frug Egmont, „daß der König die Herzogin abberufen werde?"

„Sie wird es selber verlangen, wenn sie sieht, daß sie keine Ursache hat, hier zu bleiben."

„Die Ursachen, die sie gehabt, hier zu bleiben, sind sich doch immer gleich", meinte Hoorn.

„Sie könnten gleich bleiben, wenn unser Freund Lamoral es so haben wollte", sagte Wilhelm.

„Die alte Geschichte. Ich will meinem Vaterlande meinen Arm, meinen Kopf, jedes meiner Glieder gerne

zur Verfügung stellen und verlange nur, die Freiheit meines Herzens behalten zu können, ganz gewiß etwas von geringem Werthe fürs Vaterland", erwiderte Egmont.

„Man braucht auch nicht Dein Herz", entgegnete Wilhelm mit einem bedeutsamen Blicke.

„Ah, Du glaubst! Pfui. Ich will es nicht. Es widert mich an, einer Frau Liebe zu heucheln, die in den Armen eines Granvella geschmachtet hatte", sagte Egmont.

„Ei, mein Freund, Du bist auf einmal gar zu wählerisch geworden", sprach Wilhelm. „Ist es vielleicht die Erste, die Du aus den Armen eines anderen Mannes übernommen und warst Du nicht auch bei anderen Damen der Nachfolger des spanischen Cardinals? Weißt Du, daß es ganz in Deinen Händen liegt, Dein Vaterland von einem gefährlichen und blutigen Kriege zu befreien? Nur so lange die Herzogin Deiner Liebe sicher zu sein glaubt, wird sie bleiben, Du wirst sie hierher bannen. Ich fordere Dich im Namen des Vaterlandes auf, Deinem Geschmacke Gewalt anzuthun."

An demselben Abend war Egmont zur Herzogin gegangen. Was sich später zwischen ihr und ihm zutrug, habe ich im vorhergehenden Abschnitte erzählt und Wilhelm von Oranien hatte es errathen, was die Ursache gewesen, daß Egmont das Vertrauen der Herzogin verscherzt. Er sah das Ungewitter heranziehen und wußte, daß es nunmehr zu spät wäre, demselben auszuweichen. Demnach verließ er die Hauptstadt.

Man hat Wilhelm zum Vorwurf gemacht, weshalb

er sich mit den Geusen nicht enger verbunden, und sagt, er habe Brederode die Idee mißgönnt. Dies ist aber falsch. Wilhelm hatte es sehr bald erkannt, wie die Geusenarmee, namentlich die Führer derselben, niemals im Stande sein würden, die Unabhängigkeit der Niederlande zu sichern, daß sich das Volk, die Industriellen, die Bürger nicht auf sie verlassen durften, weil die Geusen nur darauf bedacht waren, die Privilegien des hohen Adels sichern zu lassen, und wenn sie einmal dieses Ziel ereichten, sich wenig um die Beschwerden des Volks kümmerten, ja, er war überzeugt davon, daß in diesen Männern auch nicht ein Fünkchen von wahrem Patriotismus glimmte, deshalb hatte er sich schon von vornherein von ihnen getrennt und dachte daran, sich eine Partei unter den Bürgern und auf dem Lande zu sichern.

Das Erstere war weniger schwierig. Die Städter in den Niederlanden waren seit jeher von einer Art republikanischer Freiheitsliebe und Drang nach Unabhängigkeit beseelt. Wozu sollten sie die Früchte ihrer Arbeit faullenzerischen Mönchen, Hofschranzen und liederlichen Weibern, zutragen? Daß es eine Regierung geben müsse, sahen sie wohl ein, doch wozu gerade ein König, der nicht einmal unter ihnen wohnte, sondern ein Absentist war, den man in den Niederlanden niemals zu Gesichte bekam? Er ließ die Handwerker nichts verdienen. Der Industrielle ist mehr als ein anderer Mensch darauf erpicht, zu wissen, ob das Geld, welches er zur Verwaltung des Staats hingiebt, auch so verwendet wird, daß es aus demselben,

wenn nicht für sich, so doch für seine Nachkommen Vortheile erwachsen sieht, wie dies in Frankreich zu Zeiten Colbert's geschah, dem das Land für seine Finanzverwaltung so viel Dank schuldet.

Die Niederländer wußten es nur zu gut, wie sie dem Mutterlande — Spanien — von größerem Nutzen waren als der neuentdeckte Welttheil, von woher so viel Gold, Silber und Diamanten gebracht wurden, dessen Besitz aber niemals als gesichert betrachtet werden konnte; sie glaubten, die Gold- und Diamantenminen würden bald erschöpft sein, ein anderes Volk aber, wie die Genuesen, Venezianer oder Engländer, könnten Spanien diese Besitzungen mit der Zeit abjagen, ja es gab sogar Leute, die die Eroberung dieses Welttheils für Holland als keine Unmöglichkeit ansahen, und weshalb sollten die Niederländer nicht auch einen Profit eben so gut einstecken können, wie die faullenzerischen Spanier?

Dies war die Stimmung der niederländer Städter im Allgemeinen. Sie war dem Prinzen von Oranien sehr gut bekannt und er gab derselben dadurch noch mehr Nahrung, daß er die Ansichten dieser Menschen zu theilen schien und ihnen in Allem beistimmte.

Die Statthalterin hatte es in weniger als einer Woche erkannt, welch großen Verlust der Staatsrath durch den Austritt des Prinzen von Oranien erlitten hatte. Sie sah es an der Haltung der Bevölkerung. Diese wurde von Tag zu Tag trotziger und höhnender. Wenn man sie auf öffentlichen Plätzen erblickte, wich man ihr aus, Niemand

grüßte sie; an den Abenden flog aber zuweilen ein Stein gegen die Fenster ihres Palastes und zertrümmerte dieses; mit einem Worte, die Anzeichen einer anbrechenden Revolution waren seit jenem Abende, an welchem Wilhelm die Herzogin verlassen, stets deutlicher sichtbar.

So groß auch der Anhang des Prinzen von Oranien in den Städten, namentlich in Brüssel, dem Sitze der Regierung, war, so waren diese Bürger nur solche Menschen, die für die Ausführung eines Handstreiches zwar recht gut zu verwenden gewesen wären, aus denen man aber unmöglich eine Armee hätte bilden können. Welcher der wohlhabenden Bürger würde seinen Herd verlassen haben, um einen langwierigen und beschwerlichen Feldzug zu unternehmen, wo er auf alle Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens hätte Verzicht leisten müssen? Demnach hielt es Wilhelm für gerathener, die Hauptstadt zu verlassen, nachdem er dort den nöthigen Saamen zum Ausbruche einer Revolution zurückgelassen und begab sich auf seine ausgedehnten Besitzungen im Innern des Landes, um auch die Stimmung des Landvolkes aus eigener Anschauung besser kennen zu lernen.

Die Erbitterung war unter den Landleuten bedeutend geringer als unter den Städtern, sie waren nicht so unmittelbar unterdrückt und fühlten es nur durch die vergrößerten Abgaben, daß man sie tyrannisirte. Die in den Niederlanden eingeführte Inquisition kümmerte sich selten darum, welche Fortschritte der Protestantismus unter dem Landvolke machte und nur von Zeit zu Zeit hörte man

von der Gefangennahme eines kalvinischen Predigers, der aber sofort nach Brüssel gebracht und dort zur Verantwortung gezogen wurde, wovon man auf dem Lande nichts erfuhr.

Als der Prinz auf seinen Besitzungen erschien, war das Erste, was er that, daß er sich durch seine Verwalter die Liste derjenigen Leute bringen ließ, die mit ihren Frohndenabgaben im Rückstande waren. Diese Rückstände waren nicht gering, doch seine Cassen fühlten den Mangel nicht. Wilhelm war niemals ein Prasser, so daß er kaum den zehnten Theil seines Einkommens verzehrte, er hatte also — wie man zu sagen pflegt — noch etwas zum Zusetzen, außerdem waren die Schätze, die er zu Amsterdam bei einigen der reichsten Handelsherren deponirt hatte, auch sehr ansehnlich und nach seiner Rechnung genügte dieser Baarschatz zur Aushebung einer Armee, die derjenigen der Spanier im Stande gewesen wäre die Spitze zu bieten, falls es zum Kriege käme.

Nichtsdestoweniger ließ der Prinz seinen Schuldnern bedeuten, sie mögen sich bereit halten, ihre Rückstände binnen 3 Monaten zu bezahlen, welcher Befehl Alle in Verzweiflung stürzte. Woher sollten sie das Geld nehmen? dieses war ja nach Brüssel gewandert, ihnen war nichts geblieben als ihre Kornvorräthe, wenn sie aber alle insgesammt das Getreide zum Verkauf ausboten, so erhielten sie dafür nur einen Spottpreis, weil der Werth durch den Uebermaß an Vorrath sehr tief herabgedrückt ward. Sie steckten die Köpfe zusammen und beriethen sich

darüber, wie sie sich aus dieser Verlegenheit heraushelfen sollten.

Einer der Pächter schuf endlich Rath. Er kannte den Prinzen als einen Mann, der für weibliche Schönheit niemals unempfindlich war, nebenbei aber wußte er auch, welch Liebhaber schönen und schmackhaften Obstes sein Lehnsherr sei. Es war ziemlich zeitig in der Jahreszeit, als er schon einige Bäume voll der schönsten Kirschen in seinem Garten hatte; schnell sammelte er von dem Obste so viel, um zwei Körbe anzufüllen und sandte damit beladen seine Tochter an den Prinzen, der eben mit seinen Gästen zu Tische saß. Das Mädchen nahte sich schüchtern dem Prinzen und überreichte das Obst dem ersten Kämmerling.

„Ein schmuckes Kind", rief der Graf von Arenberg. „Hundert Goldgülden gäbe ich gerne dafür, wenn ich sie so sehen könnte, wie Adam Eva vor dem Sündenfall gesehen."

„Und ich zweihundert", rief Kuylemburg, vom Weine bedeutend erhitzt.

Die Cavaliere steigerten sich in ihren Anerbietungen, während der Prinz seinem Geheimschreiber einen Wink gab, so daß dieser sofort Aufzeichnungen in sein Taschenbuch machte. Nun befahl Oranien dem Mädchen, es möge die Kirschen im Banketsaale auf dem Fußboden ausleeren, und als auch dieses geschehen war, erhielt sie die Weisung, sich zu entkleiden und das Obst wieder aufzulesen und in die Körbe zu legen. Mit Wilhelm ließ sich nicht gut

scherzen und es half kein Sträuben und kein Weinen, sie mußte es thun, was ihr ihr Herr befohlen. Als sie vor allen Anwesenden, die in ihren Anerbietungen noch höher stiegen, das, was ihr befohlen worden, gethan, durfte sie sich wieder ankleiden und der Prinz wandte sich nun an seine Gäste, von denen er die Summen abforderte, die sie in ihrem Enthusiasmus der Bewunderung freiwillig angeboten hatten. Sie säumten auch nicht mit den Goldgülden hervorzurücken und es kam eine schöne runde Summe zusammen, die Wilhelm dem Mädchen zum Geschenke machte.

„Dies gehört Dir", sagte er, als sie unter verschämten Knixen sich entfernen wollte. „Du magst Deinem Vater, der mir eine bedeutende Summe schuldet, so viel borgen, wie viel Du willst, denn ihm erlasse ich seine Abgaben nicht. Schreibe Dir dies hinters Ohr, meine schöne Dirne."

Später besann er sich doch anders, denn er erließ dem Pächter die Abgaben.

Das Gerücht von dem Geschehenen hatte sich unter den Landbewohnern bald verbreitet und nun kamen jeden Tag schmucke Mädchen und junge Weiber zum Prinzen mit Bittgesuchen um Erlassung der Rückstände und der Prinz befand sich dabei nicht gar so übel, denn er wählte sich seine Schönen, wie sein verstorbener Souverain, Carl V. seligen Andenkens, es gethan hatte.

Die niederländer Landleute nahmen dem Prinzen diesen kleinen Exceß nicht nur nicht übel, sie waren für

ihn ganz und gar fanatisirt, und er erwarb sich durch seine Leutseligkeit die Herzen der Gesammtbevölkerung der Niederlande.

Während der Abwesenheit Wilhelm's von Brüssel war auch Margarethe von Parma vom Könige auf ihr eigenes Ansuchen von ihrem Posten entlassen worden, der Cardinal Granvella aber, gegen den die Erbitterung der Brüsseler eine viel größere war als gegen die Herzogin, da man wußte, wie er es war, der ihr zu allem Schlimmen rieth und auch den König durch lügenhafte Berichte gegen das Volk hetzte, wagte es nicht, bei Tage die Stadt zu verlassen. Er wechselte mit einem seiner Lakaie Kleider und ging bei Nacht aus Brüssel durch. Nachdem er mehre Stunden zu Fuß gemacht, kam er an einen Weiler, wo ihn seine vorausgesandten Diener mit einigen Maulthieren erwarteten, er hielt nicht länger an, als er nöthig hatte, ein Glas Wein zu trinken, dann ritt er der Grenze zu, die er mit vieler Mühe erreichte, um dann nach seiner Heimath zu ziehen.

In Brüssel herrschte mittlerweile eine Art Ruhe, die dem Zustande vollkommener Anarchie ziemlich ähnlich war. Die spanische Militärmacht, die die Herzogin zurückgelassen, war bedeutend genug, um einen allenfallsigen Angriff von Seiten des Volkes zurückschlagen zu können. Die Mannschaft blieb ein paar Tage ruhig in den Casematten, um des Herzogs von Toledo, des grausamen Alba, Ankunft zu erwarten. Dieser säumte auch nicht lange, sondern

rückte an der Spitze einer ziemlich starken Abtheilung neuer spanischer Truppen in der Hauptstadt ein.

Ehe es nun zum Aeußersten kam, hatte Wilhelm von Oranien versucht, als Vermittler zwischen Volk und Regierung zu handeln. Er that es, nicht so viel, weil er hoffte, daß es ihm gelingen könnte, durch Unterhandlungen etwas für das Volk zu gewinnen, sondern vielmehr, um Zeit zu haben, sich zu rüsten. Er schickte einen der geschicktesten Unterhändler, einen Italiener, den Verwandten des Cardinals Spada, nach Brüssel, damit dieser erfahre, wie die Witterung stehe. Dieser Mann ging zu Alba, sprach mit ihm und suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Niederländer, im Falle sie in die Enge getrieben würden, bereit seien, den Schutz des deutschen Kaisers anzuflehen und in diesem Falle wäre es gewiß, daß sie von dort Succurs erhalten würden, da der Kaiser Maximilian seinem Vetter Philipp den Besitz der Niederlande ohnehin mißgönnte. „So?" rief Alba aus. „Diese Schurken denken also wirklich an einen Abfall? Ich weiß, woher dies kommt, von Niemandem sonst, als von jenem gleißnerischen Oranien, der sich jetzt unter dem Landvolke beliebt zu machen sucht. Ich will den Niederländern sehr bald zeigen, daß sie mit einem Manne in Stahl, nicht aber mit einem Weibe im Seidenrocke zu thun haben. Nur den Verirrten wird verziehen, den Verschwörern niemals."

Diese Aeußerungen Alba's waren zwar ziemlich unbestimmt, doch immer so, daß Niemand auf solche Grausamkeiten dachte, daß sie verübt werden würden, wie dies

später dennoch geschah. Der einzige Wilhelm errieth den Sinn der Worte und warnte in einem Briefe Egmont, er möge die Niederlande verlassen und nach England fliehen. Wirklich begaben sich sowohl Egmont wie Hoorn und Andere der ersten Personen vom Adel aus dem Lande und eilten vorerst nach Frankreich, als sie aber hörten, wie günstig sich der Herzog von Alba über sie geäußert und wie er sein Bedauern darüber ausgedrückt habe, Alles allein ohne Beihülfe der festesten Stützen der Krone, der Grafen Egmont und Hoorn, thun zu müssen, ließen sie sich verlocken, zurückzukehren und meldeten sich sofort bei ihm. Alba empfing sie auf das Freundlichste, stellte sie seinen Söhnen vor, lud sie zu sich an die Tafel und brachte sogar ihre Gesundheit aus, gleichzeitig schimpfte er über Wilhelm von Oranien, Brederode, Kuylemburg und die anderen Häupter der Geusen. Später drehte er das Gespräch auf leichtfertige Weise und befrug den Grafen Egmont um die Schönheit der niederländischen Damen.

„Ich wende mich an Euch, Graf Egmont", sagte er mit den Augen zwinkernd, „weil ich höre, daß Ihr bei den Damen eben so glücklich und unternehmend seid, wie im Felde."

Wenn Egmont durch nichts sonst eingeschläfert wurde, so war es diese Leichtfertigkeit im Tone des neuen Statthalters. Dieser nahm ihn nach Tische bei Seite und befrug ihn, um die Details der Orgie zu erfahren, die dem Geusenmahle gefolgt war. Egmont entgegnete, er wisse

nichts davon, da er gleich nach Tische fortgegangen. „Kennt Ihr Niemanden", fuhr der Herzog fort, „der mir darüber Bescheid zu geben wüßte? Ihr Herren in den Niederlanden seid so glücklich, die Moden aus erster Hand von Frankreich herüber zu bekommen, während wir uns diese Gattung Vergnügen zufolge der strengen Sittlichkeit versagen müssen. Seid ein guter Kamerad, Egmont, zum Teufel, wir können's ja später beichten. Seht zu, daß ich eine ähnliche Unterhaltung zu sehen bekomme, wie diejenige im Palaste Kuylemburg's gewesen.

Egmont sprach mit einigen Freunden darüber, was ihm Alba gesagt und es gab einige leichtfertige Cavaliere, die, um sich bei dem neuen Statthalter einzuschmeicheln, ihm die schönsten Mädchen von Brüssel und einige sich in der Stadt aufhaltende Pariserinnen zuzuführen versprachen. Alba war ein Wüstling, doch war dies nur eine Nebenleidenschaft bei ihm. Selbst dies geschah Alles aus Berechnung, um seine Zwecke zu erreichen.

Er glaubte dadurch, wenn er seine Statthalterschaft mit einer Gasterei, die in eine Orgie auslief, begönne, das Mißtrauen des niederländischen Adels einschläfern und sie durch die Verbreitung der Nachricht von dem stattgefundenen Feste nach Brüssel locken zu können. Es fanden sich dennoch viel weniger Herren ein, als Alba anfangs gedacht hatte. Einer seiner Spione meldete ihm, ein Courier des Prinzen von Oranien sei angekommen, der an alle Notabilitäten von Brüssel Briefe gebracht habe, und vor einer Stunde habe man mehrere Männer

in Mänteln, die Hüte tief ins Gesicht gedrückt, theils zu Pferde, theils zu Fuß die Stadt verlassen sehen, so daß man annehmen dürfe, sie seien von Oranien vor einer Gefahr gewarnt worden und verließen deshalb die Stadt.

„Dafür sollen mir die Anwesenden büßen," rief Alba mit den Zähnen knirschend.

Während des Abendmahls war er etwas zerstreut und übellaunig, er beklagte sich über die Unhöflichkeit der niederländischen Cavaliere, die, obschon sie zu kommen versprochen, jetzt alle weggeblieben waren. „Dies soll aber das Fest nicht stören," meinte er, sich den Schnurrbart drehend.

Die Orgie wurde mit viel mehr Ausgelassenheit gefeiert, als jene war, die im Kuylemburg'schen Palaste stattgefunden hatte. Die wenigen übrig gebliebenen Niederländer schlichen sich nach und nach weg, nur die Spanier waren geblieben, sie ließen Egmont und Hoorn nicht aus den Augen und als diese, von Ekel ergriffen, sich ebenfalls entfernen wollten, gingen sie gerade ihrer Gefangennahme entgegen. Egmont wurde vom Hauptmann Sancho d'Avila arretirt, als er in die Vorhalle trat. Hoorn erfuhr ein ähnliches Schicksal.

Die Geschichtsschreiber, namentlich Schiller, geben die Arretirung der beiden Grafen in einer etwas verschiedenen Weise an. Es heißt, sie seien arretirt worden, als sie den Staatsrath verließen. Es ist allerdings richtig, daß die Versammlung bei Alba den Anschein vor dem Volke hatte, als habe sich der Staatsrath versammelt, es konnte auch nicht anders sein. Die Anwesenden waren wirklich zumeist

Mitglieder des Staatsraths und die Damen, die bei dem Mahle ebenfalls gegenwärtig waren, wurden durch den hinteren Theil des Gebäudes eingelassen. Alba war nicht nur ein grausamer Henker, er war noch vielmehr ein Gleißner.

Von der Hinrichtung der beiden Freiheitsmärtyrer der Niederlande will ich nichts sprechen, dieselbe geschah ohnehin öffentlich und sie ist in Schiller's „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande" ausführlich genug beschrieben. Ich habe nur hinzuzufügen, daß Alba sich auch solcher Weiber als Zeugen gegen die beiden Cavaliere bedient hat, die Egmont nur vom Sehen kannten und selbst mit Hoorn viel weniger intim waren, als sie selbst schändlich genug waren auszusagen. Eines dieser verworfenen Geschöpfe gab sich für jenes Bürgermädchen aus, dessen Liebesverhältniß mit Egmont seit mehren Jahren bestand. Sie wurde mit ihm jedoch nicht confrontirt und als man ihm ihr Zeugniß vorlas, rief er aus: „Dies konnte Klara nicht gesagt haben. Das Zeugniß ist gefälscht."

Auch Alba hatte es nur seinem Hange zu Ausschweifungen zu verdanken, daß er so wenig im Stande war auszurichten und von Wilhelm von Oranien Niederlagen erlitt. In einem der Gefechte, die aber entscheidender auf den Ausgang des Feldzuges eingriffen, als so manche viel mörderischere Schlacht es gethan haben würde, bei einem Sturme auf ein vereinsamt gelegenes Schloß, in welchem sich die Niederländer verschanzt hatten, drang Alba mit dem Säbel in der Faust bis an einen Verhau, als er das

Kreischen einer Mädchenstimme vernahm. Er deutete seinen Offizieren an, wo sie stürmen sollten, ging aber selber abseits, um zu sehen, wer den Schrei ausgestoßen. Die Stimme tönte noch immer, doch stets in größerer Entfernung, so daß es ihm schien, als müßte die Person von Jemandem geraubt werden. Er gab seinem Pferde Sporen und kam an einen Graben, hinter welchem er ein Mädchen mit einem bewaffneten Bauer ringen sah. Als er über den Graben setzen wollte, um die Bedrohte zu retten, feuerte der Bauer seine Pistole auf sein Pferd ab, dieses schlug sich über und ehe Alba sich unter demselben hervorwand, waren beide Ringenden verschwunden, er hörte nur ein schallendes Gelächter vor sich. Es war eine Kriegslist, die Wilhelm von Oranien ersonnen, der sich selber in dem Schlosse befand. Die kurze Zeit, während welcher Alba sich von dem Platze entfernte, hatte ihm genügt, um einen Reiter nach einem Gehöfte zu senden, wo sich ein Reservecorps befand und dieses an sich zu ziehen. Alba würde das Schloß erstürmt haben, doch nicht die Soldaten ohne ihrem Führer, den sie nirgends sahen und von dem sich das Gerücht verbreitete, er sei in einen Hinterhalt gefallen, weshalb auch einer der Capitäns mit einer Anzahl Reiter und Fußvolk zu seiner Aufsuchung ging. Mittlerweile war aber Oranien's Reserve angekommen und die im Schlosse befindliche Besatzung wagte einen Ausfall, der so glücklich ausfiel, daß die Spanier wichen und selbst als Alba wieder erschien, vermochte er sie nicht mehr zu sammeln, die Niederländer aber umschwärmten den Feind von allen

Seiten, so daß, wie oben erwähnt, dieses kleine Gefecht so viel werth war, wie eine Schlacht.

Oranien erhielt später auch Hilfe aus Frankreich und es gelang ihm, seine bis dahin undisciplinirte Armee, die größtentheils aus schlecht bewaffneten Bauern bestand, derart zu organisiren, daß er mit derselben auch größere Gefechte wagen durfte, während er anfangs sich nur darauf beschränkte, den Feind zu necken und nur damals anzugreifen, wenn er mit seinen Truppen in Uebermacht war.

Das Gefecht, von dem ich so eben erzählt, hatte für Alba auch sonst schlimme Folgen. Als er mit seinem Pferde stürzte, hatte er sich das linke Bein derart beschädigt, daß er weder stehen, noch viel weniger gehen konnte. Er wollte es forciren, in allen Gefechten gegenwärtig zu sein und ließ sich auf sein Roß heben, doch der Fuß schwoll dabei so an, daß er nach einem einstündigen Versuch, zu Pferde zu bleiben, es aufgeben mußte und sich auf sein Quartier bringen ließ.

Dieser Feldzug währte länger denn 13 Jahre. Die Niederländer, die den Krieg mit der Bildung des Geusenbundes angefangen und sich anfangs darauf beschränkt hatten, ihre von dem Vater Philipp's II., Carl V., verbrieften Rechte, ihre Nationalität und ihre Gewissensfreiheit zu vertheidigen, waren zuletzt dahin gekommen, für eine gänzliche Losreißung von Spanien zu kämpfen. Der Geusenbund, der zu einer Gattung undisciplinirter Partisanbande gesunken war und den Niederländern mehr schadete als nützte, löste sich endlich auf, Brederode und

einige andere Häupter derselben waren froh, das nackte Leben retten zu können und wurden wirklich dazu, was sie sich nannten, nämlich zu Bettlern.

Wilhelm von Oranien hatte bei der Auflösung des Geusenbundes einen großen Vortheil erlangt, denn erstens strömten alle aus der Geusenarmee flüchtigen Soldaten zu ihm und da sie doch im Kriegshandwerke bedeutende Erfahrungen gemacht, so war ein solcher Zuwachs nicht zu verachten. Wilhelm war klug genug, aus diesen Leuten nicht ein eigenes Corps zu bilden, sondern sie in seine übrigen Regimenter zu vertheilen und seinen Offizieren die größte Strenge gegen diese Leute einzuschärfen, denn sie waren ein unordentliches Gesindel, welches nur auf Plünderung ausging. Bei einer Gelegenheit ließ Wilhelm sieben solche Menschen hängen, weil sie in der Gegend von Delft in einen Meierhof eingebrochen, eine Müllerstochter genothzüchtigt und einige Schweine gestohlen hatten.

Unter den zum Tode Verurtheilten befand sich ein Mann, der Familie hatte. Sein Weib, seine Kinder und ein katholischer Priester, der Bruder des Verurtheilten, kamen zu Wilhelm, um für ihn Gnade zu erbitten, er wies sie jedoch mit ihrer Bitte ab. „Denkt an Delft", rief ihm das verzweifelnde Weib zu. „Denkt daran, wie Ihr so viele Menschen einer Stütze beraubt, nehmt Euch in Acht, daß das Land, welches Ihr so zu lieben vorgebt und von dem Ihr glaubt, es würde untergehen, wenn es Euch verlöre, nicht eben so um Euch weint, wie wir es um den Unglücklichen thun, den Ihr ein paar genommener

Schweine wegen hinrichten läßt.“ Der katholische Priester, der, nachdem er seinen ganzen Vorrath von Beredtsamkeit vergebens aufgeboten hatte, riß seine Schwägerin hinweg, doch war der Blick, den er dem Prinzen von Oranien zugeworfen, als er der Thür zuschritt, so drohend und durchbohrend, daß den Prinzen ein kalter Schauer überlief.

„Ich fürchte,“ sagte er zu den Umstehenden nach einer Weile, als die Bittenden sich entfernt hatten, „ich werde diesen Augen noch einmal begegnen und zwar im letzten Augenblicke meines Lebens. Wie Gott will! In seine Hände befehle ich meinen sündhaften Leib.“

Es waren übrigens noch viele Jahre verflossen, ehe Wilhelm an diesen Auftritt erinnert wurde.

Alba war von seiner Verwundung genesen und entwarf einen Feldzugsplan, der in jedem anderen Lande mit Erfolg gekrönt gewesen wäre, auch schonte er die spanischen Kassen nicht, um sich die besten Spione zu verschaffen. Gerade dies war aber sein größter Mißgriff. Die Spione waren entweder Spanier oder Niederländer oder aber Ausländer, meistens Weiber zweideutigen Rufes. Die Ersteren hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn sie wurden von den Feinden sehr bald erkannt, wenn nicht an ihrer Sprache, so doch an ihrem Aussehen, denn, wenn sie auch die flämische Sprache noch so vollkommen sprachen, konnten sie ihre braune Hautfarbe und den Typus ihres Gesichts, der so verschieden von dem der Flamänder ist, nicht verbergen und Oranien ließ sehr viele von ihnen erschießen oder hängen, so daß sich die Spanier für die Ehre,

von Alba als Kundschafter angestellt zu werden, bedankten und ihm geradezu sagten, wenn sie sich schon erschießen lassen müßten, so ziehen sie es vor, daß dies in einer Schlacht geschehe. Die einheimischen Spione aber brachten den Spaniern lügenhafte Berichte oder sie warnten ihre Landsleute vor der Annäherung eines feindlichen Corps. Endlich aber die Ausländer, namentlich die Weiber, sie dienten beiden kriegführenden Parteien und die Spanier konnten sich eben so wenig auf sie verlassen, wie es die Niederländer hätten thun können, wenn sie es ja wollten.

Der letzte Kunstgriff Alba's, um Oranien aus dem Wege zu räumen, war jener jesuitische, den man auch gegen Heinrich III. und IV. in Frankreich angewendet hatte, ihn durch Meuchelmörderhände in die andere Welt zu schicken. Alba hatte eine schöne Spanierin dazu ausersehen, die den Prinzen vergiften sollte. Also eine andere Judith oder Jael. Der Courtisane aber sank der Muth, als sie wahrnahm, wie man den Prinzen unter seinen Landsleuten liebte. Sie hatte zwar das Gift schon in den Trank gemischt, als sie ihn aber hinreichte und er das Glas an seine Lippen setzte, warf er ihr einen zärtlichen Blick zu und sah, wie sie dabei erzitterte. Er stellte das Glas auf den Tisch, ging an seinen Schrank, zog aus demselben einen Beutel mit Goldstücken hervor und gab ihn ihr. „Du hast die Ehre gehabt, an meiner Brust zu ruhen," rief er ihr zu, „dies rettet Dich vor dem Tode." Damit winkte er ihr, daß sie sein Gemach verlasse. Dies geschah zu Delft und er erinnerte sich an die Worte des Weibes,

die um das Leben ihres Gatten gebeten hatte. „Sonderbar," sprach er zu seinen Bekannten, „es ist jetzt zum zweiten Male, daß ich mich hier befinde und jedesmal bin ich so erschüttert worden, wie sonst noch niemals. Ich werde nicht mehr hierher zurück kommen."

Alba hatte die Niederlande schon längst verlassen und Alexander, Herzog von Parma, war an seine Stelle getreten. Der Krieg währte noch fort und Wilhelm von Oranien brachte der Zufall auch zum dritten Mal wieder nach Delft, wo er durch die Hand eines Meuchelmörders fiel. Seine sterbenden Augen begegneten jenen des katholischen Priesters, der ihn eben hierselbst mit seinem Anblicke so entsetzt hatte.

III.

Die Niederlande nach der Ermordung Wilhelm's des Schweigsamen. — Moritz von Oranien. — Sein Charakter, der sich in Widersprüchen mit sich selber äußert. — Sein Abenteuer in einem Gehöfte. — Die Wittwe Olden Barneveldt's und die Tochter Hugo Groot's. — Platonische Liebe des Erbstatthalters für die Letztere. — Fluchtversuch Hugo Groot's. — Franz und Moritz Groot. — Die Kiste. — Edelmuth des Erbstatthalters. — Freisprechung Hugo Groot's. — Die Wittwe Moritz Groot's wird Maitresse des Erbstatthalters. — Fräulein de Witt. — Unedles Benehmen des Prinzen Moritz.

Der unerwartete Tod des Prinzen von Oranien war für die Niederlande ein um so herberer Schlag, weil gerade zu derselben Zeit, als diese Ermordung stattfand, auch ein anderer empfindlicher Schlag die Patrioten getroffen hatte, der zwar nicht so unmittelbar in das Schicksal des Landes eingriff.

Der Herzog von Parma belagerte eben Antwerpen, welches von zwei detachirten Forts geschützt wurde. Eines derselben fiel in die Hände der Spanier, die es mit so viel Ungestüm und viel eher angegriffen hatten, als daß es von den Niederländern in Vertheidigungszustand ge-

setzt werden konnte. Der Fall dieses Forts siegelte das Loos Antwerpens, denn diese feste Stadt mußte sich endlich nach einer ziemlich lange währenden und wahrhaft heldenmüthigen Gegenwehr ergeben.

Trotzdem gab es in den Niederlanden keinen Menschen, der an der Sache des Vaterlandes verzweifelte, im Gegentheil, die Bauern sowie Städter zogen nun mit größerem Muthe und Todesverachtung in den Krieg; nicht nur Männer, sondern auch Weiber ergriffen die Waffen und nur zu oft siegte die Menge der Dreschflegel, der Sensen, Piken und Heugabeln über die Muskete und das Schwert. Man hätte beinahe geglaubt, es seien disciplinirte Soldaten, die ihre Uniformen abgelegt und in Bauernkitteln umher gingen. Die Bauern lernten es den regulären Truppen in der kürzesten Zeit ab, wie sie die Feuergewehre und namentlich die Kanonen handhaben sollten.

So kam es denn, daß der Patriotismus, die Ausdauer und die Zähigkeit der Flamänder den Sieg über spanische Tapferkeit und Disciplin davon trug. Die Elemente selber hatten mit den Niederländern ein Bündniß geschlossen und die Letzteren verstanden es vortrefflich, diese zu benutzen, die Deiche wurden durchgestochen und die Feinde wurden ausgetränkt; sehr Viele kamen dabei um's Leben, wenn sie von den Fluten überrascht wurden. Mit einem Worte, die Spanier kamen endlich zu der Ueberzeugung, daß wenn sie alle Schätze Peru's und Mexiko's und alles Blut Spaniens nach den Niederlanden brächten, um sie zu behalten, sie es nicht im Stande gewesen wären.

Die Niederlande hatten endlich ihre Unabhängigkeit ausgesprochen und verwandelten die bis dahin dort herrschende monarchische Regierungsform in eine Art von Republik, deren Verfassung in manchen Stücken der polnischen glich, denn auch ihr Staatsoberhaupt stand über die übrige Regierung und seine Würde war nicht nur eine lebenslängliche, sondern sogar eine erbliche. Diese Republik führte die Benennung von „Generalstaaten" und wurde später auch unter derjenigen der „Vereinigten Niederlande" ebenfalls bekannt. Das Staatsoberhaupt nannten die Niederländer den „Erbstatthalter", weil diese Würde erblich bei der Familie der Prinzen von Oranien belassen wurde.

Einer der tüchtigsten Staatsmänner und in seiner Art beinahe eben so groß wie Wilhelm der Schweigsame, war Moritz von Oranien, ein Mensch, in dem die Tugenden und Laster ein so sonderbares Gemengsel bildeten, wie dies bei keinem anderen Staatsmanne und Regenten in diesem Maße jemals der Fall war, höchstens daß Alkibiades in dieser Beziehung mit ihm verglichen werden kann. Das Sonderbarste in seinem Charakter war eben, daß er gerade diejenigen Fehler besaß, die mit den Tugenden, die ihm eigen waren, im stärksten Contraste standen. Das von mir zu Anfang dieses Bandes erwähnte Buch, welches ich dem Sohne des Harlemer Tulpenhändlers abkaufte, malt seinen Charakter mit viel Ausführlichkeit, und da ich den Styl desselben zu altmodisch finde, so citire ich die Stellen nicht ganz Wort für Wort, sondern mit meiner eigenen Schreib-

weise, die doch — wenigstens mir — etwas besser zu sein scheint.

Moritz von Oranien war in eben dem Maße hochmüthig, wie er andererseits sehr herzlich und leutselig sein konnte. Diese Herzlichkeit war bei ihm nicht gekünstelt, sondern wurzelte in seiner Natur. Er ließ seinen Hochmuth nur dann vorherrschen, wenn man fordernd gegen ihn auftrat, dann war er beinahe unausstehlich. Dies konnte man am ehesten bemerken, wenn er die Gesandten fremder Mächte bei sich empfing, oder wenn Deputationen und Abgeordnete der Generalstaaten zu ihm kamen. Er war unter allen Regenten der stolzeste, sodaß man von ihm sagte, er würde selbst dem Könige von Spanien den Vortritt streitig zu machen suchen, weil er von einer älteren Familie stammte, als die Habsburger, Bourbons und Plantagenets. Er ging in seinem Ahnenstolz so weit, daß er ein Buch schrieb, in welchem eine Zusammenstellung aller hochadeligen Familien Europa's enthalten war und er fand nur Viere, deren Adel älter war als der seinige, der der italienischen Familien Malespina und Frangipani, der kroatischen Zriny und der deutschen Stubenberg, die ihren Ursprung auf mehr denn anderthalb Jahrtausende zurück auszuweisen im Stande waren.

Mit diesem Hochmuth stand seine Leutseligkeit und Herzlichkeit in schroffstem Widerspruch. Er besuchte die Schiffswerfte und speiste mit den Handwerkern und Zimmerleuten, spielte mit ihren Kindern blinde Kuh, rannte mit den Jungen um die Wette, ließ sie über sich springen und

conversirte oft Stunden lang mit den Bauern oder anderem gemeinen Volke. Die Leute genirten sich sogar nicht vor ihm, daß sie sitzen blieben, wenn er in ihre Stube eintrat und er schmauchte mit ihnen Taback.

Alles dies that er übrigens deshalb, weil bei ihm die Wißbegierde bis zu einer Art krankhafter Leidenschaft sich entfaltete und er nur dann von diesen Leuten etwas zu lernen hoffte, wenn er sich mit ihnen ganz und gar gleich stellte. Es fiel ihm durchaus nicht schwer, mit ihnen einen gleichen Ton anzustimmen, weil dieser ihm so zu sagen wie angeboren schien und er vergaß sich sogar in gewählter Gesellschaft, da er zuweilen das schauderhafteste flämische Patois sprach.

Mit dieser Wißbegierde stand auch seine Eitelkeit in Streit. Er bildete sich ein, er sei der größte Gelehrte in den Generalstaaten und er konnte es Hugo Groot niemals verzeihen, daß er in einem Streite Recht über ihn behalten und es durch historische Data bewiesen hatte, daß sich der Erbstatthalter irrte. Aus dieser Eitelkeit entsproß auch sein Neid, denn er konnte Nichts über sich dulden.

Eben so stark war in ihm der Contrast zwischen Geiz und Freigebigkeit. Zuweilen schenkte er mit vollen Händen, es mußte aber aus eigenem Antriebe kommen, er litt es nicht, daß man von ihm forderte und Bettler waren in seinen Augen die verächtlichsten Menschen.

Nicht anders war er mit sich im Widerspruche in Religionsaffairen. Er forderte von seiner Umgebung die strengste Religiosität und ließ einen Soldaten, der einen

garstigen Fluch gegen Christus ausgestoßen, die Zunge mit einem glühenden Drahte durchstechen, er selbst aber war der größte Freidenker seiner Zeit, der, wenn man vor ihm Stellen aus dem Evangelium citirte, spöttisch lächelte und bemerkte, die Religion, die Plato und Sokrates aufgestellt, sei viel mehr aussprechend und der Natur der Menschheit angepaßt, als die christliche.

In Bezug auf Sinnlichkeit war Moritz ein Sonderling. Er vermochte acht Tage hindurch bei trockenem Brode zu leben, wenn er aber nicht im Felde war, dann konnte ihm kein Koch gut genug kochen und sein Lebensunterhalt kostete ihm viel. Er war Feinschmecker zugleich und ein Nimmersatt, so daß er sich nur zu oft den Magen überlud und einmal sogar gefährlich erkrankte. Er hatte sich eine Magenentzündung zugezogen und litt fürchterliche Schmerzen; damals legte er ein Gelübde ab, in der Zukunft mäßiger sein zu wollen, er hielt aber nicht Wort, sondern suchte sich an vieles Essen zu gewöhnen.

Eben so war er zuweilen sehr träge und wenn er es hätte thun können, so würde er niemals vor Mittagszeit aus dem Bette gestiegen sein, da ihn aber die Staatsgeschäfte zu sehr in Anspruch nahmen, stand er täglich um 5 Uhr des Morgens auf und legte sich niemals vor Mitternacht zu Bette. Bei einer Gelegenheit, es war während des Krieges gegen Spanien, legte er sich vier volle Monate nicht zu Bette, sondern schlief angekleidet mit dem Schwerte an der Seite in einem Lehnstuhl; er konnte sogar vier bis

fünf Nächte hintereinander munter bleiben, ohne auch nur eine Minute zu schlafen.

Am auffallendsten war aber bei ihm sein Naturell in Liebesaffairen. Er vereinigte in sich die Eigenschaften eines leichtsinnigen gewissenlosen Lovelace, mit der Hingebung und Schwärmerei eines Ritters Toggenburg. So prosaisch und beinahe cynisch er in mancher Beziehung in seinen Aeußerungen über die Liebe war, so hielt er doch sehr auf den moralischen Lebenswandel einer Dame und war der strengste Richter, wenn es einen Fehltritt zu beurtheilen gab.

War es Laune oder Inconsequenz in seinen Ansichten und Grundsätzen, die ihn aus einem Extrem ins andere schleuderte? Dies wäre schwer zu erklären und ich maße mir nicht an, dieses menschlichen Sphinx Oedipus sein zu wollen, ziehe es lieber vor, einige Episoden aus seinem Leben, die ich dem kürzlich erwähnten Buche entlehnt, mitzutheilen, da diese am besten in meine Scandalgeschichten passen.

Moritz war einmal auf seiner Durchreise nach dem Haag von einem sehr heftigen Regen überrascht worden. Die nächste Zufluchtsstätte, die sich ihm bot, war ein Gehöft in der nächsten Nähe an einem Kanal. Er ritt in Begleitung des Herrn von Arschot und eines Pagen, Namens Backhuysen, dahin zu. Der Letztere seiner Begleiter machte ein sehr verwundertes Gesicht, als ein altes Mütterchen das Thor öffnete, um die drei Reiter einzulassen.

Moritz von Oranien bemerkte die Veränderung in den Zügen des jungen Menschen.

„Was giebt's?" sprach er zu ihm, „kennst Du vielleicht diesen Ort?"

„Den Ort wohl nicht, doch die Person, die Euer Gnaden eingelassen," war des Pagen Antwort.

„Wer ist sie denn? Ich will es wissen. Sind die Leute mir hier vielleicht feind?"

„Wenn Euer Hoheit die Frau kennten, kehrten Sie sogleich um, selbst in diesem Unwetter."

„Schwätzer! Willst Du mir endlich ihren Namen nennen?" frug Moritz.

„Es ist die Wittwe des auf Euer Hoheit Befehl hingerichteten Olden Barneveldt."

„Glaubst Du, daß sie mich kennt?" frug der Prinz mit leiser Stimme.

„Sie war zur Zeit der Hinrichtung ihres Gatten in Gorkum auf Besuch der Groot's. Sie wußte nicht einmal davon und erfuhr es nur später, da die Verurtheilung und Hinrichtung über Hals und Kopf geschah.

„Ich glaube nicht, daß sie mich kennt. Du wirst mich hier den Ritter Van der Meeren nennen."

Alles dies wurde in leiser Stimme im Stalle gesprochen, wohin die Reiter ihre Pferde geführt hatten.

Die Wittwe Olden Barneveldt's, jenes Mannes, an dem Moritz von Oranien die schreiendste Ungerechtigkeit begangen, wie das Volk an den beiden de Witt — empfing den Ritter Van der Meeren — wie sich Moritz ihr vor-

stellte — und seine beiden Begleiter mit jener Herzlichkeit, wie man sie in unserer Zeit nur selten und höchstens auf dem Lande finden kann, Sie trug noch immer die Abzeichen der Trauer in ihren Kleidungsstücken und es war auch sonst an ihr wahrzunehmen, daß sie den Verlust, den sie erlitten, noch immer fühlte und den Schmerz nicht zu verwinden vermochte. Moritz von Oranien war von dieser würdevollen stummen Trauer bis in's Innerste seiner Seele erschüttert, er dachte sich, wie diese Frau ihn aus dem Grund ihres Herzens verwünschen mußte.

Während des Abendmahls trat noch ein anderes weibliches Wesen ein, welches von der Hausfrau als Tochter des zu Gorkum gefangenen Hugo Groot ihrem Gaste vorgestellt wurde. Wie sonderbar, mußte sich Moritz gedacht haben, daß ihn der Zufall mit der Wittwe des einen und der Tochter des anderen seiner Opfer zusammengebracht hatte. Als die junge Dame den fremden Gast erblickte, fuhr sie zurück und rief mit erschrockener Stimme: „Hah, der Statthalter!" aus. Moritz hatte das Mädchen niemals gesehen, sie mußte ihn also aus einem Porträt gekannt haben, oder sollte sie ihn irgendwo auf der Straße gesehen haben, ohne daß er davon wußte? Er versuchte es, sie noch weiter zu täuschen, zumal als er bemerkte, wie ihn die Wittwe Olden Barneveldt's betroffen anblickte.

„Ihr irrt, schönes Fräulein, ich bin nicht der Statthalter, so viel Aehnlichkeit Sie auch in meinen Zügen mit den seinigen wahrnehmen. Mein Name ist van der Meeren", sagte Moritz, „und mein Freund Arschot mag als

mein Bürge gelten. Sein Name ist Ihnen doch bekannt?"

Arschot hatte Moritz sofort begriffen und bestätigte das, was der Erbstatthalter gesagt. Die Tochter des berühmten Philosophen und Staatsmannes fing an, den Worten der beiden Herren Glauben zu schenken und wurde bald vertraulicher mit ihnen. Er frug sie, ob sie den Statthalter aus seinem Bildnisse kenne, oder ob sie ihn wirklich irgendwo gesehen. Die Dame entgegnete, sie habe den Statthalter ein einziges Mal und auch damals in voller Rüstung, so wie auch nur in größerer Entfernung gesehen, als daß sie behaupten könnte, er sehe dem Ritter van der Meeren gleich, doch habe ihr ihr Bräutigam Moritz Groot, Capitän in Diensten des Erbstatthalters, sein Bildniß gezeigt und sie erinnerte sich dessen sehr gut, diesem sehe der Ritter gleich.

„Moritz Groot ist Ihr Bräutigam? Er ist zugleich Ihr Vetter, nicht wahr?" frug der Prinz.

„Er ist der Sohn eines Vetters meines Vaters, folglich im vierten Grade verwandt."

„Ich kenne ihn, er ist ein braver Offizier und genießt das volle Vertrauen des Erbstatthalters," sagte Moritz. „Schade, daß Ihr Vater mit dem Prinzen uneins geworden. Die Grundsätze und die Politik des alten Herren passen nicht für die Gegenwart und auch nicht für unser Vaterland. Ich hoffe jedoch, Ihnen bald die erfreuliche Nachricht seiner Freisprechung bringen zu können."

„Vielleicht in der Weise, wie man der Wittwe Barne-

veldt's die Freisprechung ihres Gatten versprochen hat," sagte die Wittwe des Hingerichteten, sich in's Gespräch mischend.

„Diese wäre auch erfolgt, hätte Barneveldt nicht noch aus dem Gefängnisse mit den Feinden des Vaterlandes einen verrätherischen Briefwechsel unterhalten," sagte der Prinz und erzählte den Damen, auf welche Weise der Prinz in den Besitz compromittirender Schriften gekommen, die er dem Gerichtshofe vorlegte, worauf dann das Todesurtheil gefällt worden war.

Der Prinz sprach in so unbefangener Weise mit den Damen und er verstand es, die Politik der Regierung so gut zu vertheidigen, daß er sie endlich von der Gerechtigkeit und Weisheit derselben überzeugte. Er war auch sonst sehr liebenswürdig und versprach der Tochter Groot's seine Verwendung bei dem Erbstatthalter, endlich verbürgte er sich dafür, daß man alle gerechten Bitten des Gefangenen und seiner Familie erfüllen werde.

Eine dieser Bitten bestand darin, daß man ihm seine Bücher zuschickte und eine Kiste mit einer Menge Schriften, die Hugo Groot nach England schicken wollte, aus dem Gefängnisse nach Rotterdam passiren lasse. Diese Schriften enthielten nichts als Familienakten über einen Prozeß, den die Gattin des Gefangenen in England führte und da der Prozeß über eine hohe Summe geführt wurde, so sei es von äußerster Wichtigkeit, die nöthigen Dokumente je bälder nach London zu liefern.

Der Erbstatthalter versprach Alles zu thun und sogar

das, daß die Kiste mit den Schriften weder in Gorkum selbst, noch in Rotterdam, wo sie eingeschifft werden sollte, geöffnet und untersucht würde, so daß die Tochter ganz glücklich war, ihrem Vater dies melden zu können.

Der Prinz hatte sich in das Mädchen ganz und gar verliebt und der Eindruck, den er auf sie gemacht hatte, war auch kein geringer. Sie liebte ihren Vetter und Bräutigam nicht so, wie Verliebte zu lieben pflegen. Er war der erste Mann, der ihr den Hof machte und ihr Aufmerksamkeiten erwies, diese Aufmerksamkeiten waren aber von so alltäglicher Natur, daß sie nicht im Stande waren, eine heftigere Flamme in ihr zu entzünden.

Als sie zu ihrem Vater nach Gorkum zurückkam, erzählte sie ihm ihre Begegnung mit dem Ritter van der Meeren und beschrieb ihn ziemlich ausführlich.

„Du irrst, meine Tochter. Ein Ritter van der Meeren existirt nicht," klärte sie ihr Vater auf, „wenigstens kein solcher, wie Du ihn beschreibst. Es war niemand sonst, als der Statthalter selbst. Hüte Dich vor den Schlingen, die er Dir stellt, denn er ist der gewissenloseste Verführer, den es jemals gegeben und wehe uns, daß er Dich gesehen, denn er wird Dich als Preis meiner Befreiung fordern, ich aber bin entschlossen, mich lieber an den Richtplatz führen zu lassen, als in Deine Schande zu willigen. Es ist schon ein Unglück, daß ich für Deinen Bräutigam, meinen Eidam, nicht jene Liebe fühlen kann, wie es ein anderer Schwiegervater für den Gatten seines Kindes sonst zu thun pflegt, denn auch er dient dem Despoten, der um kein Haar besser

ist, als unsere ehemaligen Unterdrücker, die Spanier. Ich verbiete Dir fortan, Moritz von Oranien zu sehen, ja auch nur an ihn zu denken."

Es ist beinahe nur zu gewiß, daß es nichts Schlimmeres gibt, als den jungen Leuten das Denken an Personen zu verbieten, die ihnen gefallen. Je mehr sie es versuchen, diesem Befehl zu gehorchen, desto gewisser ist es, daß es ihnen mißlingt. So war es auch der Fall bei Groot's Tochter. Sie übertrat das Gebot des Vaters schon dadurch, daß sie an den Prinzen dachte. Nach einem Uebertreten folgt gewöhnlich ein zweites, und so ging es endlich bis dahin, daß sie sogar Dinge that, die ihr gar nicht verboten worden waren, es aber gewiß gewesen wären, wenn ihre Eltern davon wußten.

Moritz kam zu widerholten Malen in die Nähe des Gefängnisses und hatte mit dem Mädchen seine Stelldicheins. Seine Liebe für sie aber war von so reiner Natur, daß er sich in seinen Gefühlen ganz und gar nicht mehr erkannte. Das Mädchen war so hingebend, daß es ganz an ihm lag, ihre Schwäche zu mißbrauchen, er that es aber nicht.

Mittlerweile kamen die gewünschten Bücher für den Gefangenen an und die Kiste mit den Schriften sollte nach Rotterdam expedirt werden. Diese Kiste war aber nicht mit Schriften bepackt, sondern diente zu einem Fluchtversuche Groot's aus der Festung. Sein Sohn Franz war als Schiffer verkleidet dahin gekommen und half beim Verladen der Kiste auf das Boot, auf welchem sie nach

Rotterdam gebracht werden sollte. Moritz Groot, der Bräutigam, kam ebenfalls dahin, da er gerade seine Runde machte, weil ihr der Statthalter vor Kurzem zum Commandanten des Platzes ernannt hatte. Der Statthalter hatte es nämlich geahnt, daß in der Kiste keine Schriften enthalten seien und dachte, man wolle Hugo Groot entfliehen lassen; eben deshalb stellte er einen Mann als Platzcommandanten auf, von dem er sich dachte, er würde dabei ein Auge zudrücken. Dem Prinzen lag viel mehr daran, Groot aus dem Lande geschafft zu sehen, als mit ihm so verfahren zu müssen, wie er es mit Olden Barneveldt gethan hatte, er hätte es dennoch thun müssen, weil dieselben Schriften, die Olden Barneveldt auf's Schaffot gebracht hatten, auch Groot schwer compromittirten.

Während des Verladens der Kiste hatten die Schiffer dieselbe einmal so ungeschickt gestellt, daß Groot mit dem Kopf nach abwärts zu liegen kam, und ihm diese unbequeme Lage ein Stöhnen erpreßte. Ein Soldat hatte es gehört und schlug Lärm. „Der Gefangene aus der Festung will entwischen!" rief er, und ehe die Leute es hindern konnten, hatte er mit seiner Hellebarde den Deckel gesprengt und Groot kam zum Vorschein. Dieser überhäufte seinen zukünftigen Eidam mit Vorwürfen, nannte ihn seinen Mörder und einen Verräther, die Schiffsleute aber, von Franz Groot aufgehetzt, warfen sich auf die Soldaten und es würde sich unter ihnen eine blutige Rauferei entsponnen haben, wenn Moritz von Oranien, der gerade an diesen Abend mit seiner Geliebten ein Stell-

dichein verabredet hatte, nicht hinzugekommen wäre. Er flößte jedermann, zumal durch seinen außerordentlichen persönlichen Muth, den größten Respect ein. Er nahm Groot bei Seite und indem er ihm einige Papiere in die Hände gab, flüsterte er ihm zu: „Dies sind die Briefe, die bis jetzt Niemand als Ihr und ich kennen. Vernichtet sie und seid auf ein scharfes Verhör gefaßt.“ Worauf er sich entfernte.

Groot wußte sehr gut, daß es nur die Briefe waren, die er vom Prinzen erhalten, die ihn compromittiren konnten; als er sie vernichtet hatte, war er beruhigt; er wurde auch nach geschehenem Verhör wegen Mangel an Beweisen von jeder Schuld an der Theilnahme eines Complots gegen das Vaterland freigesprochen und aus seiner Haft entlassen.

Die Gattin des Majors — später Obersten — Moritz Groot konnte es aber dem Statthalter niemals vergessen, wie edelmüthig er sich gegen sie benommen. Ihre Ehe war von keiner langen Dauer, denn ihr Gatte fiel etwa anderthalb Jähre nach seiner Trauung in einem Gefechte gegen die Spanier und Moritz von Oranien gab sich jede erdenkliche Mühe, sie zu trösten.

Viel weniger edelmüthig benahm sich der Prinz gegen ein anderes junges Mädchen, die Tochter Sebaldus de Witt's, eines Verwandten der beiden vom Volke so schlimm behandelten Brüder Johann und Cornel de Witt. Sie war mit einem sehr reichen Cavalier, Ulrich Marnix de St. Aldegonde, den Enkel des berühmten Bürgermeisters von

Antwerpen, verlobt. Verführt von den Schmeicheleien, der Galanterie und der hohen Stellung des Erbstatthalters, hatte sie sich in einem Augenblicke der Schwäche ihm ergeben und wurde seine erklärte Maitresse. Dies trug sich gleich vor der Bekanntschaft des Prinzen mit der Tochter Groot's zu. Er wurde des Fräuleins de Witt überdrüssig und ließ ihr bedeuten, sie möge sich um einen andern Herrn umsehen, den sie den Abtrag ihrer Reize hinschenken könnte. Die Dame nahm sich diese Treulosigkeit des Mannes, dem sie ihr Theuerstes geopfert, so sehr zum Herzen, daß sie darüber wahnsinnig wurde.

Als Moritz die Nachricht von ihrem Wahnsinne hörte, lachte er hell auf und sagte: „sie sei wahnwitzig gewesen, als sie sich eingebildet, ein Mann, zumal wenn er den Namen Moritz von Oranien führt, würde sich für ewig von einem Weibe fesseln lassen.“ Und dennoch war es so, denn die Dame Groot hatte ihn bis an sein Lebensende gefesselt.

IV.

Ludwig Bonaparte, nachheriger König von Holland. — Seine Brüder. — Seine Gattin, die schöne Hortense. — Ihre Verehrung und Liebe für Napoleon I. — Ihr sonderbares Anliegen an ihn. — Ihre Bücher. — Ihr Wachsfigurencabinet. — Aufführung plastischer Scenen. — Hortense und der General Flahaut hinter der vergitterten Loge. — Hortense's Verzweiflung, als sie Napoleon's Sturz vernimmt. — Ludwig nimmt den Titel eines Herzogs von St. Leu an und zieht nach Italien. — Hortense in Arenenberg. — Ihre letzte Liebschaft. — Vilardo. — Sein Ende.

Meine Leser werden in den drei vorhergehenden Abschnitten das Großartige in den Scandalen vielleicht vermißt haben, die in jenen anderer Länder so stark hervortreten. Daß eine hohe Dame, wie Margarethe von Parma, einen Cardinal und einen Grafen zum Geliebten gehabt, ist doch nicht so arg wie das, was von ihrer Namensverwandten von Navarra, von Lucrezia Borgia und anderen hohen Damen gesagt wurde. Daß sie sich an Egmont dadurch rächte, daß sie ihn bei dem König anschwärzte, ist natürlich. Daß die beiden Prinzen von

Oranien, Wilhelm der Schweigsame und Moritz, auch keine Tugendhelden und Werther waren, kann ihnen eben so wenig übel genommen werden, wie die flotten Streiche eines Franz I. von Frankreich und Carl I. von Spanien oder Carl II. Stuart, höchstens, daß wir eine Ausnahme bei dem letzten von mir erwähnten Falle — des Erbstatthalters mit Fräulein de Witt machen, gegen die er sich schändlich benommen. Endlich finde ich nichts Besonderes über den anderen Wilhelm — in England unter dem Namen Wilhelm IV. bekannt — zu schreiben, ich habe seiner schon im dritten Theile meiner Scandalgeschichten (England III. Theil) erwähnt und es ist besser, wenn ich ihn hier übergehe.

Das gegenwärtige Jahrhundert ist eines, welches man auch das der schnellen dynastischen Wechsel nennen dürfte, denn in keinem der vergangenen Jahrhunderte hat es so viele Dynastiewechsel gegeben. Ich weise nur auf Griechenland, Italien, Belgien, selbst Deutschland, auf Spanien und Portugal, in gewisser Beziehung auch auf England hin, wo der Dynastie Hannover die Dynastie Coburg substituirt wurde, ohne daß man bestimmt wüßte, ob die Nachkommen Victoria's und Albert's sich zu der väterlichen oder mütterlichen Linie rechnen würden. In Oesterreich fand dasselbe statt, als die Habsburg'sche männliche Linie ausstarb und die Lothringen folgten, der Unterschied ist jedoch ein wesentlicher, insofern Franz I. von Lothringen nicht bloß Gatte der Kaiserin-Königin Maria Theresia, wie Albert derjenige Victoria's, sondern selber wirklich auch Kaiser war.

Dieser sehr häufige und schnelle Dynastiewechsel rührt eigentlich von Napoleon I. her, der, um sich auf dem Throne von Frankreich zu erhalten, entweder in dieser oder jener Weise die Oberherrschaft oder wenigstens das Protectorat über Europa führen wollte. Deshalb besetzte er viele Throne mit seinen Brüdern, Verwandten und Freunden, oder suchte mit den übrigen Höfen in eine verwandtschaftliche Verbindung zu treten, wie mit Bayern, Baden, Oesterreich u. s. w.

So sehr er sich auch bemühte, alle Höfe nach seiner Pfeife marschiren zu lassen, so gelang es ihm doch nicht. Erstens, weil die Alliirten, die er sich durch Ehen oder Verwandtschaften, Verschwägerungen gewonnen hatte, ihm niemals recht treu waren, zweitens, weil die Leute, die er mit der Proconsulschaft über die eroberten Länder betraute, nicht jene Energie besaßen wie er, um seine Pläne durchzuführen oder wenigstens ihm in der Durchführung nicht hinderlich zu sein.

Wenn man bedenkt, wie klug es Napoleon ausgesonnen hatte, um sich in Frankreich zu befestigen und seine Dynastie für ewig zu begründen, muß man seinem Genie Achtung zollen. Er hatte Deutschland durch den Rheinbund, unter dessen Mitgliedern es mehre gab, die mit ihm durch Schwagerschaften verbunden waren, und die Gründung eines Königreichs Westfalen, beinahe ganz auf seiner Seite und nur das einzige Preußen blieb standhaft gegen ihn, es bekämpfte ihn und die Franzosen von Beginn der Revolution an bis zur Schlacht bei Waterloo. An Oester-

reich fesselten ihn auch sehr enge Bande, da er eine österreichische Prinzessin zur Gattin nahm, in Italien hatte er in zwei sehr nahestehenden Verwandten (den König von Neapel anfangs sein Bruder Joseph, später Joachim Murat und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais in Oberitalien), endlich auch in Spanien, den ehemaligen König von Neapel, mächtige Alliirte, wenn sie es verstanden, die Liebe jenes Volkes zu gewinnen, welches sie regierten, dies war aber nicht der Fall. Weder Joseph, noch Ludwig oder Jerome waren Menschen von Energie, es ist beinahe unbegreiflich, wie sich diese Brüder so wenig glichen. Derjenige, dessen Charakter ziemlich am meisten dem Charakter des Kaisers glich, war Lucian Bonaparte, doch fehlte es ihm an Willen, sich in Staatsaffairen hinein zu mischen, er machte eine andere Combination und zog sich von seinem Bruder und allen Staatsgeschäften zurück.

Unter allen Brüdern war Ludwig vielleicht derjenige, der am wenigsten Energie besaß. Er hatte nicht einmal die Energie des Verweigerns, die Lucian nicht fehlte. Auch diesem wollte sein Bruder ein Königreich aufzwängen — er war von ihm, ehe Joseph dahin kam, zum König von Neapel bestimmt, Murat erhielt es bekanntlich erst, nachdem der Kaiser die Bourbons aus Spanien eben so verjagt hatte wie aus Italien, Lucian aber nahm diese Würde nicht an. Es ist sehr zweifelhaft, ob die übrigen Brüder — zumal Joseph und Ludwig, sie angenommen haben würden, wenn sie von ihren Weibern nicht dazu gedrängt worden wären, Jerome aber nahm die Regierung von

Westphalen über, wie er das Commando eines Armeecorps übernommen haben würde, blos deshalb, weil es ihm sein Bruder, den Jerome sehr achtete, übergeben hatte.

Ludwig ging demnach nach dem Haag mit seiner Gattin Hortense, der berühmten Schönheit, die sich aber noch für schöner, geistreicher und liebenswürdiger hielt, als sie wirklich war. Ebenso hielt sie sich für eine große Musikerin, weil sie ein sehr leichtes Lied, das „partant pour la Syrie" componirt hatte. Sie soll dieses Lied noch als junges Mädchen gemacht haben, zu jener Zeit, als Napoleon noch Consul gewesen und den Feldzug nach Egypten unternommen hatte; der „jeune and vaillant Dunois" ist eben Niemand sonst als Napoleon I.

Hortense war noch als kleines Mädchen eine Vergöttererin Napoleon's. Sie war blühend schön und Napoleon scherzte gerne mit ihr, sie aber gerieth ganz außer sich, wenn er nur an sie anstreifte. Es ist demnach nicht zu wundern, daß er für sie Augen hatte, als er wahrnahm, wie sie ihm auf halbem Wege entgegen ging. In den Memoiren Fanny Edgeworth's, die ich im achten Bande meiner Scandalgeschichten angeführt, wird behauptet, Ludwig habe an Hortense keine unbetastete Blume erhalten. Napoleon stand mit der Verfasserin dieser Memoiren, seiner Maitresse, so gut, daß es gar nichts gab, worüber er mit ihr nicht sprach, und da er überhaupt sehr cynisch in seinen Gesinnungen bezüglich des Umgangs mit Frauen war, so erzählte er ihr, wie sich ihm Hortense schon in ihrem 14. Jahre selber angeboten, er aber war gewissenlos

genug, um, anstatt das Mädchen durch vernunftgemäße Lehren vom Wege des Lasters abzulenken, sie noch weiter darauf zu führen.

Hortense hatte erst später, als sie sich verheirathet, eingesehen, daß sie mit ihren Liebesbezeugungen nicht gerade haushälterisch zu sein brauchte. Ihr Gatte war so einfältig oder tolerant, daß er nichts sagte, als er wahrnahm, wie er nicht der Erste war, der von ihr mit Liebe beglückt worden, sie dachte, er würde weder sich selbst die Haare ausraufen, noch ihr eine Scene machen, wenn sie auch andere Männer schön fände, weshalb sollte sie sich denn kasteien?

Napoleon selber besuchte sie zu wiederholten Malen, und als sie ihn einmal in sehr guter Laune fand, richtete sie an ihn eine sehr sonderbare Bitte, die Napoleon ganz betroffen machte.

„Wie kannst Du so etwas von mir verlangen, und weiß ich, wo sich das Buch vorfinden läßt. Es ist sogar von Robespierre verboten worden, der davon gesagt, es sei ein Verbrechen gegen die Menschheit, ein solches Buch zu schreiben", entgegnete Napoleon.

„Mich wird es doch nicht verderben, ich bin verheirathet, mir sind solche Dinge nicht fremd."

„Ich will sehen, daß ich es Dir schaffe. Nun, gut, daß es mir einfällt, man wird es hier oder in Amsterdam noch leichter schaffen, als in Frankreich. Die Verkäufer, die einen Wink erhalten hatten, daß dieses Buch confiscirt werden sollte — St. Just hatte es ihnen gesteckt — schickten

die Exemplare nach Holland an ihre hiesigen Agenten und Geschäftsfreunde. Ich will mich erkundigen lassen und wenn ich es erhalte, bringe ich's Dir, Du wirst mir dann daraus vorlesen", setzte er lachend dazu, und nachdem er ihr einen Kuß gegeben, entfernte er sich.

Das von Hortense so sehnlich geforderte Buch war des berüchtigten Marquis de Sade obscöner Roman: „Justine und Juliette, oder die Gefahren der Tugend und die Wonne des Lasters." Der Titel wird selbst dem Uneingeweihten genug sagen. Man muß aber dieses Buch lesen, um beurtheilen zu können, wie weit sich die menschliche Phantasie verirren kann im Ersinnen der haarsträubendsten Ausschweifungen, und trotzdem ist es gewiß, daß es nichts so Fürchterliches geben kann, was von den Menschen nicht schon entweder nachgeahmt worden, oder es hatte schon existirt, und der Marquis de Sade that nichts, als es lebhaft darzustellen. Erinnern wir uns nur an die Schändlichkeiten einer Cleopatra, Messalina, Agrippina, Irene, Brunhilde, Fredegonde, Margarethe von Valois und anderer berüchtigter Weiber, die die geschlechtlichen Ausschweifungen zum Studium gemacht hatten, trachten wir nur die Geheimnisse der Mönchs- und Nonnenkloster zu erforschen, dann werden wir sehen, daß der Spruch Ben-Akiba's: „es ist alles schon dagewesen", sehr wahr ist.

Napoleon hatte Hortense das verpönte Buch gebracht und sie studirten es mit einander durch. Bei vielen Scenen lachte Hortense laut auf und rief: „Nein, dies ist un-

möglich. Ich weiß, was ein Mann oder Weib in diesem Fache leisten können, aber dieses hier ist übertrieben.“ Diese Worte zeugen am besten an, wie sie in „diesem Fache“ ziemlich bewandert sein mußte.

Sie blieb aber nicht beim Lesen dieses Buches, sie wollte sich in diese Scenen auch noch in anderer Weise ganz vertiefen. Sie ließ Abbildungen der einzelnen erotischen Auftritte in Wachs verfertigen. Ein sehr geschickter Künstler im Haag, ein deutscher Jude, Namens Isaak Massauer, fertigte diese Tableau's und sie gefielen Hortense so gut, daß sie die Mühen und das Talent des Mannes in einer Weise lohnte, die seine kühnsten Erwartungen übertraf. Man erzählt von Pauline Borghese, der Schwester Hortense's, daß sie dem Bildhauer Canova als Modell für seine Psyche diente. Hortense that noch mehr, wenigstens ist die Stellung, in der Massauer ihre Abbildung in Wachs verfertigte, eine bei Weitem pikantere, als die ästhetische Paulinens.

Hortense besaß ein ganzes Kabinet von Seltenheiten dieser Art. Alle berüchtigten Bücher und Bilder, eine Menge mythologischer Statuetten in Marmor, Gyps oder Bronze, dann Nachahmungen der famösen Cameos, Intallios und Münzen aus der Epoche der Cäsaren. Die Wachsfigurenmodelle allein bildeten eine Gallerie von 300 Nummern und es befanden sich auf denselben 937 Figuren. Der Künstler hatte 4 Jahre an der Vollendung dieser Gallerie gearbeitet. Einige der Nummern kamen später nach Arenenberg, ein anderer Theil der

Partie — und zwar der beträchtlich größte, wurde zur Zeit, als Wellington sich in der Nähe von Brüssel befand, von einem steinreichen Engländer, Major in einem englischen Dragonerregimente, angekauft und kam nach England, wo sie sich noch gegenwärtig befindet; in späteren Jahren — zwischen 1852 und 1856 — hatte ich Gelegenheit, Copien derselben, von Montanari gefertigt, zu sehen.

Wenn schon das Lesen solcher Bücher und das Betrachten solcher Abbildungen scandalös ist, um wie viel mehr muß es so genannt werden, wenn man solche Scenen in plastischen Posen — oder lebenden Bildern — nachgemacht sieht. Hortense hatte sich auch diese Zerstreuung verschafft. Die Orgie, bei welcher sie zwar selber nicht mitwirkte, doch Zuschauerin war, wurde zu Brüssel in einem Privathause, bei einer übel berüchtigten Dame gehalten, die die Scenen durch ihre weiblichen Eleven ausführen ließ, während die männlichen Darsteller aus der französischen Armee gewählt worden waren. Hortense befand sich in einer mit einem feinen Drathgitter geschützten Loge, so daß man sie von der Bühne aus nicht unterscheiden konnte. Der General Flahaut, von dem man heutigen Tages noch nicht weiß, ob ihm Napoleon III. oder der Graf (später Herzog) Morny für die Vaterschaft zu danken haben, leistete ihr an diesem Abende Gesellschaft und sie unterhielt sich hier so gut, daß es ihr leid that, das Ende so schnell zu sehen zu bekommen. Diese Aufführung kostete sie nicht weniger als 14,750 Francs. Ich will

nichts davon sprechen, was sich hinter dem Logengitter ereignet haben mochte, es fällt mir nur unwillkürlich der Satz aus dem Jus canonicum ein, worin es heißt: „nudus cum nuda solus cum sola, non supponuntur orare Pater noster.“ Hier war zwar der erstere Theil des Satzes durch einen anderen substituirt, denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Flahaut so etwas gewagt hätte. Außerdem aber wurde auch ein Ball gegeben, wo es noch ausschweifender herging.

Die Zahl der Anbeter Hortensens in Holland war eine bedeutende und sie wechselte ihre Liebhaber schnell, nur Flahaut und ein holländischer General blieben während der ganzen Zeit, die sie als Königin von Holland dort zubrachte, ihre beständigen Galans.

Nach der Abdankung Napoleon's hatte auch Ludwig nichts Eiligeres zu thun, als seinen Titel, den er sehr wider Willen geführt, abzulegen und anstatt dessen den eines Herzogs von St. Leu anzunehmen. Er hatte, noch ehe er König geworden, in der Schweiz ein hübsches Landgut mit einem netten Schlößchen einmal besucht, es hatte ihm so gut gefallen, daß er es später kaufte; dies war der geeignetste Ort, wohin er sich mit seiner Familie zurückziehen konnte. Erst später wurde ihm die Bewilligung ertheilt, in Italien wohnen zu dürfen.

Hortense war beinahe krank von vielem Weinen geworden, als sie von den vielen Schlägen hörte, die Napoleon I. hinter einander getroffen hatten. Während den

hundert Tagen lebte sie wieder auf, um dann in noch tiefere Trauer gestürzt zu werden, indem sie erfuhr, daß ihr Abgott Napoleon nach einer wüsten Felseninsel im Weltocean deportirt worden war.

Obschon ich mich bis jetzt an die Länder gehalten, wo gewisse Scandale vorgefallen waren und nur selten eine Ausnahme davon machte — auch im vorhergehenden Bande, ebenso auch im VIII. bei Christina von Schweden — so muß ich es auch jetzt thun und die Geschichte Hortensens noch weiter führen. Sie hatte sich am ehesten in Arenenberg angesiedelt und lebte ziemlich isolirt von der Außenwelt. Sie war noch immer eine sehr schöne Frau und noch in den Jahren, in welchen Frauen den Freuden der Liebe noch nicht zu entsagen pflegen. Wie konnte sie aber außer ihrem Manne in diesem abgelegenen Winkel der Erde daran denken, daß sie hier noch Jemanden finden würde, der sie über den Verlust alles Glanzes, dem sie zu entsagen gezwungen war, getröstet hätte? Ihr Gatte war ihr von Tag zu Tag widerwärtiger. Während sein Bruder Jerome nach der Landung Napoleon's bei Cannes sich dem Kaiser sofort gestellt hatte, rührte sich Ludwig nicht, ja er lachte anfangs über das Abenteuerliche des Unternehmens, denn er hielt es für unmöglich, daß dieser wieder zur Macht gelange. Wie wenig fehlte davon, daß dies wirklich geschah! Hätte Bourmont dem General Blücher nicht die Pläne Napoleon's und seinen Feldzugsplan verrathen, wäre Chrouchy nicht viel zu spät auf das Schlachtfeld gerückt, dann würden die Dinge eine andere

Wendung genommen haben und wer kann sagen, wie es jetzt in Europa aussähe.

Hortense empfing später in Arenenberg mehrere Besuche, namentlich aus England, denn sonderbar genug, nirgends auf der Welt hatte Napoleon I. so viele Verehrer, als unter dem Volke, welches er ewig bekriegt hatte. Die Gräfin von Derby, die Herzoginnen von Devonshire und Newcastle, Campbell und die Mac Donald's aus Schottland bezeugten ihr ihren Respect in Arenenberg.

Nachdem Ludwig die Erlaubniß erhalten, in Italien wohnen zu dürfen, zog er sofort nach Florenz, wo er fortan wohnte und dort blieb, selbst nachdem sich seine Söhne an der Carbonari-Revolution des Jahres 1831 betheiligt hatten. Hortense aber blieb einstweilen in der Schweiz zurück. Sie machte hier die Bekanntschaft eines jungen Mannes, eines Schweizers, aus einem der italienischen Cantone, Namens Vilardi. Sie war es, die den jungen Mann zu sich heranzog und die Leute machten über die bei später Zeit stattfindenden Besuche Vilardi's ihre Glossen, die ihr zwar zu Ohren kamen, sie aber durchaus nicht genirten. Der junge Mann endete sehr traurig. An einem thauigen Frühjahrstage kam er etwas spät zu ihr und ging dann wieder sehr zeitig fort, sie hatte ihn gebeten, er möge bleiben, er schlug es ihr ab und fand seinen Tod unter dem Schnee, denn eine Lawine fiel über ihn und begrub ihn. Dies war das letzte ernste Liebesverhältniß der schönen Hortense.

Deutsche Staaten.

V.

Die deutschen Schriftsteller über Deutschland. — Der Student Sand und Kotzebue. — Selbsterkenntniß und Kritik als Lehrerinnen. — Mangel an Kritik verursacht eine Stagnation. — Aeltere Hofscandale in Deutschland. — Zweierlei Contribution den Deutschen von den Päpsten auferlegt. — Zehnten und Ablaßkrämerei. — Kaiser Heinrich IV. — Ludwig, Landgraf von Thüringen, Siegfried, Abt von Fulda, und Bertha von Gieseckenstein. — Friedrich, Herzog von Sachsen. — Siegfried's Rath. — Ermordung Friedrich's von Sachsen. — Ludwig heirathet Adelheid von Sachsen. — Der Sprung Ludwig's aus dem Kerker. — Ludwig der Strenge läßt seine unschuldige Gattin köpfen. — Das Pfaffenthum in Deutschland. — Das Manuscript des Ursinus Belfrius. — Kaiser Philipp von Schwaben und seine Töchter. — Otto von Wittelsbach. — Er ermordet den Kaiser Philipp.

Deutschland hat noch vor einigen Jahrzehnten eine wahre Leidenschaft für Selbstkritik gehabt. Börne, Heine, Wieland, selbst Schiller und Göthe, nebenbei noch unzählige andere Dichter, Romantiker und Schriftsteller haben

ihren Ruf größtentheils nur jenen Werken zu danken, in welchen sie die Fehler und Schwächen ihrer Nation auf das Unbarmherzigste geißelten. Ganz Deutschland war über den Studenten Sand empört, der anderer Meinung, als die meisten anderen Deutschen, eine Mordthat beging, an einem Schriftsteller, der das geliebte Vaterland und die Nachkommen des Cheruskerfürsten Herrmann in unzähligen Theaterstücken auf den Pranger der Lächerlichkeit gestellt. Man fand auch dieses Verbrechen — die Ermordung Kotzebue's — so himmelschreiend, daß man derselben ein anderes Motiv unterschob, das, daß Kotzebue ein Spion der russischen Regierung gewesen sei. Diese letztere Beschuldigung ist geradezu absurd. Was hätte Kotzebue in Deutschland auszuspioniren gehabt? Schlugen denn die Burschen in Deutschland nicht alle ihre Pläne auf die große Trommel? Wurden sie dafür von der russischen Polizei verfolgt? Nein, sondern von der deutschen. Brauchte es Rußland, daß es nach Deutschland Spione sandte oder hier solche hielt? Keineswegs. Rußland fiel es niemals ein, Deutschland zu überwachen, sich vor der Gesinnung der Deutschen zu fürchten und hier Verschwörer wider das Czarenreich zu suchen. Wenn es solche gab, so hielten sie sich gewiß nicht in Deutschland auf, wo nicht nur die Polizei, sondern jeder friedliche Bürger — denn die Deutschen sind par excellence ein Volk des Friedens und der Ordnung — es für seine Schuldigkeit gehalten hätte, sie auszuliefern, da die deutschen Regierungen nach Elisabeth's von Rußland Zeiten beinahe immer treue

Alliirte der russischen waren. — Es ist also viel wahrscheinlicher, daß Sand Kotzebue die „Deutschen Kleinstädter", das „Epigramm", „Die Sucht zu glänzen" — „Die Pagenstreiche" und andere unzählige beißende Lustspiele übel genommen und einen so gefährlichen Menschen, der den Charakter der Deutschen in so höhnender Weise moralisch auszischte, für immer auf die Seite zu räumen beschloß. Sand hatte nicht bedacht, daß das Geschlecht der Kritiker und Pamphletisten nicht ausgerottet werden kann, und es war von ihm eine Tollhäusleridee, Das für schlimm zu halten, was bei anderen Nationen am meisten dazu beitrug, um sie groß und mächtig und sie besser zu machen, als sie ehedem waren.

Wenn Aretin, Manzolli, Pasquin, Boccaccio und Macchiavell nicht seit jeher an dem Pfaffenunfug gerüttelt hätten, wer weiß, ob die Schändlichkeiten, die von den Päpsten und Mönchen verübt worden waren, jemals eine Reformation hervorgerufen haben würden. Sie lehrten der Welt diese Schmarotzerpflanze oder Insecte an dem schönen Stamme Italiens kennen. Voltaire, Rousseau, Montaigne, Diderot, Marquis d'Argens und in neuerer Zeit Balzac, Eugen Sue und Paul de Kock hatten in ähnlicher Weise das Laster in Frankreich in seiner ganzen Nacktheit aufgedeckt. Cervantes verdankt seinen Ruhm der großen unsterblichen Satyre auf das Hidalgothum, womit die ganze Nation angegriffen wurde. Endlich aber England! Was geschah hier schon seit jener Zeit, in welcher man überhaupt etwas von englischer Literatur kennt?

Haben nicht Bacon ebenso wie Shakespeare zur Regierungszeit Elisabeth's, später aber Milton, Chaucer, Fletcher, Buttler, in neuerer Zeit Lord Byron, Bulwer, Ainsworth, Dickens und die übrigen Romantiker und Dichter alle Gebrechen des Landes, alle Fehler des Volkes, dem sie angehören, nicht allein in camera caritatis — zu Hause — sondern vor aller Welt aufgedeckt, als ob sie hätten sagen wollen: „Seht her, dieses große englische Volk, vor welchem die ganze Welt zittert, welches von Jedermann geachtet und als Modellstaat vor allen übrigen paradirt, wie klein, wie niedrig denkend, wie perfid, dumm und eigennützig es ist. Hier habt ihr die Beispiele an unseren Romanpersonen, die jedoch nichts sind als eine treue Abbildung des wahrhaften Engländers in seiner ganzen Rohheit und Niedrigkeit?"

Ist es Jemandem eingefallen, alle diese Schriftsteller für schlechte Patrioten zu halten? Gewiß nicht. Das, was sie sagen, geschieht vor der ganzen Welt, denn die englische Literatur ist eine Universalliteratur, wenn man auch das Original nicht liest, so liegen die Uebersetzungen doch überall auf und es ist nur zu wahrscheinlich, daß es in Deutschland viel mehr Uebersetzungen französischer und englischer Romane giebt, als deutsche Originalnovellen.

Ich kenne nur eine Nation, die es nicht leiden kann, wenn sie von ausländischen oder ihren eigenen Schriftstellern kritisirt wird. Dies ist die ungarische. Blicken wir aber dahin, so werden wir sehen, wie viel es dort zu

kritisiren giebt und diesem Mangel an Satyre ist der langsame Fortschritt der Civilisation in Ungarn zuzuschreiben.

Pater qui filium amat, castigat eum.

In neuerer Zeit ist es durchaus verpönt, über Deutschland anders, als lobend zu schreiben. Wer weiß, ob dies nicht eine dem Volke schädliche Stagnation nach sich ziehen wird. Man muß sich hüten, in einen solchen Zustand zu gerathen, denn dann laufen wir Gefahr, den Chinesen nachzugerathen, die noch jetzt nicht weiter gekommen, als sie vor mehren Jahrtausenden gewesen. Nur eine scharfe Kritik kann es bewirken, daß ein Volk die Fehler und Schwächen, an welchen es leidet, satt bekommt und sich von diesen befreien wird.

Ich habe es für nothwendig gefunden, dies voraus zu lassen, ehe ich die Scandalgeschichten der deutschen Höfe beginne, um meinen Lesern zu beweisen, daß wenn es meine Absicht wäre, eben so wenig schonend über manche Ereignisse und Persönlichkeiten zu schreiben, ich es nicht deshalb thue, als wäre ich ein Feind Deutschlands und der Deutschen, sondern eben das Gegentheil.

Während meines Aufenthalts in England hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes von vielseitiger Bildung gemacht. Er war gleich wie Th. A. Hofmann in den Wissenschaften und Künsten sehr bewandert. Er hatte eine kleine Encyklopädie geschrieben, in welcher Alles, was man im gewöhnlichen Leben von Studien nothwendig braucht, enthalten war. Dieser Herr war viele Jahre hindurch Erzieher bald bei einem, bald bei einem anderen Lord. Man

riß sich um ihn. Dennoch kamen nur ein, höchstens zwei Schüler unter seiner Leitung dahin, eine Bedeutung zu erhalten, als sie später Mitglieder des Parlaments waren. Wie kam dies? Er hatte den Unterricht dieser jungen Herren unternommen, nachdem sich Keiner vor ihm gefunden, der aus ihnen Etwas im Stande gewesen wäre zu machen. Er glich jenen Arzneien, die man Sterbenden giebt, man thut es, um die Angehörigen des Agonisirenden zu beruhigen, ohne etwas zu hoffen. „Große Kinder," pflegte er zu sagen, „kann man zum Lernen nicht zwingen. Man thut die Dienste eines Buches, indem man sagt, hier hast Du mich, Du kannst von mir lernen, wenn nicht, so ist es Dein Schaden."

So sind auch jene Völker, die es nicht gerne haben, daß man sie belehrt. Nichts ist so belehrend, wie die Satyre. Es ist eine etwas schmerzhafte, zuweilen aber nur eine solche Wunde, die ein Jucken verursacht, so daß man sich kratzen muß. Das moralische Kratzen der Völker besteht in dem *γνοστη σεαυτον*, in der Selbsterkenntniß seiner Fehler und Tugenden.

Es ist übrigens gleichviel, wenn man schreibt, ob Namen genannt werden oder nicht, zumal bei einem Werke, welches nicht als wirkliche Geschichte dienen soll, sondern da ist, um die Sitten eines Volkes zu beschreiben. Hierzu gehören auch meine Scandalgeschichten, aus denen, wie ich dies schon mehremal erwähnt, nicht die Weltgeschichte, sondern nur einzelne Episoden aus dem Leben hochgestellter Personen herausgezogen werden dürfen. Wenn vom Brande

Roms, von jenem Jerusalems oder des Dianatempels zu Ephesus gesprochen wird, so wird jedermann an Nero, Titus und Herostrat denken.

In den Scandalgeschichten der deutschen Höfe werden von den Lesern viele Persönlichkeiten errathen werden, ohne daß der Herausgeber dafür zur Verantwortung gezogen werden könnte. Wer wird es sagen dürfen, diese Persönlichkeit sei gemeint? Es konnte ja auch eine andere ähnliche Scandale verübt haben und Niemand nimmt einen solchen gerne auf sich. Außerdem ist es ein großes Glück, daß Deutschland so viele Höfe hat, wie kein Land auf Erden, demnach gilt hier das, was Juvenal sagt:

Stulte, quid rides? mutato nomine de te
Fabula narratur — — —*)

Die Deutschen hatten in älterer Zeit ebenso gut ihre Hofscandale, wie andere Nationen. Wir brauchen nur auf die Geschichte Hohenstaufen, Wittelsbach und Nassau hinzuweisen, so wie auch die der Luxemburger nicht frei war von Scandalen.

---

*) Hier wird der Herausgeber gezwungen sein, in jener Weise zu verfahren, wie er es in der Vorrede zu den drei letzten Bändchen angegeben, obschon es nicht stets nothwendig ist, Namen zu verschweigen, zumal in der älteren Geschichte Deutschlands, dort wird es auch nicht geschehen.

Anm. des Herausgebers.

Einige dieser Scandale sind schon in den vorhergehenden Bänden behandelt worden, weil die deutschen Kaiser auch in Italien und in Oesterreich herrschten, ich mich aber niemals so sehr an Personen wie an Länder gebunden habe. Meine Leser werden sich an die Scandale erinnern, die ich im IV. Bande angeführt, von Otto dem Großen und seiner Gattin Adelheid, Wittwe des Königs von Italien, Lothar. Nicht minder werden sie sich an das erinnern, was ich von Heinrich IV. und Friedrich II. aus dem Hause Hohenstaufen erzählt.

Zur Zeit des ersteren Kaisers kamen zweierlei Gattung Contributionen für den päpstlichen Stuhl in die Mode: der Zehnten und die Ablaßkrämerei. Beide waren zwar indirecte Besteuerungen und es war nicht möglich, ein Maximum oder Minimum dabei festzusetzen, denn es hing von einem segensreichen oder Mißjahr ab, wie die Ernten ausfielen, von welchen der Zehnten, d. h. der zehnte Theil der Garben, den Pfaffen gehörte. Diese Sitte oder vielmehr dieser Mißbrauch datirt aus Mosis Zeiten, der die Leviten in ähnlicher Weise dotirt und auf die Einkünfte der übrigen Judenstämme angewiesen hatte. Noch weniger bestimmbar waren die Einkünfte aus den Abläßen für begangene und zu begehende Sünden. Es hing davon ab, ob sich die Demoralisation unter dem Volke vermehrte oder nicht und ob die Zahl jener Sünden, die am höchsten taxirt waren, zu- oder abnahm. Es konnten Menschen geboren werden, die einzelnweise mehr Sünden begingen, als sonst welche von ganzen Nationen begangen

worden waren. Bei dieser zweiten Gattung von Besteuerung hatte es der Papst am meisten auf die Aristokratie und auf die Fürsten abgesehen gehabt, weil es unmöglich war, ihnen sonstwie beizukommen.

Alle Fürsten protestirten gegen die Einführung des Zehntens in Deutschland, wogegen ihnen die Ablaßkrämerei sehr gelegen kam. Um eine von den Gesetzen der Kirche nicht erlaubte Handlung begehen zu dürfen oder wenn man sie schon begangen, sich Strafloſigkeit sichern zu können, dafür zahlt man immer gerne oder wenigstens lieber, als um eine gute Handlung begehen zu dürfen, die man auch gratis thun darf. Da jedoch, wie oben erwähnt, diese Einkünfte sehr precär waren, so capricirte sich der römische heilige Stuhl mehr auf den Zehnten, da ihm die Abläſſe ohnehin nicht entgingen. Wie aber die Fürsten dazu bringen, daß sie die Einführung derselben gestatteten? Das Mittel war sehr einfach.

Man versprach einem Fürsten nur unter der Bedingung Absolution für eine von ihm zu begehende Sünde, wenn er in seinem Lande die Zehnten zahlte. In dieser Weise wurde der Landgraf von Thüringen, Ludwig, genannt der Springer, gewonnen.

Dieser Fürst war ein Zeitgenosse des Kaisers Heinrich IV. Schon seit frühester Kindheit von Pfaffen erzogen — sein Erzieher war ein Geistlicher, Namens Siegfried, später Abt von Fulda — fühlte er einen ungeheuren Respect vor der Kirche und gehörte zu den andächtigsten Christen. Bei vielen Menschen ist Gottesfürchtigkeit etwas

sehr Verdächtiges, sie müssen Ursache haben Gott zu fürchten, ein gerechter Mensch wird Gott anbeten auch ohne ihn zu fürchten.

Der Landgraf Ludwig war ein flotter Geselle. Er hatte sich in eine Pflegetochter seiner Mutter, Bertha von Giseckenstein, verliebt und es entspann sich zwischen den jungen Leuten ein ernstes, anfangs nur platonisches Liebesverhältniß, welches der Mutter des Landgrafen eben nicht angenehm war, weil sie auf bessere Partieen für ihren Sohn speculirte. Eine Prinzessin von Schwaben war die für ihn bestimmte Braut. Sie war aber nicht schön, doch als eine Verwandte des Kaisers Heinrich hatte sie mehre hohe Herren zu Freiern. Ludwig stand mit dem Kaiser nicht auf dem besten Fuße. Die Thüringer und Sachsen hatten sich zu wiederholten Malen gegen Heinrich IV. aufgelehnt. Ludwig's Mutter berieth sich mit dem oben erwähnten Abt von Fulda, wie sie es machen müsse, daß ihr Sohn Bertha aufgebe. Der Herr Abt lächelte verschmitzt und sagte, dies wäre sehr leicht, sie möge es nur ihm überlassen. Dem Abt gefiel Bertha ebenfalls, er war unternehmender in Liebesaffairen als der junge, kaum achtzehnjährige Prinz, und in kürzester Zeit hatte er die junge Dame dem Geliebten abwendig gemacht, da er selber der Begünstigte wurde und sie mit sich nach Fulda nahm, wo er sie heirathete. — Dies geschah wenige Jahre, ehe Gregor VII. das Cölibat bei den Geistlichen einführte.

Ludwig war anfangs in Verzweiflung über die Untreue seiner Geliebten. Leute in Verzweiflung, zumal im

Alter Ludwig's, sind sehr geneigt, diese Verzweiflung in einer zweiten Liebe zu ertränken. Der Landgraf that es auch so. Zorn im Herzen, verließ er seine Heimath, um nach Sachsen zu ziehen, wo sich der Heeresbann sammelte, um dem Kaiser Heinrich eine Schlacht zu liefern; bei der Nachricht der Annäherung des kaiserlichen Heeres aber stob diese Armee auseinander, weil die Führer einsahen, daß sie zu schwach waren, um dem Kaiser einen ernsten Widerstand zu leisten. Einige der Fürsten flohen nach Mainz. Unter diesen befanden sich unser Ludwig und der Herzog von Sachsen, Friedrich, sammt seiner Gattin Adelheid, einer Dame, die für die schönste Frau Deutschlands gehalten wurde. Ludwig verliebte sich im ersten Augenblicke in sie und er gefiel ihr ebenso gut, wie sie ihm. Friedrich war ein schwächlicher junger Mann, an dessen Seite die nur zu sehr entfaltete Adelheid wenig Schadloshaltung für ihre geopferte Jugend fand. Sie machte es also, wie viele tausend Damen vor und nach ihr es gethan und noch gegenwärtig thun, sie begann mit ihrem Reisegefährten Ludwig zu kokettiren und das zweite Liebesverhältniß war angesponnen, doch von vornherein eben so hoffnungslos wie das erste. Es genügte nämlich Ludwig nicht, Adelheid nur als Mitbesitz zu betrachten, er wollte, daß sie ihm ausschließlich angehöre. Hierzu aber gab es durchaus keine Aussichten.

Er begab sich nun zu seinem alten Freunde, dem Abte von Fulda, Siegfried, von dem und seiner Gattin Bertha er aufs Freundlichste empfangen wurde. Er klagte dem

Abte seine Noth und seine Liebe, seufzte, um einen Stein zu bewegen und bat den Abt, er möge ihm einen guten Rath geben, wie er Adelheid gewinnen könne. Dieser Rath aber hatte einige unangenehme Vorläufer. Vor Allem mußte sich Ludwig anheischig machen, den Zehnten in seinen Ländern einzuführen, ferner eine bedeutende Mannschaft in's Feld stellen und sich gegen den Kaiser Heinrich IV. erklären, endlich eine Kirche an der Saale bauen. Wenn er dies that, durfte er Adelheid heirathen, angenommen, daß ihr Gatte mittlerweile stürbe. Mehr sagte der schlaue Prälat seinem ehemaligen Mündel nicht, doch ließ er ein paar Worte darüber fallen, daß die Kirche nicht nur für schon begangene, sondern sogar für später zu begehende Sünden eine Absolution ertheilen könne, es hinge nur von Ludwig ab, sich einer solchen Vergünstigung würdig zu zeigen. Ludwig drang noch weiter in den Abt, doch dieser wollte ihn nicht anhören, sondern verwies ihn an den Bischof von Mainz, von dem Ludwig den Dispens zum Begehen eines Mordes erhielt.

Wenn Voltaire die Geschichte Englands die der Henker nennt, dann weiß ich nicht, wie man das, was Ludwig der Springer an dem Herzog Friedrich von Sachsen beging, nennen kann. Es war der schändlichste Mord, der jemals an einem Menschen aus nichtigen Gründen begangen worden und die Art, in welcher dies geschah, macht ihn noch schändlicher. Friedrich saß im Bade nichts Böses ahnend, seine Gattin stand neben ihm und hielt ein Tuch in der Hand, welches dazu diente, daß er sich abtrockne, wenn er

aus dem Bade stieg. Auf ein zwischen Adelheid und Ludwig unter einander verabredetes Zeichen, trat der Letztere aus einem Verstecke, wo er sich 24 Stunden lang aufgehalten hatte, hervor und ohne ein Wort zu sagen, spaltete er seines Nebenbuhlers Kopf, der ohne ein Schrei zu thun in die Badkufe, aus welcher er eben steigen wollte, zurücksank und seinen Geist aufgab. Ludwig entfernte sich aus dem Schlosse Friedrich's auf einem geheimen Wege, den ihm Adelheid als den sichersten angedeutet hatte, sie aber folgte ihm nach dem Leichenbegängniß und Siegfried vollzog zwischen ihr und ihrem Buhlen die Trauung gegen alle canonischen Gesetze, in welchen ein derartiges begangenes Verbrechen als lösendes Hinderniß einer Ehe angegeben wird. Es ist nur zu wundern, daß Adelheid aus dem Lande, wo sie Mitwisserin eines solchen Verbrechens gewesen, entkommen konnte. Die Deutschen hatten schon in diesem Falle ihre Langmuth bewiesen, anderswo würde sie vom Volke wahrscheinlich zerrissen worden sein, denn Friedrich war unter seinen Unterthanen sehr beliebt. Die Verwandten führten Klage gegen den Mörder bei dem Kaiser, der auch nicht säumte, Ludwig in die Acht zu erklären, ja dieser gerieth später sogar in die Gefangenschaft, aus welcher er jedoch durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster des Gefängnisses hinab in den Saalefluß entkam, woher er auch den Beinamen „der Springer" erhielt. Auf welche Weise es möglich war, von einem hoch gelegenen Fenster auf den Boden, von hier aber in den Fluß zu springen, darüber schweigen die meisten Geschichtsschreiber.

In einem zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen Romane wird dies ziemlich plausibel erklärt. Er soll von seinen Freunden einen luftdichten Mantel von Wachsleinwand erhalten haben, den man ihm unter dem Vorwand in die Zelle schmuggelte, daß er ihm von den Aerzten zum Tragen verordnet wurde. Dieser Mantel erleichterte seinen Sprung in einer solchen Weise, wie dies bei Fallschirmen geschieht; im Flusse aber befanden sich ein paar Kähne, in welchen die Anhänger Ludwig's große Tücher ausgebreitet hielten, auf welche er fiel. Wenn man den Sprung Monte Christo's mit einer Kugel an den Beinen und obendrein in einen Sack eingenäht glauben kann, so liefert uns der Roman von Ludwig dem Springer nicht mehr Unglaubliches.

Die Geschichte von Ludwig dem Strengen, der seine unschuldige Gattin auf leeren ungegründeten Verdacht hin, indem er sie des Ehebruchs schuldig hielt und aus Eifersucht köpfen ließ, ist nicht ärger als diejenige Heinrich's VIII. von England, der gegen Anna Bullen und Catharina Howard auch keine überzeugenderen Beweise der Untreue hatte, als seinen Verdacht und seine Eifersucht. Man behauptet, Ludwig der Strenge sei in einer Nacht grau geworden, als er die Beweise der Unschuld seiner Gattin erhielt, wie es bereits zu spät war. Dieses Sujet ist ebenfalls dramatisch behandelt worden.

Nirgends hatten die Pfaffen so viel Unheil im Mittelalter verübt, wie in Deutschland. Es giebt keine scandalöse Handlung, bei welcher sie nicht eine hervorragende

Rolle spielten. Schon jenes Beispiel, welches ich von Ludwig dem Springer angeführt, zeugt dafür. Nicht anders war es auch bei Ludwig dem Strengen, den der Bischof von Trier gegen seine Gattin gehetzt hatte. Welche schändliche Rolle der Bischof von Mainz, Gerhard, zu Zeiten Adolf's von Nassau spielte, ist weltbekannt, so wie auch das, daß es nur die Pfaffen waren, die das Volk und die Ritterschaft gegen die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen aufhetzten, daß das Faustrecht auch ihnen diente und daß das Raubritterthum von ihnen nur deshalb in Schutz genommen wurde, damit sie Gelegenheit hatten, für verübte Schandthaten eine Absolution zu geben und daß sie einem der größten Raubritter seiner Zeit, Rudolf von Habsburg, zum Throne verhalfen.

Einige Geschichtsschreiber stellen es in Abrede, daß Rudolf von Habsburg ein Raubritter gewesen; sie behaupten sogar, er habe Kaufleute und Reisende gegen andere Raubritter geschützt, mithin sei er nicht unter die Raubritter zu zählen. Man weiß aber recht gut, was ein solches Condottierethum zu bedeuten hat. Derjenige, der den Schutz gewährt, plündert den Reisenden in anderer Weise, er läßt ihm zwar einen Theil seiner Waaren, doch berechnet er ihm so viel für den Schutz, daß der Unterschied zwischen freiwilliger Zahlung und Ausrauben kein so großer ist. Gegen das Letztere kann sich der Reisende durch seinen Muth und eine Verbündung mit anderen Reisenden bewahren, gegen einen Condottiere nicht. Es ist beinahe so, wie bei Leuten, die einen Rechtsstreit gewinnen, dann ihrem

Anwalt und für richterliche Taxen so viel zahlen, daß sie es einsehen, wie viel weniger Schaden sie gehabt haben würden, wenn sie den Prozeß nicht begonnen und nicht gewonnen hätten.

Eine der scandalösesten Geschichten an den Höfen Deutschlands im Mittelalter ist die Ermordung des Kaisers Philipp von Schwaben. Sie ist scandalös, wie man sie immer betrachtet und ob man dieser oder jener Partei unter den Schriftstellern, die darüber geschrieben, Glauben beimessen will.

So gut die Geschichte des Mittelalters in den anderen Reichen in ein mysteriöses Dunkel gehüllt ist, weil sie von Mönchen geschrieben wurde, deren Schriften niemals unter das Volk drangen, sondern gleichwie die Schätze, die sie besaßen, todt in ihren Händen blieben, so und vielleicht noch schlimmer war es in Deutschland. Nirgends war die Gleißnerei so stark wie in Deutschland, weil die Pfaffen hier am mächtigsten waren. Woher es kam, daß sie ihre Macht nirgends so fest in den Händen behielten, ist von wenigen Geschichtsschreibern untersucht worden. Meiner Meinung nach lag es daran, daß es kein Volk auf Erden giebt, welches so leicht und gerne der bestehenden Gewalt gehorcht, wie die Deutschen. Daher kommt es, daß aus Deutschland niemals oder höchstens dann eine Republik werden könnte, wenn ganz Europa schon dazu geworden und es zwänge, Republik zu sein, doch auch dann geschähe es nur aus Gehorsam und das Oberhaupt einer deutschen

Republik würde noch immer der unumschränkteste Herrscher über sein gehorsames Volk sein.

In jenen Klöstern, die während der Reformationskriege von den Parteigängern der Protestanten geplündert wurden, gab es solche historische Schätze an Manuscripten, die das meiste Licht auf die Zustände in Deutschland warfen, wenn sie erhalten worden wären, man warf sie aber in die Flammen. Anderwärts wurden die Behausungen der Mönche nur niedergerissen, ohne niedergebrannt zu werden, und es befinden sich noch unter dem Schutte und in der Tiefe zwischen verschiedenartigsten Erdschichten noch genug solche historische Schätze, die nur zu wahrscheinlicher Weise niemals an das Licht der Welt treten werden, indeß ist es auch möglich, daß viele ähnliche Manuscripte durch den Zufall wieder zum Leben gebracht werden, wie dies auch schon sonst geschah und noch täglich geschieht.

Einem solchen Zufall habe ich es zu verdanken, daß ich die Geschichte Philipp's von Schwaben vielleicht genauer kenne, als sie viele Geschichtsschreiber vielleicht gekannt, da mir ein Buch aus jener Zeit in die Hände gerieth, von dessen Existenz höchstens nur der einstige Besitzer noch wissen kann, vorausgesetzt, daß er noch lebt und sich dessen erinnert, obschon weder das Eine noch das Andere wahrscheinlich ist, das Erste nicht, weil er dann jetzt schon über hundert Jahre zählte, das Zweite nicht, weil er kein Mensch war, der sich um die Weltgeschichte kümmerte.

Vor mehren Jahren besuchte ich einen alten Freund

meines Vaters, den Baron K—, in der Gegend von Ulm. Er war ein tüchtiger Landwirth und hatte auf seinem Rittergute viele und bedeutende Verbesserungen eingeführt. Als ich zu ihm kam, ließ er eben in seinem Garten einen artesischen Brunnen graben. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf einen unterirdischen Gang, der aus der Zeit vor den Reformationskriegen einem Kloster angehört haben mußte. Man fand in demselben weder Schätze, noch Skelette, wie man dies erwartet hatte, sondern eine große Kiste, deren Deckel so morsch war, daß er beim ersten Schlag, den ein Arbeiter mit dem Spaten auf denselben führte, auseinander fiel. In dieser Kiste befanden sich nichts als alte verschimmelte Fetzen, ehemals Meßgewänder, doch auf dem Grund der Kiste ein dickes Buch in Manuscript, von einem Bernhardiner Mönche, Namens Pater Ursinus Belfrius, geschrieben. Es enthielt die Geschichte dreier Kaiser, und war theils aus anderen Quellen geschöpft, theils aus eigener Erfahrung in einer Form von Memoiren verfaßt. Die Geschichte Friedrich's des Rothbarts und Heinrich's IV. gehörte zu den ersteren, diejenige Philipp's von Schwaben zu den letzteren. Ursinus Belfrius war nämlich Hofpfaffe und Beichtiger der kaiserlichen Familie. Es ist nicht anzunehmen, daß dieser Mann Unwahrheiten geschrieben habe, da das Buch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, wie keines der Bücher, die in den Klöstern geschrieben wurden. Aus diesem Buche, welches mir der Baron K— so gefällig war, zu schenken, entnahm ich die nachstehende Geschichte.

Kaiser Philipp von Schwaben hatte mehre Töchter, deren jede von so außergewöhnlicher Schönheit war, daß es jedem Menschen, der sie sah, schwer gewesen wäre, zu sagen, ob er jemals ähnliche Schönheiten gesehen, so wie auch, welche der fünf Töchter die schönste sei. Das Merkwürdigste bei diesen Damen war, daß keine einzige der andern glich. Mein Gewährsmann macht hierbei die boshafte Bemerkung, daß dies daher kam, weil eine jede der Damen einen andern Vater hatte. Die Kaiserin war nämlich eine Frau sehr verliebten Naturells und ihr Gatte außerordentlich tolerant in Bezug auf eheliche Treue. Es genügte ihm, sie zu besitzen, wenn er es auch nicht ausschließlich that, so hatte er doch den Hauptbesitz. Indessen mochte er dabei auch andere Absichten gehabt haben, wie sich dies aus seiner nachherigen Handlungsweise und seinem Benehmen seinen Töchtern gegenüber schließen läßt.

Pater Ursinus vergleicht den Kaiser mit jenen Gärtnern, die Nußbäume pflanzen und Geduld genug besitzen, die Zeit abzuwarten, bis diese Bäume Früchte treiben. So dachte er auch bei den Töchtern seiner Gattin zu verfahren, denn er rechnete auf ihre Entfaltung, die er für sein eigenes Vergnügen auszubeuten sich vorgenommen.

Man glaubt, Loth sei von seinen eigenen Töchtern zum Begehen einer Blutschande mit ihnen verführt worden. In den meisten Fällen, wo ein Vater mit seinen Töchtern eine Blutschande beging, wurde nicht der Vater von den Töchtern, wohl aber diese von ihrem Vater verführt, wie dies auch eine Menge von ähnlichen Criminal-

fällen beweist, wo überall der Vater als Verführer vor Gericht stand. Es ist auch sehr natürlich, daß der Erfahrene den Unerfahrenen verführt, nicht aber sich verführen läßt.

Monarchen haben sich, zumal in den älteren Zeiten, für eine privilegirte Race von Menschen gehalten, denen vom ewigen Richter mehr nachgesehen wird als Anderen. Indem sie über den weltlichen Gesetzen standen und ihre Person als geheiligt betrachtet wurde, glaubten sie, Alles ungestraft begehen zu können, was bei anderen Menschen mit dem Tode geahntet wurde. So war es seit undenklichen Zeiten und die beiden großen Revolutionen — die in England im 17. und die in Frankreich im 18. Jahrhundert, haben sie erst dieses Unsträflichkeitsvorrechtes beraubt und den Völkern zur Lehre gedient, daß Monarchen nichts als die ersten der Staatsbeamten sind, und in gewissen Fällen eben so zur Verantwortung gezogen werden, wie ihre verantwortlichen Minister.

Im Mittelalter war es nicht so. Man revoltirte gegen einen Monarchen, ermordete ihn sogar, doch das Princip des Königthums wurde heilig gehalten und Königsmörder in grausamster Weise bestraft, nicht weil sie einen Menschen, sondern weil sie einen Gesalbten getödtet, aus einem Königsmorde aber kam niemals eine erfolgreiche Revolution hervor. Ganz anders war es, wenn Mitglieder derselben Familie einen Königsmord begingen, um selber auf den Thron zu gelangen, in diesem Falle gab ihnen der Erfolg und der Familiennimbus die Unsträflichkeit, das-

selbe war auch bei einem Dynastiewechsel der Fall, weil die Würde von einem Menschen auf den anderen überging und in dem ermordeten Könige nur der Mensch getödtet wurde.

Philipp dachte also, als seine Tochter herangewachsen, er dürfe sich an ihrer Schönheit satt schwelgen und diejenigen Prinzen oder Ritter, die sich in eine seiner Töchter verliebten, müßten mit dem Abtrage, den er ihnen gelassen, auch vorlieb nehmen.

Nicht ein jeder Mensch ist aber ein Marquis von Montespan. Nicht ein jeder Mensch entschließt sich dazu, noch ehe er verheirathet, Hahnrei zu sein.

Die zweitälteste Tochter Philipp's hatte auf einen baierischen Ritter, Otto von Wittelsbach, einen solchen Eindruck gemacht, daß dieser sich in sie verliebte und um ihre Hand anhielt. Wittelsbach war, wie die meisten Ritter jener Zeit, beinahe ein Souverän und es lag dem Kaiser sehr viel an seiner Freundschaft, zumal als er wahrnahm, daß ein großer Theil von Baiern und Hessen gegen den Regierenden eingenommen war und eine Revolution zu befürchten stand. Wittelsbach's Einfluß aber war zumal in Süddeutschland sehr groß, denn alle übrigen Ritter standen dort zu ihm. Er sagte denn Otto die Hand Kunigundens zu, doch erst, wenn er einige der aufständischen Großen gedemüthigt haben würde. Philipp betraute Wittelsbach mit der Führung seines Heeres und seine Wahl zeigte sich als eine sehr glückliche, erstens, weil durch Wittelsbach's Beispiel eine Menge anderer Ritter dazu be-

stimmt ward, auf die Seite des Kaisers zu treten, dann aber war Wittelsbach ein so geschickter Feldherr, daß er selbst dort, wo andere Generale gewichen sein würden, Stand hielt und den Feind durch geschickte Manövers täuschte, so daß sie ihre Armee zersplitterten, was zur Folge hatte, daß die einzelnen Heereshaufen durch eine von Wittelsbach schnell bewirkte Concentration seiner Streitkräfte geschlagen und zerstreut wurden. Außerdem aber eroberte er mehre Burgen, feste Plätze und Städte, so daß der Feind endlich überall besiegt um Frieden bitten mußte.

Wittelsbach hatte zu allen diesen Heldenthaten seine Liebe zu Kunigunde begeistert: nach beendigtem Feldzuge hoffte er endlich sammt dem Lorbeerkranz auch den der Rosen und Myrthen um seine Schläfe zu schlingen und drang in Philipp, er möge ihm die Tochter geben. Die Trauung wurde jedoch vom Kaiser unter den nichtigsten Vorwänden von einem Monate zum anderen verschoben. Einmal kam Wittelsbach unerwartet zum Kaiser und ohne sich bei ihm anmelden zu lassen in's Gemach tretend, fand er ihn mit dreien seiner Töchter, unter welchen sich auch Otto's Braut befand, in einer keinen Zweifel zulassenden Situation. Ein solcher Anblick würde auch einen minder aufbrausenden Menschen empört haben, um so mehr Wittelsbach, der in sich den Beruf fühlte, die Welt von einer so blutschänderischen Familie zu befreien. Ehe der Kaiser und seine Töchter sich von ihrer Ueberraschung zu erholen Zeit hatten, zog er sein Schwert und bohrte es dem Ersteren in den Leib und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die Klinge

entzwei brach und ihm nur das Heft in der Hand blieb. Dies war das Glück der Prinzessinnen, sonst würde er sie alle getödtet haben. Sie erhoben nun ein fürchterliches Geschrei, so daß Wittelsbach keine Zeit mehr blieb, denselben Weg zurück zu gehen, den er gekommen, sondern nach dem Erker stürzte, von welchem er hinabsprang, ohne sich namhaft zu verletzen. Er eilte sofort auf seine Ritterburg und setzte dieselbe in Vertheidigungszustand. Alle diejenigen Ritter, die ehemals von ihm besiegt worden waren, was er dem Kaiser zu Liebe gethan hatte, vereinigten sich nun gegen ihn; er wurde in die Acht erklärt, seine Burg genommen und er büßte mit dem Leben für den begangenen Kaisermord.

VI.

Ein Fürst, der gerne mit Soldaten spielt. — Sein Sohn der Kronprinz und seine Tochter. — Des Kronprinzen philosophische Grundsätze. — Wie sein Vater ihm entfremdet wird. — Musikalische Unterhaltungen des Kronprinzen mit seiner Schwester. — Sie enden schlimm. — Wuth des Fürsten. — Er läßt den Kronprinzen einsperren. — Dieser entkommt. — Hinrichtung seines Befreiers. — Versöhnung des Vaters mit dem Sohne. — Der Letztere wird ein tüchtiger Feldherr. — Sein Windspiel. — Ein berühmter Taschenspieler und Spiritualist. — Das große Staatsgeheimniß.

Ohne jene novellistische Form ganz wieder aufzunehmen, wie ich sie im neunten Abschnitt meines ersten Bandes der Scandalgeschichten gebraucht habe, höre ich in diesen letzten Abschnitten dennoch auf, die historische Form so beizubehalten, wie ich es in dem übrigen, bei Weitem größten Theile meiner Aufzeichnungen gethan, sondern ich will schreiben, daß die Leser glauben sollen, Das, was ich erzähle, könne sich ebenso gut in China, Timbuktu oder Monomotapa ereignet haben, angenommen, daß dort die Menschen so civilisirt wären, wie in unserem Welttheile.

Ich hätte dasselbe thun können, was jener Pamphletist gegen die unglückliche Marie Antoinette gethan, als er den König anstatt Louis Silou, den Dr. Mesmer Remsem und die Königin Etteniotna nannte, so könnten sich bei mir Namen Mlehliw, Lrac, Giwdul oder Flodur oder Eiram, Esile, Ailama u. s. w. verkehrt lesen lassen. Ist es aber nicht viel bequemer, die verschiedenen Persönlichkeiten und Orte mit Initialen oder mit ganz erfundenen Namen zu bezeichnen? Was liegt denn daran, wenn man Jemanden, der Carl heißt, Robert, einen Heinrich Cleofas, eine Elisabeth Leokadia und eine Louise Bibiana nennt? Es werden wohl Einige meiner Leser die wahren Namen zu errathen glauben, da es aber in Deutschland so viele Scandale gegeben hat, wie anderwärts, können sie auch nicht mit Gewißheit sagen, von welcher Person meine Erzählung handelt.

Ich will demnach, ohne meine Präliminarien weiter zu dehnen, meine Erzählung beginnen.

In einem Reiche, welches einst sehr klein gewesen und nicht von Urzeiten her deutsche Bevölkerung gehabt, lebte ein Fürst, dessen größte Leidenschaft schon von Kindheit an darin bestand, mit Soldaten zu spielen. Als er kaum mehr denn 2 Jahre zählte, waren es Blechsoldaten, kaum etwas größer als sein Daumen, später nahm er hölzerne Männchen dazu, die schon Tuchkleider hatten, noch später, als er Gespielen um sich hatte, machte er sie zu Soldaten unter seinem Commando, ganz so, wie er sie unter der Befehlen der Generale seines Vaters sah. Er handhabt

die Fuchtel und den Corporalstock so geschickt und mit so viel Nachdruck, daß es öfters blaue Rücken und Augen und manchmal sogar blutige Köpfe gab. Die Eltern der Knaben beklagten sich darüber bei seinem Vater, den man den Großen nannte; dieser war sehr gerecht, und damit der Sohn wisse, wie wehe Prügel thun, durchbläute er den kleinen Prinzen mit einem Spazierstöckchen tüchtig. Hierdurch aber wurde der Prinz noch boshafter. Anstatt das Prügeln einzustellen, applicirte er es nur mit größerer Energie und jeder Streich, den er ihretwegen erhalten, wurde den kleinen Denuncianten vom Prinzen mit Wucher zurückgegeben, so daß sie, nachdem diese Executionen immer schärfer wurden, es zuletzt aufgaben, ihn anzuzeigen, wodurch er zu einem vollendeten Despoten wurde und es auch blieb, als er seinem Vater in der Regierung folgte.

Seine Lieblingsleidenschaft — mit Soldaten zu spielen — war ihm noch immer geblieben und, gleichwie es Menschen giebt, die für ihre Liebhabereien ihr ganzes Vermögen vergeuden, so kosteten diesem Prinzen auch diejenigen Soldaten, aus denen er für sich eine Leibgarde bildete, ungeheure Summen. Er selber war wenig über Mittelgröße hoch, vielleicht stammte seine Vorliebe für Riesen eben daher. Er ließ sich Menschen aus allen Ländern Europa's kommen, namentlich aus Schottland, Schweden, Norwegen und Albanien, später sogar aus Patagonien, da er gehört hatte, daß dieses Land an solchen am reichsten sei, zahlte ihnen einen hohen Sold und es gewährte ihm ein unendliches Vergnügen, diese Riesen Revue passiren zu

lassen. Der Kleinste von diesen Leuten maß über sechs Fuß, ja es gab solche, die sogar höher als sieben Fuß waren, diese erhielten von ihm eine Extrazulage.

So wenig Hang dieser Fürst für das häusliche Leben auch fühlte, nur um seine Familie weiter fortzupflanzen, hatte er sich entschlossen zu heirathen, und es gewährte ihm Genugthuung, seinem Reiche einen Thronfolger gegeben zu haben. Später beschenkte ihn seine Gattin auch mit einer kleinen Prinzessin, die er aber kaum anblickte, „denn," wie er sagte, „diese wird meine Familie nicht weiter fortpflanzen, sondern meinem Lande vielleicht mit der Zeit einen Feind geben." Den Prinzen aber verhätschelte er anfangs so, wie es von einem sonst so rauhen Menschen kaum zu erwarten war, der gewöhnlich mit der ganzen Welt nur mit geschwungenem Stocke zu sprechen pflegte.

Sonderbar genug, täuschte er sich in seiner Neigung gegen diese beiden Kinder. Je größer der Knabe wurde, desto mehr erkaltete sein Vater gegen ihn, wogegen er die kleine Prinzessin von Tag zu Tag mehr lieb gewann. Sie war übrigens auch ein allerliebstes Kind.

Als die Geschwister aufgewachsen, fand der Kronprinz — den ich Carl nennen will — seine Schwester eben so schön und liebenswürdig, wie sie von ihrem Vater gefunden wurde. Die Prinzessin — sie möge Isabella heißen — hing ebenso an ihrem Bruder und dieses Gefühl der schwesterlichen Zuneigung erhielt noch dadurch mehr Nah-

rung, weil der Vater den Sohn maltraitirte, die Tochter aber durfte thun was sie wollte.

Der Fürst selbst war ein Mann von sehr strengen Grundsätzen, er richtete sich ganz nach dem, was er im Katechismus gelernt hatte, obschon er auch in mancher Beziehung die in diesem Buche enthaltenen Lehren nicht befolgte.

Ich will damit eben nicht sagen, daß der König ein Pietist, nebenbei aber insgeheim doch ein lasterhafter Mensch gewesen, nur daß im Katechismus neben dem Glauben auch die Liebe als eine der Cardinaltugenden steht und von einer solchen war bei dem Fürsten keine Rede. Er war diesem Gefühle so fremd, daß er vielleicht auch seine eigene Person nicht zu sehr liebte. Alles, was er für sich that, war, daß er seiner Eitelkeit Weihrauch streute und sich in den Kopf gesetzt hatte, seinen Staat groß und mächtig zu machen.

Von seinem Vater ganz und gar verschieden war der Kronprinz Carl. In seiner Kindheit sehr schwächlich, blieb sein Körper auch so, als er zum Jüngling herangewachsen war. Dies war eben die Ursache der Entfremdung seines Vaters. Wäre aus Carl ein Riese geworden, dann hätte er strohdumm sein können, so würde ihn sein Vater dennoch geliebt haben oder er hätte mit ihm wenigstens stolziren können, Carl war aber an seinem Hofe der Kleinste und der Schwächste, dabei bis zur Furchtsamkeit schüchtern, ohne jedoch verschlossen zu sein. Der Prinz hatte ein gutes Herz, solche Leute aber sind niemals verschlossen,

sie gleichen einem Anschlagzettel, auf welchem der Inhalt ihres Inneren der ganzen Welt angekündigt wird.

Auch in anderer Beziehung war der Sohn dem Vater ungleich. Während dieser für nichts als Staatsgeschäfte und Revuen Sinn hatte, Lektüre und Künste für etwas Ueberflüssiges hielt, war Carl für die Literatur im Allgemeinen sehr eingenommen, außerdem aber schwärmte er für Musik und hatte es im Flötenspielen ziemlich weit gebracht, während die Prinzessin Isabella eine ausgezeichnete Pianospielerin war.

Ich muß hier bemerken, daß diese fürstliche Familie nicht aus dem gegenwärtigen Jahrhunderte datirt, wenn ich demnach die Prinzessin eine ausgezeichnete Pianistin nenne, so gilt dies für die damaligen Zeiten, sie würde wohl kein Mendelssohn'sches oder Beethoven'sches, ja nicht einmal ein Czerny'sches Stück spielen haben können. Dasselbe ist von des Prinzen Flötenspiel zu verstehen.

Die Stunden, die Carl bei Isabella zubrachte, zählten zu den glücklichsten seines Lebens.

Wie ich oben bemerkt, war der Prinz für Lektüre sehr eingenommen, namentlich interessirten ihn die damals immer mehr in Mode kommenden philosophischen Werke, in welchen ziemlich freisinnige Principien aufgestellt wurden, so wie auch das von dem berühmten Hugo Groot verfaßte Naturrecht eines seiner Lieblingsbücher war.

In einem oder in mehreren dieser philosophischen Werke fand Prinz Carl sehr Vieles, was mit dem, wie es in den Gesetzen geboten wird, ganz und gar im Wider-

spruche stand und da man ihm auch sonst versicherte, die besten Gesetze seien diejenigen, die mit den Satzungen des Naturrechts am meisten harmoniren, diejenigen aber die mangelhaftesten und schlechtesten, die mit denselben im Widerspruche standen, mithin war das Naturrecht nach seiner Logik die Basis aller übrigen Rechte, und wenn ein Mensch sich streng nach den Lehren desselben hielt, dann müßte er jedenfalls ein ehrlicher Mann werden.

War dies Sophisterei oder waren seine Argumentationen richtig? Ich überlasse es meinen Lesern, darüber zu urtheilen. Ganz im Unrechte war er eben nicht, doch konnten ihn seine Annahmen auf eine falsche Fährte leiten und er wider die positiven Gesetze verstoßen.

Dies geschah auch richtig. Er fehlte darin, daß er Das, was er aus den Büchern gelernt, seiner Schwester mittheilte, sie folglich zu einer eben solchen Freidenkerin machte, wie er selber war, dabei führte er sie hierdurch auf einen Abweg, den, daß sie vor den Personen, die ihr einen guten Rath geben konnten, verschlossen blieb, sich folglich verstellte, zweitens aber faßt es eine Frau niemals so gut auf, welche Corollare sie aus philosophischen Sätzen ziehen dürfe und wie verschieden das Leben in der Praxis mit jenem in der Theorie ist.

Diese philosophischen Ausflüge des Prinzen mit der Prinzessin ins Gebiet der Utopien brachten sie endlich dahin, daß aus der geschwisterlichen Neigung, die sie zu einander fühlten, später eine platonische, endlich aber eine vollkommen ausgebildete Geschlechtsliebe entstand. Carl

stützte sich auf den Satz des Naturrechts, nach welchem es heißt, dieses erkenne keine verbotenen Grade der Blutsverwandtschaft.

So sehr sich aber der Prinz und die Prinzessin bemüht hatten, ihre gegenseitige Liebe vor aller Welt geheim zu halten, so kam doch später Alles ans Tageslicht, weil die Natur an ihnen zur Verrätherin wurde, und zwar bei ihr sehr auffallend sichtbar.

Der Scandal am Hofe des alten Fürsten war ungeheuer groß, so sehr er sich auch auf den engsten Cirkel beschränkte. Immerhin mußte der Hofarzt, ein paar Hofdamen und Kämmerer ins Geheimniß eingeweiht werden. Ganz vertuschen ließ sich das Geschehene nicht.

Am Aergsten wüthete der alte Fürst. Er ließ seinen Sohn sofort arretiren und auf eine Festung abführen. In der ersten Hitze des Vaters war dies noch ein Glück für den Sohn, daß er dem Ersteren aus den Augen kam; wer weiß, was sich sonst ereignet hätte.

Der Kronprinz kannte seinen Vater viel zu gut, als daß er nicht darauf gefaßt gewesen wäre, daß ihm das Aergste begegnen könnte, eben so wußte dies auch die Prinzessin Isabella und sie sann darüber nach, wie sie ihren Bruder retten könne. Der alte Fürst war ein so jähzorniger Mensch, daß sie es nicht wagen durfte, sich mit einer Bitte an ihn zu wenden. Ihn kümmerte ein Scandal mehr oder weniger nicht, hatte er doch bei einer Gelegenheit, als dazu viel weniger Ursache vorhanden war, seinen Stock gegen seinen Sohn erhoben, um ihn durch-

zubläuen, was auch geschehen wäre, wenn sich ein Adjutant für den Prinzen nicht opferte, indem er ihn bei Seite schob und den auf ihn gezielten Schlag selber auffing, wodurch er das gewann, daß Carl ihn Zeitlebens als seinen Freund behandelte und ihn, als er selber die Regentschaft übernahm, mit Ehrenstellen überhäufte.

Der alte Fürst hatte über die Handlung seines Sohnes ein Kriegsgericht ernannt, welches ihn verurtheilen sollte. Er bot den Mitgliedern auf, den Sohn nicht zu schonen und mit ihm wie mit einem anderen Verbrecher zu verfahren. Er gerieth zwar in Verlegenheit als ihn der Kriegsgerichts-Vorstand fragte, welches Verbrechen denn eigentlich der Kronprinz begangen, denn Niemand als einige der vertrautesten Hofherren wußten von dem Thatbestand. Der alte Fürst sagte, sein Sohn habe sich wider die Ehre des Fürstenhauses vergangen, dies sei Hochverrath. Dies genügte aber nicht, man konnte keine Klagschrift ohne Angabe des Thatbestandes formuliren. Dies brachte den Vater noch mehr in Wuth. Er sagte, er würde seinen Sohn ohne Weiteres erschießen lassen.

Alles dies hatte die Prinzessin Isabella gehört und sie hatte Jemanden gefunden, der ihr behilflich war, ihre Briefe an ihren Bruder zu befördern, daß dieser von Allem, was am Hofe geschah, Nachricht erhielt. Es gab keine andere Rettung für ihn, als eine Flucht aus dem Gefängnisse, wenn eine solche ermöglicht werden konnte.

Alle Welt sah es ein, daß der alte Fürst im Unrecht war. Man bedauerte den Prinzen allenthalben und ein

anderer Offizier machte sich anheischig, ihn zu befreien. Er ging mit einer gefälschten Ordre zum Commandanten der Festung, in welche der Fürst seinen Sohn einsperren ließ und täuschte ihn damit. Der Prinz sollte unter Escorte nach der Hauptstadt gebracht werden. Die Escorte aber betrank sich, d. h. der Offizier ließ den Leuten auf einer Station, wo sie anhielten, um zu übernachten, so viel Wein geben, der noch mit einem schlafbringenden Mittel versetzt war, daß sie einschliefen und bis an den nächsten Morgen auch nicht erwachten. Als aber dies geschah, sahen sie, daß ihr Gefangener sammt dem Escortecommandanten verschwunden war. Sie konnten nichts anderes thun, als zurückgehen und vom Geschehenen Meldung abstatten, was den Festungscommandanten in eine nicht geringe Verlegenheit setzte, obschon er die Ordre zu seiner Rechtfertigung hatte.

Die Verwirrung wurde nun immer größer. Der alte Fürst erfuhr die Flucht seines Sohnes, so wie auch von der begangenen Fälschung. Der Offizier, der sie begangen, wurde sofort arretirt, verhört, verurtheilt und erschossen, weil er den Prinzen gerettet hatte.

Als Carl von der geschehenen Hinrichtung seines Retters hörte, wollte er zurück zu seinem Vater, doch der Fürst, an dessen Hof er sich geflüchtet hatte, ließ ihn nicht fort, er unternahm es sogar, eine Versöhnung zwischen dem Vater und dem Sohne zuwege zu bringen und reiste ab.

Den vereinten Bitten dieses Fürsten, der Mutter, der Schwester und anderen Verwandten des Prinzen Carl ge-

lang es endlich, das Herz des wüthenden Vaters zu erweichen, er begnadigte seinen Sohn, doch durfte derselbe nicht mehr an den Hof kommen, so lange sich die Prinzessin Isabella ebenfalls dort befand, sondern erhielt in einer von der Residenz entlegenen Stadt ein Commando und sein Vater sah ihn zwei Jahre hindurch kein einziges Mal.

Es fand sich unter den kleinen Fürsten Einer, der, entweder weil er von dem geschehenen Scandale nichts erfahren hatte, denn dieses war eines jener Hofgeheimnisse, die glücklicherweise niemals dem Tageslicht der Oeffentlichkeit ausgesetzt worden waren, oder, selbst wenn er etwas Aehnliches ahnte, darüber ein Auge zudrückte, sich um die Hand der Prinzessin bewarb, die ihm auch sogleich gewährt wurde, obschon ihr Vater ganz andere glänzendere Aussichten mit ihr hatte.

Nach geschehener Trauung der Prinzessin und nachdem sie mit ihrem Gatten fortgereist war, erhielt der Prinz Carl die Erlaubniß, zurückzukehren.

Er hatte die Zeit seines zweijährigen Exils dazu benutzt, Kriegswissenschaften zu studieren, kannte seinen Julius Cäsar de bello gallico, seinen Polybius, Xenophon und Vauban's Befestigungskunst vollkommen, so daß, als ihn sein Vater bei einer Revue commandiren sah, er seine Augen aufriß und ganz erstaunt ausrief: „Potz Blitz! Dies hätte ich dem Carl nicht zugemuthet. Der Bursche exercirt ja die Leute, wie ein kleiner Generalissimus. Wie es doch gut ist, wenn man in Ungnade fällt, da lernt man etwas Ordentliches."

Die Versöhnung zwischen Vater und Sohn war eine aufrichtige, obschon das Verhältniß zwischen ihnen niemals zu einem herzlichen wurde. Der Sohn konnte nämlich seinem Vater die Hinrichtung des Freundes, der ihn aus der Gefangenschaft gerettet, niemals vergeben.

Der alte Fürst erreichte ein hohes Alter, so daß sein Sohn auch nicht mehr ein Jüngling war, als er zum Thron gelangte, da er bereits das dreißigste Jahr überschritten. Während der Regierungszeit seines Vaters stand Carl in einem Briefwechsel mit seiner Schwester Isabella, für die er noch stets dieselbe Anhänglichkeit fühlte, wie im ersten Momente seiner Liebe. Er fand aber nur selten Gelegenheit, in späteren Jahren mit ihr zusammen zu kommen, da Carl, als er zum Throne gelangte, seine Regierung mit einem Kriege begann, der viele Jahre währte; Carl hatte viel Lust zum Kriegshandwerke, dabei gab er aber auch seine philosophischen Bücher nicht ganz auf.

Carl war so vollkommen überzeugt davon, daß von dem stattgefundenen Verhältnisse zwischen ihm und seiner Schwester Niemand wußte, daß er sich niemals darüber beängstigte, es würde einmal doch ans Tageslicht kommen. Alle jene wenigen Personen, die davon wußten, namentlich der Hauptvertraute, der Hofarzt, waren gestorben und jede Spur der Vergangenheit schien gleichwie vertilgt. Der Fürst Carl aber — obschon er sich verheirathete und auch Kinder zeugte, blieb dem Frauengeschlechte entfremdet. Er lebte mit seiner Gattin auf steifem Fuße und liebte seine Kinder kaum ein wenig. Niemals konnte man ihn

mit ihnen spielen und sie herzen sehen, obschon er dafür sorgte, daß sie die beste Erziehung erhielten.

Das Aussterben der zarteren Gefühle aus seinem Herzen machte ihn später zu einen Cyniker, so zwar, daß er manchmal vierzehn Tage nicht Wäsche wechselte und seine Manschetten und sein Jabot waren ganz braun von Schnupftabak, denn er war ein starker Schnupfer. Zuweilen verlor er seine Tabaksdose und steckte den Schnupftabak nur in Düten in die Westentasche, so daß auch diese stets fleckig war. Anstatt den Frauen, hatte er einer anderen Gattung von Geschöpfen seine Neigung zugewandt. Er war ein außerordentlicher Hundeliebhaber, obwohl er niemals auf die Jagd ging. Dieser Liebhaberei hätte er es beinahe zu verdanken gehabt, daß er gefangen wurde. In einer der Schlachten, die für ihn mit der Niederlage seiner Armee endete, mußte er selber Reißaus nehmen und da die feindliche Reiterei auf seiner Spur war, verbarg er sich mit seinem Lieblingswindspiele unter einer Brücke, über welche die verfolgenden Husaren ritten. Ein Laut aus der Kehle des Hundes würde ihn verrathen haben. Das Thier war aber klug genug, die Gefahr zu erkennen, in der sein Herr schwebte, es legte sich zu seinen Füßen und stieß kein Knurren aus.

Es gab Menschen, die diese Liebhaberei Carl's für Hunde schlimmer deuten, als sie gedeutet zu werden verdient. Dies kommt daher, weil dieser Fürst einmal einen Soldaten, der sich eines gewissen abscheulichen Verbrechens schuldig gemacht und dafür zum Tode verurtheilt worden

war, begnadigte und darüber einen etwas obscönen Witz machte.

In Bezug auf die Geheimhaltung des Verhältnisses zu seiner Schwester hatte sich Carl dennoch getäuscht. Es gab wenigstens noch einen Menschen, der lebte und davon wußte.

Dieser Mensch war ein berühmter Taschenspieler und Spiritualist und gehörte der Secte der Swedenborgianer an. Er kam nach der Residenz des Fürsten, auf dessen Einladung und überraschte ihn mit solchen Kunststücken, die durchaus unenträthselbar waren. Er that aber noch mehr als dies und zwar stets ohne Vorbereitung.

Eines Tages hatte der Fürst dem wachthabenden Soldaten den Befehl gegeben, Niemand, nicht einmal seinen beliebten Taschenspieler, eintreten zu lassen. Dieser kam zur gewöhnlichen Stunde und als ihm der Eingang zum Fürsten verwehrt wurde, nahm er auf einem Stuhle im Vorzimmer Platz. Carl war in seinem Schreibezimmer beschäftigt, er suchte ein gewisses Document, ohne es gleich zu finden, da ertönte an seiner Seite die Stimme des Taschenspielers: „Schubfach B. unter Nr. 24.“ Das Document war wirklich dort. Wüthend darüber, daß die Wache den Taschenspieler eingelassen, ging der Fürst ins Vorzimmer und erblickte den Letzteren auf dem Stuhle. Der Soldat schwur darauf, der Mann habe seinen Sitz nicht eine Secunde verlassen. Der Taschenspieler wiederholte dieses Manöver noch zweimal, um den König von seiner Kunst in der Magie noch mehr zu überzeugen, da

derselbe an dieser zweifelte und Alles für Charlatanerie hielt, so zwar, daß ihn nicht einmal dieser letzte Beweis überzeugte.

„Ich werde an Ihre Kunst glauben und an dem Spiritualismus nicht mehr zweifeln, wenn sie mir Das errathen, worüber ich im gegenwärtigen Augenblicke denke und an was ich mich in dieser Minute erinnere. Blicken Sie nach der Uhr und sagen Sie mir morgen um diese Stunde, an was ich gedacht hatte. Ich will es aufschreiben und den Zettel bei mir behalten."

Der Fürst that, wie er gesagt hatte. Er schrieb in wenigen Worten das Ereigniß auf, worüber er nachdachte. Der Taschenspieler wurde auf seinen eigenen Wunsch in ein leeres Zimmer gesperrt, wo er, wie er sagte, sich mit seinen Familiargeistern berathen konnte und ward erst am nächsten Tage frei.

„Hier, in dieser Fensterbrüstung", sprach der Taschenspieler zum Fürsten, „wurde von Ihnen und Ihrer Schwester darüber gesprochen, daß Sie Ihren Vater —"

„Halt!" fuhr der Fürst auf. „Sie wissen es! Genug! Ein Mensch, der davon weiß, darf nicht in meinen Staaten sich aufhalten!" Worauf der Taschenspieler den Befehl erhielt, die Hauptstadt und den Staat binnen 24 Stunden zu verlassen.

VII.

Die Hofgeheimnisse. — Ueber die Legitimität der Geburten. — Der Fürst und sein Neffe. — Die Maitresse des Letzteren. — Schnell nach einander folgende Todesfälle der Söhne des Fürsten. — Er verheirathet sich neuerdings und stirbt bald nach Geburt seines jüngsten Knaben. — Tod des Kronprinzen, durch welchen sein Vetter Regent wird. — Der räthselhafte Junge. — Seine Kleidung, das Schloß und die fremde Sprache. — Der Bojar. — Reise nach Siebenbürgen und Wien. — Eine wahnsinnige Dame.

Viele der Hofscandale und Geheimnisse hoher Personen sind durch den Zufall, andere zufolge der Plauderhaftigkeit einiger Personen, wieder andere aus Aufzeichnungen und Memoiren, endlich andere durch aufgefangene Briefe — und sogar — wie ich davon einmal gesprochen, durch Beichten entdeckt worden. — Das Letztere ereignete sich sehr oft, ja, ich bin davon überzeugt, daß mit dem Sturze des Papstthums noch viel mehr Geheimnisse zum Vorschein kommen werden, als man sich träumen läßt, wenn der Inhalt der vatikanischen Bibliothek dem Auge der Welt nicht mehr entzogen werden wird. Es ist mög-

lich, daß eben der Besitz dieser Schriften das katholische Pfaffenthum so stark macht, mit diesen halten sie viele hohe Personen im Schach, so daß es in ihrem Interesse liegen muß, das Papstthum und den Katholicismus aufrecht zu erhalten, wenn sie sich der Gefahr nicht aussetzen wollen, den Nimbus, der ihre für geheiligt gehaltenen Personen umgiebt, zu verlieren.

Diese Gefahr liegt namentlich in der Legitimitätsfrage mancher Abkömmlinge gewisser Herrscherhäuser, in welchen es Damen gab, die sich über gewisse Scrupeln hinwegsetzten und der Legitimität der Nachfolger Balken durch das Wappen legten. Um noch deutlicher zu sprechen, erinnere ich meine Leser an Das, was ich über die Legitimität der Nachkommen Heinrich's IV. von Frankreich gesagt und was sich auch auf andere Fürstenhäuser anwenden läßt.

Ich weiß nicht, ob bei manchen deutschen und anderen protestantischen Fürsten zur Zeit der Reformation auch der Unfug und die Gefährlichkeit der Ohrenbeichte vorgeschwebt hatte, ob sie nicht geahnt, daß solche Sündenregister schriftlich abgefaßt im Vatikan existirten. Sie hatten es damals riskirt, die katholische Religion mit der protestantischen zu vertauschen, es mochte daraus was immer folgen. Die Gefahr war eigentlich nicht gar so groß. Die Pfaffen durften mit diesen Sündenregistern nicht hervortreten, weil ihr Risiko dabei vielleicht noch größer gewesen wäre, als das der Fürsten — denen, wie Kaiser Joseph II. zu sagen pflegte, hunderttausende von Bayonetten zu Diensten

ſtanden, die Ausplauderer würden vielleicht noch ärger beſtraft worden ſein, als diejenigen Perſonen, über die ſie geplaudert hatten.

Jetzt darf man nicht mehr fürchten, daß die Geheimniſſe der proteſtantiſchen Höfe durch dieſen Canal verrathen werden würden, da es keine Ohrenbeichten mehr giebt, wenigſtens nicht in den proteſtantiſchen Ländern. Wenn es alſo bei den proteſtantiſchen Höfen derartige Geheimniſſe giebt, die eine ewige Vertuſchung erheiſchen, ſo werden dieſe nicht durch die Ohrenbeichte, ſondern auf eine andere Weiſe entdeckt werden.

Bei den meiſten Höfen war, iſt und bleibt die Legitimitätsfrage der Regenten die zarteſte.

Beiſpiele von ſolchen Brüdern, wie Claudius in Shakeſpeare's Hamlet, von ſolchen Damen, wie die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, kamen auch anderwärts vor. Habſucht und Ehrgeiz ſpielen nirgends eine ſo hervorragende Rolle, wie an den Höfen. Dieſen zwei Leidenſchaften werden jetzt eben ſo gut Opfer gebracht, wie man ſie vor Jahrtauſenden gebracht hatte. Es iſt jetzt vielleicht noch ſchlimmer, als damals, die betreffenden Perſonen ziehen es vor, ſich ohne Gefahr des Thrones zu bemächtigen, als einen Krieg zu beginnen, der mit einem Zweikampfe, wie zwiſchen Eteokles und Polynikes, endete.

Dem Genie Richelieu's danken die Höfe den Ausdruck: „unterdrücken" (supprimer). Ich verſtehe nicht die Unterdrückung des Volks, eines Glaubensbekenntniſſes oder einer gewiſſen Kaſte, ſondern diejenige einzelner Perſonen,

wie dies z. B. mit dem Manne mit der eisernen Maske geschah. Man läßt eine Person, welche gewisse unbestreitbare Rechte besitzt, verschwinden, damit sie einem anderen Menschen Platz mache, der ehrgeizig genug ist, um in der Wahl der Mittel nicht skrupulös zu sein.

Solche Fälle haben sich in Privatfamilien auch ereignet. Das Mitglied der Familie, welches größere Rechte und Ansprüche besaß, wurde unterdrückt, oder aus dem Wege geräumt, zuweilen für ewig, nämlich durch Gift oder sonst eine andere gewaltsame Todesart.

Wie in dem vorhergehenden Abschnitt, so will ich auch jetzt eine Begebenheit schreiben, die zu seiner Zeit viel Lärmens machte und bis auf den heutigen Tag unenthüllt geblieben ist, weil eine der Personen, die bei dem Ereignisse die hervorragendste Rolle gespielt hatte, zu schnell dem Schauplatze, auf welchem sie auftrat, durch den Tod entrissen worden war, ehe sie ihre Verstandeskräfte zu einer vollkommenen Erinnerung an die Vergangenheit entfaltet hatte.

In einer commerziellen Stadt Deutschlands machte das Finden eines Knaben, der sich im Zustande eines vollkommenen Cretinismus befand, bedeutendes Aufsehen. Alle Journale waren darüber voll, diesen Knaben entweder als einen Idioten oder als einen Betrüger auszuschreien.

Er war das Erstere nicht, weil er durch eine nachherige Erziehung ausgebildet werden konnte und Alles so lernte wie jeder mit gesunden Sinnen begabte Mensch. Das Letztere konnte er auch nicht gewesen sein, denn er

war viel zu jung, um einen Betrug so consequent durchführen zu können, wie es dieser Knabe gethan haben mußte.

Das, was er von seiner Vergangenheit erzählt, war in manchen Stücken sehr verworren und unklar, während er in seinen Aussagen bezüglich anderer Details sich stets consequent blieb. Man konnte nichts Anderes glauben, als daß der Junge das Opfer eines von anderen Menschen begangenen Verbrechens sei.

Bei einigen Personen werden gewisse Vorurtheile schon seit frühester Kindheit so zu sagen hineingebrannt, daß sie sich für diese sogar zu opfern bereit sind. Wie viele Menschen haben aus religiösem Fanatismus die grausamsten Qualen erduldet, ohne in ihrem Glauben wankend gemacht zu werden, wie viele Menschen haben sich aus Loyalität für gewisse Personen und für das monarchische Princip dahin schlachten lassen, wie es nicht zu leugnen ist, daß auch das viel erhabenere Princip des Patriotismus und des Republikanismus eine Menge Märtyrer gehabt hat.

Manche Menschen hatten es in der Loyalität bis zur Lächerlichkeit getrieben. Sie haben sich, ohne einen Dank dafür zu haben, selbst ohne die Hoffnung, daß ihre Aufopferung einmal — vielleicht erst nach Jahrhunderten — anerkannt werden würde, einer Dynastie, dem guten Rufe derselben freiwillig zum Opfer angeboten und bluteten dafür.

Eine Dame aus einem hocharistokratischen Hause that

etwas Aehnliches, als sie das Publikum dadurch täuschte, daß sie ihren guten Ruf aufs Spiel setzte, ja sogar hinopferte, um denjenigen eines Regentenhauses zu retten, indem sie den allgemeinen Verdacht von diesem auf sich lenkte.

Der Fürst eines nicht zu großen Landes hatte bereits ein hohes Alter erreicht, ohne Leibeserben zu haben. Die Mädchenkinder durften nach den Grundgesetzen des Landes den Thron nicht besteigen. Er hatte aber nur solche. Von den vier Knaben, mit welchen ihn seine beiden Gattinnen beschenkt hatten, starb der erste zwei Tage nach der Geburt, er fiel zufolge der Ungeschicklichkeit einer Wärterin in die Badekufe und ertrank; das zweite und dritte starben an der häutigen Bräune; des vierten Tod war etwas räthselhaft; er soll zu viel Himbeermuß gegessen und an einer Indigestion gestorben sein. Es gehört wahrlich ein Glauben dazu, der Felsen zu bewegen im Stande ist, um dies als Wahrheit gelten zu lassen.

Nichts war natürlicher, als daß zufolge des Mangels an Descendenten die Seitenlinie auf den Thron gelange. Der Fürst hatte einen Bruder gehabt, mit dem er niemas harmonirt, ebenso wenig konnte er dessen Sohn, seinen Neffen leiden. Es war keine grundlose Antipathie, die den Regenten seinen beiden nächsten Verwandten entfremdet hatte, sondern eine wirkliche Ursache vorhanden. Sowohl der eine wie der andere waren Intriganten, Klätscher und Verschwender. Der Neffe hatte eine Schauspielerin zur Maitresse, was in jenem Staate, wo die Leute sehr prüde

waren, böses Blut machte, um so mehr, da man wußte, wie das Volk Steuern zahlte, damit die Launen dieses Weibes befriedigt werden. Der Finanzminister steckte mit diesem Neffen des Regierenden unter einer Decke und zu einer Zeit, als sich diese Begebenheiten ereigneten, war die Idee einer Constitution, eines Parlaments und verantwortlichen Ministeriums etwas ganz Unbekanntes. Wenn das Volk unzufrieden war und die Steuern verweigerte, bekam es Militärexecutionen über den Hals, wie dies übrigens auch noch jetzt zuweilen der Fall ist, der Unterschied ist höchstens der, daß die Besteuerung und die Executionen jetzt gesetzlich sind.

Der Neffe des Fürsten versuchte alles Mögliche, um sich bei seinem Oheim einzuschmeicheln und ihn zu bewegen, daß er die Lasten der Regierung auf seine Schultern lege, der Fürst aber hielt sich für stark genug, um sie selber zu tragen, ja, um seine Kräfte noch mehr darzuthun, hatte er sich nach erreichtem 70. Jahre entschlossen, noch einmal zu heirathen.

Diese Heirath war ein Strich durch die Rechnung des Neffen, er dachte aber nicht daran, daß die Gattin eines so alten Mannes, wenn sie ihm treu blieb, ihn mit einem Knaben beschenken könnte. Nichtsdestoweniger geschah dies. Die Fürstin zeigte ihrem Gatten an, sie befinde sich in interessanten Umständen und zur bestimmten Zeit brachte sie einen gesunden Knaben zur Welt.

Somit waren die Hoffnungen des Neffen vernichtet

und zwar in dem Momente, in welchem er seiner Sache gewiß zu sein glaubte, denn der Vater überlebte die Geburt seines Sohnes nur wenige Monate.

Somit mußte der Neffe bei seinem Vetter, einem Säugling, die Vormundschaft führen, was auch geschah.

Gleichwie die vier Söhne des verstorbenen Fürsten in ihrem Kindesalter starben, so zeigten sich auch beängstigende Symptome bei dem legitimen Thronfolger, wenigstens sprach sich der Hofarzt in einer Weise über den Gesundheitszustand des Prinzen aus, die diesem kein langes Leben prognosticirte. Wovor sich das Volk gefürchtet hatte, traf endlich ein, der Sohn des alten, allgemein geliebten Fürsten starb und nun stand der Thronbesteigung seines Vetters nichts im Wege. Die Mutter des verstorbenen Prinzen zog sich auf ein schön gelegenes Schloß zurück, ohne sich jemals bei Hofe blicken zu lassen. Man sprach von einem Familienscandale und die Wittwe soll den nunmehrigen Prinzen sammt seiner Maitresse eine Bande von Giftmischern genannt haben. Der Fürst rieb sich die Hände dabei und sagte: „mit dem Schmerze einer Mutter muß man Nachsicht haben."

Etwa zehn Jahre nach dem Tode des prinzlichen Kindes ereignete sich der von mir oben erwähnte Fall von dem Finden eines Kindes. In dem Fürstenthume aber, von welchem ich spreche, fand unter dem Hofstaate eine große Veränderung statt. Personen, die man für die einflußreichsten gehalten und geglaubt hatte, ihr Verbleiben

in den Aemtern sei für die Ewigkeit gesichert, wurden pensionirt oder einfach entlassen, zwei derselben kamen sogar, ohne daß man es wußte, weshalb, nach einer Festung, wo sie zufolge einer verderblichen Kabinetsjustiz bis an ihr Lebensende blieben und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man sie nur in Verdacht hatte, sie mochten etwas ausgeplaudert haben, ohne es bestimmen zu können, was es eigentlich gewesen, was sie verrathen. Nur sehr Wenige wußten davon, daß diese Unglücklichen sich im Gefängnisse befanden, sie waren verschwunden und man hatte ausgesprengt, sie haben eine wichtige politische Mission erhalten.

Dem panischen Schrecken und der Verwirrung, die die Nachricht des Auffindens eines räthselhaften Knaben auf öffentlicher Straße bei Hofe verursacht hatte, folgte ein Zusammenstecken der Köpfe und Berathungen darüber, was man jetzt am ehesten thun sollte.

Ob es bei dem Knaben eine Hallucination seiner Phantasie gewesen oder Wirklichkeit, daß man ihm, selbst nachdem er sich in solchen Händen befand, wo ihm nichts Schlimmes widerfahren konnte, damit gedroht hatte, man würde ihn umbringen, wenn er von seinem Leben in der Gefangenschaft etwas erzählte, ist schwer zu sagen, denn er sprach manchmal von allerlei Dingen, die mit einander in gar keiner Verbindung standen, mithin waren seine Aussagen über seine Vergangenheit sehr confus, er wußte kaum den Unterschied von seinen wenigen Bekannten anzugeben und zu sagen, ob dieselben ein paar Knaben oder

ein paar Mädchen gewesen, die er gesehen hatte, ehe er in das unterirdische Gewölbe gesperrt wurde.

Man mußte doch, währenddem dieser unglückliche Knabe eingesperrt gewesen, daran gedacht haben, daß diese That einst entdeckt werden könnte und man hatte sogar auf diesen Fall Vorkehrungen getroffen, damit Leute, die Lust haben könnten, die Urheber dieser Schandthat auszustöbern, in Verwirrung gebracht werden und man sie anderswohin auf eine falsche Fährte führte. Dies zeigte sich in verschiedenen Kleinigkeiten und zwar:

Erstens: hatte der Knabe, als er auf der Straße gefunden worden war, ganz die Kleidung, wie sie Kinder jenes Landes, wo er zum ersten Mal in der Oeffentlichkeit erschien, zu tragen pflegen. Als er dann auf das Rathhaus gebracht wurde, wo man mit ihm die ersten Untersuchungen anstellte, wobei man ihn auch entkleidete, fand man sein Unterbeinkleid im Schnitt ganz verschieden von jenen, wie sie sonst getragen werden. Er hatte nämlich eine breitschößige, unten gefranste Gatya, die Bekleidung der ungarischen Bauern, doch von besserer Leinwand, wie sie auch Herren zu tragen pflegen.

Zweitens: Obschon er zumeist deutsch sprach, so mengte er in diese Sprache auch Worte eines ganz fremdartigen Dialektes ein, den Niemand verstand. Erst später, nach mehren Monaten, als ein walachischer Bojar durch die Stadt reiste und, von Neugierde getrieben, das Haus besuchte, in welchem der Knabe von wohlthätigen Menschen

als Pflegekind angenommen worden war, erkannte er in den fremden Worten seine Nationalsprache, nebenbei auch einige ungarische Flüche, so wie derselbe Bojar auch behauptete, die Aussprache des Knaben gliche am meisten der ungarischen. Er sprach später auch ungarisch zu ihm, da der Bojar die Sprache kannte, doch der Knabe konnte ihm weder in der ungarischen noch in der walachischen Sprache antworten. Auf die an den Knaben gestellte Frage, von wem er die ungarischen und walachischen Worte gehört, entgegnete er, von seinem Vater, denselben, der ihm täglich sein Essen brachte und ihn einmal sogar geschlagen hatte.

Drittens: Beschrieb er die Gegend, die er einmal gesehen, er wußte es jedoch nicht anzugeben, ob es in Wirklichkeit gewesen oder ob es nur ein Traum war. Er sprach von einem Schlosse, größtentheils schon in Ruinen, er glaubte, man hatte es Hunyad genannt, dort müsse seine Heimath sein. Das Schloß Hunyad befindet sich in Siebenbürgen und glich der Beschreibung, die der Knabe davon machte, so ziemlich. Sein Pflegevater unternahm nur deswegen eine Reise mit ihm und führte ihn nach Siebenbürgen. Als sie aber nach Hunyad kamen, erkannte der Knabe den Ort nicht, er meinte, in der Nähe des Schlosses gebe es einen großen See mit Schwänen. Als sie dann später zurückreisten, bei welcher Gelegenheit sie nach Wien und das kaiserliche Lustschloß Laxenburg kamen, sagte er Junge, hier sei es gewesen, wo er öfters

geluſtwandelt, als er noch ganz klein geweſen, ſo wie er auch einiger Plätze und Straßen ſich erinnerte.

Man gerieth hierdurch auf den Gedanken, der Knabe müſſe aus Oeſterreich ſtammen und die erſten Jahre ſeines Lebens hier zugebracht haben. Dieſe Annahme wurde noch durch einen myſteriöſen Fall mit einer Dame hohen Ranges beſtätigt, die, als man ihr erzählte, jener Knabe, von dem man in den Journalen ſo viel geſprochen, ſei in Wien geweſen, um ſeine Eltern aufzufinden, darüber wahnſinnig wurde und in eine Privatirrenanſtalt kam, wo ſie ſtets von ihrem lieben Sohne, Béla, der jetzt 12 Jahre ſein mußte, ſprach.

Dieſes Phantaſiren der Dame war aber inſoweit verdächtig, daß es ſich nur zeigte, wenn fremde Menſchen die Anſtalt beſuchten. Sie wurde auch nach 3 Monaten als vollkommen geheilt aus der Anſtalt entlaſſen. Der Eigenthümer der Anſtalt äußerte ſich aber, er wäre von vornherein überzeugt geweſen, die Dame ſei nicht geiſteskrank, ſondern verſtelle ſich nur.

Dieſe Dame war die Gattin eines ungariſchen Magnaten, doch von Geburt eine Deutſche und ehemals eine intime Freundin der Maitreſſe des Fürſten, von dem ich oben geſprochen.

Das Geſchrei der Zeitungen über den räthſelhaften Knaben, der allgemeines Intereſſe erregte, hörte nicht auf und ein Engländer hatte ſich vorgenommen, ſeine Herkunft zu erfahren. Er ließ es ſich viel Geld koſten und es ſchien, als käme er der Fährte immer näher.

Der Fürst und seine Maitresse waren sehr unruhig, so oft sie in den Zeitungen über den Knaben lasen und die verwittwete Fürstin hatte an den Engländer geschrieben und bat ihn, er möge sie besuchen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in ihr ein Verdacht bezüglich des Todes ihres Kindes aufgestiegen war. Dieses war so schnell nach seinem Hinscheiden begraben worden, der Mutter selbst kam es in den letzten Tagen seines Lebens gar nicht zu Gesicht, weil der Arzt behauptete, die Krankheit, an der es gestorben, sei eine ansteckende gewesen. Es fiel ihr vielleicht das Leichenbegängniß Don Sebastian's von Portugal auch ein, als man diesem König einen fremden Leichnam unterschob, und sie wußte nur zu gut, wie der Neffe ihres seligen Gatten noch bei Lebzeiten des Letzteren immer darauf gedrungen hatte, sein Oheim möge ihn zu seinem Thronfolger bestimmen, sie selber hatte ihn ja im Verdacht der Giftmischerei, da sie, wie oben erwähnt, ihn und seine Maitresse eine Bande von Giftmischern nannte.

Der Engländer hatte mit der Wittwe eine Zusammenkunft und sie theilte ihm ihren Verdacht mit. Er hatte demnach einen Anhaltspunkt und wußte, in welcher Richtung er nachforschen mußte. Somit drohte dem Fürsten die größte Compromission.

Hätte er den Knaben gleich ermorden lassen, so würde er später nichts zu befürchten gehabt haben. Es giebt aber Leute, die sich scheuen, ein Verbrechen ganz zu begehen, und es nur zur Hälfte thun. Glauben sie dadurch ihre

Schuld zu vermindern? Messen sie die Größe der Verbrechen ab? Wer weiß.

Jetzt aber mußte es dennoch ausgeführt werden. Es war nicht genug, daß man den legitimen Thronfolger unterdrückt hatte, die Nothwendigkeit gebot seinen Tod.

Es ist beinahe unnöthig zu sagen, daß alle Anzeichen darauf deuteten, der auf der Straße gefundene, in einem Kerker erzogene Knabe sei der Sohn des verstorbenen Fürsten, mithin der legitime Erbe des Thrones gewesen. Die Gattin jenes ungarischen Grafen, von der ich oben gesprochen, verfiel in eine schwere Krankheit, die dann in wirklichen Wahnsinn ausartete, mithin konnte man diese Krankheit als eine Strafe Gottes betrachten. Sie sprach nun in ihrem Delirium sehr oft von dem Knaben, von seinem Vater, dem verstorbenen, und seinem Vetter, dem lebenden Fürsten, und der Engländer, der sich alle Data sammelte, notirte sich jedes ihrer Worte.

Es wurde demnach auf das Leben des Knaben ein Attentat verübt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Mann, der nach seinem Leben trachtete, derselbe gewesen sein mußte, der ihm auch im unterirdischen Gewölbe die Nahrung zugetragen hatte; obschon er einen falschen Bart und eine Perrücke trug, doch glaubte ihn der Knabe erkannt zu haben.

Er hatte ihn übrigens nur leicht verwundet und der Knabe genas in kurzer Zeit.

Nachdem der erste Versuch mißlungen war und der

Engländer in seinen Nachforschungen nicht nachließ, mußte das Attentat wiederholt werden.

Der Knabe war ein sanfter und sehr fleißiger Junge, den die ganze Welt liebte, und es gab Leute, die behaupteten, er sehe dem verstorbenen Fürsten sehr gleich, als dieser selber noch jung war, man verglich sogar die Porträts dieses Fürsten aus seinem Knabenalter mit dem mysteriösen Findling und fand die Bemerkung in Bezug auf die Aehnlichkeit richtig.

Es waren einige Monate nach dem ersten Attentat vergangen, als der Knabe von unbekannter Hand einen Brief erhielt, in welchem ihm Enthüllungen über seine Eltern versprochen wurden, es wurde ihm aber in dem Briefe auf's Strengste geboten, keinem Menschen etwas davon zu sagen, widrigenfalls er Gefahr liefe, ermordet zu werden. Der Knabe, dessen einziger Wunsch darin bestand, seine Eltern kennen zu lernen und auch nicht ganz frei von Ehrgeiz war, da man ihm eingeredet hatte, er stamme aus einer fürstlichen Familie, folgte dem Rufe und kam zur bestimmten Stunde in den Garten, wo er den Briefsteller zu finden hoffte.

Derselbe Mann, der gegen des Knaben Leben schon einmal ein Attentat verübt hatte, trat aus einem Gebüsch hervor, der Knabe stieß bei seinem Anblick einen gellenden Schrei aus, worauf der Fremde ihm ein Messer in die Brust stieß und spurlos verschwand.

Die Wunde war tödtlich. Der Knabe aber schleppte sich noch bis an das Haus seiner Pflegeeltern, erzählte in

wenigen Worten was ihm begegnet und verschied in den Armen seiner Pflegemutter, die sich die herbsten Vorwürfe darüber machte, daß sie ihn aus den Augen gelassen.

Nun konnte der Fürst frei athmen und damit es gar keine Mitwisser des Verbrechens gebe, wurde er auch bald durch den Tod seiner Maitresse und einem Manne befreit, dessen Aeußeres ganz demjenigen glich, der den Knaben ermordet hatte. Diese beiden Personen starben an Starrkrampf, eine Krankheit, deren Symptome mit jenen der Vergiftung durch Strychnin und Brucin identisch sind.

VIII.

Die Fürsten Deutschlands im 19. Jahrhundert. — Zwei fürstliche Kunstmäcenaten. — Der Sohn, der seinem Vater nachgeräth. — Er zieht die Gebilde der Kunst denen der Natur vor. — Eine Tochter von Erin. — Ihr Balletdebüt. — Reise nach Spanien. — Der Schiffskapitän, ihr Gatte. — Ihr Auftreten in Deutschland. — Ihr Liebesverhältniß. — Ihre guten und schlimmen Eigenschaften. — Sie wird Gräfin. — Wird aus Deutschland vertrieben. — Ihr und ihres fürstlichen Geliebten weitere Schicksale.

Europa und namentlich Deutschland erhielt eine namhafte Umgestaltung zu Anfang dieses Jahrhunderts. Die Churfürstenthümer und der deutsche Kaisertitel wurden abgeschafft, dafür aber entstanden vier neue Königreiche, eine Menge kleiner Fürsten wurden mediatisirt, wodurch denn die größeren und übriggebliebenen einen Länderzuwachs erhielten. Der Mann, der sie in dieser Weise bereichert hatte, mußte von ihnen als ein Wohlthäter betrachtet werden; es war also kein Wunder, daß sie sich mit ihm

gegen zwei andere größere Fürsten, als sie selber waren, alliirten, da sie dadurch noch immer eine Vergrößerung ihrer Staaten zu erzielen hofften. Dieser Wohlthäter der kleinen deutschen Fürsten war Napoleon I., die beiden deutschen Fürsten, die von ihren Ländern viel eingebüßt hatten, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, und die kleinen Fürsten, die bei diesem Länderraub gewonnen hatten, die Mitglieder des Rheinbundes.

Wenn sich aber die von Napoleon derart bereicherten Fürsten auch dem Wohlthäter verpflichtet fühlten, so war dies bei dem Volke selbst nicht auch der Fall. Napoleon I. war überall in Deutschland verhaßt, und wie weit dieser Haß ging, dies bewiesen die deutschen Truppen in der Schlacht bei Leipzig, wo sie insgesammt zu den Verbündeten übergingen.

Unter diesen Fürsten gab es Einige, die in ihren Staaten viel nützliche Neuerungen einbrachten, namentlich waren zwei von ihnen große Kunstmäcenaten. Der Eine schwärmte für die Dichtkunst, namentlich für die dramatische Muse, weil in seinem kleinen Lande ein großer Dichter — gleichzeitig auch Dramendichter — geboren ward, der selbst bei Napoleon so in Ansehen stand, daß dieser sagte, er wünschte nur deshalb Souverän des kleinen Landes zu sein, um den großen Dichter seinen Unterthan nennen zu können. Der Souverän schätzte aber das Talent so sehr, daß er den Dichter zu seinem Minister nahm.

Der andere Kunstmäcenat zog Plastik und Malerei der Dichtkunst vor und bildete aus seiner Residenz ein

neues kleines Athen, wo er den Kabineten, in welchen Statuen und Gemälde oder Bücher aufbewahrt wurden, griechische Benennungen gab, wahrscheinlich weil er die griechische Sprache für wohlklingender, gelehrter und classischer hielt, als die deutsche. Solche Liebhaber des Antiken sind eben keine Seltenheit.

Der alte Fürst war so sehr für die Kunst eingenommen, daß er überall, wohin er ging, Gemälde oder Statuen zusammenkaufte und sein Bestreben ging dahin, diese Liebhaberei auch seinem Nachfolger, seinem Sohne, einzupflanzen.

Er ließ seinen Sohn demgemäß erziehen, daß dieser auch für nichts sonst Sinn hatte, als für die Kunst. Einer seiner Minister begleitete den Thronfolger auf allen Reisen, und es gereichte dem Vater zur größten Befriedigung, als er sah, wie sehr sein Sohn ihm nachgerathe, ja er übertrieb es sogar, denn er zog die Gebilde der Kunst jenen der Natur bei Weitem vor. Er schenkte einem Maler ein schönes Schloß sammt Park und Feldern für ein Bild dieses Schlosses.

Nicht anders war es bei Porträts und historischen Gemälden. Der Prinz und später regierender Fürst war ganz wie vernarrt in die Madonnen eines Rafael, die Magdalenen eines Guido, die Heben eines Correggio, die Psychen eines Luca Giordano und die Venusgestalten eines Tizian, während er für lebende Schönheiten gar keine Augen hatte.

Das Maitressenthum, welches sonst überall an den

Höfen eingebürgert war, hatte an dem kunstsinnigen Fürsten keinen Beschützer gefunden. Er war kalt und beinahe prüde. Es war verboten, in seiner Gegenwart einen Gegenstand zu berühren, der sein feineres Gefühl verletzen konnte. Mit einem Worte, die Frau, die dieses kalten Fürsten Herz hätte rühren können, schien noch nicht geboren zu sein, und die Bohème galante seines Landes gab ihn als verloren auf.

Sie war in seinem Staate wirklich nicht geboren, sondern im Auslande.

In dem schönen Erin, wo alles so wohlfeil ist, doch wo es kein Geld giebt, um auch das Wohlfeilste zu kaufen, giebt es zweierlei Gattungen lebender Wesen, die an Schönheit allen übrigen derselben Species voranstehen. Schöne Weiber und schöne Pferde. Die Irländerinnen haben in ihrem Aeußeren so gar nichts von den Nordländerinnen anderer Länder, sie gleichen ihnen nur insofern, daß die meisten Frauen dieser Nation blauäugig sind. Sie können ihre Schönheit, wenn sie sie verwerthen wollen, in ihrer Heimath nicht an den Mann bringen, weil es dort wenige reiche Leute giebt; sie ziehen es demnach vor, Kunstreisen im Auslande zu machen und werden überall ihrer Schönheit wegen für sehr gesucht gehalten.

Eine dieser Schönheiten, Miß Betsey Sullivan — ich gebe ihr diesen Namen, weil er der häufigste in Irland ist — hatte einen schönen Fuß und eine Leidenschaft für den Tanz. Jemand hatte ihr eingeredet, sie könnte ihr Glück machen, wenn sie sich zur Ballettänzerin heran-

bilden ließe, und sie befolgte den Rath, ging nach London und ward Chortänzerin im Ballet des Drurylane-Theaters.

Sie war eine so gelehrige Schülerin, daß sie es in der Kunst Terpsichore's auf eine hohe Stufe brachte.

Das Sprichwort: nemo propheta in patria (niemand ist Prophet in seiner Heimath) ward auch bei der schönen Tänzerin bewahrheitet. Sie konnte in London kein Glück machen, weder auf der Bühne oder hinter den Coulissen, wo sich Galans einzufinden pflegen, noch in der Coalhole, wo sie als Göttin im Tricot in plastischen Tableaux figurirte, noch auch in ihren Abend- und Nachmittagpromenaden in Regentstreet, Haymarket, Piccadilly, Pallmall und Burlington Arcaden, ja nicht einmal in den berüchtigten Argyll rooms. Es gelang ihr zwar, ephemere — einige Tage währende — Liebesverhältnisse anzuknüpfen, diese brachten ihr aber kaum so viel ein, daß sie davon ihre Ballettoilette und ihren Lebensunterhalt zu bestreiten im Stande war, denn Miß Betsey lebte gerne gut und hielt sehr viel auf eine elegante Toilette. Ihre Liebschaften und ihr kärgliches Theaterhonorar brachten ihr nicht viel ein.

Man nannte sie allgemein die Spanierin, weil sie die Cachucha tanzte und auch sonst das Aussehen einer Tochter Iberiens hatte, namentlich zeichnete sie sich durch ihre dunklen Locken, ihre sehr schönen Brauen und ihre einen Zoll langen Augenwimpern aus.

Dieser Spitzname brachte sie auf den Gedanken, sich für eine Spanierin auszugeben; um dies aber thun zu können, mußte sie auch gut spanisch sprechen und das Land

genau kennen. Sie kundschaftete in den London=Docks einen Schiffscapitän aus, der nach San Sebastian segelte, um mit ihm nach Spanien zu reisen. Es war ein Irländer. Er fand Betsey so schön, daß er ihr nicht nur die Kosten der Ueberfahrt erließ, sondern ihr noch einen Zehrpfennig gab, damit sie nach Madrid und Sevilla reisen konnte. Sie lernte die graciösen spanischen Tänze auf den Straßen von Sevilla und die Manolas (Lustdirnen) waren ihre besten Freundinnen. Es gelang ihr aber nicht, ein Engagement auf einer der Bühnen zu erhalten.

Welche Abenteuer sie im Lande der goldenen Sonne gehabt, darüber hat sie weder in ihren Memoiren, noch in ihren Vorlesungen — denn sie gab in späteren Jahren auch solche — etwas gesagt. Es ist aber gewiß, daß sie mit dem irischen Schiffscapitain, der sie nach Spanien gebracht, noch öfter zusammentraf und dieser geleitete sie endlich wieder in ihre Heimath zurück. Ob sie sich mit ihm verheirathet hatte, ist nicht gewiß, nur so viel, daß sie eine Zeit lang als seine Gattin galt. Möglich, daß es eine Art schottischer Trauung war, wo es genügt, wenn man sagt, man sei mit Jemandem verheirathet.

Später verließ sie ihn aber, so wie auch er seinem Berufe folgte. Sie trat wieder auf die Bühne und hatte diesmal mehr Glück als ehemals, so daß sie eine höhere Gage erhielt und dann auf Kunstreisen ging.

Ihr erstes Debut im Auslande war ein brillantes. Im Theater des Variétés regnete es Blumensträuße und

darein gewickelte Liebesanträge. Sie konnte sich einen Liebhaber wählen und ihre Wahl fiel auf einen Russen, der ihr ein Haus in Neuilly glänzend einrichtete, ihr Equipage, Schmuck und Cachemirs schenkte und sie in die Demi-Monde einführte.

Unter den ausgehaltenen Frauen von Paris giebt es sehr wenige, die sich nicht für Politik und Literatur interessiren, einige dieser Damen pflegen auch Reisen im Auslande zu machen.

Bei Gelegenheit einer Orgie wurde über Kunst und Kunstliebhaberei gesprochen und dabei auch der fürstliche Held meines gegenwärtigen Abschnittes erwähnt. Man sagte beiläufig das von ihm, was auch ich erwähnt, daß er ein Weiberfeind sei.

„Es lohnte die Mühe, diesen Menschen zu erobern," sagte Betsey, die sich fortan Donna Manuela Hermosa nannte. — „Was gilt die Wette, meine Damen, daß ich ihn erobere?"

Einige Herren und Damen hielten die Summen, die Manuela anbot, und sie verließ bald darauf Paris, um nach Deutschland, namentlich nach der Hauptstadt des berühmten fürstlichen Kunstkenners und Kunstliebhabers zu reisen.

In Deutschland wird eine Künstlerin, die in London und Paris debutirt, dazu noch eine Spanierin ist, mit viel mehr Jubel und Enthusiasmus aufgenommen, als ander-

wärts. So geschah es auch Donna Hermosa. Sie trat im Hoftheater auf und der regierende Fürst besuchte dieses, als sie ihre zweite Gastrolle gab, denn man hatte ihm so viel von ihrer Schönheit und Grazie gesagt und hinzugefügt, sie gleiche einem Rembrandt'schen Damenporträt, welches der Fürst für das schönste seiner Galerie hielt, daß er sich bereden ließ, dahin zu gehen, um sagen zu können, ob es in der Natur auch etwas so Schönes gebe, wie es die Phantasie zu schaffen vermag.

Donna Hermosa tanzte an diesem Abend so, wie sie noch niemals getanzt, sie hatte sich so zu sagen selber übertroffen, dabei versäumte sie es nicht, ihre Batterien der Koketterie durch ihre Augengeschosse auf den Fürsten zu richten, der durch dieses plötzliche, ihm ungewöhnliche Manöver ziemlich außer Fassung gerieth.

Der Fürst war schon über die Jahre der Reife hinaus. Man sagt, die Liebe sei Menschen, die gegen dieses Gefühl ankämpfen, in vorgerückterem Alter viel gefährlicher, als sie es in der Jugend gewesen wäre. Dies war auch hier der Fall. Er klatschte höchst eigenhändig der Tänzerin Beifall zu und ließ einen prachtvollen Blumenstrauß anfertigen, den er ihr bei der nächsten Vorstellung zuwarf.

Wenn der Ausdruck „anziehend" wörtlich genommen werden darf, so besaß Donna Hermosa eine solche Anziehungskraft in Bezug auf den Fürsten. Dem höchst eigenhändigen Beifallklatschen und Blumenstraußzuwerfen

folgte bald ein Besuch hinter den Coulissen. Der Hof erlebte den Scandal, den regierenden Fürsten hinter den Lampen zu erblicken.

Es war die vierte Gastvorstellung der Tänzerin. Sie hatte sich für sechs Vorstellungen engagiren lassen. Der Fürst durfte also keine Zeit verlieren, wenn er bei ihr zum Ziele kommen wollte. Anfangs hielt ihn seine ihm eigene Schüchternheit zurück, sie anzureden, sie mußte also ihm auf halbem Wege entgegengehen, wenn sie ihre Wette gewinnen wollte. Sie redete ihn an und er fing an, von den sengenden Strahlen ihrer koketten Augen aufzuthauen. Er sagte ihr einige Complimente, über ihren Tanz und über ihre Schönheit und seine Augen verweilten mit sichtbarem Wohlgefallen an ihren wahrhaft herrlichen Körperformen, namentlich konnte er sie von ihrem Busen nicht wegwenden. Sie frug ihn, weshalb er sie in dieser Weise fixire. Er entgegnete, es sei beinahe unglaublich, daß eine Dame von Natur aus so reichlich ausgestattet sei.

Ohne eine Antwort zu geben, entriß die Tänzerin einem naheſtehenden Theaterdiener ein Messer und spaltete das Corsett vorne so, daß der Fürst seine Zweifel an der Wirklichkeit ihrer Reize auf das Glänzendste widerlegt fand. Im nächsten Moment hatte er sie hinter eine Theaterdecoration gezogen und kniete vor ihren Füßen.

So hatte sie ihre Wette doch gewonnen und ward von diesem Augenblicke an die erklärte Maitresse des sonst so verschämten Fürsten.

Dieses Verhältniß währte mehrere Jahre. Der Fürst selber war ganz wie metamorphosirt. Er, der ehedem unter den schönen Künsten der Malerei den Vorzug gegeben hatte und niemals Gedichte las, machte jetzt selber solche — wofür ihm aber die Musen schwerlich dankten, denn die Verse waren mehr als schwach. Er besang sie in jeder Gattung von Versmaß und brachte überhaupt den größten Theil seiner Zeit an ihrer Seite zu. Sie hatte ihn ganz unter ihrem Pantoffel gebracht.

Seine Liebe für die Tänzerin ging so weit, daß er ganz ernstlich daran dachte, sie zu heirathen, er erhob sie sogar in den Grafenstand und schenkte ihr eine sehr einträgliche Domäne. Jedermann, der ein Anliegen bei Hofe hatte, durfte nur dann hoffen, es durchzusetzen, wenn er der Fürsprache der ehemaligen Tänzerin gewiß war.

Diese Dame hatte trotz ihres Leichtsinns und Lust an Abenteuern so manche gute Eigenschaften. Sie war eine wahrhafte Demokratin und Freundin des Volks, während sie die Schranzen, Pflastertreter, Pfaffen und Junker verabscheute. Da jedoch in dem Lande gerade diese Kasten am mächtigsten waren, so hetzten sie das Volk gegen sie, daß es dahin kam, wie eine Deputation den Fürsten bat, sie aus dem Lande zu verbannen. Die Studenten gingen noch weiter; sie brachten ihr eine Katzenmusik, worüber Donna Hermosa in eine solche Wuth gerieth, daß sie eine Hetzpeitsche zur Hand nahm und mit dieser bewaffnet hin-

ab auf die Straße ging und einigen der Katzenmusikanten Hiebe über das Gesicht gab.

Die Erbitterung gegen sie hatte endlich so zugenommen und sich auf ihren Geliebten ausgedehnt, daß sie in Gefahr schwebte, vom Pöbel nicht nur insultirt, sondern sogar erschlagen zu werden. Als sie eines Morgens ausfuhr, flogen mehrere Steine gegen sie. Hermosa aber setzte sich selber auf den Bock, ergriff die Zügel und Peitsche und hieb auf ihre Pferde los, so daß diese in einen wüthenden Galopp einsprengten und mehrere Menschen aus dem Volke niedertraten, während es ihre Begleiter nicht gewagt hatten, sich ihrer anzunehmen.

Der Fürst selbst war über sein Volk erbittert und zog sich von der Regierung zurück, den Thron seinem Sohne abtretend. Er wollte ihr Anfangs folgen, wohin sie ging, man drang aber so lange in ihn, daß er endlich dieses Vorhaben aufgab. Seine Liebe für Manuela — oder Betsey — hatte aber nicht abgenommen, er schrieb ihr mehrere Briefe, die sie sehr selten, endlich sogar ganz und gar nicht beantwortete. Die hygäische Heilkraft der Zeit hatte sich übrigens auch bei ihm bewährt. Nachdem er seine Trauer und Thränen in unzähligen Gedichten über die Abwesende ausgegossen, dachte er immer weniger an sie, bis er sie ganz vergaß. Es waren auch keine Aussichten da, daß er sie jemals wieder sehe. Sie ließ sich nach Amerika überschiffen, wo sie mehrere Jahre blieb und erst im Jahre 1861 nach Europa — nach London —

zurückkehrte, wo sie mehrere Vorlesungen hielt und zumeist vom Ertrage ihrer Feder lebte.

Der Fürst starb in demselben Jahre wie die Tänzerin und sie mochten auf einander in den elysäischen Feldern gestoßen sein.

Alles was von deutschen Hofscandalen sonst gesagt werden könnte und dürfte, überlasse ich anderen Autoren. Es wird doch immer heißen: „partout comme chez nous.“

IX.

Ein großer fürstlicher Sünder. — Die Civilliste und die Staatseinkünfte. — Quellen zum Vergrößern der Staatseinkünfte. — Der Familienschatz als Bank-Hypothek. — Ein unternehmender Finanzminister. — Der treue Juwelier. — Flucht des Fürsten und Occupation seines Landes durch eine ausländische Macht. — Seine Rückkehr nach vierzehn Jahren. — Tilgung der Staatsschuld und Rettung des Familienschatzes. — Liebschaften des Fürsten und seine Hahnreischaft. — Ein faules Duell. — Seine natürliche Tochter und der Kronprinz. — Beide sterben an Gift. — Die Illegitimität seines Nachfolgers. — Seine beiden Bastarde: ein Minister und ein General.

Wenn es irgendwo Fürsten gegeben hat, die mit dem Blute und dem Vermögen ihrer Unterthanen gewissenlos gewirthschaftet, so war dies sicherlich in Deutschland der Fall, wo man noch vor kaum einem Jahrhundert die besten Jugendkräfte an ausländische Despoten verkauft hatte, um dafür Geld zum Erhalten der Maitressen und eines unnützen Hofstaates zu sammeln. Unter den kleineren Fürstenthümern Deutschlands hat es auch sehr viele solche gegeben, in welchen die Civilliste beinahe die Hälfte der

Staatseinkünfte, ja einen kleinen Staat, wo sie sogar drei Fünftel davon verschlang. Ob da wohl für Schulen, für nothwendige Volksinstitute, für Industrie, öffentliche Arbeiten u. s. w. Etwas übrig geblieben? Wer weiß es? Es gab dort keine verantwortlichen Ministerien.

In einem solchen Staate hauste zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ein Fürst, der in mancher Beziehung schlimmer war, als die meisten seiner Collegen von Gottes Gnaden, ein Mensch, der, wenn er nicht in einer fürstlichen Wiege gelegen, es schwerlich zu Etwas in seinem Leben gebracht hätte, ein Mensch, der auch nicht eine einzige Tugend, ja nicht einmal eine erträgliche Eigenschaft besaß. Er hatte von allen sieben Todsünden etwas an sich. Er war weder schön, noch vernünftig, weder gut, noch tapfer, weder ehrlich, noch aufrichtig, weder großmüthig, noch mild, sondern gerade das Gegentheil von allem Dem. Er dachte, seine Unterthanen seien nur da, um von ihm und in seinem Namen von seinen Schranzen unterdrückt und geschunden zu werden. In seinem Lande — oder Ländchen — gab es keine andere als Cabinetsjustiz. Ob sich die Leute unter sich selber vertrugen, oder sich gegenseitig die Kehle abschnitten, darum bekümmerte er sich nicht. Es gab nicht einmal eine eigentliche Rechtspflege, die alten Feudalgesetze galten noch immer und das Rad, die Folter und andere Ueberbleibsel der alten und mittelalterlichen Barbarei bestanden dort am längsten.

Dieser Fürst hatte sogenannte noble Leidenschaften, die für den kleinen Staat etwas zu kostspielig waren und selbst

die von ihm selber für sich selber bestimmte Civilliste — die, wie ich oben angedeutet, zu den stärksten gehörte — genügte nicht, den dem Fasse der Danaiden gleichenden, unersättlichen Säckel des fürstlichen Prassers zu füllen.

Er hatte einmal eine Sonderlingslaune. Diese bestand darin, daß er seinen Hofstaat um eine hohe Stelle bereicherte. Er hielt sich einen Finanzminister. Die Wahl war des Wählers würdig. Der Finanzminister deutete ihm die Quellen an, aus denen eine Zeit lang geschöpft werden konnte. Diese Quellen waren: Taxen für Aemter, erhöhte Stempelgebühren, Einführung der Staatslotterie, Monopole auf verschiedene Landesprodukte, die ehedem von Jedermann für ein Gemeingut betrachtet wurden, Verkaufen von Truppen an fremde Potentaten, endlich aber als das Schlimmste von Allem, die Gründung einer Bank, als deren Hypothek der Familienschatz des Fürsten dienen sollte.

Im Volke wußte man von dem Werthe dieses Familienschatzes nicht sehr viel; es hieß aber, er sei unermeßlich groß — etwa so, wie die Missisippiminen zu Zeiten Law's unter dem Regenten Philipp von Orleans. Auf diese Hypothek wurden Banknoten ins Unendliche in Circulation gesetzt; ja damit die Quelle noch ergiebiger sei, hatte der Herr Finanzminister sogar eine Fälscherbande in seinem Solde, die ihn mit falschen Banknoten versah, die zwar unter dem Volke in Umlauf gesetzt wurden, wenn sie aber an die Zahltische der fürstlichen Bank gelangten, als gefälscht erkannt und confiscirt wurden. Diese ge-

wissenlose Speculation war freilich nur für die Dauer weniger Jahre berechnet, doch auch hier herrschte die Maxime eines großen Staatsmannes, der da zu sagen pflegte: „Apres moi le déluge (nach mir möge auch die Sündfluth kommen, mich kümmert's nicht)."

In einem viel größeren Staate hatte ja eine große reiche Residenzstadt als Hypothek für eine ähnliche Speculation gedient und man pfändete sie nicht, sondern der große Staat machte einen Riesenbankerott. Dieser geschah aber viel später und es ist leicht möglich, daß der große Staat dies dem kleineren abgelernt hatte.

„Es ist ein wahres Glück, daß wir fliehen müssen", sagte der Fürst seinem Minister der Finanzen, „denn der Werth der Papiere fängt an zu fallen. Es ist nur die Frage, wie wir die Hypothek retten, ohne zu zahlen?"

Diese Worte wurden am Vorabende der Flucht des Fürsten gesagt. Der Feind war bereits bis an die Grenzen seines Staates vorgerückt und eine Proclamation des feindlichen Feldherrn entband die Unterthanen der Treue, die sie ihrem Fürsten schuldeten, weil dieser zu Anfang des Krieges gegen die fremde, jetzt siegreiche Macht sich bewegen ließ, einer Coalition gegen diese beizutreten, ohne dann zu gelegener Zeit den Mantel zu drehen.

Der Mann, der den fürstlichen Schatz rettete, war ein armer jüdischer Juwelier. Als der Feind ins Land einbrach, fiel es ihm durchaus nicht ein, diesen Schatz bei einem solchen Menschen zu suchen, um so weniger, da sich das Gerücht zu verbreiten anfing, es seien einige hundert

Fourgons mit Gegenständen aus der fürstlichen Schatzkammer aus der Residenz der nächsten Grenze zugefahren. Daß diese Fourgons leer waren, davon wußten nur drei Personen, der Fürst selber, der Finanzminister und der jüdische Juwelier.

Ist es aber möglich und denkbar, daß es Menschen giebt, die in ihrer Anhänglichkeit so weit gehen, ohne dabei ein gewisses Interesse zu haben? Es ist nicht leicht begreiflich. Hier gab es eine solche Ursache. Man kann diese Ursache ein gewagtes Spiel, ein Setzen in die Lotterie, eine Zuversicht in einen gewissen Stern nennen, der manchmal böse Menschen mehr beschützt, als gute. Und der Fürst gehörte nicht zu den Letzteren.

Der Jude dachte, es wäre nicht unmöglich, reich zu werden und doch den Ruf eines ehrlichen Menschen zu erwerben, dann aber mit diesem Rufe noch mehr zu gewinnen, als was er gewinnen konnte, wenn er von den Schätzen etwas unterschlagen wollte, was immerhin eine gewagte Speculation gewesen wäre. Er rechnete auch auf eine längere Abwesenheit des Fürsten und der Schatz sollte jetzt nicht mehr der Staatsbank, sondern seiner eigenen als Hypothek dienen.

Die Berechnungen des speculativen Juden hatten ihn nicht getäuscht. Die Abwesenheit des Fürsten war eine länger währende, als sich irgend Jemand eingebildet hatte, sie währte über 14 Jahre, und er kehrte erst zurück, nachdem der Feind von einer allgemeinen Coalition besiegt und ganz und gar unschädlich gemacht worden war.

Während dieser langen Abwesenheit des Fürsten hatten die meisten Besitzer von Banknoten ihre Verluste verschmerzt, noch andere waren gestorben, und da nach dem Eindringen des Feindes und Occupation des Landes diese Noten theils eingefordert, theils für werthlos erklärt wurden, so sah man nur noch wenige Exemplare derselben als Curiosa in Rahmen an den Wänden einiger Seltenheitensammler prangen. Mithin war an eine Rückzahlung und Einlösung der Scheine nicht zu denken, folglich lag auch keine Gefahr darin, wenn der Fürst vom Aufbewahrer seines Schatzes das Depositvermögen zurückforderte und erhielt, was auch richtig so geschah.

Der Juwelier hatte mit dem Vermögen seines Fürsten sehr geschickt speculirt und war in dem Momente, in welchem er ihm seinen Schatz zurückgab, viel reicher als der Fürst selber, an dem Schatze aber fehlte nicht ein Körnchen Gold oder Silber. Die Nachkommen dieses Juweliers zählen heutigen Tages zu den reichsten Menschen Europa's, während das Vermögen eines anderen Mannes, der an seinem Fürsten bei ähnlicher Gelegenheit einen Raub begangen hatte, bei Weitem nicht so gut gedeiht.

Was war aber aus dem Finanzminister geworden, der seinem Herrn so gute Rathschläge gegeben hatte? Welche Bande hatten ihn denn mit dem Fürsten verbunden, daß er ihm so treu blieb?

Die verbindende Kette dieser beiden Menschen war ein gegenseitiger Scandal. Der Minister hatte eine schöne

Tochter, die dem Fürsten sehr in die Augen stach, während ihr Vater sich der besonderen Gunst der Gattin des Fürsten erfreute. Ein sonderbarer Zufall war es, daß sowohl der Fürst wie der Finanzminister an einem und demselben Tag erfuhren, welch Unrecht einer dem anderen angethan. Der Erstere wurde durch den Letzteren zum Hahnrei, während er selbst ein Kuckucksei in die Familie seines Ministers legte.

Es fanden gegenseitige Aufklärungen und Verständigungen statt. Es giebt Menschen — ich selber zähle mich darunter — die es Cynismus nennen, während Andere es Stoicismus taufen würden, daß der Fürst, als er die Gewißheit hatte, wie seine Stirne mit Hörnern geschmückt worden war, es für das Beste hielt, sich durch ein Geständniß rächte, welches er dem Vater des von ihm — dem Fürsten — verführten Mädchens machte. Eines fürstlichen Dieners Ungeschicklichkeit war Schuld daran, daß dieser Scandal, freilich nur à la Camera und zwischen vier Wänden, zwischen den betreffenden Personen aufkam. Er hatte einen Brief, den ihm die Fürstin zur Beförderung übergeben, auf der Treppe aus der Tasche verloren, der Fürst hob ihn auf und die Handschrift seiner Gattin erkennend, erbrach er ihn, um daraus seine Schande zu erfahren.

„Jetzt halte ich ihn im Schach, er wird mir wegen den kleinen Aufmerksamkeiten, die ich seiner Tochter geschenkt, keine Scene machen", dachte der Fürst und ging auf die Wohnung seines Vertrauten, der eben von einem

Tète à Tète mit seiner Tochter zurückgekehrt war, in welchem sie ihm Geständnisse machte, die sie zu machen durch das Herannahen eines kritischen Zeitpunktes gezwungen ward. Es fanden nun gegenseitige Erörterungen und Erklärungen statt, die darin endeten, daß Alles beim Alten blieb und man verschaffte der Tochter des Finanzministers einen betitelten Gatten, der in Bezug auf eine erste Liebe ziemlich tolerant war und sich damit tröstete, daß ihm für die Schande in Form eines Ordens und Erhebung zu einer hohen Stelle ein Pflaster auf's Herz gelegt werde.

Dies war aber nicht der einzige Seitensprung, den der Fürst in seinem Leben gemacht hatte. Er hatte auch eine andere Dame auf Abwege geführt, deren Vater aber weniger Ursache hatte, nachsichtig zu sein, als der Minister, weil er selber nichts begangen, um den Fürsten das Recht einzuräumen, sich an seiner Ehre zu vergreifen, zudem stand er durch seine hohe sociale Stellung und ein großes Vermögen mehr gesichert, als der Finanzminister, endlich aber hatte der Fürst gegen ihn in doppelter Weise gesündigt, indem er ihm gleichzeitig Gattin und Tochter verführte, so daß der Scandal viel größer war. Da der Vater und gleichzeitig Gatte selber aus einem fürstlichen Hause stammte, hielt er sich seinem Beleidiger ebenbürtig und forderte ihn zum Duell auf neutralem Boden. Dieses fand auch statt, und wie dies bei sehr vielen Duellen zu sein pflegt, daß der Unschuldige und Beleidigte unterliegt, so war es auch hier der Fall, und wie es Menschen giebt,

die bei Hazardspielen die Kunst zu Hilfe nehmen, um zu gewinnen, so gab es auch in diesem Duelle etwas Faules. Einer der Secundanten ließ sich nach vielen Jahren verlauten, die Kugel, die im Herzen des Gefallenen gefunden worden, sei für das Kaliber der Pistole, aus welcher der Fürst geschossen, viel zu groß, und genau in den Lauf einer Kugelbüchse passend gewesen.

Eine dritte Liebschaft dieses Fürsten war eine Bürgerliche von außerordentlicher Schönheit, die Gattin eines Violoncellisten im Theaterorchester. Dieses Verhältniß währte unter den dreien am längsten, nämlich volle vier Jahre, bis die Frau einem Mädchen Leben gab, von welchem Zeitpunkte an der Fürst sie nicht mehr besuchte und von einer Vaterschaft des Kindes nichts wissen wollte.

In dieses Kind, die Tochter des Fürsten und der Bürgerlichen, hatte sich später, als sie herangewachsen war, der Sohn des Fürsten derart verliebt, daß er sie heirathen wollte. Dies gab einen neuen Hofscandal, der Vater ging so weit, sein eigenes Kind — das Mädchen war nach Aussage der Gattin des Violoncellisten die Tochter des Fürsten — ins Zuchthaus sperren zu lassen und sie würde als Verführerin des Prinzen beschimpft worden sein, hätte der Letztere im kritischen Augenblick seinen Vater nicht damit gedroht, er würde Beweise herbeischaffen, daß er der zweitgeborne Sohn — sein Bruder — ein Bastard des Finanzministers sei, worauf denn der Vater das Mädchen in Freiheit setzen ließ. Damit sich jedoch ähnliche Scenen nicht wiederholten, wurden Intriguen gesponnen

und die Eifersucht des Kronprinzen erregt, der in einem Anfalle von Wuth seiner Geliebten Gift in den Kaffee mischte und selber davon so viel nahm, daß er sowohl wie seine Par amour in wenigen Stunden starben.

Dieses tragische Ereigniß wurde dem Vater gemeldet, als er ohnehin schon wegen einer fehlgeschlagenen Finanzspeculation aufgeregt genug war und, um seinen Aerger leichter hinabzuwürgen, mehrere Gläser starken Portwein in aller Aufgeregtheit getrunken hatte. Alles dies zusammen genommen zog ihm einen Schlagfluß zu, der seine Sprachorgane lähmte, und eine Woche später folgte eine allgemeine lethale Krisis.

Sein Nachfolger war eigentlich der Bastard des Finanzministers, doch da von einer Illegitimität Niemand als die Fürstin und der Finanzminister wußten, so galt er für einen aus fürstlichem Blute entsprossenen Prinzen und bestieg den Thron ohne Widerrede. Seine beiden Bastardhalbbrüder, d. h. die Söhne des verstorbenen Fürsten, hatten ganz das Naturell ihres Erzeugers geerbt.

Der eine dieser Bastarde wurde unter der Regierung des Nachfolgers Minister und ein noch größerer Unterdrücker und Schinder des Volkes, als sein natürlicher Vater es gewesen.

Der andere Bruder nahm Dienste im Auslande und brachte es bis zur Generalswürde. Als Feldherr war er ziemlich unbedeutend, doch als strenger Inquisitor und Geißel des Volkes um so berüchtigter. In dem Lande, dessen Monarchen er diente, war eine Revolution ausge-

brochen und nachdem diese mit Mühe unterdrückt worden war, erhielt er die Vollmacht, die Rebellen zu bestrafen. Kein Alba, Caraffa oder Castaldo hatten jemals ärger gehaust als er, denn er ließ die Gefangenen dutzendweise hinrichten. Die Strafe des Himmels folgte aber bald, denn sein Würgen endete vom Racheengel des Himmels gehemmt. Er starb an jener schändlichen Krankheit, an welcher Herodes und Sulla gestorben.

Im Verlage der Verlagsanstalt in Leipzig erschien ferner:

Aus dem Leben einer Hotel-Nymphe. Erzählt von Emanuel Manitius. Mit Titelbild. 7 1/2 Sgr.

Fanny, die schöne Putzmacherin in Berlin. Bekenntnisse derselben aus ihrem Leben. Erzählt von Emanuel Manitius. Mit Titelbild. 7 1/2 Sgr.

Mein erster und mein letzter Kuß. Aus den hinterlassenen Papieren einer gefeierten Prima-Donna. Mit Titelbild. 7 1/2 Sgr.

Minna, das schöne Milchmädchen von Loschwitz. Bilder aus dem Leben. Mit Titelbild. 7 1/2 Sgr.

Sociale Geheimnisse. Von A. P. Luciani. Mit Titelbild. 7 1/2 Sgr.

Inhalt: I. Familienmysterien. — II. Die Hosen der Damen. — III. Weinstuben-Abenteuer. — IV. Die Mysterien der Meßbuden.

Im Hemde oder die Internirung im Bette. Eine pikante Geschichte aus den Kriegsjahren 1870/71. Von H. L. Theofried. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Claudine, der kluge Backfisch. Von A. P. Luciani. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Schön Betty's Abenteuer in London. Ein Sittengemälde aus der britischen Weltstadt. Von A. P. Luciani. Mit Titelbild. 7½ Sgr.

Scandal-Geschichten europäischer Höfe. Nach den hinterlassenen Papieren eines alten Diplomaten. In 10 Bänden à Band 15 Sgr.

Bd. I.: Oesterreich-Ungarn. — Bd. II.: England-Schottland. 1. Theil. — Bd. III.: England-Schottland. 2. Theil. — Bd. IV.: Italien. — Bd. V.: Rußland. — Bd. VI.: Frankreich. 1. Theil. — Bd. VII.: Frankreich. 2. Theil. — Bd. VIII.: Spanien-Portugal. — Bd. IX.: Schweden. Dänemark. Griechenland. Holland. — Bd. X.: Deutsche Staaten.

Die weiblichen Reize. Physiologisch, psychologisch und ästhetisch geschildert. Von Dr. H. Lawes. Mit vielen feinen Holzschnitten. Zweite vermehrte mit

vielen neuen Abbildungen versehene Auflage. Eleg. broch. 1 Thlr.

Geheimnisse der Prostitution. Enthüllungen aus dem Leben der Bohème galante aller Länder. Von Dr. d'Henri. Eleg. broch. mit illustr. Umschlag. Preis 1 Thlr.

Die Liebe einer Prima=Donna. Aufzeichnungen aus einem vielbewegten Leben. 52 Bogen eleg. broch. mit illustr. Umschlag. 1 Thlr.

Das Buch von der Zeugung. Entwickelung und Geburt des Menschen und den Krankheiten der hierbei betheiligten Organe. Von Dr. med. G. Adolf. 45 Bogen. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage. 1 Thlr. 15 Sgr.

Amor's Schelmenstreiche. Interessantes und Pikantes. Mit illustr. Umschlag eleg. broch. 10 Sgr.

Verstoßene Kinder der Musen. 15 Sgr.

Es ist dieses eine Sammlung von bisher zum Theil noch ungedruckten pikanten geistreichen Gedichten unserer Classiker.

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

HERTZBERG — NEW METHOD, INC. EAST VANDALIA ROAD, JACKSONVILLE, ILL. 62650

TITLE NO.	ACCOUNT NO.	LOT AND TICKET NO.
GRRJ3	07200-K35	JC 00- 12 83

KASZONY*

SCANDAL-GESCHICHTEN EUROPAISCHER HOFE.*

42-28 940*K15s*

U.6-10*

CLOTH COLOR

13-70

01STX4

HEIGHT

0091 VERY BRITTLE*

00 000

CHARGING INFORMATION SPECIAL WORK AND PREP.

STUBBING		FRONT COVER		HAND ADHESIVE		MAP POCKET PAPER	
HAND SEW		NO TRIM		LENGTHWISE		MAP POCKET CLOTH	
THRU SEW		PAGES LAMINATED		FOREIGN TITLE		SPECIAL WORK	
THRU SEW ON TAPE		EXTRA THICKNESS		LINES OF LETTERING		REMOVE TATTLE TAPE	

HEIGHT	PICA	WRAP
6	7	

GRRJ3